BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hammerdörfer, Karl

Asia ein geographisch-historisches Lesebuch zum Nutzen der Jugend und ihrer Erzieher

Leipzig 1786

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 3817 -3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11248346-1
VD18 1244619X-001

Aſia

ein

geographiſch-hiſtoriſches Leſebuch

zum

Nutzen der Jugend und ihrer Erzieher

von

K. Hammerdörfer und C. T. Koſche A. M.

Dritter Band,

EIGENTHUM DES COLLEGIUMS IN AUGSBURG

als eine Fortſetzung von Europa.

Leipzig,

bey Weidmanns Erben und Reich. 1786.

Dem Verſprechen zufolge, das wir in der Vorrede zum zweyten Band unſers Europa gethan, und aufgemuntert durch die ſchonenden Urtheile, mit welchen unſre Arbeit beehrt worden iſt, wagen wir es, mit Beſchreibung der übrigen drey Erdtheile, den Anfang zu machen. Wer die Schwierigkeiten kennt, die uns Mangel an hinlänglichen oder doch brauchbaren Nachrichten, Widerſprüche der Reiſenden, und zum Theil auch Undienſtfertigkeit in den Weg gelegt haben, der wird es uns gewiß nicht zu hoch anrechnen, wenn wir hie und da nicht ſo vollſtändig geweſen ſind, als wir vielleicht hätten ſeyn ſollen. An gutem Willen, an Fleiß und Mühe haben wir es wenigſtens nicht feh-

 len

len laſſen: wir wären auch zuweilen wohl im Stande geweſen, uns über manchen Gegenſtand weiter auszubreiten, wenn wir alles, was wir fanden, ohne nähere Prüfung hätten aufnehmen wollen; allein ſo mußten wir vieles als unbrauchbar verwerfen, was Leichtgläubigkeit, oder die Sucht, alles recht hübſch ſyſtematiſch vorzutragen, den Reiſenden als Wahrheit nieder zuſchreiben gelehrt hatte. Wer weit her kömmt, hat gut lügen: ſagt ein franzöſiſches Sprüchwort, und in der That möchte man dieſe Worte auf manche Nachrichten von entfernten Ländern ſetzen, deren Verfaſſer ſich nicht entblöden, die handgreiflichſten Unwahrheiten bekannt zu machen. Dies gilt indeſſen meiſt nur von ältern Reiſe- und Länderbeſchreibungen; gegen neuere aber wurden wir dadurch ziemlich mistrauiſch, da wir fanden, daß viele Nachrichten, die in unſern Journalen als handſchriftlich paradiren, aus ältern Büchern, und zum Theil ſogar aus der Hiſtoire moderne des Chinois etc. pour ſervir à l'hiſtoire ancienne de Rollin, faſt wörtlich abgeſchrieben waren.

Die-

Dies vorausgeſetzt alſo, darf es, wie uns dünkt, unſern Leſern und Beurtheilern gar nicht unangenehm ſeyn, wenn wir alles, was das Gepräge der Fabelhaftigkeit an ſich zu tragen ſchien, weggelaſſen, und wo wir blos ſelbſterſonnene Muthmaſſungen hätten niederſchreiben können, lieber geradezu eine Lücke gelaſſen, und unſre Unwiſſenheit geſtanden haben. Der, deſſen unermüdliche Feder alles abſchreibt, was ihm vor die Fauſt kömmt, der wichtiges und unwichtiges, brauchbares und unbrauchbares, wahrſcheinliches und unwahrſcheinliches mit gleicher Bereitwilligkeit auf und annimmt, um nur recht viel von dem Gegenſtand ſagen zu können, den er vor ſich hat, der hintergeht das Vertrauen, welches Publikum und Verleger in ihn ſetzen, hat kein andres Verdienſt, als jeder Schreiber, der die elendeſten Schmiralien ſeines Patrons treufleißigſt kopiret, und darf aufs höchſte von dem unverſtändigen Pöbel Beyfall erwarten.

Bisher haben wir uns deswegen entſchuldigt, daß wir nicht überall ſo weitläuftig waren, als es

die Quellen, aus denen wir ſchöpften, zuweilen erlaubt hätten; nun müſſen wir uns etwas näher über den angeführten Mangel an Nachrichten erklären, denn von der Undienſtfertigkeit, die wir hie und da aus Gründen, die ſich zum Theil leicht errathen laſſen, haben erfahren müſſen, wollen wir gar nichts weiter berühren.

Manchem möchte es ein Widerſpruch ſcheinen, daß wir dort über zu viele, hier über zu wenige Nachrichten klagen; aber doch ſind beyde Klagen vollkommen gegründet. Von der aſiatiſchen Türkey z. B. handeln eine ungeheure Menge Reiſebeſchreibungen, aber die meiſten dieſer Reiſenden waren Männer, denen Ruinen alter Tempel und Schauſpielhäuſer, Grabſteine und Bildſäulen unterſuchenswürdigere Gegenſtände waren, als der gegenwärtige phyſiſche, moraliſche und politiſche Zuſtand dieſer Gegenden. Sie unterſuchen wohl mit großer Aengſtlichkeit, ob dieſer oder jener Berg oder Fluß, bey den Alten ſo oder anders genennt worden? ſie unterſuchen wohl, ob das alte Babylon auf dieſem

oder

oder jenem Flecke gelegen? von dem aber was man weit lieber wiſſen möchte, was Aufſchlüſſe über die Geſchichte der Menſchheit und ihrer Kultur geben würde, ſagt jeder meiſt nur gerade ſoviel, als alle ſeine Vorgänger auch geſagt haben. Ohne Niebuhrs treffliche Nachrichten wäre es mit Arabien nicht beſſer, denn ältere Reiſende ſind beynahe gar nicht brauchbar. Perſien iſt zwar zur Genüge bekannt und beſchrieben; allein die Nachrichten, welche wir von dieſem Reiche haben, ſind meiſt alle nur bis auf die Zeiten des Nadir Schach anwendbar, und von dem jetzigen Zuſtande dieſes einſt ſo mächtigen Reiches, in welchem die großen politiſchen Revolutionen, die es ſeit etlichen vierzig Jahren erfahren hat, wichtige Veränderungen hervorgebracht haben müſſen, wiſſen wir wenig oder gar nichts. Nicht viel beſſer iſt es mit Hindoſtan und andern Staaten Oſtindiens; niemand weiß genau und beſtimmt zu ſagen, in wie weit der Wohlſtand des erſtern unter ſeinen neuen verſchiednen Beherrſchern zu- oder abgenommen hat, und niemand kennt auch

die Regierungsart, und die innre Verfaſſung der Nationen, welche den Thron der Moguls umgeſtürzt haben. Die Küſten und Inſeln Oſtindiens kennt man noch am genauſten, von der großen Halbinſel jenſeit des Ganges aber muß man ſich immer noch mit den ſo mangelhaften zum Theil gewiß äuſſerſt unwahren Nachrichten der Miſſionäre begnügen. Von Sina und Japan kennen wir weiter nichts als die Küſten, und in dem erſten durch ruſſiſche Berichte den Strich bis Pe-king; ins Innre dieſer beyden Reiche iſt ſeit mehr als einem Jahrhundert kein Europäer gekommen, und diejenigen, welche vorher Gelegenheit hatten, die innern Gegenden zu bereiſen, waren entweder zu ſehr mit Religionsvorurtheilen eingenommen, oder in der Sprache des Landes zu unwiſſend, oder ſie hatten gleich den Miſſionären ihre beſondern Abſichten zu ſehr vor Augen, als daß man in ihre Nachrichten ein vollkommnes Vertrauen ſetzen könnte. Dies läßt ſich auch auf Thibet, und noch mehr auf die tatariſchen Völker in Aſien anwenden, welche nicht innerhalb

der Gränzen des ruſſiſchen Reiches wohnen, und welche beynahe noch unbekannter und fremder für die Europäer ſind, als die Bewohner Südindiens, von welchen wir, freylich wider die gewöhnliche Sitte, aber doch aus guten Gründen, einen Theil mit zu Aſien gerechnet haben, deswegen nämlich, weil es doch wohl etwas zu vorſchnell war, einen Haufen zerſtreute Inſeln, die ſich zum Theil dicht an die aſiatiſchen Philippinen und Molucken hinſtrecken, deren Größe noch nicht genug bekannt iſt, und deren Einwohner doch in jedem Betracht weit hinter den geſitteten Nationen der andern Erdtheile ſtehen, ſogleich mit der Benennung eines fünften Welt- oder Erdtheils zu beehren.

Daß wir uns übrigens bemüht haben, die beſtmöglichſten Hülfsmittel zu unſrer Arbeit zur Hand zu nehmen, wird aus der Anzeige der Werke erhellen, welche wir bey dieſem Theile benutzt haben. Zum aſiatiſchen Rußland, bearbeitet von Hammerdörfer, iſt gebraucht worden: Georgi Beſchreibung aller Nationen des ruſſiſchen Reichs,

nebſt

nebſt Deſſelben und Pallas, Gmelins und Rytſchkows Reiſen; Peter Rytſchkows Orenburgiſche Topographie, Stellers und Kraſchenninikows Beſchreibung von Kamtſchatka und Coxe Geſchichte der neueſten ruſſiſchen Entdeckungen. Zur aſiatiſchen Türkey, Arabien und Perſien, bearbeitet von M. Roſche, iſt benutzt worden, Lüdeke Beſchreibung des türkiſchen Reiches, Pococke Beſchreibung des Morgenlandes, Niebuhrs Beſchreibung von Arabien nebſt deſſen Reiſen, Björnſtåhls Briefe, Mariti Reiſe nach Cypern, Chandlers nach Kleinaſien, Baltimore's in den Orient, Tourneforts in die Levante, Chardins, Taverniers und Otters Reiſen nach Perſien. Zu Oſtindien und Sina, von Hammerdörfer bearbeitet, Tiefenthalers Beſchreibung von Hindoſtan, du Halde Beſchreibung des ſineſiſchen Reiches, Sonnerats Reiſe nach Oſtindien und Sina, Dows Geſchichte von Hindoſtan, Raynal Hiſtoire politique et philoſophique, Bolts gegenwärtiger Zu-

ſtand

ſtand von Bengalen, Makintoſch Reiſen (a. d. Engl. Leipzig 1785.) Yves, Großens, Osbecks, Ekebergs, Olof Torrees Reiſen, Marsdens Beſchreibung von Sumatra, die *Hiſtoire moderne* und viele in Forſters und Sprengels Beyträgen der Auswahl kleiner Reiſebeſchreibungen u. a. O. mehr zerſtreut ſtehende Aufſätze. Zu Sina auch noch die Memoires de la Chine und Beſchreibung einer dreyjährigen ſineſiſchen Reiſe, Amſterdam 1666. Zu Japan, Thibet, der freyen Tatarey und Südindien, von denen das erſte M. K. die andern H. bearbeitet hat, iſt gebraucht worden, Kämpfers Beſchreibung von Japan, kritiſche und philoſophiſche Bemerkungen über Japan und die Japaner, die Nachrichten von Thibet in den N. Nordiſchen Beyträgen, Georgi bey Rußland angeführte Beſchreibung nebſt den neuen bekannten Entdeckungsreiſen der Engländer, auch Danpiers, le Maire, Bougainville Reiſen.

Wir

Wir beſchließen dieſe Vorerinnerung mit dem Wunſche, daß das Publikum unſre Arbeit mit eben dem Beyfall aufnehmen möge, mit dem es uns bisher beſchenkt hat, und mit der Verſicherung, daß der vierte Band unſers Werkes, welcher ſich mit Afrika beſchäftigen wird, binnen Jahresfriſt gewiß erſcheinen ſoll.

Die Verfaſſer.

I.

Aſiatiſches Rußland.

Von dem ungeheuern ruſſiſchen Reiche, deſſen europäiſchen Theil wir an einem andern Orte beſchrieben haben, gehört bey weitem das größeſte Stück zu Aſien: denn da das europäiſche Rußland ohngefähr auf 60000 Quadratmeilen geſchätzet wird, ſo beträgt das aſiatiſche 240000 ſolcher Meilen, daß es alſo weit größer, als das ganze Europa iſt, und zwey Fünftheile von Aſien befaſſet.

Allgemeine Ueberſicht.
a) Land.

Dieſer große Erdſtrich, welcher gegen Weſten von dem europäiſchen Rußland, gegen Süden von dem türkiſchen, perſiſchen, buchariſchen und ſineſiſchen Gebiete, gegen Oſten von dem Welt- und gegen Norden von dem Eismeere begränzt wird, kann unmöglich daſſelbe Klima oder dieſelbe Fruchtbarkeit haben, und man kann wirklich ſagen, daß die traurigſten furchtbarſten Einöden, mit den herrlichſten lachendſten Gefilden darinnen abwechſeln. In den ganz nördlichen Gegenden dieſer Provinzen herrſcht ein ewiger Winter; ſo weit das Auge nur reichet iſt alles mit Schnee bedecket, der öfters vier Ellen tief lieget, da iſt kein Baum, keine Waldung, kein Gras zu ſehen, ſondern nur hie und da ſind kleine Geſtrüppe und Mooſe ſparſam zerſtreuet, und die elenden Einwohner, welche mehr thier- als menſchähnlich leben, ſind neun Monate des Jahres in ihre Hütten verſperret. Je weiter man von hier gegen Süden gehet, deſto erträglicher wird die Anſicht des Landes, und wenn auch der Winter immer noch ſehr hart und anhaltend iſt, ſo kommen doch

an manchen Orten Getraide und Gartenfrüchte fort. Der zwar kurze, aber doch warme Sommer iſt nicht ohne Reize; ja in einigen Gegenden iſt der Boden ſo fruchtbar, daß er nur mehr, und mehr fleißige Einwohner zu erfordern ſcheinet, um die auf ihn verwendete Mühe mit Wucher zu lohnen. In den ganz ſüdlichen Gegenden endlich, z. B. in Aſtrachan, iſt der Sommer langanhaltend und heiß, der Winter kurz und gelinde, und die Fruchtbarkeit des Bodens vortreflich. Wären dieſe Provinzen nur ſo bewohnet, als es die europäiſchen ſind, oder könnte man die zerſtreuten nomadiſirenden Einwohner zum ſitzenden Leben gewöhnen, ſo würde das aſiatiſche Rußland gewiß nach und nach in einen blühendern Zuſtand kommen, als gegenwärtig, da es immer genugſame Erzeugniſſe hervorbringt, ungleich mehr Menſchen als jetzt zu ernähren. Ohne hier eine umſtändliche Anzeige dieſer Produkte zu liefern, die wir bey Beſchreibung der einzelnen Provinzen doch wiederholen müßten, wollen wir jetzt nur im allgemeinem anführen, daß überhaupt genommen, **Getraide** und andere **Hülſenfrüchte, Gartengewächſe, Obſt, Wein, Süßholz,** viele **Arzney** und **Farbekräuter, Kali, Baumwolle** und ein unerſchöpflicher Schatz von **Holzungen** darinnen zu finden iſt. Die Gebirge, unter welchen der **Ural** eines der vorzüglichſten iſt, enthalten **Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Bley, Salz,** welches auch häufig in Seen gefunden wird, **Marmor, Asbeſt, Magnet, Achat, Karneol, Schwefel** u. a. Mineralien in Menge, auch trift man viele **mineraliſche Wäſſer** an, wiewohl überhaupt die Naturreiche dieſer Gegenden noch gar nicht hinlänglich erforſcht worden ſind. An Thieren iſt hier faſt in allen Arten Mannigfaltigkeit und Ueberfluß. Wo keine **Viehzucht** iſt,

da erſetzen Rennthiere dieſen Mangel; Schafe giebt es verſchiedene Arten, wohin auch die kirgiſiſchen mit den polſterförmigen Fettſchwänzen gehören; ferner hat man Pferde, Ziegen, Schweine, auch Kamele, Hirſche, Haſen, Erdhaſen, Luchſe, Wölfe, Bären, Füchſe, Dachſe, Antelopen, Vielfraße, Hermeline, Biber, Billiche, und viele andere, gutes Pelzwerk liefernde Arten; viel zahmes und wildes Geflügel, viele Fiſche, Bienen, Seidenwürmer, aber auch Erdſpinnen, Skorpione u. a. häßliches und ſchädliches Ungeziefer.

Eine nähere Beſchreibung der Einwohner des aſiatiſchen Rußlands, ihrer Sitten und Lebensart werden wir in der Folge zu liefern, Gelegenheit haben, wenn wir von den Wohnplätzen, wo ſie ſich aufhalten, ſprechen; vorläufig wollen wir ſie nur namentlich anführen, und einige allgemeine Nachrichten von ihnen vorausſchicken. Die tatariſchen Völkerſchaften verdienen theils wegen der Anzahl, theils wegen ihres höhern Grades von Kultur, unter den Landeseingebornen die vorzüglichſte Stelle. Sie ſind alle freye, der Leibeigenſchaft nicht unterworfene Leute, die ohne Störung bey ihrer alten Verfaſſung gelaſſen werden, ſich ihre Vorgeſetzten aus ihrem Mittel erwählen, einen geringen Tribut geben, oder Kaſakendienſte verrichten, die türkiſche Sprache reden, und theils Mohämedaner, theils Heiden, theils Chriſten ſind. Dahin gehören die Kirgiſen, von denen etwan 60000 Familien unter ruſſiſcher Herrſchaft im Gouvernement Orenburg leben, welche aber von den Orenburgiſchen und Kaſaniſchen in Städten und Dörfern wohnenden Tatarn zu unterſcheiden ſind; die Turalinzen, Tobolskiſchen und Tomskiſchen Tatarn in Sibirien; die

b) Einwohner.

Nogaiſchen am Aſowſchen Meer die Aſtrachaniſchen, Terekſchen und Kubaniſchen, die Kundurowſche Horde in Sibirien, die Truchmenen, die Kaukaſiſchen, die Baſchkiren im Gebirge Ural, unter welchen die Meſtſcheräken wohnen, die Barabinzen, Tſchetſchengen, Abinzen, Jakuten u. ſ. w. wozu auch noch die aus der kleinen Bucharey kommenden in Sibirien und andern Gouvernements zerſtreut lebenden Bucharen gehören. Nach den Tatarn kommen die mungliſchen Völker, die wir auch unter dem allgemeinen Namen der Kalmycken kennen, und welche gar nicht ſo roh ſind, als man ſich dieſelben gemeiniglich vorſtellet. Völker finniſchen Stammes ſind, die Wotjaken etwan 40000 Köpfe ſtark, die Tſcheremißen, Tſchuwaſchen, Mordwinen, Permeken und Sirjänen, die Oſtiaken, Wogulen und Teptjärei. Völker, deren Urſprung unbekannt iſt, ſind die Tunguſen, die Samojeden, die Jukagiri, die Korjäki und Kamtſchadalen. Ruſſen, Polen, Schweden, Teutſche, Franzoſen u. a. Europäer, Perſer, Indianer leben hie und da in allen dieſen Provinzen. So vielerley aber auch dieſe Völkerſchaften ſind, ſo iſt dennoch, wie wir ſchon berührt haben, die Bevölkerung bey weitem nicht ſo groß, als ſie wirklich ſeyn könnte. Bey der herumſchweifenden Lebensart verſchiedener dieſer Völker werden ſchöne Landſtrecken blos zur Viehweide verwendet, die für Ackerbau und Bevölkerung weit nutzbarer ſeyn könnten. Dazu kömmt noch, daß die Blattern, andre kontagiöſe Krankheiten und veneriſche Seuchen viele Verwüſtungen angerichtet, und manche ehedem zahlreichere Völkerſchaft faſt gänzlich ausgerottet haben.

Die

Die bisherigen Beherrſcher Rußlands, vorzüglich aber die jetzt regierende Kaiſerin, haben indeſſen alles mögliche gethan, die Volksmenge zu vermehren. Es iſt die Einimpfung der Blattern eingeführt, und dadurch, ſo wie durch andre mediciniſche Verfügungen ſehr viel zum Beſten der Bevölkerung gethan worden. Auch hat man ruſſiſche und andre Koloniſten in verſchiedenen Theilen des Reiches angeſetzt, welche nicht allein die Volksmenge vermehren und das Land in einen beſſern Zuſtand bringen, ſondern auch auf ihre noch unkultivirtern Nachbarn heilſamen Einfluß haben. Zieht man die ehemalige Beſchaffenheit dieſer Gegenden in Erwägung, und vergleicht ſie mit ihrem jetzigen Zuſtande, ſo kann man auch noch hoffen, daß dieſer beträchtlichſte Theil des ruſſiſchen Reiches in Zukunft immer mehr zu einem höhern Grad der Kultur und des Wohlſtandes gebracht werden wird.

Da dieſe Länder größrentheils erſt in dem gegenwärtigen Jahrhundert aus der tiefſten Barbarey herausgeriſſen worden ſind, und noch der größte Theil ihrer Bewohner ein unſtetes, den größern Fortſchritten in der geſellſchaftlichen Verfeinerung ganz unzuträgliches Leben führet, ſo wird man auch leicht einſehen, daß die Stufe der Kultur, auf welcher ſie ſtehen, keine der höchſten ſeyn kann. Sibirien hat erſt durch die ſchwediſchen Kriegsgefangnen in dem großen nordiſchen Kriege Handwerker, Künſte und Sitten erhalten, und das Treffen bey Pultawa iſt eigentlich der Anfang ſeiner erſten Kultivirung. Indeſſen iſt ſeine Kultur immer noch ſehr geringe, und wo nicht fremde Koloniſten, Militär und Kronbedienten etwas mehr verfeinerte Lebensart und Sitten eingeführt haben, da iſt Sibirien dem rohen Naturſtand noch immer näher, als der bürger- c) Kultur.

 lichen

lichen Vollkommenheit. Kaſan, Aſtrachan, Orenburg haben mehr fremde Pflanzer, ſind dem Verkehr mit Europa näher unterworfen, und genießen zum Theil auch eines glücklichern Klimats, als daß ihre Bewohner nicht einen großen Fortgang auf dem Wege der Kultur gemacht haben ſollten. Die neuern georgiſchen und perſiſchen Erwerbungen, nebſt Kamtſchatka ſtehen dafür noch ganz auf den niedrigſten Stufen des bürgerlichen Seyns, und noch werden vielleicht Jahrhunderte vergehen, ehe ſich ihre verwilderten Einwohner höher empor gearbeitet haben, ehe das Land beſſer bebauet und die ganze Lebensart menſchlicher worden iſt. Wo Teutſche und ſonſt Koloniſten anſäßig ſind, oder in den großen Städten, Kaſan, Orenburg, Aſtrachan, Katharinenburg, Tobolsk u. ſ. w. werden Handwerke, Manufakturen und Handel regelmäßig betrieben, ſo wie die häusliche Lebensart ſich den europäiſchen Sitten nähert; wo aber die Landeseingebornen noch unvermiſcht leben, da ſorgt jeder, ſo gut er kann für ſeine Bedürfniſſe, und, wenn man die meiſten Tatarn, nebſt den Kalmycken ausnimmt, ſo ſind die Menſchen oft beynahe durch nichts mehr, als ihre äußere Geſtalt von den Thieren des Feldes verſchieden. An Geiſtesaufklärung iſt zur Zeit noch wenig oder gar nicht zu denken. Der thieriſche Menſch ſpielt hier die Hauptrolle, und bey der Seltenheit und Koſtbarkeit der Bücher, bey den wenigen und oft hundert und mehr Meilen von einander lebenden Gelehrten, iſt es auch nicht zu verwundern, daß Unwiſſenheit, Aberglauben und Sinnlichkeit überall die Oberhand haben. Das ächte Chriſtenthum hat auch noch wenig Fortgang genommen, und überhaupt tragen die Religionsſyſteme dieſer Völker die größten Kennzeichen der tiefſten Unwiſſenheit an ſich. Die heidniſchen zeigen kaum noch einige Spu-

ren

ren ihres Urſprungs, oder ſind geradehin voll des widerſprechendſten Unſinns; der Mohämediſmus, zu welchem ſich viele tatariſche Völker bekennen, iſt mit heidniſchen Gebräuchen verunſtaltet, oder doch wenigſtens blos ein Gewebe von Cerimonien, und das Chriſtenthum beſteht faſt allein darinnen, daß ſeine Anhänger das Kreuz ſchlagen, und vor den Gemälden der Heiligen die Knie beugen, ſo daß diejenigen, welche aus Heiden und Mohämedanern Chriſten werden, an vernünftigen Religionsbegriffen dadurch gewiß nicht zunehmen. Bey dem allen aber iſt der Zuſtand aller dieſer Völkerſchaften nicht ſo beklagenswürdig, als er uns bey manchen von ihnen zu ſeyn ſcheinet, und ſie dienen daher zu einem ſtarken Beweiſe, daß Glückſeligkeit und Mangel an Verfeinerung ſich ſehr wohl mit einander vertragen.

Die ruſſiſchen Monarchen beherrſchen dieſe Länder durch Statthalter, welche wegen der weiten Entfernung von ihrem Oberherrn oft ziemlich willkührlich verfahren. Doch ſind die hier wohnenden Völker nicht in gleichem Grade dem ruſſiſchen Scepter unterworfen, ſondern verſchiedne ſind blos Schutzverwandte, und andre erlegen zwar Tribut, haben aber übrigens ihre eigene Nationalverfaſſung, oder doch, wie die mohämedaniſchen Tatarn, große Privilegien. Hievon aber, ſo wie von allen bisher nur kurz berührten Dingen, werden wir nun bey Beſchreibung der einzelnen Gouvernements und Landſchaften umſtändlicher zu ſprechen Gelegenheit haben. Dieſe Gouvernements und Landſchaften ſind folgende: 1) Gouvernement Kaſan, 2) Gouv. Aſtrachan, 3) Gouv. Orenburg, 4) Gouv. Tobolsk, 5) Gouv. Jrkutzk, 6) Gouv. Katharinenburg, 7) die Halbinſel d) Politiſche Eintheilung.

Kamtſchatka mit denen dabey liegenden Inſeln, und 8) die neuen in Georgien und am Kaukaſus gemachten Erwerbungen, welche unter dem Namen Kaukaſien dem kaiſerlichen Titel einverleibt worden ſind.

1) Gouv. Kaſan. Das Gouvernement Kaſan, welches zum Theil ehedem ein tatariſches Königreich war, 1552 aber vom Zar Jvan Waſiljewitſch erobert, und zu einer ruſſiſchen Provinz gemacht wurde, iſt ein fruchtbarer, mit mancherley Erzeugniſſen geſegneter Erdſtrich. Der Boden bringt Getraide, Hülſenfrüchte, Spargel, Melonen, Obſt u. ſ. w. in Menge hervor. An den Ufern der Wolga iſt die Fruchtbarkeit beſonders ganz außerordentlich, und ihr ganzes Geſtade iſt mit Wäldern beſetzet, welche unter andern Bäumen auch das ſchönſte Eichenholz in ſich enthalten, welches in großer Menge von hier nach Petersburg geflößet wird. Da das Gebirge Ural ſeine Bergketten in dieſes Gouvernement ſtrecket, ſo leidet es auch an Mineralien keinen Mangel, und hat Eiſen, Kupfer, gediegenen Schwefel, der an Farbe und Durchſichtigkeit dem Bernſtein vollkommen ähnlich iſt, und mitten in Kalkſteinen gefunden wird, Alabaſter, Erdpech und ſehr viel Salz, wie denn die Quellen in der Provinz Permien oder Kungur einen ſehr großen Theil des Reiches mit Salze verſorgen. Das Thierreich beſitzt ebenfalls einen Reichthum der ſchönſten Erzeugniſſe, als ſchönes Horn- und Schafvieh, Pferde, zahmes Geflügel, Wildpret, Dachſe, Luchſe, Vielfraße, Erdhaſen und andre Pelzwerk gebende kleine Thierarten, Raub- Waſſer- und andre Vögel, eine Menge der ſchönſten Fiſche, Bienen und alſo auch Wachs nebſt andern zum Theil auch ſchädlichen Inſekten.

Dieſes

Dieſes Gouvernement hat auch eine ſtarke Bevölkerung, indem ſie, wenn alle Einwohner dazu gerechnet werden, leicht 2 Millionen betragen kann. Dieſe Einwohner ſind aber 1) **Ruſſen** und andere Europäer, 2) **Tatarn**, etwan 10000 männliche Köpfe mohämedaniſcher Religion, ſtille, fleißige, fromme und nüchterne Leute, theils in den Vorſtädten der Stadt Kaſan, theils ſonſt im Gouvernement anſäſſig. Diejenigen, welche in der Stadt wohnen, ſind Kaufleute oder Handwerker, vornämlich Juftengerber und Schuhmacher. Die Dorftatarn kleiden ſich und leben wie die Stadttatarn, treiben Ackerbau und Viehzucht, und ſind bey weitem fleißiger, als die ruſſiſchen Landleute, denen ſie auch in Abſicht der Reinlichkeit und Ordnung ihrer Lebensart vorzuziehen ſind. 3) **Tſcheremiſſen**, die ſich ſelbſt **Mari** nennen, ſtehen in Anſehung der Geſtalt zwiſchen den Ruſſen und Tatarn in der Mitte, doch ſtehen beyde Geſchlechter den erſtern an friſcher Farbe, Lebhaftigkeit und geſchwinder Urtheilskraft nach, ſondern ſind im Gegentheil langſam, eigenſinnig und argwöhniſch. Sie wohnen alle in Dörfern, die ziemlich im ruſſiſchen Geſchmacke ſind, und da ſie auch den Ackerbau, der ihr vornehmſtes Geſchäft iſt, von den Ruſſen erlernt haben, ſo ſind ſie dieſen in ihrer Haushaltung und Lebensart ſehr ähnlich, doch treiben ſie im Winter die Jagd, vermuthlich noch aus Liebe zu ihrer ehemaligen nomadiſchen Lebensart. Ihre Weiber ſpinnen, weben, färben, nähen Kleider, und ſind überhaupt ſehr fleißig. Die Kleidung iſt bey den Männern ruſſiſch, an den Hemden aber nähen ſie die Halskragen mit bunter Wolle aus. Die Weiber tragen Hoſen, die Beine mit Lappen umwunden, und Baſtſchuhe. Im Sommer iſt ein Hemd, welches bis an das Knie reicht und bunt ausgenäht

wird

wird, ihr einziger Anzug. Mädchen tragen die Haare in Zöpfen, an denen Quaſten und Klimperwerk hängen; Weiber haben ein buntgenähtes Tuch auf dem Kopfe, und beyde auf der Bruſt ein dreyeckigtes Leder, das ſchuppenartig mit kleinen Silbermünzen bedeckt iſt. Sie ſind zwar völlig ruſſiſche Unterthanen, und ſtellen auch Rekruten für die Armee, haben aber die Freyheit, ſich in ihren Dörfern eine eigne Nationalobrigkeit zu wählen, und erlegen keine andre Abgaben, als jede Mannsperſon 110 Kopeiken; ja einige Dörfer in Permien haben ſogar das Vorrecht, daß ſie Marderfelle ſtatt des Kopfgeldes erlegen. Nur ein Theil von ihnen iſt ſeit 1723 nach und nach zur griechiſchen Kirche gebracht worden, der aber doch 1774 bis zu 6580 Männern und 5951 Weibern angewachſen war, die übrigen ſind meiſt Heiden und eine kleine Anzahl Mohämedaner. Aller Religionsbegriffe ſind aber äußerſt verworren, und überall, ſelbſt bey den getauften zeigen ſich noch häufige Spuren des Heidenthums. Den höchſten Gott nennen die Heiden Juma und ſeine Frau Jumon Awa, (Göttermntter) den ganzen Haufen von guten Gottheiten aber, die meiſt Kinder der oberſten Gottheiten ſind, von denen ſie aber übrigens keine Rechenſchaft zu geben wiſſen, Jumon Schuktſe. (Gottes Familie) Eben ſo zahlreich iſt die Sippſchaft ihrer böſen Götter, von denen der Stammvater Jó oder Schaitan heißet. Jedes Haus hat meiſt eine plumpgeſchnitzte hölzerne Puppe, welche den Donnergott vorſtellet, außerdem aber kennen ſie keine Götzenbilder, und ob ſie gleich in den Wäldern kleine Breter von Lindenrinde an die Bäume hängen und ſich dafür bücken, ſo wiſſen ſie doch nicht, ob das Bret die Gottheit des Waldes vorſtellen, oder dieſelbe blos beſänftigen ſoll. Tempel haben ſie auch nicht, ſondern

ſie

ſie haben Opferplätze in den Wäldern, die keine Weibsperſon betreten darf, und wo ſie allerley Thiere, auch Brod, Bier, Meth und Brantewein opfern. So unzuſammenhangend und verworren aber auch ihr Religionsſyſtem iſt, ſo haben ſie doch den Glauben an ein künftiges Leben, und wenn ſie daſſelbe gleich nur als eine wenig veränderte Fortſetzung ihres gegenwärtigen Zuſtandes halten, ſo glauben ſie doch, daß man dort glücklicher und unglücklicher als hier werden könne. Dieſe Hofnung einer Fortdauer nach dem Tode legen auch ihre Leichenfeſte an den Tag, von denen wir noch etwas hinzufügen wollen. Sie legen nämlich ihre Leichen in der beſten Kleidung in den Sarg, binden ihnen etliche Kopeiken in den Gurt, und legen einiges Hausgeräth, wie auch einen Stock, die Hunde abzuwehren, nebſt einem kleinen Büſchel Roſenſträucher, der die böſen Geiſter abhalten ſoll, dazu. Wenn das Grab mit Erde angefüllt iſt, ſetzen die Leichenbegleiter brennende Kerzen darauf und drey Biſſen Pfannenkuchen, wie auch einen vier bis fünf Fuß langen Stock, an welchen ein weißes Tuch, gleich einer Fahne, gebunden iſt. Nachher feyern ſie noch den dritten, den ſiebenden und den vierzigſten Tag das Andenken ihrer Todten, und jedes Dorf begeht jährlich noch beſonders ein allgemeines Leichenfeſt. Die Tſcheremiſſen ſind übrigens ſowohl finniſcher Herkunft, als: 4) die **Tſchuwaſchen**, welche, wie ſie im Kaſaniſchen, Orenburgiſchen uud Niſchni-Gorodſchen Gouvernement wohnen. Dieſe Tſchuwaſchen ſind ein zahlreiches Volk, welches für mehr als 200000 Köpfe ſteuert, und ſeit 1723 dem größten Theile nach zum Chriſtenthum gebracht worden iſt. Sie wohnen gleich den Tſcheremiſſen, denen ſie auch im körperlichen Anſehen, Karakter

und

und Lebensart gleichen, in kleinen Dörfern, und ſind auch, wie jene, Ackerleute und Jäger. Auch in Abſicht der Kleidung kommen beyde Völker mit einander überein, nur tragen die Tſchuwaſchiſchen Weiber Stirnbinden, welche mit Kopeiken bedeckt ſind. Eben ſo iſt es mit den Religionsbegriffen derer, welche noch Heiden ſind, und der übrigen Verfaſſung; doch haben ihre Gottheiten andre Namen. 5) **Mordwinen**, ebenfalls ein finniſches Volk, welches ſich in zween Stämme in **Mokſchaner** und **Erſaner** theilen, ſich übrigens aber Kleidung, Ausſprache und einige Gewohnheiten ausgenommen, wenig von einander unterſcheiden. Da ſie lange unter tatariſcher Herrſchaft geſtanden haben, ſo iſt manches tatariſche in ihre Sprache und Sitten gemiſcht, ſonſt aber gleichen ſie faſt durchaus den Tſcheremiſſen und Tſchuwaſchen. Der gröſte Theil von ihnen bekennt ſich zwar zum Chriſtenthum, befindet ſich aber in der gröſten Unwiſſenheit, und hat wenig vor ſeinen heidniſchen Brüdern voraus. Die Heiden haben Opferplätze, wie die obenbeſchriebene Völker, glauben auch eine ganze Götterfamilie, und haben von den Ruſſen noch dazu den heiligen Nikolaus angenommen, den ſie aber ſo wenig, als ihre Nationalgötter unter Bildern vorſtellen. 6) **Wotjaken**, welche ſich ſelbſt **Udy** oder **Udmurt** nennen, und in dieſem Gouv. gegen 30000 männliche Köpfe ſtark ſind. An Geſtalt gleichen ſie den finniſchen Bauern am meiſten, im übrigen ſind ſie durchaus den bisher beſchriebenen ähnlich. 7) **Permeken** und **Sirjänen**, die ſich ſelbſt **Komi** nennen, ſind die Reſte der alten Einwohner von Permien, finniſchen Urſprungs, aber meiſt mit den neuen ruſſiſchen Einwohnern dergeſtalt vermiſchet, daß ſie kaum mehr kenntlich ſind.

8) Wo-

8) **Wogulen**, von denen wir bey Sibirien umſtändlicher ſprechen werden, da ihrer im Kaſanſchen nur etliche tauſend wohnen.

Wir bemerken in dieſem Gouvernement **Kaſan**, am Fluſſe Kaſanka, der nicht weit von der Stadt in die Wolga fällt, einen angenehm etwas hoch gelegenen Ort, der auch weitläuftig, aber überall offen, meiſt hölzern und ſchlecht bewohnt iſt, und unordentliche mit Holz gebrückte Gaſſen hat. Die alte tatariſche Feſtung iſt ein unförmliches Viereck, und enthält nebſt verſchiedenen Kirchen und Klöſtern, (deren in allen in und um Kaſan 62 seyn mögen) das Gouvernementshaus und die Wohnung des Erzbiſchofes. Neben dieſer Feſtung iſt ein ſchöner Marktplatz, auf welchem 1138 Gewölber und Buden befindlich ſind. In zwo Vorſtädten wohnen Tatarn, welche zwo ſchöne Metſcheds von Stein und zwo von Holz beſitzen. Die Einwohner treiben einen anſehnlichen Handel mit Seife, Saffian und Juften, auch iſt ſchon ſeit den Zeiten Peters I. eine Tuchmanufaktur, deren Gebäude ein Viereck von 200 Klaftern im Durchmeſſer ausmachen, welche 104 Stühle, nebſt 1700 Arbeitern hat, und jährlich auf 100 bis 120000 Stück Tücher und Boye verfertigt. Was Kaſan einen großen Vorzug vor allen ruſſiſchen Städten, Petersburg und Moskau ausgenommen, ertheilet, ſind die guten Schuleinrichtungen, welche man darinnen antrift, indem nicht allein Privat- und Garniſonſchulen, ſondern auch ein Seminar für Prieſterſöhne, eine Schule für die Tſcheremiſſen, Tſchuwaſchen u. ſ. w. und ein wohleingerichtetes Gymnaſium hier befindlich ſind. — Von dem alten Kaſan ſieht man in der Nähe noch die Trümmer. Die Tatarn erzählen, daß, als Temir Kan Brechimowa die Hauptſtadt des bolgariſchen Kaſan.

hariſchen

hariſchen Reichs erobert hätte, ſey der Prinz des damaligen Khans der Bolgharen auf den Einfall gekommen, eine neue Stadt zu bauen, die er, da ſein Bedienter mit dem Keſſel Waſſer ſchöpfen wollen, und den Keſſel in den Fluß fallen laſſen, nebſt dem Fluſſe Kaſan d. i. Keſſel, genannt habe. Nachher ſey die Stadt vom Khan Ali Bey auf ihre gegenwärtige Stelle verlegt, und ein zweyköpfigter Drache, (der noch das Stadtwapen iſt), welcher vielen Schaden gethan, den ein Zauberer aber getödtet habe, zum Wapen derſelben genommen worden. Im Jahr 1522 den zweeten Oktober kam Kaſan in ruſſiſche Hände, und bey Pugatſchews Empörung ward es von den Rebellen hart mitgenommen.

Bolghari. In der kaſanſchen Provinz liegt auch Bolghari an der Wolga, ein Dorf, das aus mehr denn 100 Höfen beſtehet, und auf den Trümmern des obengenannten Brechimowa oder Brjächimof ſtehet. Das anſehnlichſte Ueberbleibſel iſt ein Thurm von wohlbehauenen Bruchſtücken, etwas über 12 Faden hoch, und noch in ſehr gutem Zuſtande. Man ſieht auch noch Mauerwerk und ein tatariſches Bethaus, das jetzt in eine chriſtliche Kapelle verwandelt worden iſt. Im Jahr 1722 beſah Peter I. bey ſeinem perſiſchen Feldzuge dieſe Ruinen, bey welcher Gelegenheit noch eine Menge, theils arabiſche, theils armeniſche Grabſchriften, nebſt Kupfer- und Silbermünzen gefunden wurden.

Sinbirſk. In der Provinz Sinbirſk, in der man ebenfalls viele Ruinen von ehemaligen Städten entdecket, iſt Sinbirſk theils an der Wolga, theils an dem Fluß Swijaga gelegen. Sie iſt 1648 erbauet, hat 14 ſteinerne und eine hölzerne Kirche, nebſt zwey Klöſtern. Die Anhöhe, worauf die Stadt ſtehet,

ſtehet, giebt einen prächtigen Anblick, beſonders wegen der hohen Kirchthürme. Sie iſt viel beſſer gebauet, als viele, durch welche man von Moskau hieher reiſet. Die Einwohner treiben auf der Wolga viel Handel. Samara iſt 1591 erbauet, liegt an der Wolga und Samara, und hat einige Palliſaden und hölzerne Thürme zur Befeſtigung. Im Winter kommen Tatarn des Handels wegen hieher. Ueberhaupt hat der Ort von ſeiner Viehzucht und Fiſchfang ſehr gute Nahrung. Samara.

In der penſinſkiſchen Provinz iſt Penſa am Fluſſe Sura auf einer Höhe gelegen. Die Einwohner treiben einen anſehnlichen Handel. In dieſer Provinz ſind viel Stutereyen, Branteweinbrennereyen und guter Waidbau, in dem Dorfe Jßa aber, iſt eine Fabrik von gewirkten Tapeten, welche deſtomehr angeführt zu werden verdienet, weil nicht nur faſt alle dabey gebrauchten Materialien inländiſch ſind, ſondern die Arbeit blos durch Kinder und Mädchen verrichtet wird. Penſa.

In der ſwjäſchkiſchen Provinz iſt Tchebakſar an der Wolga ein großer Ort mit 1500 Häuſern und 13 ſteinernen Kirchen, deſſen Einwohner Juften, Sohlleder, Saffian und blaue Glanzleinwand verfertigen, und damit, ſo wie mit Korn, Mehl, Honig und Wachs einen beträchtlichen Handel treiben. Die Provinz Permien oder Kungur am Uralgebirge auf beyden Seiten der Kama gehört ebenfalls zum Gouvernement Kaſan. Der Hauptort darinnen iſt Kungur, in deſſen Nachbarſchaft Kupfer- und Eiſenwerke ſind. Bey Solikamſk einer andern Stadt von 1600 hölzernen Häuſern, ſind ſehr viel Salzkoten. Die Salzquellen gehen unter der Erde fort, daher die Sole durch Maſchinen herauf gebracht wird. An Ge- Tchebakſar. Kungur. Solikamſk.

halt ſind dieſe Quellen verſchieden, doch gehen jährlich ohngefehr 7 Millionen Pud Salz ins Innere des Reiches. Die Stadt treibt auch Handel mit Pelz nach Sina. In der Gegend iſt die Kupferhütte Troizkoi, bey welcher eine Fabrik iſt, in welcher Tombak verfertigt wird, der an Schönheit dem Golde nichts nachgiebt.

2) Gouvern. Aſtrachan.

Dieſes ſchöne geſegnete Gouvernement, welches gegen Perſien das ſüdlichſte von Rußland iſt, und an der nordlichen, zum Theil auch der weſtlichen Seite des kaſpiſchen Meeres liegt, war ebenfalls ehedem ein tatariſches Königreich, welches, wie Kaſan vom Zar Iwan Waſiljewitſch 1554 dem ruſſiſchen Scepter unterwürfig gemacht wurde. Das Klima dieſer Gegenden iſt äußerſt hitzig, der ſehr ſparſame Regen hält noch dazu nur ſehr kurze Zeit an, und die Hitze würde unerträglich ſeyn, wenn vom Anfang des Maymonats bis zum Auguſt nicht faſt unaufhörlich ein Wind wehte, der eine friſche Kühlung hervorbringt. Das Land würde auch vollkommen unfruchtbar ſeyn, wenn der Wolgafluß nicht gewöhnlich jährlich aus ſeinen Ufern träte, und die daran ſtoßenden Gefilde fruchtbar machte.

Mit dem Getraidebau will es zwar noch wenig ordentlichen Fortgang gewinnen, wenn man das Land um den Fluß Terek ausnimmt, welches den beſten Weizen hervorbringt, deſto herrlicher aber iſt die Viehweide, und das Gras gelangt an manchen Orten wohl zu zwo Ellen Höhe. Man bauet auch Aepfel, Birnen, Pfirſichen, Aprikoſen, Quitten, Pflaumen, Kirſchen, Maulbeeren, Wein, der 1613 zuerſt angepflanzt worden, Melonen, Kürbiſſe, Tabak, Meerrettig, welcher dicker als ein Mannsarm iſt, ſpaniſchen Pfeffer, den das gemeine Volk als Würze brauchet, Baumwolle, Krapp

und andere Erd- und Gartenfrüchte. Wildwachſend findet man auf den Steppen und an den Ufern der Flüſſe Süßholz, mit deſſen Saft die ruſſiſchen Apotheken verſehen werden, Spargel, Kapern, Salzkraut, Mandelſträuche und andere Obſtbäume und eine Menge der ſchönſten Blumen, Farbe- und Medicinalkräuter. Von Mineralien haben dieſe Gegenden wenig, wohl aber finden ſich auf den Steppen, welche ehemals von den Gewäſſern des kaſpiſchen Meeres bedeckt geweſen zu ſeyn ſcheinen, viele Salzſeen und Pfützen, in welchen ſich das Salz theils auf dem Grund in Kriſtallen, theils auf der Oberfläche wie ein Eis anſetzet. Der See Elton und Bogdo oder Bogdinſkoi ſind die vorzüglichſten darunter. Deſto mannigfaltiger ſind die hier befindlichen Thierarten. Dahin gehören: Ochſen, Schafe mit und ohne polſterförmige Fettſchwänze, Büffel, ein- und zweybucklige Kamele, Pferde, Elennthiere, Antelopen oder ungeſchwänzte Rehe, welche ſehr leicht zahm gemacht werden können, Haſen, Erdhaſen, die kleiner als die Eichhörner ſind, kurze Vorder- lange Hinterfüße, und einen Rattenſchwanz haben, und ſich in die Erde vergraben, Hermeline, Bergfüchſe, Bären, Luchſe, Wölfe, Dachſe, ruſſiſche Murmelthiere, Biſamratten, deren Haar an Glanz und Zartheit dem Biberhaar nichts nachgiebt, die von Blutigeln und andern Ungeziefer leben, und einen weit durchdringendern Geruch, als der beſte Moſchus von ſich geben. An Geflügel giebt es Adler, Trappen, Faſane, Rebhühner, Birk-, Schnee-, Auer- und Haſelhühner, Amſeln, Störche, Kropfgänſe, Kraniche, Bienenvögel u. ſ. w. Die Flüſſe enthalten eine Menge der ſchönſten Fiſche, wie denn kein Fluß im ganzen Reiche fiſchreicher als die Wolga mit ihren Nebenwäſſern iſt. Nicht nur die nächſtgelegenen

Gegenden haben daraus einen Ueberfluß an Fiſchen, ſondern dieſer Fluß, nebſt dem Jaik oder Ural, verſehen auch das ganze Reich mit Störarten und andern gemeinen Fiſchen. Der vorzüglichſte dieſer Fiſche iſt der Beluga oder Hauſen, (Acipenſer Huſo) der zuweilen 25 Spannen lang iſt und 140 Pud wieget. Aus dem Rogen deſſelben wird der Kavear, und aus der Schwimmblaſe die bekannte Hauſenblaſe verfertigt. Andere Störarten, Welße, deſſen Haut als Fenſter gebraucht wird, Weislachſe, Barben, Tollfiſche, Quappen, Karpfen zu 30 Pfund, Hechte, kleinere Fiſche und Krebſe ſind überflüßig vorhanden. Das kaſpiſche Meer iſt nicht ſo fiſchreich, man findet aber auch Seehunde und Fiſchottern darinnen, von denen die erſtern ſo fett ſind, daß ſie, beſonders im Herbſt, eher einem Schlauch voll Thran, als einem lebendigen Thiere ähnlich ſehen. Man macht aus dem Thran auch eine Seife, welche zum Walken und Reinigen des Wollenzeugs vorzügliche Güte haben ſoll. An Inſekten iſt ebenfalls kein Mangel, wohin Bienen, Seidenwürmer und ſpaniſche Fliegen, aber auch ungeheure Taranteln deren Biß doch keine ſchädlichen Folgen hat, Tauſendfüße und andre ſehr beſchwerliche Fliegen, Mücken und Raupenarten gehören.

Was die Einwohner dieſes Gouvernements betrifft, ſo iſt faſt noch eine größere Verſchiedenheit unter denſelben, als im Kaſaniſchen. Da ſind 1)
G. Kaſaken. Ruſſen, 2) Grebenſkiſche Kaſaken, deswegen ſo genannt, weil ſie bey der ruſſiſchen Eroberung dieſes Landes ſich auf einem Gebirge niederließen, das man ſeiner felſigten Spitzen wegen mit einem Kamm (Greben) verglich. „Sie wohnen in fünf mit Bruſtwehren und Palliſaden umgebenen Städtchen am Fluſſe Terek, haben nach Art der doniſchen einen

eigenen

eigenen Ataman. An demſelben Fluſſe wohnen auch 3) die ſeemeniſchen Kaſaken, welche ſeit 1736, da ihr ehemaliger Wohnort, die Stadt Terki, an Perſien abgetreten ward, in drey mit Erdwällen befeſtigten Städtchen wohnen, Getraide und Wein bauen, Jäger ſind, und mit den tſcherkaſſiſchen Völkern viel Verkehr haben. S. Kaſaken. 4) Tatarn vom nogaiſchen Stamme. Tatarn. Ein Theil von ihnen wohnt in einer Vorſtadt und etlichen Dörfern bey den Städten Aſtrachan und Kiſlar, die übrigen ziehen in der Steppe zwiſchen der Wolga und dem Uralfluſſe, an der Achtuba einem Wolgafluß, zwiſchen den Flüſſen Sulak und Arai, und bey Kiſi Kanal herum, wohnen in Hütten von Latten, welche auf Wagen gefahren werden, und in Kibitken von Filz. Man theilt ſie in verſchiedene Horden; aber alle erlegen keinen Tribut, und haben ihre eigene Murſen, müſſen aber, wenn es verlangt wird, mit einigen tauſend Mann zur Armee ſtoßen. Ihr Aeußeres hat viel Kalmyckſches und ihre Lebensart iſt völlig nomadiſch. Sie haben großes Rindvieh, Schafe mit Fettſchwänzen, dauerhafte Pferde, beſchäftigen ſich auch mit Fiſcherey und Vogelfang, genieſſen gedörrte Fiſche ſtatt des Brodes, und bekennen ſich theils zur mohämedaniſchen, theils zur griechiſchen Religion. 5) Truchmenen von unvermiſchtem tatariſchen Geblüt, deren Stammvolk noch in ſeinem alten Wohnſitz an der öſtlichen Küſte des kaſpiſchen Meeres in zwo Horden, deren jede einen Khan hat, nomadiſiret. Seit der Mitte dieſes Jahrhunderts, und ſeit 1770 wohnen Truchmenen an dem Ausfluß der Kuba ins kaſpiſche Meer. 6) Oſeten, Tſchetſchengen, Mikſchetzen, Kiſten und Kumücken, welches ebenfalls tatariſche Horden des Kaukaſus ſind, nomadiſiren zum Theil auch unter ruſſiſcher Herrſchaft. Alle dieſe

kaukaſiſchen Völker ſind groß, wohlgewachſen, aufgeweckt, höflich, muthig, ſtolz, wollüſtig, räuberiſch und rachſüchtig. Die Macht ihrer Beherrſcher iſt äußerſt verſchieden, indem einige Herrn über Leben und Tod ſind, andre dagegen faſt gar nichts zu ſagen haben. Gebietende Herrn ſehen alle wehrhafte Leute als Soldaten an, die ſo oft und ſo lange ſie wollen, auf ihre eigene Koſten beritten und bewaffnet ſeyn müſſen. Sie bauen Gerſte, Hafer, Hirſe, Tabak, Flachs, machen gute Eiſenarbeiten, Leinwand und gemeine wollne Tücher. Sie handeln nach Rußland, Perſien, der Türkey und Georgien, mit Pferden, Schafen, Häuten, Lämmerfellen, Talg, Butter, Getraide, Säbeln, Dolchen, Honig, Wachs, Baumwolle, Safran und auch mit Menſchen. Ihre Tracht iſt morgenländiſch und ſehr gut ins Auge fallend, ihre Speiſen tatariſch, doch eſſen ſie auf Stühlen ſitzend, an Tiſchen. Ihre Religion iſt der Mohämedismus, allein er iſt mit Chriſtenthum und Heidenthum vermiſchet, ſo, daß ſie neben dem Sonntag auch den Freytag feyern, und alle Arten von Opferungen haben.

Kalmycken. 7) **Kalmycken**, ein mongoliſches oder mungliſches Volk, von dem aber gegenwärtig nur noch ein Theil im ruſſiſchen Gebiete lebet. Sie gehören zu den beyden Stämmen Derbet und Torgot und nomadiſiren größtentheils in dieſen und den benachbarten Statthalterſchaften. Bis zum Jahre 1770 ſtanden ihrer noch weit mehr unter ruſſiſcher Herrſchaft, allein der Stamm der Torgot verließ im beſagten Jahre, 55 bis 60000 Familien ſtark, das ruſſiſche Gebiete, und obſchon die nachſetzenden Kirgiſen viele derſelben niederhieben, ſo gieng der Reſt doch zu den Sineſen über, wo ſie aber faſt alle ihre Freyheiten eingebüßt haben ſollen. Die noch zurückgebliebenen Torgot mögen noch 80 bis 100000 Seelen

len ausmachen, worunter 12000 getaufte im Gouvernement Orenburg ſind. Von den Derbet wohnen etwan 25000 in Rußland. Es ſey uns erlaubt, hier einige Nachrichten von dieſem Volke mitzutheilen. Sie ſind überhaupt genommen von mittelmäßiger Größe, durchgängig ſchlank, wohlgeſtaltet und von Natur weiß von Farbe, die aber denn freylich durch Sonne und Rauch ins Gelbbraune ſchattiret wird, auch gar nicht ſo heßlich von Geſichtsbildung, als manche Reiſende ſie geſchildert haben, wiewohl die ſchiefe Richtung ihrer Augen, die platte, kleine, eingedrückte Naſe und das ſtarre ſchwarze Haar, das die Kinder ſogar mit auf die Welt bringen, immer karakteriſtiſche Kennzeichen bleiben. Auch ihr Geiſteskarakter iſt gar nicht ſo wild, als man ſich denſelben gemeiniglich denket. Sie ſind geſellig, gaſtfrey, offenherzig, aufgeweckt, tapfer, zwar auch unreinlich, etwas faul, rachſüchtig und höchſt unwiſſend, bey alledem aber doch von ſo gutem geſunden Verſtande, daß ſie ſehr leicht zu kultiviren ſeyn würden. Selbſt ihre ſo verſchrieene Lebensart iſt, wenn man die Unreinlichkeit gewiſſer Dinge abrechnet, ſo wie ihre ganze übrige Verfaſſung, gar nicht ſo ganz roh und barbariſch. Der Kalmyck, der nicht ganz zu dem gemeinſten Volke gehört, und auf dem Gebrauch des Filzes und der Thierfelle herabgeſetzt iſt, trägt ein ordentliches Oberkleid, welches, die engen Aermel ausgenommen, dem polniſchen ähnlich iſt, und ein Unterkleid, das nach der Länge zugeknöpft und mit einer Scherfe um den Leib befeſtigt iſt. Beydes iſt nach den Vermögensumſtänden des Beſitzers von Tuch, Zeug oder Seide. Die Weibertracht iſt hievon wenig unterſchieden, außer daß ſie beſſer und zierlicher ausfällt, Vornehme auch noch über das Oberkleid eine lange Weſte ohne Aermel von rei-

chem Zeuge tragen. Indeſſen unterſcheidet der Kopfputz nicht allein beyde Geſchlechter, ſondern auch Weiber von den Mädchen. Männer haben alle den Kopf geſchoren, einen Haarbüſchel hinter dem Scheitel ausgenommen, der in einem oder drey Zöpfe geflochten wird, dabey eine kleine Pelzmütze, oder ein nach ſineſiſcher Art gemachte Filzhut getragen wird. Mädchen tragen ihre Haare um den Kopf geflochten, Weiber in zween großen herabhangenden Zöpfen, beyde aber Mützen von Zeug oder Goldſtück mit Pelz und Quaſten, nebſt Ohrgehängen.

Ihre Wohnungen ſind, wie bey allen oder doch den meiſten aſiatiſchen herumziehenden Völkern, Filzhütten, (Kibitken) welche aus einem kreisförmigen Gitterwerk von Weidenſtäben, das durch härne Seile verbunden, mit einem hölzernen Kranze, in welchem das Rauchloch iſt, bedeckt, und mit Filzſtücken überkleidet wird, beſtehen. In der Mitte einer ſolchen Hütte ſteht beſtändig ein großer eiſerner Dreyfuß, auf dem ſie in eiſernen flachen Schalen ihre Speiſen zu kochen pflegen. Das übrige Hausgeräth beſteht in etlichen hölzernen Schüſſeln, Trinkſchalen, ledernen Schläuchen, einer großen Theekanne und einem kleinen Bette, deſſen Polſter und Küſſen von Filz ſind. Wenn die Männer dieſe Hütte verfertigt haben, ſo iſt alles übrige den Weibern überlaſſen, welche alle häusliche Geſchäfte beſorgen, und ſogar die Hütten abnehmen und wieder aufrichten müſſen. Zu dieſen weiblichen Geſchäften gehört alſo auch die Zubereitung des Pferdemilchsbranteweins, welcher einen angenehmen weinſäuerlichen Geſchmack hat und leicht berauſchet, aber freylich in ſo unreinen ekelhaften Schläuchen gemacht wird, daß ein Fremder nicht ſo

leicht Luſt dazu bekommen wird. Dieſe Milch, nebſt andern auch aus Kuh- und Schafmilch bereiteten Speiſen macht einen vorzüglichen Theil der kalmyckiſchen Nahrung aus; außerdem fehlt es ihnen nie am Fleiſch, welches ſie theils durch die Jagd, wo ihnen jedes Thier willkommen iſt, theils von gefallenem Vieh, denn lebendiges wird nur ſelten geſchlachtet, überflüßig bekommen. Brod genießen ſie nur wenig und nehmen es von den Ruſſen, wohl aber ſammeln ſie einige wilde Wurzeln zur Speiſe. Felle und Lederwerk werden, wegen Unwiſſenheit der darzu nöthigen Handgriffe mit vieler Mühe zubereitet, und Stiefeln, Schläuche, Sattelflaſchen mit engen Hälſen, ja ſogar Theekannen daraus verfertigt. Alles dieſes iſt Weiberarbeit; nur bey Verfertigung der Filze helfen die Männer, die auch ihre eigenen Waffenſchmiede ſind, und ſich ihre Spieße, Pfeile, Bogen, Köcher u. ſ. w. von Holz ſelbſt machen und mit Eiſen beſchlagen, die Panzerhemden von Netzwerk, ſtählerne Armſchienen, Helme und Feuergewehr aber kaufen müſſen. Heerden ſind der Reichthnm dieſes Volkes, wovon die zahlreichſten aus zwar nicht ſchönen, aber flüchtigen Pferden und Schafen mit Fettſchwänzen beſtehen. Kamele, unter denen auch weiße ſind, und Rindvieh wird weniger gehalten, iſt aber immer in genugſamer Anzahl, einer kalmyckiſchen Wanderung noch mehr Anſehen zu geben.

Die Regierungsverfaſſung der Kalmycken iſt nicht ſo einfach, als bey einem Hirtenvolcke zu ſeyn pfleget. Sie haben erbliche Oberhäupter, mit Namen **Nojon**, deren Haufen **Uluß** heißt, und in kleinere Haufen (Aimaks) getheilt iſt, von denen jeder wieder einen **Saißang** über ſich hat. Jeder Aimak beſteht aus Geſellſchaften von 10 bis 12

Kibitken, (Chatun) die auch ihre Aufſeher haben. Alle Nojons u. ſ. w. ſind dem Khan unterworfen, leiſten ihm aber nur gewöhnlich dann Gehorſam, wenn ſie ihren eigenen Nutzen dabey finden. Ihr Geſetzbuch, das zum Theil ſehr vortreffliche Verordnungen enthält, iſt in mongoliſcher Sprache, von vier und zwanzig Fürſten und drey Oberprieſtern aufgeſetzt worden. Es iſt gelind, ſpielt nicht mit dem Leben der Menſchen, und verfügt überall, ſo wie es der kalmyckiſchen Lebensart am angemeſſenſten iſt.

Ihre Religion iſt die Lamaiſche, in der man bey einiger Aufmerkſamkeit große Bruchſtücke eines ehemaligen großen zuſammenhangenden Syſtems antrifft. — Folgendes iſt der Hauptinhalt dieſer Religion und der damit verknüpften Gebräuche. Im Anfange war ein ungeheures Chaos, in welchem ſich goldfarbige Wolken zuſammenzogen, die ſo lange regneten, bis daraus ein großes Meer entſtand. Auf dieſem Meere bildete ſich ein weißer Schaum, aus dem nach und nach alle Kreaturen und aus dem menſchlichen Geſchlechte die Götter hervorkamen. Mitten in dieſem Meere ſteht eine Seule, um welche die bewohnten Welten ſchweben. Die Sonne beſteht aus Glas und Feuer, der Mond aus Glas und Waſſer, und der Sterne ſind 10000 Millionen. Auf unſerer Erde weidet vier Monat des Jahrs ein Elephant, der einige Meilen lang und hoch, und ſchneeweiß von Farbe iſt. Er hat 36 Kröpfe, an jedem ſechs Rüſſel, an deren jedem ſechs Brunnen ſind, auf den Brunnen aber ſechs Sterne, worauf ſechs weibliche Luftgeiſter reſidiren. Auf dem mittelſten Kopf des Ungeheuers reitet der große Schutzgeiſt der Erde. Im Anfang unſrer Erde lebten die Menſchen 80000 Jahr in der reinſten

ſten Unſchuld, und die tauſend Burchanen oder Götter giengen in den Himmel; nachher brachte die Erde ein ſüßes Gewächs hervor, deſſen Genuß die Menſchen unglücklich machte, worauf ſie von Zeit zu Zeit verſchiedene Nahrungsmittel wählten, die aber immer wieder ausgiengen, bis ſie endlich das Land zu bauen genöthigt wurden. Verſchiedene Burchanen ſind in dieſem ganzen Zeitraum auf die Erde gekommen, die Menſchen zu beſſern, von denen der letzte Dſchadſchimmuni der Stifter der lamaiſchen Sekte war. So wie nun das Alter und die Größe der Menſchen immer abgenommen hat, ſo wird das auch in Zukunft fortgehen, bis ſie nur 10 Jahr leben und eine Elle groß ſeyn werden, und der größte Theil durch tödtliche Seuchen umkommen wird. Die übriggebliebenen aber werden wieder anfangen, tugendhaft zu leben, und ſich nach und nach zu ihrer erſten Vollkommenheit und Größe erheben. Dergleichen Epochen nehmen ſie verſchiedene an, ihre Lehrſätze davon aber ſind zu ſehr verunſtaltet, als daß man ſich richtige Begriffe daraus bilden könnte. Eben ſo iſt es mit der Lehre von ihren Burchanen, über welche alle noch ein höchſtes Weſen erhaben iſt. Faſt alle dieſe Burchanen werden in weiblicher Geſtalt, mit indianiſchen Zierraten und ſitzend vorgeſtellt. Viele ſind in Kupfer gegoſſen, ſtark im Feuer vergoldet und ſehr fein gearbeitet. Außer den gegoſſenen Götzen, hat man auch thönerne, oder auf ſineſiſches Papier und Zeug gemalt. Neben dieſen Burchanen, welche auf den Wolken und in dem obern Himmel, zu welchem goldne Wege führen, wohnen, glauben die Kalmycken noch an eine Menge, theils gute, theils böſe Geiſter, welche überhaupt mit dem Namen Tengri belegt werden. Es giebt welche, deren Größe 9 Millionen und 28000 Werſte angegeben

wird,

wird. Die Hölle ſetzen ſie ſehr unbeſtimmt zwiſchen Himmel und Erde, wiſſen aber, daß der Beherrſcher derſelben Burchan Erlik Khan daſelbſt eine große Stadt bewohnet, daß ein Meer voll Urin und Unflath daſelbſt iſt, über welches ein ſchmaler eiſerner Pfad führet, der unter den Füßen der Gottloſen zerreiſſet. Ein andres Meer beſtehet aus Blut. Hier iſt ein Stück Erde, wo die Verdammten vergebens ihre Nahrung herauszuwühlen ſuchen u. ſ. w. Doch dauern alle dieſe Höllenſtrafen nicht ewig. Prieſter fahren geradezu in die Burchanenſitze; Layenſeelen aber müſſen über den eiſernen Pfad, wo ſie denn, wenn ſie glücklich hinüber kommen, vom Erlik gerichtet werden. Eine ſolche Religion iſt ein Paradies der Geiſtlichkeit, und es giebt auch eine ungeheure Menge Pfaffen, an deren Spitze der Dalai Lama ſtehet. Bey den Torgot iſt ein Verweſer deſſelben oder Lama, nach dem Lama folgen die Zordſchi, und dieſen die Gellung oder gemeinen Prieſter. Jeder Gellung hat einige Schüler, und andre ihm beym Gottesdienſt helfende Perſonen unter ſich. Dieſe ganze Geiſtlichkeit lebt ehelos, und jeder muß wenigſtens die tangutiſche Sprache leſen können, weil der Götzendienſt durchgängig in dieſer Sprache verrichtet wird. Gewöhnlich feyern die Kalmycken drey Tage in jedem Monat, und ihr Götzendienſt iſt voll einer Menge Zerimonien und Formeln, vorzüglich bey ihren großen Feſten. Sie haben auch Roſenkränze, Gebeträder, bedienen ſich heiliger aus Tibet kommender Pillen, und begraben ihre Toden, werfen ſie ins Waſſer, legen ſie frey auf die Erde, oder verbrennen ſie endlich.

Perſer. Außer dieſen Völkern wohnen hier auch noch 8) Perſer in Aſtrachan, die gewöhnlich Kiſilbaſchen genennt werden, und ſich zur mohämedaniſchen

niſchen Sekte des Ali bekennen. Alle ſind Kaufleute. 9) **Armenianer** betrugen 1770 in der Stadt Aſtrachan 1281 männliche Köpfe, haben ein jüdiſches Anſehen, treiben Handlung vornehmlich nach Perſien, und haben einen ſelbſt erwählten Magiſtrat nebſt einer ſchönen Kirche. 10) **Gruſiner** oder **Georgier** treiben Handel und andre bürgerliche Gewerbe, und bekennen ſich zur griechiſchen Kirche. 11) **Indianer** etwan 2 bis 300 Männer, wohnen in Aſtrachan und Kislar. Ihr Anſehen iſt ſehr tatariſch. Sie ſind meiſtens lang, hager, ſchwarz von Augen, Haar und Bart, gelblich von Geſichtsfarbe, aufrichtig, höflich, Leute von Wort, nüchtern und einſiedleriſch. Alle ſind Kaufleute und einige, bedeutende Kapitaliſten. Die Aſtrachaniſchen wohnen alle in dem für ſie von der Krone erbauten Kaufhauſe, in welchem zugleich ihre Gewölber ſind. Ihre Kleidung iſt tatariſch-morgenländiſch; ſie leben von Reisbrey mit Roſinen, Butter, Kümmel, Safran und Blättern von Aſa fötida. Fleiſch und geiſtige Getränke brauchen ſie nicht, ſo wie ſie auch keine Ergötzlichkeiten lieben. Ihre Toden verbrennen ſie außer der Stadt und ſtreuen die Aſche aufs Waſſer. Sie bekennen ſich zur Braminiſchen Religion, und haben in Aſtrachan eine kleine Kapelle, in welcher einige Götzenbilder ſtehen, und in welcher ſie Morgens und Abends ihre Anbetungen halten. 12) **Europäiſche Koloniſten**, welche ſeit 1764 hier angeſetzt worden ſind. Es mögen gegen 8 bis 10000 teutſche, ſchweizeriſche, polniſche, franzöſiſche und holländiſche Koloniſten seyn, welche an beyden Seiten der Wolga in 104 Dörfern wohnen. Die Häuſer ſind von Fachwerk, mit Leimwänden und ſtehen in geraden Reihen. Die anſehnlichſten Dörfer haben Kirchen, Thürme mit Glocken und von der Krone beſol-

Armenianer.

Georgier.

Indianer.

Europ. Koloniſten.

beſoldete Prediger ihrer Konfeſſion. Die evangeliſche Brüdergemeinde zu Sarepta, von welcher nachher, macht eine eigene Kolonie aus.

Dies ſind die Einwohner des aſtrachaniſchen Gouvernements, deſſen ſteuerbare Bürger und Bauern zwiſchen 10 bis 11000 geſchätzt werden können. An vorzüglichen Oertern bemerken wir

Aſtrachan. Aſtrachan, achtzig Werſt vom Ausfluß der Wolga, die hier 2200 Schuhe breit iſt. Die Stadt iſt völlig auf Hügeln erbauet, und beſtehet aus 2541 zum Theil recht gut gebaueten Häuſern. Die Feſtung bildet ein Dreyeck, und iſt mit einer Mauer von Ziegelſteinen umgeben. Kirchen ſind hier 25 ruſſiſche, nebſt 2 Klöſtern, 1 armeniſche, 3 katholiſche, 1 lutheriſche und 1 indianiſcher Tempel. Die Vorſtädte ſind groß und weitläuftig, und werden zum Theil von den Tatarn bewohnt. Zwiſchen der Stadt und der armeniſchen Slobode oder Vorſtadt, iſt ein ſchöner Kanal gegraben, darinnen die Schiffe, als in einem ſichern Kanal liegen können. Die Anzahl der Einwöhner wird auf 70000 geſchätzt, worunter neben den Ruſſen, welche am zahlreichſten ſind, Teutſche, Engländer, Franzoſen, Italiener, Schweden, Armenier, Gruſiner u. ſ. w. gehören. Kaufleute ſollen hier 3000 ſeyn, welche einen ziemlich beträchtlichen Handel, beſonſonders mit Perſien treiben. Man findet hier Seiden- und Baumwollenmanufakturen, auch ſtehen die aſtrachaniſchen Juften in gutem Rufe. Aus dem hieſigen großen botaniſchen Garten, und dem dabey befindlichen Laboratorium, ziehen die ruſſiſchen Kronapotheken alle ihre Arzneypflanzen und viele präparirte Arzneyen.

Zarizyn. Zarizyn an der Wolga, ein meiſt von Holz gebaueter Ort, mit einigen Feſtungswerken, die

im

im letzten Kriege durch die türkiſchen Gefangenen etwas ausgebeſſert wurden, welches dem Ort ſehr zu ſtatten kam, indem er dadurch in den Stand kam, dem Angriff, welchen Pugatſchew 1774 darauf that, zu widerſtehen. Die Einwohner haben von ihrer Fiſcherey und Viehzucht gute Nahrung. Auch der Weinbau geräth nicht übel, die Maulbeerbäume erhalten ſich von ſelbſt, und das Klima iſt ſo gemäßigt, daß viele Geſträuche zweymal blühen, und unterhalb der Stadt ſich den ganzen Winter hindurch Enten aufhalten können. Von hier bis an den Don iſt eine ſtarke Verſchanzung angelegt, bey welcher Peter I. den Kanal, welcher den Don mit der Wolga verbinden ſollte, wollte graben laſſen. In der Nachbarſchaft iſt eine Kronſeidenfabrik, bey welcher ein ganzes Wäldchen voll Maulbeerbäume ſtehet. Die herumliegenden Trümmer von ſteinernen Gebäuden laſſen vermuthen, daß ſie einſt von den Tatern angelegt worden. Saratow, ebenfalls an der Wolga längſt dem ſteilen Ufer derſelben, am Fuß hoher Berge, wird durch eine tiefe Kluft von einander getheilt. Es iſt übrigens ein nicht übelgebaueter und nahrhafter Ort. Sarepta iſt 1765 von fünf Gliedern der evangeliſchen Brüdergemeinde angelegt worden, und faßte 1773 ſchon 250 Seelen in ſich. Das ſchönſte und größte Gebäude iſt das neue ſteinerne Bethaus; überhaupt aber iſt der ganze Ort artig gebauet, mit einem Wall, Graben, ſpaniſchen Reutern, zwölf Kanonen und einer kleinen Beſatzung verſehen. Es ſind hier allerley Handwerker, nebſt einer Fabrik, in welcher Schnupftücher, halbſeidne, baumwollne und bunte leinene Zeuge verfertigt werden. Man macht auch Licht, Seife und Tabak. Kislar, an einem Arm des Terekfluſſes, iſt 1733 angelegt worden, und die Grenzfeſtung gegen Perſien. Die

Saratow. Sarepta. Kislar.

Häuſer

Häuſer ſind von Erde oder gar von geflochtenen Reiſern, die mit Leimen übertüncht ſind.

Zu dieſem Gouvernement werden auch die zwey großen Steppen oder grasreichen Wüſten an der Weſt- und Oſtſeite der Wolga gerechnet. Die eine, die Aſtrachanſche oder Kumanſche iſt ſalzhaft, und ſcheint ehedem das ſchwarze mit dem kaſpiſchen Meere vereinigt zu haben. Hier war ehedem das Hauptlager der tatariſchen Khane von der groſſen goldenen Horde, und die Stadt Madſchjar, wo die Stammväter der Ungern wohnten. Gegenwärtig ziehen Kalmycken vom Stamme Derbet darinnen. Die kalmyckiſche oder jaikiſche Steppe hat ebenfalls viele Salzſeen, und eine große Strecke, die aus dürren Sandſchollen beſtehet. Hier zogen bis 1771 die Torgot.

3. Gouv. Orenburg. Dieſes große, etwan 800 teutſche Meilen im Umfange habende Gouvernement, grenzt gegen Süden an das kaſpiſche Meer, und das Land der Truchmenen, die Seen Aral und Balgaſch, an die Länder der Karakalpaken und der Kirgiſen von der großen Horde, gegen Weſten an Aſtrachan und Kaſan, gegen Oſten an das Land, welches die Kalmycken vom Stamm Delöt bewohnt haben und gegen Norden an Sibirien. Es war ehedem ein Theil der großen Bulgarey, und 1744 wurde es erſt in ſeine gegenwärtige Verfaſſung geſetzt. In dieſer Statthalterſchaft iſt das Uralgebirge, welches ganz aus Quarz beſteht, und zwar viel hohe kahle Felſen, doch aber auf ſeinen meiſten Bergen ſchöne Bäume und heilſame Kräuter hat. Seen giebt es verſchiedne, welche theils ſüßes, theils ſalziges Waſſer führen, und an Flüſſen iſt eben ſo wenig Mangel, von denen die Wolga und Kama, der Ural ſonſt Jaik, die Emba und Syr-Darja nebſt

nebſt dem Tobol und der Belaja, die vorzüglichſten ſind.

In einer ſo großen Landſtrecke können Klima und Fruchtbarkeit unmöglich von derſelben Beſchaffenheit ſeyn, doch iſt die Luft meiſt geſund, und die heftige Sommerhitze, wird durch häufige Winde, die vom Ural wehen, gemildert. In der Nähe dieſes Gebirges fällt oft ſo viel Schnee, daß er drey ruſſiſche Ellen hoch liegt, je weiter man aber gegen die Meere kömmt, deſto ſparſamer wird auch der Schnee, bis er ſich in der Nähe derſelben meiſt gänzlich verlieret. Der Boden hat große natürliche Fruchtbarkeit und Getraide von allen Arten, Gartenfrüchte, Obſt u. ſ. w. gedeihen meiſt überall gut in demſelben. An Waldungen iſt kein Mangel, und überhaupt ſind die Erzeugniſſe des Pflanzenreichs faſt durchaus dieſelben, wie in der aſtrachaniſchen Statthalterſchaft. Reicher iſt Orenburg aber an Mineralien. Dahin gehören ſchöne Bruchſteine, welche immer mehr Härte bekommen, je länger ſie der Luft ausgeſetzt ſind, Kreide, Alabaſter, Kriſtalle, Topaſen, Marmor, Achat, Jaſpis, Asbeſt, Jungfernglas, Porcellanerde, Salz, ſowohl aus Salzſeen als Steinſalz, welches zu beyden Seiten des Fluſſes Ilek gebrochen wird, Salpeter, Alaun, Schwefel, Aſphalt, Farbeerden, Kupfer, Eiſen, Bley und Magnet. Von Thieren giebt es: Ochſen, auch wilde, Schafe mit und ohne Fettſchwänze, Ziegen, Pferde, vorzüglich bey den Baſchkiren und auch wilde von zweyerley Art, Eſel, Kamele, große wilde Schweine, von denen ein Seitenſtück oft bis 20 Pud wiegt, Rennthiere, Dachſe, Wölfe, welche die Kirgiſen mit Peitſchen todſchlagen, Haſen und Erdhaſen, Füchſe, wilde Katzen, Luchſe, Bären, Elendthiere, Vielfraße,

Marder, Hermeline, Laſka, eine kleine Art derſelben, Biſamratten, Fiſchotter, Biber, Grauwerke und Babr, eine Tigerart mit gelbigten geſtreiftem Fell, die zwar nicht hoch, aber zuweilen eine Klafter lang ſeyn ſollen. Vögel giebt es in Menge, als Kraniche, Adler, welche die Kirgiſen zur Jagd abrichten, Baba, die den Schwänen gleichen, wilde Gänſe, Trappen u. ſ. w. Die Flüſſe ſind alle voll der ſchönſten Fiſche, auch findet man Seehunde und Schildkröten. Zahme und wilde Bienen giebt es in Menge, aber auch Scorpionſpinnen, Schlangen und andere ſchädliche Gewürme.

Die Verſchiedenheit der Einwohner iſt nicht geringer, als in den bisher beſchriebenen Statthalterſchaften, und wir werden darunter wieder zwey nicht unmerkwürdige Völker kennen lernen. Auſſer den Ruſſen ſind hier: 1) Orenburgiſche Kaſaken, welche längſt dem Samara, Ui und Uralfluſſe, auch in der Baſchkirey wohnen und in allen Feſtungen den größten Theil der Einwohner ausmachen. Ihre Verfaſſung iſt völlig die Doniſche. 2) Uralskiſche, ehedem Jaikſche Kaſaken wohnen an dem breiten fruchtbaren, theils waldigen Geſtade des Uralfluſſes und einem Theile der Steppe. Ihren mündlichen Nachrichten zufolge, giengen gegen Ende des 14ten Jahrhunderts, etwan 30 doniſche Kaſaken auf der kaſpiſchen See auf Freybeuterey, und ſetzten ſich am untern Uralfluß. Dieſer Haufe verſtärkte ſich immer mehr, und unterwarf ſich endlich dem Zar Michael Fedorowitſch, da ſie denn auf den Fuß der doniſchen Kaſaken geſetzt wurden, und gegen eine geringe Abgabe die ſehr einträgliche Fiſcherey auf dem Ural, nebſt der Freyheit, ſich aus den Salzſeen unentgeldlich Salz zu holen, ſelbſt Brantewein zu brennen,

Orenburgiſche Kaſacken.

Uralskiſche Kaſacken.

und

und andere Vortheile mehr erhielten. So wurden ſie immer wohlhabender, ſtolzer und unbändiger, bis ſich 1773 der größte Theil von ihnen zu dem Rebellen Pugatſchew ſchlug. Nach der Stillung des durch ihn erregten gefährlichen Aufſtandes, lies ihnen dennoch die Kaiſerin ihre vorige Freyheiten, nur erhielt ihre politiſche Verfaſſung eine beſchränktere Einrichtung, und ſowohl der Fluß, an dem ſie wohnen als ſie ſelbſt, mußten ihre Namen mit den gegenwärtigen vertauſchen.

Sie werden als ſtarke und muntere, aber auch rohe und anbändige Leute geſchildert, denen es aber nicht an Tapferkeit fehlet. Ihre vornehmſte Nahrung iſt die Fiſcherey, der ſie jährlich viermal auf dem Ural nachgehen, und die ihnen ſo viel Fiſche und Kavear giebt, daß das ganze Heer nicht nur leben, ſondern ſich auch dabey bereichern kann. Auch halten ſie viel Vieh, und mancher gemeine Kaſak hat 2 bis 300 Pferde, nebſt einer verhältnißmäßigen Anzahl Horn- und Schafvieh. Ackerbau treiben ſie wenig, daher ſie ihr Brodkorn 5 bis 800 Werſt weit holen, dafür bauen ſie aber Obſt und Waſſermelonen, halten Bienen und jagen. Ihr Leben iſt eine ununterbrochene Fröhligkeit, und ohngeachtet ſie ſelten ein hohes Alter erreichen, ſo genießen ſie doch, ohne Aerzte und Arzneymittel, einer ununterbrochenen Geſundheit.

3) **Baſchkiren**, ein tatariſches Volk, bewohnen den ſüdlichſten Theil des Uralgebirges, zwiſchen dem Kama- Wolga- und Uralfluſſe, welcher fruchtbare Ebenen, ſchöne Wälder und fiſchreiche Seen hat. Sie unterwarfen ſich bey Zerſtörung des Königreichs Kaſan freywillig, und beſtanden 1770 aus 27000 Familien. Ihre Geſichtsbildung iſt meiſt tatariſch, von Gliedern ſind ſie aber ſtärker Baſchkiren.

und fleiſchigter. Ihr Verſtand könnte leicht ausgebildet werden. Man ſchreibt ihnen auch Herzhaftigkeit zu, doch ſollen ſie nur im Sommer, wenn ſie Pferdemilch trinken, muthig, im Winter hingegen feig und kleinmüthig ſeyn. Sie unterſcheiden ſich darinnen von andern nomadiſchen Völkern, daß ſie Winterdörfer haben, und nur des Sommers in Filzhütten wohnen. Die Häuſer dieſer Winterdörfer ſind oft ſo klein, daß man kaum aufrecht darinnen ſtehen, und die Thüre ſo niedrig, daß man nicht anders, als auf den Knieen hineinkriechen kann. Das vornehmſte Hausgeräth, welches in dieſen Hütten iſt, beſtehet in einem hohen ledernen Schlauche, der beſtändig mit ſaurer Milch angefüllt iſt, und weil er nie rein gemacht wird, den unerträglichſten Geſtank von ſich giebt. Im Winter erſetzen ſie den Mangel dieſes Getränkes dadurch, daß ſie aus geſäuerter Milch gemachte, und im Rauch getrocknete Käſe zerreiben und im Waſſer zerweichen. Da ſie zu gemächlich zum Ackerbau ſind, ſo ſäen ſie nur ſehr wenig Korn, ohngeachtet die Regierung durch Austheilung von Prämien, ſich viele Mühe giebt ſie weiter darinnen zu bringen. Ihre ſtarke Viehzucht wird ein beſtändiges Hinderniß in Abſicht des Ackerbaus bleiben, da ſie noch dazu nicht alle Tage Brod brauchen, und wenn ſie welches backen, blos einen Fladen kneten, der auf dem Heerd in heiße Aſche geſcharrt wird. Ueberhaupt ſind ſie bey ihrer Koſt nicht im mindeſten ekel, und wenn ſie z. B. Schaffüße eſſen wollen, ſo werfen ſie dieſelben mit der Wolle ins Feuer, theilen ſie mit den Händen und ſtopfen einander die Speiſen in den Mund; iſt aber die Portion zu ſtark, ſo ſpuckt der Geſtopfte einen Theil wieder in ſeine eigene Hand, und bringt ihn zum zweitenmal zum Munde. Ihre Kleidung iſt tatariſch, und ihr Leinenzeug verfertigen ſie ſich theils

aus

aus Neſſeln, theils aus Hanf. Ihre Religion iſt die Mohämedaniſche, die aber mit vielem Heidenthume vermiſcht iſt. Sie geben Tribut an Honig, Wachs, Korn, Hornvieh und Pelzwerk; es werden auch jährlich 2000 Mann bey den Feſtungen gebraucht, welche mit Pfeil, Bogen, Lanzen, Panzerhemden, Helmen, Säbeln, Flinten und Piſtolen bewafnet ſind. Unter ihnen wohnen auch Ufiſche Tatarn.

4) Meſchtſcherjäken, ein tatariſcher, faſt aus 2000 Familien beſtehender Stamm, von dem ein Theil in beſtändigen Dörfern wohnet, andre aber völlig die baſchkiriſche Verfaſſung haben. Sie ſind übrigens, ob ſie ſchon unter den Baſchkiren wohnen, klüger, reinlicher, ausgebildeter, und ihr Mohämedismus iſt weit reiner. 5) Kirgiſen oder Kirgiskaiſaken. Von dieſem tatariſchen, aus Turkeſtan ſtammenden Volke, welches in die große, mittlere und kleine Horde getheilt wird, befinden ſich die zwo letztern, von denen jede auf 30000 Kibitken geſchätzt wird, ſeit 1731 unter ruſſiſchen Schutz, zahlen aber keine Steuern, leiſten auch keine Kriegsdienſte, ſind aber dem Reiche dennoch ſehr nutzbar, weil ſie erſtlich den orenburger Handel befördern, dann die ufiſchen Karwanen, ſeit ihrer Unterwerfung, unangefochten durch ihr Gebiet reiſen, und die von ihnen gemachten Gefangenen aus andern Nationen, wenn ſie zu den Ruſſen übergehen und Chriſten werden, nicht von ihnen zurückgefordert werden dürfen. Beyde bewohnen ein großes, mit vielen Sandhügeln, Bergen, kleinen Flüſſen, die ſich wieder in die Erde verlieren, und vielen Seen angefülltes, wüſtes, hochliegendes Gefilde zwiſchen den Flüſſen Ural, Irtiſch und dem Aralſee, die große Horde aber ſtreift bey Taſchkent und Turkeſtan herum. Ohngeachtet

Meſchtſcherjäken.

Kirgiſen.

dieſe Leute nach kalmyckiſcher Art in Filzgezelten wohnen, ſo ſind ſie doch bey weitem viel reinlicher, ihre Gezelte auch viel größer, ſo daß in einem oft mehr als zwanzig Menſchen ganz bequem zu ſitzen, Raum haben. Was die Kleidung der Männer betrift, welche beſſer als die Baſchkiren gebildet zu seyn pflegen, ſo beſteht ſie außer dem Oberkleide, das aus Fellen gemacht iſt, gemeiniglich in baumwollenen Unterkleidern und Hemden von blauer Leinwand, welche von oben bis unten wie ein Schlafrock offen ſind, und um den Leib feſt gebunden werden. Ihre Sommermützen ſind von Filz und zum Theil mit Zeug überzogen, mit zwo breiten, niederhängenden Kappen, Wintermützen ſind mit Pelzwerk gefüttert. Die Weibertracht iſt ein blaues Hemd, lange Beinkleider, Binden an den Beinen, platte Sohlen und baumwollne Tücher um den Kopf. Beym Putz ziehen ſie über das blaue Hemde noch einen ſeidnen Oberrock, und darüber einen Schlafrock. Ihre Religion iſt die mohämedaniſche, in welcher ſie ſo eifrig, als aus Mangel an Geiſtlichen unwiſſend, ſind, ob ſie gleich das Geſetz in ſofern beobachten, daß ſie kein gefallenes Thier und von wilden Thieren nur Antelopen, Steppenpferde und Hirſcharten eſſen, worinnen auch nebſt Mehl, Grützwerk, ſaurer Milch und klaren Pferdemolken ihre Hauptnahrung beſtehet. Ob ſie ſchon eine gewiſſe Rangordnung unter ſich haben, auch ihnen von der Regierung ein Khan mit einer Beſoldung geſetzet wird, ſo lebt doch jeder als eigener Herr, und ihre Verfaſſung iſt faſt ganz demokratiſch. Ihr vorzüglichſter Reichthum iſt Viehzucht, vornämlich an Pferden und Schafen; Kamele haben ſie weniger, Rindvieh aber in noch geringerer Anzahl. Auch halten ſie unter ihren Schafheerden viele Ziegen, welche gleich den Schafen ſehr ungeſtaltet ſind. Neben der Vieh-

zucht

zucht beſchäftigen ſie ſich mit der Jagd, und wenn ſie Gelegenheit haben, ſuchen ſie auch Karwanen zu überfallen und Sklaven zu machen. 6) Bucharen und andere tatariſchen Koloniſten leben hie und da zerſtreut, von denen wir hier, wie von den **Tſcheremißen, Tſchuwaſche** und **Wotjaken** nichts beſonders zu ſagen finden. 7) **Kalmycken**, von denen eine chriſtliche Kolonie von 14000 Seelen, in der Stadt Stawropol und deren Gegend wohnet. So viel Mühe man ſich aber auch gegeben hat, ſie zu einer anſäßigen Lebensart zu gewöhnen, ſo wohnen doch nur die Befehlshaber in der Stadt, die übrigen nomadiſiren in Filzhütten, und haben auch beynahe gänzlich die Lebensart ihrer heidniſchen Brüder beybehalten. In der iſetiſchen Provinz ſind drey Dorfſchaften voll mohämedaniſcher Kalmycken von etwan 80 Familien, welche von geraubten Kalmycken herſtammen, die von den Kirgiſen bekehrt worden ſind. Noch giebt es **Perſer, Araber, Türken** und andere Aſiater, welche hie und da nach ihrer Landesweiſe zerſtreut leben, ſo wie auch europäiſche Koloniſten zu finden ſind. Bucharen. Kalmycken.

Wir bemerken in dieſem Gouvernement die 1735 und 42 erbauete Hauptſtadt **Orenburg**. Sie iſt auf einer Ebene erbauet, hat 5½ Werſte im Umfang und ſchöne Feſtungswerke. Die Straßen ſind vollkommen regelmäßig, und Häuſer mögen etliche tauſend ſeyn, von denen viele von Steinen gebauet ſind, nebſt neun Kirchen. Wegen ſeiner Lage auf der Gränze, und der guten Beveſtigung iſt dieſer Ort ein guter Verbannungsplaß für unbändige Bürger. Der größte Haufen davon wird bey Nacht bewacht, die Tage aber bringen ſie im Bauhofe zu, der für alle Arten der Handwerker und Künſtler Werkſtellen mit dem beſten Geräthe hat. Orenburg.

Die hieſige Handlung iſt hier äußerſt vortheilhaft, die aber noch größtentheils durch fremde Kaufleute getrieben wird, welche nach geendigtem Tauſch wieder nach Hauſe reiſen. Die wichtigſten Arten der ausgehenden Waaren ſind jetzt wollene Tücher, Sammt, Leinwand, Juften, Kupfer und Eiſengeſchirr, allerley Spielkram von Blech, Nähnadeln, Fingerhüte, Glas, Korallen, Farbewaaren, Zucker, Pelzwerk u. ſ. w. Dafür wird eingetauſcht: Gold und Silber meiſt in perſiſchen und indiſchen Münzen, auch Goldſand, Lapis Lazuli, edle Steine, rohe und geſponnene Baumwolle, und baumwollene Zeuge, gemachte Schlafröcke, buchariſche Lämmerfelle, getigerte Katzen und Tigerfelle, etwas rohe Seide, Kamelhaare, Vieh von den Kirgiſen, die jährlich 40 bis 60000 Schafe und gegen 10000 Rinder hieher bringen, Pelzwerk, Goldadler zur Jagd und getrocknete Früchte. Jlezkaja Krepoſt, eine kleine Feſtung, welche zu Bedeckung des am Fluſſe Jlek befindlichen Salzwerkes angelegt iſt. Der Sand liegt nur anderthalb ruſſiſche Ellen oder noch weniger auf dem feſten Salze, welches in Stücken gehauen und dann auf der Belaja, Kama und Wolga verführt wird. Es iſt rein, feſt und weiß von Farbe. Gurjef, eine zwar kleine, aber die regelmäßigſte von allen am Uralfluſſe angelegten kleineren Feſtungen, zehn Werſt vom kaſpiſchen Meer auf einem salzigen Sumpf gelegen, daher man auch hier beſtändig eine faule nach Seemoraſt ſtinkende Luft einathmet.

Jlezkaja Krepoſt.

Gurjef.

Ufa.

In der ufiſchen Provinz iſt Ufa an der Belaja, welche hier den kleinen Fluß Ufa aufnimmt, und im Jahr 1573 wahrſcheinlich auf einer Stelle angelegt worden, wo ehedem ſchon eine Reſidenz der

alten

alten nogajiſchen Khane geſtanden haben ſoll. Ihre Befeſtigung beſtand 1770 aus einem breternen Zaun und etlichen Palliſaden. Häuſer hatte ſie 6 bis 700, die aber in ſchlechtem Zuſtande waren, nebſt 6 Kirchen und 2 Klöſtern. Stawropol 1738 an einem Arme der Wolga erbauet. Sie iſt mit Pfahlwerk eingeſchloſſen, hat 500 Häuſer, nebſt einer ſteinernen und drey hölzernen Kirchen. Sergiewſk, ein kleines Städtchen am Sokfluſſe, auf einem Berge gelegen, welches 1703 und 1704 erbaut worden iſt. Der Ort iſt an und für ſich nicht merkwürdig, aber die Gegend deſſelben iſt wegen der darinnen befindlichen Schwefelquellen und Aſphaltbrunnen denkwürdig. Alle dieſe Schwefelquellen haben nicht nur ein ſehr ſulphuriſches Waſſer, und gefrieren niemals; ſondern legen auch eine mit Kalk vermiſchte Materie, wie eine milchweiße Gallert ab, aus welcher zu Peters I. Zeiten Schwefel bereitet wurde. Uralſk, ehedem Jaizkoi Gorodok, hat gegen 3000 Häuſer, mit ſo engen Straßen, daß kaum zween Wagen bey einander vorbey fahren können. Die Befeſtigung beſteht in einem doppelten Zaun von Flechtwerk, zwiſchen welches Erde geſchüttet, rund herum aber ein Graben gezogen iſt.

Stawropol. Sergiewſk. Uralſk.

Dieſes große Stück Landes, welches wahrſcheinlicherweiſe von der alten 16 Werſt über Tobolſk gelegenen tatariſchen Stadt Sibir ſo benannt worden, war, wie viele Alterthümer beweiſen, ehemals ein Theil des Reiches des Dſchingis Khan, nachher aber den Tatarn unterworfen. Im ſechszehnten Jahrhundert wurde es den Ruſſen zuerſt bekannt, als ein gewiſſer Anika einen vortheilhaften Handel dahin zu treiben anfieng. Als aber ein donniſcher Kaſak, Jermak Timofew mit etlichen

Königreich Sibirien.

tauſend ſeiner Kameraden, am kaſpiſchen Meer und der Wolga allerley Gewaltthätigkeiten begiengen, und durch ruſſiſche Truppen ſo ſehr in die Enge getrieben wurden, daß ſie nicht wieder zu den Kaſaken kommen konnten, ſo nahmen ſie 1579 einen Zug nach Sibirien vor, wo ſie in dem folgenden Jahre beträchtliche Eroberungen machten. Jermak ſah dies nun als die beſte Gelegenheit an, ſeine völlige Verzeihung zu erhalten, und ſchickte daher 1581 etliche Abgeordnete an den Zaren, welcher auch 1583 einen Befehlshaber mit einigen hundert Mann nach Sibirien ſchickte, die aber, als Jermak in eben dieſem Jahr das Leben verlor, das Land wieder verließen. Vom Jahre 1586 an wurden neue Truppen dahin geſchicket, der tatariſche Khan Kutſchum 1598 völlig geſchlagen, und ſeine ſämtlichen Staaten nach und nach völlig dem ruſſiſchen Reiche einverleibet.

Ueberhaupt genommen iſt Sibirien das kälteſte von den ruſſiſchen Ländern; der Schnee fällt oft ſo zeitig, daß das Getraide noch eher, als man an die Erndte hat denken können, damit bedeckt wird, und die Erde thauet an manchen Orten ſo wenig auf, daß es oft nicht über drey, ja wohl gar nur anderthalb Ellen beträget. Wenn die Kälte heftig iſt, ſo gefriert das Queckſilber, daß man es beugen und mit dem Hammer platt ſchlagen kann. Ueber den ſechszigſten Grad hinaus iſt alles Land zum Ackerbau untüchtig, weiter gegen das Eismeer decket ein ewiger Schnee den Erdboden, der Tag währt kaum einige Stunden, oder die Sonne iſt Monate lang völlig unſichtbar, und die Nordlichter, deren Pracht und Helle nichts zu vergleichen ſeyn ſoll, müſſen dann ihre Stelle erſetzen. So fürchterlich aber auch ein ſibiriſcher Winter iſt, ſo ſchnell kömmt der

der Sommer, und von ſo unerwarteter Hitze wird er begleitet. Alle Erdfrüchte und Gewächſe wachſen dann mit der äußerſten Geſchwindigkeit, die Nächte ſind kurz und helle, und gegen das Eismeer zu ſieht man die Sonne Tag und Nacht über dem Horizonte.

Was die Erzeugniſſe dieſes Landes anbetrift, ſo wird man leicht einſehen, daß ſie nicht anders, als ſehr mannigfaltig ſeyn können. Getraide gedeiht am beſten in den Gegenden von Tobolſk, Tomſk, Jeniſeiſk, am Lenafluß, und hie und da am Baikalſee, doch iſt ein Theil der Einwohner ſo faul, daß viele ſehr fruchtbare Gegenden ganz und gar nicht bearbeitet werden, mit ſo großem Nutzen auch der Ackerbau in denſelben getrieben werden würde. Bey Jakutzk wird zuweilen Gerſte reif, weiter nordwärts aber leben die Nationalen blos von Fleiſch und Fiſchen, die Ruſſen bekommen ihr Brodkorn aus den mittäglichen Provinzen. Der Wieſewachs iſt faſt durchgängig gut, von Erdfrüchten baut man Kohl, Rettige, Rüben und Gurken; Spargel wächſt überflüßig und wild, und ob er ſchon ¾ Ellen hoch wird, ſo iſt er doch durchaus von gutem Geſchmacke. Baumfrüchte kommen nur ſehr ſparſam fort, und außer wilden Kirſchen, einer Art kleiner Mandeln und kleiner Aepfel, die nicht viel größer als eine Erbſe ſind, giebt es deren keine. Beeren, die ſehr wohlſchmeckend ſind, als Erd-Johannisbeeren u. ſ. w. ſind häufig; gewiſſermaßen kann man auch die Frucht der ſibiriſchen Ceder zu den eßbaren Baumfrüchten rechnen. Dieſe Ceder wächſet ſehr hoch und dicke, und ihre Zapfen ſind voll kleiner Nüſſe, die häufig gegeſſen werden. Man preßt auch ein Oel daraus, welches die vornehmen Ruſſen während der Faſten ſtatt der Butter gebrauchen.

Dieſe Cedern, nebſt Fichten, Tannen, Lerchen u. a. Bäumen machen die großen ſibiriſchen Wälder aus, Eichen, Linden und Haſelnußſträuche findet man aber in ganz Sibirien nicht. Das Mineralreich iſt ungemein wichtig. Bey Katharinenburg ſind Goldgruben und auf drey Seifenwerken werden jährlich zwiſchen 2 bis 300 Pfund reiner Goldſtaub geſammelt; der Schlangenberg auf dem altaiſchen Gebirge hat ſchon viel tauſend Pfund Gold geliefert, und aus dem Silber des argunſchen Bergwerks wird ebenfalls viel Gold geſchieden. Ferner findet man viele Kupfer- und Eiſenerze, von denen jährlich viele 100000 Pud ausgeführt werden, Magnetſteine, ja ganze Magnetberge, Steinkohlen, Steinbutter, welches ein gelbligter Alaun iſt, Marmor, grünen Jaſpis, auch grünen mit rothen Flecken, Achat, Karneole, Topaſe, welche ſchwer von den orientaliſchen zu unterſcheiden ſind, vortrefliche Rubine, und andere edle Steine, Marien- oder Jungferglas, das in ganz Sibirien als Fenſterſcheiben gebraucht wird, und Salz, welches in Seen und einem Berge, der auf 30 Faden hoch iſt, und von unten bis Zweydrittel der Höhe aus einem harten reinen Salz beſteht, gefunden wird. Auch giebt es hie und da unterſchiedene mineraliſche Quellen. Da die Viehweide ſo vortreflich iſt, ſo werden auch viele Ochſen, Kühe, Schafe, Ziegen und Pferde gehalten. Von wilden theils zur Speiſe dienenden, theils um ihres Pelzwerks willen nutzbaren Thieren nennen wir die wilden Steinſchafe, (Stepnoi Baranj) welche am Leibe noch ſtärker als Damhirſche ſind, und auf einſamen dürren Bergen wohnen, Steinwidder, (Kammenoi Baranj) die ſich nur nur auf den höchſten unzugänglichſten Bergen aufhalten, Hirſche, Antelopen, reh- und gemsartige Biſamthiere, Elenn- und Rennthiere, wilde

Schweine,

Schweine, Haſen, Bären, Wölfe, wilde Pferde, die aber andre als eine beſondere Art von Thieren angeben, wilde Eſel, ſchwarze Füchſe, von denen ein Balg auf 1000 Rubel geſchätzt wird, blaßfarbige, rothe u. a. Füchſe, Zobel, die allein in Sibirien, aber nicht von Verbannten gefangen werden*), Vielfraße, Grauwerke, eine Eichhörnerart, fliegende Eichhörner, welche vermittelſt einer elaſtiſchen Haut zwiſchen den Füſſen auf 20 Faden weit von einem Baum auf den andern ſpringen können, Hermeline, Marder, Biber, Luchſe, Tiger und Panther gegen Sina u. ſ. w. Federwild iſt in außerordentlicher Menge, wohin verſchiedne Arten von Raubvögeln, Auerhähne, Birk- Reb- und Haſelhühner gehören. Da Sibirien mehr als irgend ein Land große Flüſſe hat, ſo kann man einen Schluß auf die Menge der darinnen befindlichen Fiſche machen, nur giebt es weder Aale, noch Krebſe, ſo wenig als man faſt in ganz Sibirien Bienen findet. Zu den Produkten Sibiriens kann man auch rechnen die ſogenannten Mammontsknochen, welche aber eigentlich nach den genaueſten Unterſuchungen nicht

*) Um Irkutzk und Jakutzk ſind die Zobel am beſten. Sie lieben einſame dicke Wälder. Die langen Haare, welche über die niedrigen hervorragen, ſind es eigentlich, was den Zobel ſchwarz macht. Ein Theil der Felle geht nach Rußland, der andre nach Sina, im Werth aber ſind ſie ſich ſo ungleich, daß der Preis im Lande ſelbſt von 25 Kopeiken bis zu 50 und mehr Rubeln ſteiget. Es iſt übrigens ein großer Irrthum, wenn man glaubet, daß die nach Sibirien Verbannten Zobel fangen müßten. Staatsgefangne werden ordentlich bewacht, andre müſſen in den Bergwerken und an den Feſtungen arbeiten, noch andre aber finden bey ihrer beſchränkten Freyheit alle Gelegenheit, ſich wieder aufzuhelfen.

nicht von einem beſondern Thiere, ſondern von Elephanten, die nach einiger Meinung in dem frühern Alter der Welt hier gelebet, nach andern durch die Heere des Dſchingis Khan hieher geführt, und wieder nach andern durch Waſſerfluten bey irgend einer großen Revolution hieher geſchwemmt worden ſind. Man findet ſie an hohen Flußufern, und die großen Backzähne werden nach Rußland verhandelt.

Bis zur Regierung der jetzigen Kaiſerin machte das ganze Sibirien nur ein einziges Gouvernement aus; gegenwärtig aber beſteht es aus folgenden Statthalterſchaften, deren Beſonderheiten, Einwohner und merkwürdige Orte wir nunmehr einzeln beſchreiben wollen.

4) Gouv. Tobolſk. Die Statthalterſchaft Tobolſk hat zwar dürre und unfruchtbare Steppen, die nicht anders als ein Stoppelfeld ausſehen, auch ſo dicke Waldungen, daß man nur durch Hülfe des Kompaſſes für dem Verirren geſichert iſt, aber auch gutes Getraideland, vortreflichen Wieſewachs, Pferde und Hornviehzucht, Wildpret, Pelzwerk, Fiſche, Salz, Steinkolen u. a. Mineralien. Zu den darinnen wohnenden Völkern gehören außer den eigentlichen Ruſſen 1) Kaſaken, welche auch ſonſt in Sibirien wohnen, und die Eroberer, Anbauer und vorzüglichſten Bewohner dieſes Landes ſind. 2) Tatarn, theils a) tobolſkiſche, theils b) tomſkiſche. Beyde ſind die eigentlichen Ueberreſte der alten ſibiriſchen Tatarn, und beyde bekennen ſich zur mohämedaniſchen Religion. Die erſten ſind etwan 4000 männliche Köpfe ſtark, die ihren Tribut in Geld bezahlen, und in Dörfern wohnen. Die Tomſkiſchen, 430 Männer ſtark, wohnen ebenfalls in Dörfern, ſind Ackerleute, Hirten, Jäger, Bienenwir-

Kaſacken.

Tatarn.

nenwirthe, und bezahlen ihren Tribut entweder in Elenn- und Hirſchhäuten, oder in Gelde. Ferner c) Obiſche, ſind wahrſcheinlicherweiſe mit den beyden vorigen verbrüdert, leben theils als Nomaden, theils als arme Bauern, und ernähren ſich größtentheils von Jagd und Fiſcherey. Sie ſind Chriſten und Mohämedaner, zuſammen etliche tauſend Familien. d) Tſchulymiſche, 5100 ſtreitbare Männer ſtark. Ihr Anſehen iſt eine Miſchung vom tatariſchen und mungliſchen. Sie haben beſtändige Wohnungen, bauen etwas Getraide, wiewohl ſie noch Mehl von den Ruſſen kaufen müſſen. Ihre Viehzucht iſt nur geringe, daher ihr Hauptgewerbe Jagd und Fiſchfang iſt. Sie kleiden ſich im ruſſiſchen Geſchmacke, und ſeit 1720 heißen ſie Chriſten, ob ſie ſchon noch viele heidniſche Gebräuche beobachten. e) Katſchinzen, im Anſehen den obigen ähnlich, 1000 Männer ſtark. Ihr Hauptgewerbe iſt Viehzucht und Jagd, ihre Lebensart nomadiſch und ihre Religion die heidniſche. f) Barabinzen wohnen in einer niedrigen fruchtbaren, ſeereichen und waldigen Fläche. An Geſtalt und Lebensart gleichen ſie völlig den Baſchkiren, ihre Viehzucht ſchränkt ſich aber meiſt auf Pferde und Hornvieh ein, und ihr Ackerbau iſt noch geringer. Sie eſſen auch umgefallen Vieh und Raubthiere. Erſt ſeit 1748 ſind ſie aus Heiden Mohämedaner worden. g) Turalinzen, leben theils in Dörfern, theils nomadiſiren ſie, die erſtern ſind Chriſten, die zweeten Mohämedaner. Alle haben ſtarke Bienenzucht, treiben auch etwas Ackerbau und Viehzucht, im Winter aber ſind ſie alle Jäger. h) Telenguten, ein ruhiges, ſchwachſinniges 500 Männer ſtarkes Volk, das in Dörfern wohnet, und etwas Ackerbau treibet. Die meiſten ſind Heiden, viele Mohämedaner und einige haben das

Chri-

Chriſtenthum angenommen. i) Abinzen wohnen in Erdhütten und beſchäftigen ſich meiſt mit Schmiedearbeiten. Sonſt kommen ſie mit den Telenguten überein, ſo wie auch die kiſtinſchen, tulibertſchen und werchotomſkiſchen Tatarn. k) Birjußen, Sajaner und Beltiren ſind kleine nomadiſirende Nationen, welche theils Chriſten, theils Heiden ſind. Zu ihren Gebräuchen gehört, daß ſie ihre Todten zwiſchen Breter gebunden auf die Bäume legen, und jedem einen Sattel zwiſchen die Beine, außerdem aber noch ein Beil, Meſſer, Brantewein und einen Bogen mit zerbrochenen Pfeilen geben. l) Jakuten nomadiſiren am Eismeer, und bewohnen ein großes, theils moraſtiges, theils felſigtes, kaltes und unwirthbares Land. Im J. 1750 ſteuerten ſie für 33000 Männer, ſeitdem aber haben ſie ſich nicht allein vermehrt, ſondern überhaupt geben ſich dieſe Völker des Tributs wegen allezeit ſchwächer an, als ſie wirklich ſind. Sie ſind mittler Größe, haben magre, platte Geſichter, kleine Augen und wenig Haar. Von Karakter iſt es ein gutes, verträgliches Volk, das man keiner großen Laſter beſchuldigen kann. Die wenigſten ſind getauft, alle übrige Heiden, welche viele von Lumpen gemachte Götzen haben, die ſie mit Blut und Fett beſchmieren. In den ſüdlichſten Gegenden treiben ſie Viehzucht, allein diejenigen, welche mehr nach Norden wohnen, ſind Jäger und Fiſcher. Brod haben ſie nicht, ſondern eſſen Wurzeln, die ſie im Winter in Mörſern von gefrornen Kuhmiſt ſtoßen, ohngeachtet ſie ſich Waffen und Keſſel von Eiſen verfertigen, Pferde, Kühe, alle wilde Thiere, beſonders Mäuſe- und Murmelthiere. Bey aller ihrer Armuth und Unreinlichkeit iſt doch ihre Kleidung artiger, als die ihrer Nachbarn: im Sommer von braunem ſehr weit gegerbten Leder im Winter von

Pelz, nebſt ledernen Strümpfen, welche zugleich Schuhe ſind. m) Bucharen, wohnen als Koloniſten in der Stadt Tobolſk und auf dem platten Lande.

3) Oſtiaken, die ſich ſelbſt Chouti und Konnijung nennen, Leute von mittelmäßiger Größe, die in kleinen viereckigen, von Sträuchern aufgebauten und mit Birkenrinden belegten Hütten wohnen. Ihr Hausgeräth beſteht aus Fiſcherkähnen, Netzen, Pfeil und Bogen, und Geſchirren von Birkenborke, woraus ſie eſſen und trinken. Viehzucht haben ſie nicht, ſondern Hunde, welche mit Fiſchen gefüttert werden, und Rennthiere, von denen manche wohl tauſend haben. Beyde ſpannen ſie vor ihre fünf Ellen lange Schlitten. Sie leben nomadiſch im Winter in tiefen Grüften, im Sommer an den Ufern der Flüſſe. Ihre Kleider nähen ſie aus Fiſch- oder Vogelhäuten zuſammen, im Winter hüllen ſie ſich in Rennthiere und Elennsfelle, Hemden aber machen ſie aus Neſſeln. Die Weibertracht unterſcheidet ſich wenig von der männlichen, außer daß ſie bunt ausgenähte Tücher auf dem Haupt hängen haben. In Anſehung der Religion ſind ſie wohl die dümmſten im ganzen ruſſiſchen Reiche, und jeder hat ſeinen plump geſchnitzten Götzen, vor dem unter andern Opfergaben beſtändig eine angefüllte Doſe mit Schnupftabak ſtehet. Manche verehren Klötze, Käſtchen und andre von den Ruſſen gekaufte Sachen; ihre vornehmſten Götzen aber beſtehen aus einem männlichen und weiblichen, welche auf einem großen Opferplatz mitten im Walde angebetet werden. Sie opfern ihnen zuweilen ein Pferd oder ein Rennthier. Wenn ſie den Huldigungseid ablegen, ſo legt man eine Bä- Oſtiaken.

renhaut und ein Beil vor ſie, und reicht jedem auf einer Meſſerſpitze einen Biſſen Brod, wobey ſie folgendes ſchwören: „wenn ich meiner Kaiſerin nicht bis an mein Ende getreu bleibe, freywillig abfalle, meinen Tribut nicht bezahle, ſelbſt aus meiner Gegend weiche, oder andre Untreue begehe, ſo zerreiße mich der Bär, ſo müſſe ich an dieſem Brode erſticken, ſo haue mir das Beil den Kopf ab, ſo tödte mich dieſes Meſſer.„ So einfach dieſer Eid iſt, und ſo wenig die Religion dabey ins Spiel kömmt, ſo zuverläßig kann man ſich darauf verlaſſen. Bey aller ihrer Rohheit haben ſie eine Art Tänze, welche man nicht bey ihnen erwarten ſollte, in welchem ſie ſehr ausdrucksvoll ihr Verfahren auf der Jagd und beym Fiſchfang, oder die Sitten ihrer Nachbarn ſehr ſatiriſch vorſtellen. Man erzählt auch noch von ihnen, daß ſie die Bären für unſterblich halten, und wenn ſie einen erlegt haben, ihn demüthigſt um Verzeihung bitten, damit er ſich an ihnen in einer andern Welt nicht rächen möge. Sie ſind übrigens finniſchen Urſprungs, ſo

Wogulen. wie 4) die **Wogulen**, ohngeachtet die Geſichtsbildung dieſer letztern viel kalmyckiſches hat. An Verſtand übertreffen ſie die Oſtiaken, ſind auch redlich und fleißig, dabey aber leichtſinnig, jähzornig und unreinlich. Sie nomadiſiren im Sommer, im Winter aber haben ſie Dörfer. Jagd iſt ihr Hauptgeſchäfte; ſo gute Schützen ſie aber auch ſind, ſo werden ſie doch niemals wohlhabend, welches von ihrer ſchlechten Wirthſchaft und dem vielen Branntweintrinken herkömmt. Die meiſten ſind Chriſten, haben aber doch Götzen, wie ihre heidniſchen Landsleute, die in Stücken Holz oder plumpen Puppen beſtehen. Zu ihnen gehören die **Arinzen, Kotowzen** und **Aſanen**.

5) Sa-

5) Samojeden, nennen ſich ſelbſt Nines, d. i. Menſchen, und wohnen auch im archangelſchen Gouvernement bis tief ins tobolſkiſche in den rauheſten und unwegſamſten Gegenden. Sie ſind klein, haben kurze Beine und Hälſe, platte Geſichter und Naſen, großen Mund und Ohren, kleine ſchwarze Augen, ſchwarze borſtige Haare und braungelbe Haut. Sie ſind freyer und ungeſitteter, als die Oſtiaken, und von einer ſo großen Nervenſchwäche, daß jede unvermuthete Berührung, jedes Zurufen, das ſie nicht erwarteten, ſie ſo außer ſich ſelbſt bringen, daß ſie ſich gänzlich wie Raſende geberden. Ihre Verfaſſung iſt ziemlich patriarchaliſch, und ihren in Pelzwerk beſtehenden Tribut geben ſie mit der größten Gleichgültigkeit. Im Winter wohnen ſie gleich den Oſtiaken, im Sommer aber, wo ſie der Fiſcherey wegen von einem Fluß und See zum andern ziehen, haben ſie Jurten, welche denen der Tunguſen ähnlich ſind, die wir bey der folgenden Statthalterſchaft kennen lernen werden. Ihr Hausrath iſt wie bey den Oſtiaken, und ihre Gewerbe beſtehen in Jagd, Fiſcherey und Rennthierzucht, deren Fleiſch ſie roh eſſen und das Blut warm trinken. Sie eſſen faſt alle andre Thiere, die ſie aber kochen, auch Wallfiſchäſer, alles ohne Salz und Brod und äußerſt unreinlich. Die Kleidung iſt der jakutiſchen und oſtiakiſchen ähnlich, und beyde Geſchlechter ſind wenig von einander zu unterſcheiden. Die Vielweiberey iſt bey ihnen im Schwange, die Weiber aber werden ſehr hart gehalten, weil ihre abergläubiſche Religion ſie für unrein erkläret. Sie glauben zwar an ein gutes und böſes Weſen, verehren aber keines von beyden, doch haben ſie Götzen, welche Puppen oder Steine ſind. Zu ihnen gehören die Koibalen, 402 ſteuerbare Köpfe, welche Pferde, Rinder, Schafe und Kamele

Samojeden.

Kamele, auch Hühner halten. Viele beſtellen den Acker und alle ſind Jäger. Sie ſind alle Chriſten, ſo wie die Matoren, die aber nur 10 Männer ausmachen. Ferner die Kamatſchinzen, etwan 100 Männer, und die Karakaſſen 22 Männer, beydes Heiden.

Tobolſk. Wir bemerken in dieſer Statthalterſchaft, Tobolſk, die Hauptſtadt von ganz Sibirien, am Fluß Jrtiſch, in welchen hier der Tobol fällt, welche 1587 erbaut worden iſt. Die Feſtung iſt von Steinen, und die darinnen befindlichen Gebäude, nämlich die Regierungskanzley, der erzbiſchöfliche Pallaſt, zwo Kirchen und das Kaufhaus ſind auch die einzigen von Steinen erbauten Gebäude in der Stadt. Eigentlich beſteht Tobolſk aus zwo Städten, von denen die obere, in welcher auch die Feſtung befindlich, auf dem hohen Flußufer, die untere aber in der Tiefe liegt. Der vierte Theil der Einwohner ſind mohämedaniſche Tatarn. Der hieſige Handel iſt von großer Bedeutung. Jm Frühjahr geſchieht der meiſte Handel mit ruſſiſchen und andern europäiſchen Waaren, am Ende des Sommers aber kommen aus den entlegenen ſibiriſchen Städten und von der ſineſiſchen Gränze Kauffarthеyfahrzeuge, und im Anfange des Winters kommen die buchariſchen und kalmyckiſchen Karwanen, und halten ſich faſt den ganzen Winter hier auf. Der geringe Preis der Lebensmittel macht übrigens, daß Faulheit und Lüderlichkeit hier in ſehr hohem Grade herrſchen. Jn Tobolſk iſt auch eine Schule für junge Leute, welche für den Militärſtand beſtimmt ſind: im J. 1713 legten verſchiedene gefangene ſchwediſche Officiers eine Schule an, welche nach und nach ſehr berühmt ward, nach dem nyſtädter Frieden zwar wieder eingieng, durch eine kaiſerliche teutſche

ſche Schulanſtalt aber wieder erſetzt ward. Seit 1770 haben die Lutheraner hier eine Gemeinde. Tjumen am ſüdlichen hohen Ufer des Turafluſſes, mit einer jenſeits gelegenen Vorſtadt, in welcher meiſt Tatarn und Bucharen wohnen. Durch die Stadt fließt der kleine Fluß Tjumenka, über welchem eine 83 Klafter lange Brücke gehet, an welcher die innre Feſtung und darinnen die ſteinerne Hauptkirche ſtehet. Dieſe Stadt iſt ein Jahr früher als Tobolſk erbauet worden. Werchoturie 1598 erbauet am Fluſſe Tura, in einer ſteinigten, übrigens aber angenehmen Gegend. Auf einem Felſen liegt die ſteinerne Feſtung, die ſteinerne Hauptkirche, die Hauptkanzley und einige andre ſteinerne Gebäude, deren es überhaupt noch mehrere in der Stadt giebt. Die Wohnhäuſer ſind meiſt von Holz, und der Zahl nach 250. Die meiſten Einwohner ſind Kaufleute. Noch mehr Handel aber wird in Irbitzk getrieben, welche Stadt am Fluſſe Irbit liegt, und wegen eines Jahrmarkts berühmt iſt, der im Winter gehalten und von vielen Kaufleuten beſucht wird. Tara, eine kleine 1594 am Bach Arkarka erbauete Stadt. Ein Theil derſelben liegt auf einer Anhöhe, iſt mit Palliſaden und einem Erdwall umgeben, und hat ſchöne Häuſer. An den untern Theil ſtößt die tatariſche Vorſtadt, in welcher ein Metſched ſtehet. Im ganzen Ort ſind gegen 800 Häuſer, nebſt 5 Kirchen und etwan 1800 Einwohner, welche meiſtentheils altgläubig ſind. Jamyſchewſkaja, die vornehmſte Feſtung am Irtiſch. Sie hat ihren Namen von dem Salzſee Jamyſcha, welcher neun bis zehn Werſt im Umkreiſe hat, von einer länglicht runden Figur, und ſo ſeicht iſt, daß man überall auf den Grund ſehen kann. Seine Ufer ſind voll von dem durch die Sonne getrockneten Salze, wel-

Tjumen. Werchoturie. Irbitzk. Tara. Jamyſchewſkaja.

welches ſchneeweiß iſt und aus lauter kubiſchen Kriſtallen beſtehet. Es iſt deſſen ſoviel, daß man wohl 50 Provinzen damit verſehen könnte, und an den Stellen, da man es weggenommen hat, findet man in fünf bis ſechs Tagen neues. Eine andre Feſtung iſt Sempalatnaja, ebenfalls am Irtiſch gelegen. Sie hat ihren Namen von dem 12 oder 13 Werſt oberhalb befindlichen wüſten Orte Sempalat, welchen die Kalmycken Darſchan Zordſchin-Kit, d. i. Kloſter, welches Darſchan Zordſchi erbaute, nennen. Es ſind Ueberbleibſel von ſieben ſteinernen Gebäuden, von denen die meiſten blos aus vier Wänden beſtehen. In einem von demſelben waren noch einige hölzerne Götzen in Bärengeſtalt; in einem andern waren die Wände meiſt mit menſchlichen Figuren auf Gyps bemalt. Man fand auch Stücke ſchlechtes Porcellan u. a. Kleinigkeiten.

Sempalatnaja.

Tomſk.

Tomſk 1604 am Fluſſe Tom und dem mitten durchfließenden Bache Uſchaika erbauet. Dieſe Stadt faſſet auf 2000 meiſt hölzerne Häuſer in ſich. Mitten in der Stadt ſteht eine kleine hölzerne Feſtung, in welcher die Kathedralkirche, des Woiwoden Haus und andre Gebäude befindlich ſind. Es iſt eine der beträchtlichſten ſibiriſchen Handelsſtädte, und auſſer den kalmyckiſchen und buchariſchen Karwanen, welche jährlich hieher kommen, wohnen auch viele ruſſiſche, tatariſche und buchariſche Kaufleute in derſelben. Ein großer Theil der Einwohner ſind Altgläubige. Der wohlfeile Preis der Lebensmittel bringt hier dieſelben ſchädlichen Folgen wie in Tobolſk, Faulheit, Lüderlichkeit und Trunkenheit hervor, und es ſind wenig Familien, wo nicht eine Perſon mit veneriſchen Krankheiten behaftet ſeyn ſollte.

Rus-

Kusnezk, eine Stadt am Fluſſe Tom, welche ihren Namen daher hat, daß ehemals Tatarn an dieſem Orte wohnten, welche Eiſen ſchmelzten, und da nun ein Schmidt auf ruſſiſch Kusnez heißt, ſo erhielt die Stadt davon ihre Benennung. Häuſer ſind hier ohngefähr 500, deren Inwohner guten Ackerbau treiben. Kusnezk.

In der jeniſeiſkiſchen Provinz, in welcher die Waldungen nebſt dem urbaren Land ihren Abſchied nehmen, iſt Jeniſeiſk am Fluſſe Jeniſei, eine Stadt von 700 Häuſern. Sie treibt anſehnliche Handlung, und da auch hier die Lebensmittel ſehr wohlfeil, ſo ſind die Einwohner ſo lüderlich und träge, als in andern ſibiriſchen Städten. Mangaſea oder Turuchanſk iſt die nördlichſte Stadt von Sibirien, an einem Arme des Jeniſeifluſſes gelegen, und aus ohngefähr hundert weitläuftig gebauten hölzernen Häuſern beſtehend. Die Einwohner, welche meiſt Kaſaken ſind, treiben mit dem ſchönen Pelzwerk ihrer Gegend einen beträchtlichen Handel. Die Kälte iſt hier ſo groß, daß noch zu Ende des Junius Schnee fällt, der aber auch in wenig Tagen ſamt dem Eiſe ſchmilzt, da denn Gras und Blumen mit Macht wachſen und die Sonne die ganze Nacht über dem Horizont bleibet. Von Mangaſea bis an die See ſind überall ruſſiſche Wohnungen, deren Bewohner durch die Jagd auf die Zobel, Füchſe, See- und andere Bären u. ſ. w. hergezogen werden. Kraſnojarſk am Jeniſei, eine Stadt von 350 Häuſern, deren Feſtungswerke in Palliſaden, Thürmen und Erdwällen beſtehen. Die Einwohner beſtehen meiſt aus Sluſchiwie, einer Art irregulären Fusvolks, welche faſt alle wohlhabende Leute ſind, und an Hornvieh und Pferden ſehr reich ſind. Das umherliegende Land iſt ſo fruchtbar, daß man

Jeniſeiſk. Mangaſea. Kraſnojarſk.

man fünf bis ſechs Jahr, ohne es zu düngen, darauf ſäen kann, daher auch alle Lebensmittel äußerſt wohlfeil ſind. In der Gegend dieſer Stadt hat man ſchlecht gearbeitete Bildſeulen, hohe Steine, auf denen allerhand Bilder ſehr grob eingehauen waren, und viele alte Gräber gefunden, welche letztere mancherley goldne und ſilberne Gefäße, als Schüſſeln, Töpfchen, Platten, Stangen, auch kupferne Spieße, Leuchter, gegoßne wilde Schafe u. dgl. in ſich hatten.

6) Gouvern. Irkutzk. Dieſes an Getraide, Wieſewachs, Gartenfrüchten, Viehzucht, Wildpret und Fiſchen geſegnete Gouvernement erſtreckt ſich bis an die ſineſiſchen Grenzen und faſſet eigentlich auch die Halbinſel Kamtſchatka in ſich, die uns aber eine beſondre Beſchreibung würdig zu ſeyn ſcheinet. Außer den Ruſſen, Kaſaken, Tatarn und einigen Samojeden, wohnen hier 1) Tunguſen, die auch in der vorigen Statthalterſchaft und über Rußlands Grenzen hinaus, unter ſineſiſcher Herrſchaft gefunden werden. Es iſt ein großes, zahlreiches Volk, welches aus verſchiedenen Stämmen beſtehet, die alle ein nomadiſches Leben führen. Alle Tunguſen ſind von mittlerer Größe und von gutem Wuchs, haben plattes Geſicht, kleine Augen, ſchwarze dünne Haare, ſcharſen Gehörs- und Geſichtsſinn, und beſitzen eine dauerhafte Geſundheit. Sie ſind freymüthig, munter, dienſtfertig, Wahrheitliebend und von gutem geſunden Verſtande. Lügen zu reden und zu ſtehlen deucht ihnen ſchändlich, und ihre Aufmerkſamkeit iſt ſo groß, daß ſie der trocknen Erde verborgene Quellen anſehen, und Lage und Lauf der Flüſſe zu demonſtriren wiſſen. Ihr Muth iſt nicht geringe; jeder nimmt es mit ſeinem Feinde auf, und jeder läßt ſich blos mit Spies und Pfeil

Tunguſen.

bewaff-

bewaffnet, mit dem größten Bären in einen Zweykampf ein. So munter und gefülvoll für Ehre und Schande ſie übrigens ſind, ſo fühllos ſind ſie gegen Schmerz, Beſchwerden, Traurigkeit, ja ſelbſt gegen die Reize der Geſelligkeit. Sie halten theils Rennthiere und Pferde, theils ziehen ſie, ohne alle Viehzucht, der Fiſcherey und Jagd wegen an den Seen und Flüſſen herum. Alle wohnen in Jurten von Stäben mit zuſammengenähter Birkenrinde bekleidet. Ihr Hausgeräthe, das in Keſſeln, Schüſſeln, Beil, ledernen Schläuchen, Kleiderkaſten, Handſchlitten, kleinen Böten, Schneeſchuhen u. ſ. w. beſteht, iſt ziemlich ſauber. Männer tragen einen kurzen Rock, der kaum die Knie berührt, feſt am Leibe ſitzt, enge Ermel hat und im Sommer von Sämiſchleder, im Winter von weißen Rennthierfellen gemacht iſt. Darunter haben ſie eine Art Bruſttuch, ganz kurze Hoſen, lederne Strümpfe, und zuweilen Halbſtiefel. Die Haare werden im Nacken gebunden, und flattern blos auf den Rücken. Hemden haben ſie gar nicht, an den Hoſen aber iſt eine Art Schärfe, an welcher der Tabaksbeutel, eine kleine ſineſiſche Pfeife, Feuerſtahl, Zunder und Meſſer hängen. Manche nähen ſich blaue Figuren aufs Geſicht. Alle Kleider machen die Weiber; die Näthe der guten Kleider werden mit Korallen beſetzt, die Ränder und Falten mit rothen und ſchwarzen sechs Zoll langen Haaren befranzt; den ganzen Sommer haben ſie den Kopf unbedeckt, im Winter und auf der Jagd aber tragen ſie Mützen von Rehfell. Die weibliche Kleidung iſt in nichts von der jetzt beſchriebenen verſchieden, nur iſt ſie mit mehr Zierrathen als dieſe geſchmückt. Sie eſſen ohne Ausnahme alle vierfüßige Thiere, Vögel und Fiſche, alles verreckte Vieh, einige Pflanzen, aber kein rohes Fleiſch. Ihr Ge-

tränke iſt Waſſer, Birkenſaft, Fleiſch- und Fiſchbrühe, Thee von Roſenblättern und andern Pflanzen, Milch und geſäuerte Milch. Viehzucht, Jagd und Fiſcherey ſind ihre Gewerbe. Wer Rennthiere hat, hält kein ander Vieh, und manche beſitzen deren wohl 300. Diejenigen, welche ſich mit der Pferdezucht beſchäftigen, haben zum Theil bis 600 Pferde, eben ſo viel Stück Hornvieh, auf 1000 Schafe, 100 Ziegen und manchmal wohl 50 Kamele. Auf der Jagd bedienen ſie ſich der Pfeile, der Kugelbüchſen, des Spieſes und mancherley Fallen. Außer Schmidten haben ſie keine Handwerker unter ſich, ſondern alles wird von den Weibern verfertigt. Krankheiten herrſchen wenig unter ihnen. Weiber nehmen ſie ſo viel, als ſie ernähren können, und man trift Männer von funfzehn und Weiber von zwölf Jahren an. Ihre Sprache iſt ein Zweig der Manſchuriſchen, und hat keinen unangenehmen Klang. Ihre Geſetze gründen ſich auf das Herkommen, und ſo eingeſchränkt ihre Kenntniſſe ſind, ſo iſt doch keines dieſer Geſetze, welches dem Laſter zu gute käme. Sie haben neben dem höchſten Gott, welcher Boa genannt wird, den man nicht ſehen und abbilden kann, noch eiue Menge gute und böſe Untergottheiten, welche theils Weltkörper oder Sonne, Mond und Sterne, theils natürliche Phänomene, z. B. Wolken, Regen, Feuer, theils bloße Erdichtungen ſind. Die Fortdauer nach dem Tode nehmen ſie an, ob ſie ſchon den Tod für das größte Uebel halten. Ihre Götzen heißen Schowoki und werden von den Schamanen, ihren Prieſtern, aus Holz, Eiſen, Kupferblech, Stein und Zinn verfertigt. Sie gleichen Menſchen, Thieren, Vögeln, Fiſchen und andern Dingen. Ihre Schamanen halten ihren Beruf für übernatürlich; ein Kind mit

Zuckun-

Zuckungen, oder dem Blut aus Mund und Naſe fließt, hat allen Beruf zur Schamanenwürde, und wird von ſeinem zweyten Jahre in allen dazu gehörigen Dingen unterwieſen. Die Kleidung eines ſolchen Schamanen iſt nicht tunguſiſch, ſondern lang und weit von Sämiſchleder. An den Ermeln ſitzen vorne Handſchuh, längſt dem Arm liegen eiſerne Schienen, und der Halskragen iſt ganz mit blechernen Götzen beſetzt. Quer über den Rücken gehen etliche eiſerne Schienen, an welchen ebenfalls blecherne Götzen hängen. Auch die Mütze iſt damit beſetzt, und rund um hängen vom Rande derſelben ausgeſtopfte Schlangen herab. Die Zaubertrommeln der Schamanen müſſen von geweihten Bäumen verfertigt werden. Gebet und Opfer ſind die tunguſiſchen Religionsübungen. Außer dem eignen Aberglauben haben ſie aber auch fremden, indem ſie alle griechiſche Heiligenbilder, welche ſie alle Nikolai nennen, verehren. Ihren Tribut entrichten ſie jedes Frühjahr in Pelzwerk, der ihnen nicht ſauer wird, und den ſie mit der größten Bereitwilligkeit entrichten. Etliche unter ihnen ſind getauft, leben aber unter ihren Brüdern, von denen ſie auch darum nicht gehaßt werden.

2) Buräten, machen den zweeten Hauptſtamm der Oelöt oder Kalmycken aus, und machen ungefähr 32000 zinsbare männliche Köpfe aus. Sie ſind ein Hirtenvolk, und theilen ſich wie die Tunguſen in Geſchlechter, von denen jedes ſein angewieſenes Revier hat, in welchem es theils den Sommer und Winter, theils alle Monat ſeinen Aufenthalt verwechſelt. An Geſtalt und Karakter gleichen ſie meiſt den Kalmycken, reden die mongoliſche Sprache, haben auch Schrift und Bücher, wiewohl unter vielen nicht einer iſt, welcher leſen Buräten.

kann.

kann. Sie wohnen in Jurten und in Hütten, welche ſie beyde Bolgahan nennen. Die Jurten ſind rund, 3 bis 4 Klaftern im Durchmeſſer und mit Filzen bedeckt. Die Hütten ſind von leichten Balken, haben die Größe der Jurten, eben ſo niedrige Wände, aber ein plattes mit Erde beworfenes Dach. Ihr Hausrath iſt wie der tunguſiſche, aber beſſer. Ihr Reitzeug und Köcher ſind mit verſilberten Eiſenbleche beſetzt. Sie kleiden ſich ganz in Leder und Pelzwerk meiſtens von Schafen, faſt auf tunguſiſche Art, doch iſt der Rock zum übereinanderſchlagen, und an dem Gurt tragen ſie ein großes Meſſer, Tabaksbeutel und Feuerzeug. Die Haare tragen ſie kalmyckiſch, und Ohren- ſowohl als Fingerringe haben auch die Männer. Weibliche und männliche Kleidung ſind wenig von einander unterſchieden, doch tragen Weiber beym Puz über dem Rock noch eine kurze Weſte ohne Ermel, auch wohl ſcharlachene, ſeidene, oft ſilberſtoffene lange Kleider, die mit gutem Rauchwerk gefüttert ſind. Speiſen und Getränke ſind wie bey den Tunguſen. Ihre Heerden beſtehen aus Kamelen, welche im Winter mit Filz eingenäht werden, aus Pferden, Hornvieh, Schafen, Ziegen; auch treiben einige Ackerbau. Ueberhaupt genommen, iſt dieſes Volk reich; und es giebt Buräten, welche bis 1000 Kamele, 4000 Pferde, 8000 Schafe, 3000 Rinder und einige 100 Ziegen halten. Außerdem haben manche noch ein Vermögen das zehn und mehr tauſend Rubel beträgt. Jeder hat ſo viel Weiber, als er ernähren kann. Krankheiten kennen ſie wenig, doch aber leben wenige über ſechszig Jahr. Ihre Religion iſt faſt gar nicht von der tunguſiſchen verſchieden, doch iſt einiges von der lamaiſchen mit eingemiſcht. Den allgemeinen Gott nennen ſie Oktorgon Burchan, neben welchem ſie noch eine

Menge

Menge guter und böſer Untergottheiten annehmen. Ihre Götzen ſind von Holz, Filz, Blech, Lämmerfellen oder blos auf Zeug gemahlt; außer dieſen aber haben einige noch monguliſche oder lamaiſche Burchanen. Es giebt wenig getaufte Buräten und die meiſten ſind arm. Neben ihnen wohnen 3) Mongolen, gegen 7000 männliche Köpfe. Sie gleichen den Kalmycken, ſind Nomaden, leben in burätiſchen Filzjurten, ſind Hirten und Jäger, tragen kalmyckiſche Kleider, und haben burätiſche Lebensart. Mongolen.

Man kann noch zu den Völkern dieſer Statthalterſchaft rechnen, 4) die Jukagiri, etwa 500 Familien, welche nach dem Eismeere zu in den Gebirgen wohnen, von der Jagd leben und alle getauft ſind. 5) Die Korjäki wohnen um den penſchiniſchen Meerbuſen und beym Anfang der Halbinſel Kamtſchatka, welche zum Theil Nomaden, zum Theil angeſeſſen ſind, und von der Rennthierzucht leben. 6) Die Tſchuktſchi, ein wildes ſtreitbares Volk, das auf der nordöſtlichen Landſpitze Sibiriens lebet, und bisher ſich dem ruſſiſchen Scepter noch nicht unterworfen hat. Jukagiri. Korjäki. Tſchuktſchi.

An vorzüglichen Oertern bemerken wir in dieſem Gouvernement: Irkutzk, am Fluß Angara 1661 in einer angenehmen Ebene erbauet. Es iſt dies eine der anſehnlichſten Städte in Sibirien, welche gegen 1200, doch meiſt hölzerne Wohnhäuſer enthält und breite, gerade Gaſſen hat. Sie iſt mit Palliſaden, einem Graben und vielen Schanzen umgeben, hat auch eine beſondere hölzerne Feſtung. Die Einwohner ſind zahlreich und größtentheils Kaufleute, wie ſie denn auch den ſtärkſten Handel unter allen ſibiriſchen Städten treibet. Die hieſige Lebensart hat gegen die übrige ſibiriſche, einen Irkutzk.

ſehr abſtechenden Vorzug, und die ſineſiſchen Schildereyen, Pagoden, Tapeten u. ſ. w. womit die Zimmer aufgeputzt ſind, nebſt den ſineſiſchen Früchten womit die Tafeln beſetzt werden, geben bald zu erkennen, daß der Handel mit dieſem Reiche nicht unbeträchtlich ſeyn muß. In einer der Vorſtädte wohnen Buräten; 1772 war auch eine teutſche Gemeinde hier und 1764 iſt eine japaniſche Navigationsſchule angelegt worden, in welcher geborne Japaner, die durch den Sturm mit ihrem Fahrzeug in ruſſiſche Gewäſſer verſchlagen waren, Unterricht ertheilen.

Selenginſk. Selenginſk, am rechten Ufer des Selengafluſſes, aus hundert und etlichen funfzig Häuſern beſtehend, in einer bergigten und unfruchtbaren Gegend gelegen.

Kjächta. Kjächta an der ſüdlichen ſineſiſchen Grenze, am Fluſſe gleiches Namens und drey Tagereiſen von Selenginſk gelegen. Es ſind hier zwo Sloboden, eine ruſſiſche und eine ſineſiſche, welche 120 Faden von einander entfernt ſind, zwiſchen welchen die Grenzwachen ſtehen. Hier wird beynahe der ganze Handel zwiſchen Rußland und Sina getrieben, ſo traurig übrigens die Gegend um dieſen Ort iſt.

Nertſchinſk. Eine andre Grenzſtadt iſt Nertſchinſk, ein ſchlechtgebauter Ort mit etwan 1800 Einwohnern. Dies iſt nebſt Kamtſchatka der härteſte Verbannungsort im Reiche, und die Anzahl ſolcher Leute, die hier in den Bergwerken arbeiten müſſen, iſt gewöhnlich 1000 bis 1800.

Jakutzk. Jakutzk am Fluſſe Lena, eine Stadt von etwa 5 bis 600 Wohnhäuſern, die alle kein ſonderliches Anſehen haben. Uebrigens treibt dieſer Ort einige Handlung, indem von hieraus nicht allein viele ſineſiſche Gegenden, ſondern auch Kamtſchatka mit ruſſiſchen und ſibiriſchen Waaren verſorgt werden. In dieſem Gouvernement iſt auch noch der große Baikalſee zu bemerken, welcher gegen

gen 550 Werſte lang, und von 20 bis 80 Werſte breit iſt. Dieſer große See iſt nicht allein ſehr fiſchreich, ſondern es gehen auch, wegen des Handels mit Sina, viele Fahrzeuge darauf. In der Nähe deſſelben ſind Bitterſalzſeen.

Zu der Statthalterſchaft Katharinenburg gehören alle Berg- und Hüttenwerke in Permien und Sibirien, nebſt allen Sloboden und Dorfſchaften, deren Einwohner dabey die Arbeit verrichten. Der Hauptort iſt die 1726 vollendete Stadt **Katharinenburg** welche, völlig in europäiſchem Geſchmacke am Fluſſe Iſet in der Tobolſkiſchen Provinz erbaut iſt. Sie hat ziemlich gute Feſtungswerke und außer den öffentlichen ſteinernen Gebäuden und Vorſtädten, über fünftehalbhundert Wohnhäuſer. Das ſibiriſche Oberbergamt hat hier ſeinen Sitz, auch iſt eine Münze im Gange, in welcher Kupfergeld geprägt wird, nebſt vielen Blech- Drat- Eiſen- Kupfer- und Meſſingfabriken. Da es viel zu weitläuftig und auch nur für bergwerkskundige Leſer unterhaltend ſeyn würde, wenn wir alle hieher gehörige Bergwerke anführen und beſchreiben wollten, ſo mag es genug ſeyn, wenn wir nur einiger derſelben erwähnen. Wir nennen alſo nur **Bereſoſſkoi Sawod**, funfzehn Werſte von Katharinenburg, wo an den Bächen Bereſoffka und Pyſchma, einträgliche Goldwäſchen und zwiſchen beyden Bächen verſchiedene Goldminen ſind, in denen man auch Kupfer Bley, Silber und ſchöne Topaſen findet. Jährlich werden bis 200000 Pud Erz gewonnen, und tauſend Pud geben bis ½ Pfund reinen Goldſtaub. **Barnaul**, ein großer Ort von mehr als tauſend Häuſern, welche meiſt in gutem Geſchmacke erbaut ſind. Die hieſige Oberberghüttenkanzley hat eine weitläuftige Gerichtsbarkeit, auch

7) Gouvern. Katharinenburg.

Katharinenburg.

B. Sawod.

Barnaul.

auch über ein 40000 Bauern aus dem tonſkiſchen und kusnetzkiſchen Bezirk, welche bey den Gruben und Hütten arbeiten müſſen. Im Jahr 1771 hatte man ſeit 26 Jahren über 10000 Pud Blickſilber gewonnen, welche über 318 Pud Gold und weit über 9000 Pud fein Silber enthalten hatten. Obweit Barnaul iſt auch eine Kalkbrennerey, eine Glockengießerey, Ziegelſcheune und Glasmanufaktur. Koliwan, ein Ort, in deſſen Gegend die ſilberhaltige Kupfergrube Woſkreſenſk und der ſehr reiche Schlangenberg ſind, in welchem außer Kupfer, Bley, Arſenik, Zink und Schwefel, auch gediegen Gold und Silber gefunden wird. Auf ihm iſt eine Feſtung erbauet, welche gegen 500 Häuſer hat, und von dem Berge, der auf ruſſiſch Smejewſka Gora heißt, Smejinogorſkaja genennt wird. Nowo Pawlowſkoi Sawod und Niſchnei Suſunſkoi Sawod, ſind Silber- und Kupferhütten, bey der zwoten iſt 1765 eine Münze angelegt, wo aus dem gold- und ſilberhaltigen Kupfer, Kopeikenſtücke geſchlagen werden. In Daurien, in der Irkutzkiſchen Statthalterſchaft, ſind gleichfalls ſehr ergiebige Bergwerke, welche die argunischen genennt werden, und ſchon von den Manſchuren bearbeitet wurden, nachher aber gänzlich in Vergeſſenheit gekommen waren, bis 1698 einige Buräten dem Woewoden zu Nertſchinſk reiche, von ihnen gefundene Silberſtufen brachten. Nun wurde 1702 beſchloſſen, die Bergwerke wieder aufzunehmen, und zwey Jahr darauf kamen einige Griechen hieher, welche zu ſchmelzen anfiengen. Nach und nach ward die Ausbeute immer wichtiger, ſo daß, da von 1704 bis 1721 die Ausbeute an Silber 118 Pud und etwas über 12 Pfund betrug, ſie allein im Jahre 1771, 418 Pud und etwas über 13 Pfund ausmachte. Der dazu gehörige

Kolliwan.

N.P. Sawod und N.S. Sawod.

hörige Etat iſt ſehr anſehnlich, die Berg- und Hütten-leute aber werden aus den den Werken zugeſchriebe-nen Bauern, wie Rekruten gehoben, ohngeachtet der Zufluß von Verbanneten immer ſo groß iſt, daß man die jungen Bauern dem Ackerbau laſſen kann, der ſich in ſehr gutem Zuſtande befindet. Wir ha-ben ſchon geſagt, daß die nach Nertſchinſk ver-bannten Verbrecher in den Gruben arbeiten müſſen, und wir ſetzen hier nur noch hinzu, daß ſie wenig Gelegenheit zu einer glücklichen Entwiſchung haben, weil ſie von den Sineſen und Bauern, die Auslie-ferung, von den Tunguſen und Buräten aber gleich niedergeſchoſſen zu werden, befürchten müſſen. Funfzig Kanonen und ein Korps Truppen aus vier Kompagnien Infanterie und einer Dragoner beſte-hend, dienen zur Vertheidigung der Gruben und Hütten, und ſind auch mehr als hinreichend, ſie für allen zu beſorgenden Unannehmlichkeiten zu ſchützen.

Da die Halbinſel Kamtſchatka ihrer natürlichen Produkte und anderer Umſtände wegen, wohl eine etwas genauere Beſchreibung verdienet, ſo haben wir ihrer bey dem irkutzkiſchen Gouverne-ment, mit welchem ſie eigentlich verbunden iſt, nur flüchtig erwähnet und es bis hieher verſpart, unſere Leſer umſtändlich mit derſelben bekannt zu machen. 7) Halbinſe Kamtſchatka

Im Jahr 1690 wurde dieſe große, die nord-öſtliche Grenze von Aſien ausmachende Halbinſel, den Ruſſen zuerſt durch das Gerücht bekannt, und etliche Jahre darauf nahm Wladimer Atlaßow, Befehlshaber in der jetzt eingegangenen Anadirſkoi Oſtrog, einen Zug dahin vor, auf dem er von einem Theile des Landes Beſitz nahm, und ob die Ein-wohner ſich gleich zu verſchiedenenmalen empörten, ſo drangen die Ruſſen 1706 doch bis an die äußer-ſte ſüdliche Landſpitze vor, und machten ſich das

ganze Land unterwürfig. Die ganze Länge des Landes, welches nur in Nordweſt mit Sibirien zuſammenhängt, und ſonſt überall mit dem Meere umgeben iſt, wird in gerader Linie von Süden nach Norden 180, die Breite aber von 120 bis 15 teutſche Meilen angegeben. An der Küſte ſind viel gute Meerbuſen und Bayen, und im Lande ſelbſt eine Menge großer und kleiner Landſeen und Flüſſe, worunter die vornehmſten der Kamtſchatka oder Kyk, der Bolſchaja Reka, der Byſtroi und Penſchina ſind. Auch giebt es an den Bergen viele Springwaſſer, von welchen verſchiedene ſiedendheiß ſind. Vorzüglich gegen Norden hat Kamtſchatka viele Gebirge, doch fängt auch eines von dem ſüdlichſten Vorgebirge Lapatka an, und durchſtreichet das ganze Land. Der höchſte von allen Bergen iſt der Kamtſchatskaja Goréla Sopka, den noch Niemand beſtiegen hat. Seine Spitze raucht beſtändig, und er bedeckt das Land zuweilen auf dreyßig teutſche Meilen mit Bimsſteinen und Aſche. Außer dieſem Berge aber giebt es noch eine Menge kleiner Volkane, in deren Nachbarſchaft die Erdbeben nicht ſelten ſind, und für welchen ſich die Kamtſchadalen, ſo wie für den heißen Quellen, gewaltig fürchten, weil ſie glauben, daß die böſen Geiſter ihre Wallfiſche darinnen kochen, wenn aber Flammen ausbrechen, ſagen ſie: die Geiſter würfen nun die Brände aus dem Rauchloche, weil ſie ihre Jurte zumachen wollten. Das Klima iſt ziemlich unfreundlich: Frühjahr und Sommer bis gegen die Tag- und Nachtgleiche, halten meiſt naſſe, trübe Witterung, in den zween letzten und dem erſten Monat des Jahres giebt es auch wenig ſtille und heitere Tage, und der Schnee fällt außerordentlich häufig. Hage fällt oft im Herbſte und Sommer, aber Blitz und Donner ſind ſelten, und die Kälte iſt an den urbargemach-

machten Oertern nicht ſo heftig, als unter gleicher Breite in Sibirien, und im ganzen ſind Luft, Erdreich und Waſſer geſund, ſo daß man wenig Krankheiten kennet, den Skorbut und die Augenkrankheiten ausgenommen, von denen jener eine Folge der Nahrung, dieſe eine Folge des Schnees, des Rauches in den Wohnungen und der Seeluft ſind.

So wenig Ebenen aber auch die Berge und Gewäſſer übrig laſſen, und ſo ſehr das Gedeihen der Saat durch die Witterung verhindert wird, (indem der tiefe anhaltende Schnee die Ausſaat verſpätiget, welche dann zwar hoch in die Höhe ſchießet, aber taube Aehren bringt,) ſo würde doch in den höherliegenden Gegenden leicht ſo viel Getraide gebauet werden können, als das Land nöthig hat, wenn nur die Einwohner den gehörigen Fleis darauf verwenden wollten. Eben ſo iſt es mit vielen Gartrngewächſen, als Kohl, Sallat, Erbſen, die blos Blätter tragen, und weder in Köpfe ſchießen, noch Schoten bekommen, dagegen diejenigen Gewächſe, welche die Feuchtigkeit lieben, als Rüben und Rettiche vortreflich fortkommen. Wieſewachs hat Kamtſchatka an vielen Orten im Ueberfluß, und iſt ſo ſchön und ſaftreich, daß das aus Jakutzk hieher gebrachte Vieh ſich zuſehends verbeſſert. Die Waldungen ſind, vornehmlich an der Weſtküſte, in gutem Stande, und beſtehen aus Ellern, Birken, Weiden, Lerchenbäumen, kleinen Tannen, Zedern und Pappeln. Von andern Stauden und Pflanzen erzeugt Kamtſchatka ſehr viele, Fruchtbäume aber findet man gar nicht, auch rothe Johannis- und Himbeeren nicht, aber Sperrbeeren, Heidelbeeren, Kreiſelbeeren, Schickſchabeeren u. dgl. in großer Menge. Aus einem hohen Graſe flechten die Einwohner Decken, Mäntel, Körbe und andere Sachen;

chen; das Cypergras wiſſen ſie wie Flachs zu bre-chen, und machen Hemden und Strümpfe daraus, eine große Art Neſſeln bereitet man zu Netzen und einem groben Zeuge; das Kraut Barſch, eine Art Bärenklau, giebt einen ſtarken Brantewein, und getrocknet ein wie Puderzucker ſchmeckendes Pul-ver; rother Wegerich wird als Gemüſe gekocht, die grünen Blätter als Thee getrunken, der getrocknete Stengel aber als Konfekt gegeſſen; aus einer Art Lilienwurzel machen ſie Grütze und Brantewein; wilder Knoblauch, Schlangenwurzel ſo wie andre Kräuter, und ſogar der giftige Fliegenſchwamm werden ebenfalls gegeſſen, ſo daß es den uns ſo armſeligſcheinenden Kamtſchadalen doch nicht an einer Menge Mittel fehlet, wodurch ſie ſich das Leben angenehm zu machen im Stande ſind.

So gewiß man auch vermuthen ſollte, daß ein ſo bergigtes Land allerley Mineralien in ſich ent-halten würde, ſo wenig hat man bis jetzt davon ent-decket, wiewohl daran vielleicht nicht der Mangel, ſondern die Furcht der Landeseingebornen für neuen Laſten und die Zufriedenheit der Ruſſen mit der ge-genwärtigen Einrichtung, da ſie bey dem einge-führten Eiſen und Kupfergeräthe großen Gewinn haben, Schuld ſeyn mag. Wenigſtens hat man an einem Orte Kupfererz, und Eiſenſand an den Ufern mancher Seen und Flüſſe gefunden. Sonſt hat man auch Schwefelkies, gediegenen Schwefel, kirſchfarbene Kriſtalle, einen grünen Quarz, aus welchem die Einwohner ehedem Meſſer, Aexte, Pfeilſpitzen und dergl. machten, nebſt einer Art Kreidenſtein gefunden, der zu Tellern und Lampen verarbeitet wird. Unter den vielen heißen Quellen ſind zwo, die uns noch einige Erwähnung zu verdie-nen ſcheinen. Sie ſind nicht weit von einander

entfernt,

entfernt, und die Erde zwiſchen beyden iſt ſo weich, daß man beſtändig Gefahr zu verſinken läuft. Das Waſſer brauſet mit ſolchem Getöſe in ihnen auf, daß man einander nichts verſtehen kann, und der Dampf iſt ſo dick, daß man auf ſieben Klaftern weit keinen Gegenſtand durch denſelben zu unterſcheiden vermag. Auf beyden ſchwimmt eine ſchwarze klebrigte Materie.

Von zahmen Thieren beſitzt Kamtſchatka eigentlich keine andre einheimiſche Art als Hunde, welche ſich ihre Nahrung, die in Fiſchen beſteht, noch dazu ſelbſt ſuchen müſſen, und den ganzen Winter hindurch als Zugthiere gebraucht werden. Man hat nun die Zahl der zahmen Thiere noch mit Hornvieh und Pferden vermehrt, die auch ziemlich gut fortkommen, zur Schaffucht aber hält man einen Theil des Landes für untauglich, und in dem andern iſt man in Abſicht des Winterfutters nicht gehörig eingerichtet. Deſto reicher aber iſt dieſes Land an wilden Thieren, wohin folgende gehören: Rennthiere, welche nur von den Koräken in Heerden gehalten werden; ſchwarze Bären, Wölfe, Vielfraße, Zobel, die ehedem ſo häufig waren, daß man 18 Stück für ein Beil eintauſchen konnte, Füchſe, die nur zu gewiſſen Zeiten hieher kommen, Murmelthiere, Hermeline, Fiſchottern, und eine Art Mäuſe, welche paarweiſe in ſehr räumlichen, mit Gras austapezirten Löchern leben, neben welchen ſie noch keſſelförmige Gruben, mit Wurzeln, Zwiebeln und Beeren angefüllt haben. Sie ziehen ſchaarenweiſe und bleiben manche Jahre ganz aus dem Lande weg. Auch an Vögeln fehlt es nicht, als an Landvögeln; Adler, Auer- Birk- und Schneehühner, und ſehr wenig Sangvögel; an Seevögeln Schwäne, Enten, Gänſe und eine Menge unbekannter oder doch von

den Norwegiſchen und Isländiſchen durch die Farben verſchiedenen Arten. Zu den großen Seethieren gehören Seelöwen, wovon die größten 20 Fuß lang ſind, und bis 40 Centner wiegen; ihr Fett iſt einen Fuß dick und die größten geben über 500 Tonnen Thran; Seebiber, die aber mit dem Landbiber weiter keine Aehnlichkeit haben, Seehunde, 5 bis 6 Fuß lang, Seekühe 20 bis 24 Fuß lang, deren Fleiſch auch gegeſſen wird; Wallfiſche von 7 bis 15 Ruthen lang, kommen im Frühjahr ſehr zahlreich, und verfolgen die Heringe bis in die Bayen hinein. Dieſer Fiſch iſt den Kamtſchadalen von mannigfachen Nutzen, denn außer daß ſie ihn eſſen, brauchen ſie die Haut zu Solen und Riemenwerk, das Fiſchbein bey der Zuſammennähung der Kähne, die untern Kinnbacken zu Schlitten, Meſſerheften u. ſ. w. die Gedärme zu mancherley Gefäßen, die Sehnen zu Bindfaden, die Rückwirbel zu Mörſern. Ein anderes großes Thier von der Größe eines Ochſens iſt der Bieluga, das weit in die Flüſſe hinaufgeht und in Netzen von ſeiner eigenen Haut gefangen wird. Hayfiſche ſind in Menge und werden gegeſſen, und andre Fiſche, als Stockfiſche, Schollen, Hechte, Aale, Lampreten u. ſ. w. haben die Gewäſſer in Menge, welche alle Frühjahr aus der See kommen und in ſo groſſen Schwärmen die Flüſſe aufwärts ſteigen, daß dieſe austreten, und wenn die Fiſche gegen Abend ihren gewöhnlichen Stillſtand machen, bey dem Zurücktreten eine Menge todter Fiſche am Ufer laſſen, welche den Hunden, Bären u. a. Thieren zur Nahrung dienen. Zwo Lachsarten ausgenommen, lebt aber kein Fiſch länger als ſechs Monate in Kamtſchatka, denn alle, welche nicht vor dem December gefangen werden, ſtehen ab. Außer den bisher genannten Seethieren und Fiſchen liefert die See auch noch zur Speiſe Polypen, drey Arten Krebſe,

Krebſe, zuweilen ſo groß, daß ein hungriger Mann nicht im Stande iſt, eine Scheere auf einmal aufzueſſen, nebſt verſchiedenen Arten von Muſcheln und Seeigeln. Ungeziefer giebt es in erſtaunlicher Menge, und wenn die Regengüſſe und Winde nicht wären, ſo würde man im Sommer kaum für ihnen leben können. Sonderbar aber iſt es, daß man im ganzen Lande nur wenig Spinnen und weder Fröſche, noch Kröten, noch Schlangen findet.

Ehe die Kaſacken und Ruſſen hieher kamen, war die Volksmenge auf Kamtſchatka ungleich ſtärker, als ſie gegenwärtig iſt. Die Grauſamkeit der ruſſiſchen Befehlshaber, die harte Dienſtbarkeit, welche ſie den Eingebornen auflegten, die daraus entſtehenden Empörungen derſelben und die Blattern, welche z. B. 1768, 5368 Perſonen wegraften, haben die Volksmenge ſo vermindert, daß die Anzahl der Nationalen kaum 4000 überſteigen ſoll. Man theilet dieſe Einwohner in drey verſchiedene Völker in Kamtſchadalen, die ſich ſchlechtweg Kroſchſcha d. i. Menſchen nennen, und längſt der Oſtküſte des Landes wohnen; in Koräken und Kurilen. Alle drey Völker ſind ſo merklich voneinander verſchieden, daß ſie unmöglich denſelben Urſprung haben können. Die Sprache der Kamtſchadalen ſcheint es, ſo wie ihre Geſtalt, ſehr wahrſcheinlich zu machen, daß ſie von den Mongalen abſtammen. Sinnlichkeit iſt ein Hauptzug in dem Karakter dieſes Volkes, dabey es furchtſam, mistrauiſch, und wenn es zu ſehr gemishandelt wird, ſtörrig und hartnäckig iſt. Empfindungen von Erkenntlichkeit, Dankbarkeit und Dienſtfertigkeit ſcheinen den Kamtſchadalen durchaus unbekannt; vielleicht weil ſie durch die ſchlimme Behandlung der Ruſſen dagegen verhärtet worden ſind. Eben daher

kömmt es auch wohl, daß man mit Höflichkeit und Gelindigkeit wenig von ihnen erhält, ſondern allemal mit Strenge fordern muß. Da ſie auch leicht zur Verzweiflung geneigt ſind, ſo ſind Erſäufen und Hängen gewöhnlich die Mittel, durch welche ſie in die untere, ihrer Meynung nach beſſere Welt zu kommen ſuchen. Ihre Kleider machen ſie aus Rennthier- oder Seehundsfellen, und auch aus Vogelhäuten. Der Unterrock Barka iſt mit Ellernrinde hoch pomeranzenfarb gefärbet, und hat unten eine Borte von bunter Seide, in welcher noch Lederſtreifen eingeſetzt, und Büſchel von rothgefärbten Seehundshaaren angeheftet ſind, darüber tragen ſie einen bis an die Knöchel reichenden Oberrock mit weiten Ermeln, eine Kappe, die man über den Kopf ziehen kann, und eine Klappe an der Bruſt, welche des Nachts über das Geſicht geſchlagen wird. Männer und Weiber tragen Hoſen von Leder, und darüber noch andre von Hunds- Wolf- oder Bärenfell. Der Hemden bedienen ſie ſich ſeit der Bekanntſchaft mit den Ruſſen, Schuhe und Stiefeln nähen die Weiber jetzt ſchon mit Seide, Gold und Silberfaden aus, und überhaupt iſt die Nachahmungsſucht ſo ſtark, daß ſie gewiß ihre Kleidung gegen die teutſche oder ruſſiſche vertauſchen würden, wenn Noth und Klima es ihnen erlaubten, denn ſchon jetzt wendet jeder, welcher es vermag, 100 Zobel daran, ſich eine vollſtändige teutſche Kleidung anzuſchaffen, mit welcher er in dem ruſſiſchen Oſtrog erſcheinet. Sie haben für Winter und Sommer verſchiedene Wohnungen: dieſe ſtehen auf zehn bis zwölf Fuß hohen Pfälen wie Taubenhäuſer, dienen auch zu Provianthäuſern, und unterhalb derſelben werden die Fiſche getrocknet, Geräthſchaften aufbewahrt und die Hunde an die Pfäle gebunden; jene die Winterwohnungen ſind in die Erde gegraben,

ben, mit einigen Balken belegt und mit Raſen bedeckt, daher ſie von außen einem runden Hügel gleich ſehen. Der Hausrath, den man in dieſen elenden Löchern findet, beſtehet in Schalen, Schüſſeln, Tiegeln und Kannen; alles von Birkenrinde verfertigt, wiewohl ſie jetzt doch auch einiges Eiſengeräthe von den Ruſſen kaufen. Die Zubereitung ihrer Nahrungsmittel iſt äußerſt einfach und nicht ſelten auch ſäuiſch. Ehe Keſſel bekannt waren, kochten ſie in hölzernen Trögen, indem ſie glühende Steine ins Waſſer warfen. Sie haben Liebeslieder, die ſie zum Klange einer Pfeife abſingen, wilde Tänze und ſogar Schauſpiele, welche meiſt ſatyriſche Nachahmungen fremder Sitten ſind. Ihre Begriffe ſind äußerſt eingeſchränkt; ſie haben weder Buchſtaben noch Schrift, kennen keine Unterſcheidung unter den Tagen, und ihre Religion zeichnet ſich beſonders dadurch von andern Religionen aus, daß ſie Gott, welchen ſie Kutſchu nennen, auf alle Art verächtlich zu machen ſuchen, und ihm beſtändig vorrücken, daß er eine ſo unvollkommene Welt geſchaffen habe. Untergottheiten verehren ſie eine Menge, auch glauben ſie eine Fortdauer nach dem Tode, aber weder Belohnung noch Beſtrafung, ſondern aufs höchſte, daß der Arme dort viel Hunde haben, viel Wallfiſche und Seehunde fangen, der Reiche aber Mangel und Noth erdulden wird. Viele wollten ſich auch nicht taufen laſſen, weil ſie befürchteten, daß die Kaſacken in dem ruſſiſchen Himmel ihnen eben ſo übel als auf der Erde begegnen würden. Tugend und Laſter vermögen ſie nicht zu unterſcheiden, wohl aber haben ſie ein langes Verzeichniß von Sünden, z. B. ſich in warmen Quellen zu baden, den Schnee mit Meſſern außerhalb der Wohnung von den Schuhen zu ſchaben, eine

Kohle mit dem Meſſer anzuſpießen, in eines Bären Tritt zu treten u. ſ. w.

Bolſcherezkoi Oſtrog.

Der Hauptort des ganzen Landes, in welchem 300 Mann Soldaten kantoniren, iſt Bolſcherezkoi Oſtrog am nordlichen Ufer des Bolſchaia Reka, der in allem etwan 50 bis 60 Gebäude hat, aber noch nicht befeſtigt iſt. Der dazu gehörige Hafen im Meerbuſen Awatſcha führt den Namen Sankt Peter und Paul. Hieher kommen alle Schiffe von Ochotsk in Sibirien. Die andern Orte ſind der obere und untere kamtſchatkiſche Oſtrog und Tigilſkaja Krepoſt.

Inſeln um Kamtſchatka.

Unter der Regierung Peters des Erſten, da die Ruſſen nun durch Beſetzung von Kamtſchatka an den öſtlichen Ocean gekommen waren, fieng man auch, theils um zu erforſchen, ob Aſien in dieſer Gegend etwan irgendwo mit Amerika zuſammenhänge, theils aus Handelsabſichten, die daſigen Gewäſſer zu unterſuchen an, da denn die verſchiedenen Inſelgruppen nach und nach entdeckt wurden, welche man als eine Fortſetzung des kamtſchatkiſchen Gebirges anſehen kann, und von denen wir nun einige Nachricht mittheilen wollen. In dem kamtſchatkiſchen Meer gerade gegen Oſten findet man erſtlich die

a) Aleutiſche Inſeln.

aleutiſchen Inſeln, welche wieder in die Saſignan und Khaoinſeln getheilt werden. Die bisher entdeckten ſind folgende: a) Beringow, die nächſte an der Küſte des feſten Landes, welche im Jahr 1741 von dem Kommandeur Bering entdeckt ward. Sie beſteht aus einer Reihe kahler aneinanderhangender Klippen, auf denen man bis neunzig Fuß hohe Sandhügel findet, welche mit Seethiergerippen und Treibholz vermiſcht ſind. Man fängt

hier

hier viel Eisfüchſe, Seebiber, Seelöwen und dgl. b) **Mednoi Oſtrow** oder **Kupferinſel**, unbewohnt wie die vorige, ohne Holz und ohne Berge. An der Weſtküſte werden bey ruhiger See Stückchen gediegenes Kupfers angeſpült, daher ſie auch ihren Namen erhalten hat. c) **Attak**, etwas größer als Beringow, übrigens von derſelben Beſchaffenheit, nur daß an etlichen Orten Strauchweiden wachſen, und etliche Einwohner darauf leben, welche ſeit 1748 Tribut geben. Dieſe drey und die übrigen eilf Inſeln, von denen wir nichts als die Namen herſetzen könnten, tragen alle keine große Bäume, aber die Wellen bringen Tannen und Birkenholz zum Hüttenbau an dieſelben. Die Einwohner ſind wenig von den Kamtſchadalen unterſchieden, und nähren ſich vorzüglich von Seethieren, Wurzeln und wilden Früchten.

Dieſe aus ſechszehn Inſeln beſtehende Gruppe, welche eigentlich **Negho** heißen, von den Ruſſen aber nach Andreas Tolſtych, welcher ſie 1750 entdeckte, **Andreas Inſeln** genannt werden, liegen zwiſchen den Aleuten und Fuchsinſeln mitten inne. Wir wollen einige davon nennen: **Ayagh**, hat etwan 150 Werſte im Umfange. Sie enthält viele hohe Felsgebirge, und in den Thälern iſt nichts als Haide und Sumpfland, auf welchem kein Baum, ſondern blos Sträuche, Kräuter und Wurzeln wachſen. Doch hat ſie Einwohner, welche meiſt von gedörrten Fiſchen und vierfüßigen Seethieren leben. **Kanaga**, weſtwärts von der vorigen, von 200 Werſten im Umfange, enthält einen hohen Vulkan, an welchem die Einwohner, deren überhaupt 200 ſind, Schwefel ſammeln. **Tſchetchiwa** hat etwan 80 Werſt im Umfange, und beſteht faſt allein aus Felsgebirgen. Sowohl hier als in

b) Andreas Inſeln.

in Tagalak, wo nicht einmal eßbare Pflanzengewächſe wachſen, leben nur vier Familien. Die Einwohner dieſer Inſeln, welche meiſt alle Rußland einen kleinen Tribut an Pelzwerk entrichten, leben in Hütten oder Erdhölen. Ihre Kleider flicken ſie aus Vogelhäuten zuſammen; zur Regenzeit aber tragen ſie noch einen Mantel von gedorrten Blaſen und Eingeweiden der Seelöwen und Seekühe darüber. Sie beſchäftigen ſich blos mit dem gegenwärtigen Augenblick, haben keinen Begrif von Wohlſtand, und ſind überhaupt wenig von den Thieren verſchieden. Doch entdeckt man auf einigen Inſeln eine Art von Prachtliebe, indem die daſigen Einwohner in den Ohren, Unterlippen und dem Naſenknorpel Knochen tragen, die Weiber aber ſich ſchwärzliche Streifen ins Geſicht machen.

c) Fuchsinſeln.

Nordoſtwärts von dieſen liegen die Inſeln Kawalang, welche von den Ruſſen Liſitſchnie Oſtrowa, d. i. Fuchsinſeln genannt werden, und deren Anzahl ebenfalls auf ſechszehn geſchätzt wird. Alle tragen keine großen Bäume, ſondern blos Strauchwerk und Pflanzen. Füchſe und vierfüßige Seethiere ſind die Produkte des Thierreichs, und da ſie großentheils volkaniſch ſind, findet man auch warme Quellen und gediegenen Schwefel. Die Bevölkerung iſt nicht unbeträchtlich, und die Einwohner leben in kleinen Geſellſchaften von 50 bis 200 Perſonen. Ihre Wohnungen ſind Jurten unter der Erde, 80 Ruthen lang, 6 bis 7 breit und 4 bis 5 hoch. Das Dach iſt eine Art von hölzernem Gitter, an welchem oben mehrere Oefnungen angebracht ſind, durch welche die Einwohner auf Leitern herabſteigen. Obgleich in dieſen Hölen niemals Feuer gemacht wird, ſo ſind ſie doch ſo warm, daß man nackend darinnen bleiben kann. Scham

und Wohlſtand kennen ſie nicht. Sie graben Figuren auf Geſichter und Hände, tragen Kleider wie Säcke von Vogelhäuten, über die ſie bey Regenwetter einen andern Sack, aus Wallfiſchdärmen gemacht, hängen. Den Kopf bedecken ſie mit einem hölzernen Sommerhut, den ſie mit Entenfedern und den Bartborſten von Seelöwen ſchmücken. Durch den mittlern Naſenknorpel haben ſie ein Loch, worinnen ſie ein Stückchen Holz oder einen Pflanzenſtengel tragen, ſo auch in zwey Löchern der Unlippe und den Ohren. Sie treiben Fiſchfang mit ledernen Kähnen, eſſen aber das Fleiſch aller Thiere meiſt roh oder gedörret. Spuren von Religion entdeckt man gar nicht, doch haben ſie eine Art Zauberer. Feſte lieben ſie ſehr, bey welchen ſie große Trommeln ſchlagen und tanzen. Zu den vornehmſten dieſer Inſeln gehören: Unalaſchka, welche 400 Werſte groß iſt, und zwey Volkane und verſchiedene heiße Quellen hat. Der Boden iſt äußerſt ſchlecht, bringt kein Holz, ſondern allein Lerchen-Pappel und Birkengeſtrüppe, Himbeeren und Heidelbeeren. Die auf dem Lande lebenden vierfüßigen Thiere ſind Füchſe, Mäuſe, Wieſel, und in dem Meere Seelöwen, Seebiber, Stockfiſche, Barſche, Meerbarben, Thunfiſche und dergl. Einwohner mögen etliche tauſend auf der Inſel ſeyn; Uninak hat ohngefähr 250 Werſte im Umfange, iſt bergigt, volkaniſch; Kadyak, welche Inſel am meiſten nordöſtlich liegt, unterſcheidet ſich in ſeinen Produkten und Einwohnern ſehr von den übrigen Fuchsinſeln, und zeiget die nahe Nachbarſchaft mit dem feſten Lande von Amerika deutlich. Ohngeachtet die Erzeugniſſe des Pflanzenreichs nicht beträchtlicher ſind, ſo wachſen doch Weiden und Ellern da, und von vierfüßigen Thieren findet man Hermeline, Zobel, Biber, Wölfe, wilde Schweine, Bäre und Füchſe.

Die Einwohner tragen Kleider von Rennthierhäuten, welche ſie wo anders eintauſchen müſſen, ihre Nahrung beſteht aus rohen und gedörrten Fiſchen. Die Ruſſen fanden Teppiche von Biberhaaren, wohlzubereitete Seebiberhäute und artig gemachte Mützen bey ihnen, die ſchwerlich ihre eigene Arbeit ſeyn konnten. Vielleicht bekamen ſie dieſelben, wo nicht von dem feſten Lande Amerikas, doch von der Inſel **Alakſchu**, welche demſelben ſehr nahe liegen ſoll.

7) Kurilen. Unter dem Namen der **Kurilen** verſteht man alle diejenigen Inſeln, welche in einem Raume von 185 Meilen von der ſüdlichen Landſpitze der Halbinſel Kamtſchatka bis an Japan hinanliegen, und zum Theil den Ruſſen unterworfen ſind. Viele derſelben ſind volkaniſch, die meiſten haben kein Holz, manche weder Waſſer noch Holz, viele haben blos Füchſe, Vögel und Amphibien zu Einwohnern, und auf einigen hat man Spuren von Erzgängen entdecket. In allem ſind derſelben 21, von welchen die letzte **Matmai** zu Japon gehöret.

8) Kaukaſien. Unter dem Namen **Kaukaſien** verſtehet man jetzt, was vor dem ruſſiſchtürkiſchen Friedensſchluſſe von 1774 **Kuban** genennt ward, und ſich vom aſowſchen See bis an und auf den Kaukaſus, und die Gränzen von Georgien erſtrecket. Dieſes Land war in den älteſten Zeiten der Wohnſitz der Sarmaten, und andrer Völker von kimmeriſchen und thraciſchen Geblüte, da die Küſten ſchon von den Phöniciern, Kariern und Griechen beſucht wurden. Später ſetzten ſich hier Jonier und Aeolier feſt, welche ſehr reiche, blühende Kolonien ſtifteten. Nach den Sarmaten kamen die Jaxamaten und alaniſchen Stämme, von denen noch die Tſcherkaſſen übrig

ſind

ſind, in dieſe Gegenden, denen die Hunnen, Ungarn, Bulgaren und verſchiedene andre Völker nachfolgten. Unter Swjatoſlaw bezwangen die Ruſſen den hier beſtehenden Staat der Chazaren, und ſtifteten ein beſonderes Fürſtenthum, das aber gegen das Ende des eilften Jahrhunderts für Rußland verlohren gieng, an deſſen Stelle nun die Kumanen und Tſcherkaſſen traten, welche im dreyzehnten Jahrhundert wieder von den Mungln bezwungen wurden, wiewohl die leztern ſich, ſo ſehr ſie nur konnten, der gänzlichen Unterjochung widerſetzten, und auch Timur Leng und den Osmanen den größten Widerſtand thaten. Indeſſen hatten die Osmanen doch einen Statthalter in dieſen Gegenden, bis 1774 der krimiſche Khan die völlige Souveränität über die Kuban erhielt, und Rußland 1784 nebſt dem ganzen krimiſchen Staat auch dieſes Land zu einer Provinz machte.

Gegen das aſowſche Meer zu und gegen Norden iſt Kaukaſien voll Sümpfe und Schilf, mehr nach Süden zu aber hoch und gebirgigt. Wo die Flüſſe, unter welchen der Kuban mit ſeinen zahlreichen Armen, der Aktar, Kerpeli und Manytſch die vornehmſten ſind, nicht das Land moraſtig machen, iſt es eine waldloſe, aber gras und kräuterreiche Steppe, auf welcher hie und da einzelne Moräſte, Salzſeen und Sümpfe befindlich ſind, gegen den Kaukaſus aber iſt der Boden einer der herrlichſten, und die waſſerreichen, mit Holz, Obſt und Blumen bedeckten Gefilde ſcheinen nur auf fleißige, thätige Menſchen zu warten, welche ihre herrliche Anlage beſſer als die gegenwärtigen Bewohner zu benutzen, im Stande ſind.

Die Bewohner der Kuban, wenn man auch einen Theil des Kaukaſus dazu rechnet, ſind ein Gemiſche

miſche ſehr verſchiedener Völker, welche weder einerley Urſprung haben, noch beſtändig dieſelbe Herrſchaft anerkennen, noch endlich ſogar immer dieſelbe Benennung behalten. Man nennt ſie zwar alle Tatarn, allein wenn man den Familien bis auf ihren Urſprung nachgehen könnte, ſo würde man hier noch Ueberreſte der Alanen, Hunnen, Gothen u. a. europäiſcher und aſiatiſcher erobernden Völker finden, die nur nach und nach mit den eigentlichen Tatarn in Ein Volk zuſammengeſchmolzen ſind. Ihr immer unruhiger Geiſt macht, daß ſie nur ſehr ſchwer eine ordentliche, geſetzmäßige Herrſchaft tragen wollen, und wie es Zeit und Umſtände gaben, bald ganz frey, bald ruſſiſche oder türkiſche Unterthanen waren; eben ſo wandelbar wie in der Regierung, waren ſie bisher in dem Namen, und ein und daſſelbe Volk hatte nach ſeinen jedesmaligen Beherrſcher oder Aufenthalt, oder der Religion, zu der es ſich bekennte, jetzt dieſen und in kurzer Zeit einen ganz andern Namen. Zu den vornehmſten und bekannteſten Einwohnern gehören indeſſen 1) die

Kubaner. Kara Nogajler oder Kubaner, welche aus verſchiedenen Stämmen, als Kaſaj Aul, Maurus Aul, Kas-polat-Aul u. ſ. w. beſtehen und in den ebenen Gegenden nomadiſiren. Alle diese Horden führen eine eckelhafte, ſchmutzige Lebensart, ſäen etwas Hirſe, treiben Hornvieh, Schaf- und Pferdezucht, bekennen ſich zum Mohämediſmus, und raubten bisher wo und ſoviel, als ihnen nur möglich war.

Tſcherkaſſen. 2) Tſcherkaſſen, wohnen auf den Inſeln und an dem ganzen Südufer des Kubanfluſſes. Sie erkannten bisher zwar die Oberherrſchaft der krimiſchen Khane, wurden aber doch von Nationalfürſten regieret, die einen jährlichen Tribut, der gewöhnlich aus Pelzwerk, Honig und jungen Leuten beyderley Geſchlechts beſtand, an den Khan entrichteten. Auch

dieſes

dieſes Volk iſt in verſchiedene Stämme getheilet. Die Tſcherkaſſen ſind groß, wohlgebildet, feſt vom Körper, munter, tapfer, ſtolz und gaſtfrey von Karakter. und ihre Mädchen ſind von jeher als Muſter der Schönheit bekannt und bezahlt worden. Ihre Lebensart verräth bey weitem mehr Kultur, als die der Kubaner. Sie bauen Hirſe, aus der ſie Brod backen und ein Getränk brauen, das auch die Kubaner kennen. Der Ertrag ihrer Hornvieh- und Schafheerden, die Jagd und der Fiſchfang geben ihre übrigen Speiſen. Ihre Häuſer ſind ſchlecht, aus in die Erde geſchlagenen, mit Baumzweigen durchflochtenen Pfählen beſtehend, die mit Mörtel beworfen und mit Stroh oder Schilf gedeckt ſind. Sie tragen zuckerhutförmige Filzmützen, Filzmäntel, welche nachläßig über die linke Schulter geworfen ſind, und ein Unterkleid von Kattun, das von der Mitte in vielen Falten herabgeht. Schöne Stiefeln, Waffen, Pferdegeſchirr und Pferde, wovon ſie überhaupt eine unvergleichliche Zucht haben, machen ihre vornehmſte Pracht aus. Handel treiben ſie wenig, und auch nur bloßen Tauſchhandel. Nach Taman und Temruk brachten ſie bisher Salz, Honig, Wachs, Hirſe, Pelzwerk, Ochſenhäute, Schaf- und Lämmerfelle, Wolle, Mäntel und Decken von Filz, Sklaven und Sklavinnen, die ſie von ihren Nachbarn und auch unter ſich ſelbſt raubten. Dies ſind die zwey vorzüglichſten Völker Kaukaſiens; außer dieſen aber wohnen noch im Gebirge eine Menge kleiner Stämme, von denen wir bey Beſchreibung des aſtrachaniſchen Gouvernements ſchon einige genennt haben. Vorzüglich merkwürdig ſind darunter die Baſanen, die an den Quellen des Kubanfluſſes im Gebirge wohnen, weil ſich unter ihnen ein kleiner Haufen Böhmen aufhält, wel-

che Nachkommen einer im funfzehnten Jahrhundert hieher gekommenen Brüderkolonie ſind. Noch wohnen auch viele Juden, Armenier, Griechen, nun auch Ruſſen und Zigeuner in Kaukaſien.

Inſ. Taman. Als bemerkenswerth nennen wir: die Inſel Taman, ein hohes gebirgigtes Land, welches meiſt von Tſcherkaſſen bewohnt wird. Auf derſelben iſt die Stadt gleiches Namens, nicht groß, ſchlecht gebaut, mit einer alten verfallnen ſteinernen Mauer umgeben, und von einem eben ſo verfallenem Schloſſe vertheidigt. Ehemals war dies ein ſehr blühender Ort, und da bisher der Handel immer noch beträchtlich genug geweſen iſt, ſo kann man hoffen, daß er nun unter ruſſiſcher Herrſchaft wieder zu ſeinem ehemaligen Glanze gelangen wird. Eine andre und noch größere, aber auch ſehr moraſtige Inſel iſt Atſchuk. Es ſind nichts als Flecken darauf. Auf dem feſten Lande war bisher kein einziger Ort von Bedeutung.

Inſ. Atſchuk.

Ruſſiſches Georgien. Von Georgien, Gruſinien oder Gjurdſchiſtan, welches aus den alten Landſchaften Iberien, Kolchis und einem Theil von Albanien beſtehet, hat ſich ein beträchtliches Stück, welches der Fürſt Herakleus oder Heraklius beherrſchet, ſeit 1783 dem ruſſiſchen Schutze unterworfen. Dieſes weitläufige Land, von welchem die Türken das Gouvernement Aghalzike, der Zar Herakleus Kartalinien oder Karduel und Kaket, das übrige aber die Nachkommen des im vorigen Jahre verſtorbenen Zaren Salomo beſitzen, lieget an und auf dem Gebirge Kaukaſus, und gränzet an Perſien, die aſiatiſche Türkey, das ſchwarze Meer und einen Theil von Kaukaſien.

Wahr-

Wahrſcheinlicherweiſe hat das Land ſeinen gegenwärtigen Namen von dem H. Georg erhalten, welcher der Schutzheilige deſſelben iſt. Die Zaren, welche es beherrſchen, leiten ihren Urſprung in gerader Linie vom König David in Judäa her, indem ſie behaupten, daß ſieben ſeiner Nachkommen als Sklaven nach Iberien gekommen, und, da das Land damals ſchon chriſtlich war, getauft worden wären. In einen dieſer Sklaven Namens Bakas habe ſich nun die regierende Königin, welche glücklicherweiſe Witwe geweſen, verliebet, und ihm mit ihrer Hand auch zugleich die königliche Krone geſchenket. Gewiſſer als dieſes ziemlich abentheuerliche Mährchen iſt es, daß die georgiſchen Zaren mehr als einmal alle ihre Kräfte haben anwenden müſſen, ſich für der perſiſchen und oſmaniſchen Uebermacht zu ſchützen, und daß ſie daher, nur mit geringerer Staatskunſt, und gewöhnlich auch mit geringerem Glück dieſelbe Rolle haben ſpielen müſſen, welche in Europa das Haus Savoyen bey Oeſterreichs und Frankreichs Kriegen geſpielt hat. Nicht ſelten wurden ihre Provinzen auf das ſchrecklichſte verwüſtet, ihre Unterthanen niedergehauen oder in die Sklaverey geſchleppt, und ſie ſelbſt mußten ſich die ſchimpflichſte Behandlung von dem jedesmaligen Sieger gefallen laſſen. Nur erſt ſeit den Kriegen des Tamas Kouli Khan mit den Oſmanen, und in den nach ſeinem Tode erfolgten Zerrüttungen Perſiens gelang es dem Herakleus und Salomo, ſich nicht allein von dem Tribut zu befreyen, den ſie bald dieſem, bald jenem ihrer Feinde hatten erlegen müſſen, ſondern auch noch beträchtliche Eroberungen zu machen. Vorzüglich machte ſich Herakleus gefürchtet bey den Oſmanen und Perſern, und beliebt bey ſeinen Unterthanen, die er weniger deſpotiſch, als ſie es gewohnt

wohnt waren, beherrſchte. Sein Land erholet ſich auch immer mehr von den Verwüſtungen der vorigen Zeiten, und nachdem er die ruſſiſche Oberherrlichkeit anerkannt hat, darf er auch wohl nicht befürchten, jene Zeiten der Unruhe und Verwüſtung wiederkehren zu ſehen.

Das dem Zaren Herakleus unterworfene Georgien, welches aus den Provinzen Karduel, Kaket und Songhetien beſtehet, iſt von Natur ein ſehr geſegneter Erdſtrich, der zum Theil von dem Kurafluſſe durchſtrömt wird, und Getraide, ſchönen Wieſewachs, Hirſe, große Holzungen, Obſt, Tabak, Wein, der aber meiſt wild wächſet, u. a. Erzeugniſſe des Pflanzenreiches im Ueberfluſſe hervorbringt. Die Gebirge enthalten reiche Eiſen- und Silberminen, auch Gold, Bley, Kupfer, Marmor, Amiant, Geſundbrunnen, Steinkohlen u. ſ. w. Die Viehzucht iſt ſehr ergiebig, in den Wäldern Wildpret die Menge, das aber, wie das zahme Vieh, an den Bären, Wölfen, Schakalen gefährliche Feinde hat. Endlich enthalten die Gewäſſer auch eine Menge der ſchönſten, wohlſchmeckendſten Fiſche. So fruchtbar aber auch der Boden iſt, ſo wenig Einwohner zählt man darinnen, die noch dazu unwiſſend, träge und Sklaven ihrer Gebieter ſind. Sie bekennen ſich theils zur griechiſchen, theils zur römiſchen Kirche, ihre ganze Religion beſteht aber blos im Kreuzſchlagen, einer blinden Unterwürfigkeit gegen die Kleriſey und Beobachtung einiger gottesdienſtlichen Gebräuche. Die Oſſen und Ghef Zur, ebenfalls Unterthanen des Fürſten Herakleus und Bewohner des hohen Gebirges, ſind meiſt Heiden.

Die

Die Haupt- und Reſidenzſtadt ſeiner Staaten iſt Teflis, welche 1063 erbaut worden ſeyn ſoll. Stadt und Vorſtädte haben bis 4000 Häuſer und gegen 20000 Einwohner, welche ſich theils mit der Viehzucht, dem Gartenbau, Feldbau und Bienenzucht beſchäftigen, theils auch einen ziemlich blühenden Handel treiben. Die Provinz Songhetien gränzt an das Stadtgebiet, und iſt erſt unter der gegenwärtigen Regierung bevölkert worden. Teflis.

Den nördlichen Theil von Iberien, deſſen ſüdlichen Theil oder das türkiſche Paſchalik wir bey Beſchreibung des aſiatiſchen osmaniſchen Reiches anzeigen werden, beherrſchte bisher Fürſt Salomo völlig unabhängig. Ebenfalls ein ſchönes herrliches Land mit weitläuftigen Eichen, Buchen und Tannenwäldern, in denen der Weinſtock ſich an den Stämmen hinanwindet, mit ſchönen Gefilden, welche Reiß, Hirſe, Getraide, Flachs, Hanf und das köſtlichſte Obſt an Aepfeln, Birnen, Oliven, Nüſſen, Aprikoſen, Feigen, Granatäpfeln, Pfirſchen und dgl. tragen.

Kotatis war ſeine Reſidenz, eine offene Stadt von etlichen hundert Häuſern, neben welcher die beſondre Wohnung des Zaren und die Wohnungen ſeines Hofſtaates gelegen iſt. Kotatis.

Das eben ſo fruchtbare, aber eben ſo menſchenarme, unkultivirte **Mingreul** oder **Mingrelien**, welches von den Qurieli, Abchaſſetinen und dem Fürſt Thadian beherrſcht wird, erkennt ebenfalls die Oberherrſchaft des Zaren Salomo.

Mehr können wir, ſogern wir auch wollten, nicht über den gegenwärtigen Zuſtand von Georgien ſagen. Ueberall finden wir nichts, als dunkle und oft widerſprechende Nachrichten, die ein Reiſender dem andern treulich nachgeſchrieben hat, oder die vor hundert Jahren ſehr wahr ſeyn konnten, durch welche jetzt aber das Gemälde dieſes Landes ſehr unrichtig ausfallen würde. Auch hier wird es alſo Rußlands erhabner Monarchin aufbehalten ſeyn, Europens Länder und Menſchenkenntniß zu vervollſtändigen, denn von Ihr iſt es gewiß zu erwarten, daß ſie dieſe Länder bereiſen laſſen, und ſich dadurch ein neues Verdienſt um die Wiſſenſchaften erwerben wird.

II.

II.

Aſiatiſche Türkey.

Unter allen Ländern unſers Erdbodens ſteht wohl kein Stück Erde mit ſo viel Rechte in dem Buche des wankelmüthigen Schickſals obenan, als diejenigen Länder, denen wir uns jetzt nähern, und welche unter dem Namen, die **Länder des türkiſchen Reichs in Aſien** begriffen werden. Hier war es, wo ehedem blühende Reiche, ſtolz auf ihre Größe den minder mächtigen trotzten. Hier war es, wo die Mutter der Künſte, ihren Söhnen Arbeit und ihrer Arbeit Bewunderer verſchafte. Hier kamen ehedem Pflanzſtädte zu der Vollkommenheit, ihren Pflegern ſich gleich zu ſtellen; und hier war es endlich, wo gelockt durch die weltbekannten Schätze der Natur und Kunſt, ſich in ihrem Schooſe alle Künſte des feinern Geſchmackes, und ein blühender Handel ernährten; leider iſt aber dies hier auch nun der Ort, den ein ungünſtiges Geſchick von ſeiner Höhe geſtürzt, jene großen Reiche getheilet, ihren Stolz gedemüthiget, die Mutter der Künſte verjagt, ihre Söhne zerſtreuet oder getödtet und jene Wunder der Welt, jene Werke der Kunſt, die Ewigkeiten ſehen ſollten, faſt alle in Steinhaufen verwandelt hat; die entweder ihres Schmuckes beraubt, oder gar ein Zufluchtsort wilder Thiere worden ſind und unter Aſche, Moder und Verwüſtung, nichts als ein trauriges Andenken von dem, was ſie einſt waren, verkündigen. Allgemeine Ueberſicht. a) Land:

Dieſe unter aſiatiſcher Türkey verſtandene Länder, beſaßen zuförderſt einen Raum von 700 Meilen in der Länge und 300 in der Breite

 und

und gränzen gegen Morgen an Perſien und Georgien, gegen Abend an das mittelländiſche Meer, gegen Mittag an Arabien, und gegen Mitternacht an das ſchwarze Meer, und heißen Anadoli, das Land der Karamanen, Adana, Meraſche, Siwas, nebſt allen Diſtrikten und Inſeln, welche theils im Meere Marmora, theils im Archipel liegen, das Gouvernement Taraboſan, Akalzike mit Einſchluß Guriel, Armenien, Tſcheldir, Kars, Arzerum, Wan, Scherhaezur, Bagdad, Baſra, Meſopotamia, Diarbekir, Urſa, Moſul, Syrien, Haleb, Tarablus, Damaſchk nebſt Paläſtina. Da wir nun aber die großen Provinzen dieſes Reiches einzeln zu karakteriſiren gedenken, ſo ſcheint es uns hier überflüßig, dieſe namentlich angezeigten, aber ſo ſehr verſchiedene Staaten, hier mit einemmale zu ſchildern, und wenden wir uns daher ſogleich nach klein Aſien.

Klein Aſien.

Unter klein Aſien oder dem erſten, Europa am nächſten gelegenen der türkiſchaſiatiſchen Länder, verſteht man die Halbinſel, welche gegen Mitternacht vom ſchwarzen Meere, gegen Abend von dem Kanal, (ehedem Boſporus Thracius) von dem See Marmora, von den Dardanellen (vor Alters Helleſpont genannt) und von dem weißen Meere, (oder Archipelago) und gegen Mittag von dem mittelländiſchen Meer umgeben iſt; gegen Morgen endlich an den Fluß Euphrat gränzt und ungefähr einen Umfang von zwölftauſend geographiſchen Quadratmeilen befaſſet. Der Name Aſia minor oder klein Aſien, war vor Alters der üblichſte und die Griechen nannten es das öſtliche, oder die gegen Morgen gelegene Lande, woraus wahrſcheinlich der türkiſche Name Anadolie, ſo wie der lateiniſche

ſche Name Natolia gemacht worden iſt; eine Benennung, die vorzüglich unter den europäiſchen Völkern angenommen wurde, und die einerley Bedeutung mit dem italiäniſchen Worte Levante hat, welches die Schiffer und Kaufleute von dieſem Lande inſonderheit gebrauchen.

Iſt die Frage von der Landesbeſchaffenheit auf dem feſten Lande Natoliens? ſo folgt die Antwort ſehr verſchieden. Zwar giebt es hier nicht Scenen jenes vorhin beſchriebenen ruſſiſchen Antheils, nicht Gegenden, wo ein ewiger Winter mit lachenden Gefilden abwechſelt, nicht Gegenden, wo ſelten Spuren eines Baumes, Mooſes oder Graſes aufzufinden iſt, und Gegenden, auf denen das Auge den blendenden Schnee nicht abzuſehen vermag. Die höchſten Berge ſind zwar beſtändig mit Schnee bedeckt, die Winter ziemlich ſtrenge und kalt, allein im ganzen um vieles erträglicher. Unter den vielen und hohen Bergen, ja ſehr anſehnlichen Gebirgen, (unter welchen letztern dasjenige, ſo vor Alters Taurus genennt worden, beym chelidoniſchen Vorgebirge anfängt, und ſich Anfangs gegen Norden, bald darauf aber gegen Oſten weit in Aſien hinein erſtreckt, das vornehmſte iſt,) ſind auch ehedem feuerſpeyende geweſen, die aber entweder wie andere ausgebrannt, oder aus unbekannten Urſachen aufgehört haben. Fruchtbarkeit iſt der Natur ſchönſtes Geſchenk nicht. Es giebt große, oft ungeheuere Ebenen, aber viele von ihnen, ſo wie viele andere Gegenden, haben einen ſchlechten und unfruchtbaren Boden, andre hingegen wieder einen deſto fruchtbarern; im ganzen aber ſind die Felder kaum zur Hälfte angebaut, von denen doch einige gewiß ihren Arbeitern mit Wucher lohnen würden. Wir haben ſchon geſagt, daß der Winter

ziem-

ziemlich ſtrenge, nur zum Glück auch ſehr kurz iſt; fügen aber auch hier noch hinzu, daß die Hitze des Sommers deſto größer iſt, die nur in einigen Gegenden durch die daſelbſt gewöhnlichen Winde vermindert wird. Auch giebt es Gegenden, deren Moräſte die Luft im Sommer dergeſtalt vergiften, daß die Einwohner gezwungen ſind, ihre Wohlplätze zu verlaſſen und ſich auf den benachbarten Bergen einen geſundern, friſchern Wohnort zu ſuchen, jedoch iſt die Luft in dem Striche des Landes ſo am ſchwarzen Meere liegt, gemäßigt.

Sind aber ihre Gegenden einmal tragbar und der Boden empfänglich gemacht, dann liefern ſie auch hinlänglich alle Produkte des Pflanzenreichs, als z. B. **Getraide**, **Reiß**, der beſonders bey Angora vortreflich iſt, **Tabak**, und bey Milleß für den beſten in der Türkey gehalten wird, **Safran**, ſo wohl an Güte als in manchen Gegenden in Ueberfluß vorhanden. Alle Arten Baumfrüchte, als Aepfel, **Birnen**, **Miſpeln**, **Feigen**, **Zitronen**, **Pomeranzen**, **Storax**, **Senesblätter**, nebſt allerhand Waaren für die Apotheker, **Melonen**, **Granatäpfel**, **Limonen**, **Oliven**, **Maulbeerbäume**, welche letztere häuffig und zum Behuf des **Seidenbaues** gepflanzt werden. **Baumwolle**, ein Produkt, das die meiſte und ſtärkſte Betriebſamkeit der Einwohner erzeiget. **Wein**, welcher wegen ſeiner Güte ſchon von den Alten, als gegenwärtig, für ein vortrefliches Produkt gehalten wird. Jngleichen erzeugt ſich unter noch mannigfaltig nützlichen Pflanzen eine, ſo eine blaue Blume trägt und aus deren Körnern eine blaue Farbe bereitet wird. Auch tragen die **Eichen** eine große Art Eicheln, deren man ſich zum Gerben bedienet, nur eigentliches **Brenn**-

holz

holz macht im Ueberfluß eine Ausnahme, ja in einigen Gegenden iſt dieſer Mangel ſo ſichtbar, daß Unbegüterte an deſſen Stelle getrockneten Kühmiſt brennen müſſen. So auch Angora ausgenommen, iſt die Schafwolle nicht die beſte, dagegen wieder der Seidenbau, Honig und Wachs in vorzüglicher Güte. Dürften ferner alle Schätze im Innern der Erde aufgeſucht und benutzt werden, wäre nicht ſogar zu einigen der Zugang ſchon verſchloſſen, ſo würde ſich auch aus dieſem Produkte eine Quelle des beſten Erfolges ergießen. Ihre Berge enthalten Silber, Bley, Kupfer, Eiſen, Salpeter, welches nur in unbeträchtlicher Menge benutzt, und wie geſagt, unwiſſend verſchloſſen liegt: ſelbſt die von der Natur ſo nahe hingelegten Schätze, als Salz, Meerſalz, warme oder heiße Bäder, werden entweder kaum ihres reichhaltigen Nutzens wegen bekannt, oder werden doch den Wenigſten zu Theil, wie z. B. bey Izmid zwar ein Alaunenwaſſer quillt, welches bey den ſchmerzhafteſten innern Krankheiten, das heilſamſte Mittel ſeyn würde, wenn der deſpotiſche Druck nicht jeder Wirkſamkeit, ſeine Gewalt entgegen ſtellte. Gleich dieſen beyden Naturreichen, fehlt es auch keinesweges an zahmen und wilden Thieren. So wie es auf manchen gras- und blumenreichen Wieſen die zahlreichſten Heerden von Kamelen, Schafen, Eſeln, Pferden, Ziegen, Mauleſel, Haus- und Zuchtthiere giebt; ingleichen kein Mangel an Wildpret und Gefliegel anzutreffen iſt; ſo reichhaltig ſind auch ihre Waſſer mit den ſchmackhafteſten Fiſchen verſorgt; und überall hat die Natur auch in dieſen Theil des Erdbodens ihre kluge Vertheilungskunſt bewieſen, das auf einer andern Stelle zu ſuchen, was ſie auf dieſe weislich nicht hinlegen wollte.

Nichts

Nichts weniger fehlt es übrigens an der dem Boden unentbehrlichen Bewäſſerung, und ob es zwar zu weitläuftig ſeyn würde, aller und jeder Flüſſe zu gedenken, ſo können wir ſie doch nicht ganz verſchweigen. Die vorzüglichſten, die ſich in das ſchwarze Meer ergießen, ſind 1) der Ava, von den Türken Sakari, (vor Alters Sagaris) genannt, 2) der Bartin, (ehedem Parthenius), 3) der Kiʒil=Irmak, (ehedem Halys) und der, ſo vor Alters Iris hieß. In das mittelländiſche Meer nehmen ihren Ausfluß, die Ströme Seihan, (ſonſt Sarus) welcher auf dem Berge Kormez entſtehet, ſich mit dem Fluſſe Dſcheihan, (ſonſt Pyramus) vereiniget und dann in das Meer fällt: endlich ergießt ſich in das weiße Meer der Mäander und noch verſchiedene.

Was bereits von dem feſten Lande geſagt worden iſt, gilt auch von den obengemeldeten Inſeln, ſo zu klein Aſien gehören, unter denen einige fruchtbar, andere unfruchtbar ſind. Auf einigen findet man Wein, Baumwolle, Maſtix, Terpentinbäume, Tannen und Fichten, die Theer und Pech geben, Seidenbau, heiße Bäder u. ſ. w. andre hingegen bedürfen wieder ſelbſt an Lebensmitteln Zufuhre.

b) Einwohner.

In dieſen, ihrem erſten glänzenden Anſehen unähnlich gewordenen türkiſchen Ländern, leben jetzt lange nicht ſo viel Menſchen, als nach Verhältniß des Landes leben könnten, geſchweige denn als ehemals darin gelebt haben. Ueberall leuchtet der ſichtbare Mangel an Menſchen hervor, die unter einer günſtigern Anfnahme, unter mehr Freyheit oder Kultivirung, gar bald jene in Schutt und Ruinen verſenkte große Schlöſſer, feſte Städte und prächtige Palläſte, wieder in blühende Wohnorte, und

jene

jene untragbare Gefilde, in lachende Gegenden umſchaffen würden. Aeußerſt gering iſt die Anzahl der Dörfer, unſicher und unbequem ihre Landſtraſſen, ſo daß Reiſende, die gezwungen ſind, dieſe traurigen Gegenden zu beſuchen, zu ihrer Sicherheit, und um nicht von den Räubern, vorzüglich von den Turkomannen überfallen zu werden, in Geſellſchaften oder Kiervans reiſen müſſen, zu welchem Ende hin und wieder Herbergen für ſolche Reiſende angelegt ſind, ſollte auch kein Dorf oder Stadt in ihrer Nähe ſeyn, um wenigſtens einige Erfriſchungen zu genießen; nur ſind auch dieſe wenigen mehr da, um den guten Willen zu äuſſern, in der That aber der traurigſte, unbequemſte Ort zur Ruhe.

Die **Einwohner** des Landes beſtehen aus **Türken, Turkomannen, Juden, Griechen, Armeniern** und **Franken** oder **Europäern**, welche letztere in den Handelsſtädten des Handels wegen wohnen, übrigens wenig Unterſcheidendes in Abſicht der Tracht für den Türken haben. Aus dieſer Verſchiedenheit der genannten Religionspartheyen, muß alſo auch eine Verſchiedenheit der Meinungen entſtehen, als z. B. die armeniſchen Chriſten, welche faſt im ganzen vorder Aſien und auch in Europa, als in England, Holland u. ſ. w. ausgebreitet ſind, vornehmlich aber in Armenien wohnen, erkennen zum Theil den päbſtlichen Stuhl für ihr Oberhaupt, die meiſten aber ſind nicht nur von der römiſchen Kirche getrennet, ſondern auch ſchon ſeit dem fünften Jahrhundert, durch Veranlaſſung eines gewiſſen Armeniers Ethan, von der griechiſchen abgeſondert. Es iſt gar oft von beyden Kirchen mit allem Ernſt dahin geſtrebt worden, ſich beyde als vereinte Glieder ein und eben deſſelben Ober-

haupts

hauptes anzuſehen, aber meiſt war dieſe Bemühung vergebens. Im Jahr 1708 unterwarfen ſich viele von ihnen dem römiſchen Stuhl, welches aber von den Türken nicht nur ſehr ungünſtig aufgenommen, ſondern auch nach mancher harten Verfolgung an vielen mit dem Tode beſtraft wurde. Das Haupt ihrer Kirche iſt der Patriarch zu Echtmiazin, der zwey und vierzig Erzbiſchöfe unter ſich hat. Nach ihm kömmt der zu Siſis, unter dem zwölf Erzbiſchöfe ſtehen, und endlich der dritte auf einer Inſel Aghtamar, den nur acht oder neun Biſchöfe erkennen, wird von den übrigen für einen Feind ihrer Kirche gehalten. Die armeniſche Biſchöfe zu Konſtantinopel, Jeruſalem und Kaminiez in Podolien, führen den Namen der Patriarchen, weil ſie von dem zu Echtmiazin die Vollmacht haben, das Salböl oder Chrisma, das ſonſt nur im Orient die Patriarchen bereiten dürfen, zu verfertigen und unter ihre Gemeinde auszutheilen. Der Patriarch und Erzbiſchof zu Lemberg iſt das geiſtliche Haupt der armeniſchen Chriſten in Polen, die ſich zur römiſchen Kirche bekennen, und mithin von den andern getrennt ſind.

Die armeniſche Chriſten ſind übrigens gegen andre Partheyen, nur Katholicken ausgenommen, ſehr friedlich und zeichnen ſich allein durch eigne Meinungen in Religionsſachen aus, als z. B. ſagen ſie, man müſſe auch den kleinen Kindern die Kommunion reichen, läugnen aber das Fegefeuer, bitten für die Verſtorbenen, ihre Prieſter ſind verheurathet, außer die Biſchöfe und Mönche, und feyern außer andern Feſten, jährlich drey beſondre ſtrenge Faſten.

Turkomannen heißen eigentlich diejenigen, ſo urſprünglich in Groß-Armenien, oder noch beſtimm-

ſtimmter, in einem Theile davon wohnen und in demſelben hin und her ziehen, nachher aber ſich auch in andern Gegenden ausgebreitet haben, und in Rußland unter dem Namen Truchmenen bekannt ſind. Sie ſind ein räuberiſches, wildes Volk, das zwar den Ackerbau liebt, aber von aller Handlung abgeneigt iſt. Ein Theil von ihnen erkennt ruſſiſche Herrſchaft, andre ziehen in Natolien, Syrien, Groß-Armenien bis nach Erzerum zu, und leben unter Zelten von Filz, Oba genannt. Sie reden die türkiſche Sprache und ſind Mohämedaner; weil ſie aber keine Häuſer haben, ſo verſäumen ſie viele Gebote des Korans, beſonders das fünfmalige Gebet, ſo täglich verrichtet werden ſoll und a. m. Sie ſtehen unter der Herrſchaft des türkiſchen Kaiſers, und einige von ihnen wurden von Murad IV. gezwungen, nach Europa überzugehen, wo man in den Thälern des Hämus bis Philippopoli hin, ihnen Wohnſitze anwies. Dieſe Kolonie iſt aber in vielen Stücken geſitteter worden. Einige ſtehen unter perſiſchem, andre unter dem Schuß der Georgier, und dieſe letztere ſind griechiſche Chriſten, ſie beſitzen viel Vieh und haben geſchickte Handwerker und Künſtler unter ſich.

Von den Türken haben wir ſchon weitläuftig in dem europäiſchen Theile dieſes Werkes geſprochen, daher wir unſre Leſer dahin verweiſen und hier nur noch dasjenige hinzufügen wollen, was ſich von den aſiatiſchen Türken insbeſondere ſagen läßt. Ihr Anſehen und der Bau ihres Körpers flößt nicht ſowohl Furcht und Abſcheu, als vielmehr den Gedanken ein, daß ſie eine Nation ſind, entfernt von aller Weichlichkeit, ſich ohne alle Gefahr den ungünſtigſten Klima ausſetzen können, die bey mehr Gelegenheit ihre Sitten auszubilden, und bey etwas weniger ſteifer Anhänglichkeit an ihren Nationalſtolz,

nalſtolz, tapfere, ſtreitbare Männer ſeyn würden. Ihre Kleidung, vorzüglich des männlichen Geſchlechtes, beſtehet in leichten Beinkleidern, in einem langen Hemde, und in einem Doliman oder einer Art von Unterrocke, der bis auf die Füße gehet und kurze enge Ermel hat; dieſen machen ſie unter der Bruſt mit einer Binde zu, und dieſe Art der Kleidung iſt ihnen auch auf alle Weiſe ſehr bequem. Sie ſtecken das Schnupftuch und den Dolch hinein, in den Falten aber verwahren ſie ihr Geld, den Tabak und ihre Briefſchaften. Ueber den Doliman ziehen ſie einen Rock mit langen und weiten Ermeln, Feredge genannt, der im Sommer von ſehr feinen Zeuge, im Winter aber mit koſtbaren Pelzwerk gefüttert iſt. Strümpfe tragen ſie von Tuch, und darüber lederne Halbſtiefeln. Ihre Schuhe, die ſie Babuſchen nennen, ſind eine Art von Pantoffeln. Ihr Kopfputz iſt ſchwer und erfordert vielen Zeug. Wenig hievon verſchieden iſt der weibliche Anzug, denn ſie haben nichts mehr, als noch eine Art von durchnehten Hemde, das ihnen ſtatt des Unterrockes dienet. Sie laſſen ihre Haare lang wachſen, und flechten ſie in verſchiedene Zöpfe, ſo auf die Achſeln herunter hangen. Auf dem Kopfe tragen ſie meiſt eine kleine Mütze von vergoldeter Pappe, mit einem Schleyer bedeckt, der bis auf die Knie gehet. Dieſe wenige und flüchtige Züge können indeß zur vorläufigen Kenntniß hinreichend ſeyn, da wir hier auch noch etwas allgemeines von den hieſigen Manufakturen und Handel zu gedenken haben. Niemand wird eine große Mannigfaltigkeit derſelben bey einer ſolchen Nation erwarten, der es bereits noch an Hülfsmitteln mangelt, ihre eignen Naturprodukte zuzubereiten; und doch gleichwohl wird hier die Baumwolle zu Garn geſponnen und dieſes auf unterſchiedene Weiſe verwebet. Man

ver-

verfertiget ſeidene Decken oder Teppiche, von verſchiedener Art, von denen man beſonders die turkomaniſche Teppiche, an ihrer Glätte und ihren breiten Streifen und Figuren erkennet. Man macht halb ſeidene und halb leinene Zeuge zu Hemden, meiſtens aber geſtreift, Sattine zu Unterkleidern für die Türken, einen dünnen ſeidenen Zeug, den man Brunlucke nennet, zu Unterkleidern für das Frauenzimmer, Damaſte und andre ſeidne Zeuge, ſammtne Küſſen oder Polſter von mancherley Art und Schönheit. Von dem feinen Kamelhaar macht man Zeuge, die den ſchönſten Sarſchen ähnlich, entweder glatt oder geſtreift ſind, und derer ſie ſich beſonders zu Sommerkleidern bedienen; ja die in Europa wegen ihrer Vortreflichkeit nicht ihres gleichen haben. Nächſt Stoffen und Plüſchen verfertigen ſie ein gutes rothes Leder. Sie bauen, z. B. auf Lesbos, große und gute Schiffe, als Boote aus Tannenholz, die ſich ſowohl an Leichtigkeit, als Dauer empfehlen. Iſt auch der Handel nicht mehr in ſeiner ehemaligen Blüthe, liegen auch viele der beſten Plätze unter den Ruinen vergraben, ſo iſt doch der Handel an den Seeküſten ziemlich anſehnlich, und die nach Konſtantinopel oder nach andern europäiſchen Orten verführten Waaren, beſtehen vorzüglich in Getraide, Tabak, Baumfrüchten, Baumöl, Wein, Roſinen, Apothekerwaaren, Eicheln, roher Baumwolle, grober Schafwolle, türkiſchem Garn, gemeinem Ziegenhaar, geſponnenen Kamelhaar, (denn roh darf es nicht ausgeführet werden,) und daraus verfertigtem Kamelotten und andern Stoffen, ſeidenen türkiſchen Decken und Teppichen, in Wachs, Häuten von Büffelochſen, Corduanleder, Alaun u. dgl. Unter allen Handelsplätzen und Handelsſtädten nimmt Smyrna den erſten Platz, wie eine nähere Beſchreibung derſelben zum Beweiſe dienen wird.

Geſchichte. Vor Alters war dieſes Land in lauter kleine Königreiche und Landſchaften vertheilet, als z. B. in dem weſtlichen Theile waren die Landſchaften und Reiche: groß und klein Phrygien, Myſien, Aeolien, Jonien, Lydien, Carien und Doris, welches das nachmals von den Römern alſo benannte eigentliche Aſia (Aſia propria) ausmachten. Um das Gebirge Taurus und jenſeit deſſelben, lagen Lycien, Piſidien, Pamphylien, Lycaonien, Cappadocien und Cilicien. Gegen Norden waren Bithynien, Galatien, Paphlagonien und Pontus. Die Landſchaften Aeolien, Jonien und Doris waren von griechiſchen Völkern bewohnet. Alle dieſe Landſchaften und Reiche geriethen aber nach und nach unter die Herrſchaft des perſiſchen Reiches und mit dieſem unter die ſiegende Gewalt des macedoniſchen. Als nun das letztere durch den Tod Alexanders zertheilt wurde, kam klein Aſien zum größten Theil, in die Hände der ſyriſchen Könige und endlich als eine Beute an die Römer. Dieſe letztere verwandelten ſie ſogleich in eine Provinz und ließen ſie von Prätoren regieren. Nur unter dem Kaiſer Auguſtus gieng dieſe Veränderung vor, daß er einen Theil deſſelben von einem Proconſul verwalten ließ, daher es das Proconſular-Aſien genennt ward: den übrigen Theil aber von einem Prätor regieren, und alſo das Prätorianiſch-Aſien nennen ließ. Unter und nach der Zeit des Kaiſers Conſtantinus des Großen bekam es wieder eine andre Benennung, man theilte es in das Proconſular-Aſien und in die aſiatiſche Diöces ab: Jenem ſtand ein Proconſul, dieſem ein Vicarius vor. Als aber das römiſche Reich ſelbſt von ſeiner Höhe herabſank und in das abendländiſche und morgenländiſche getheilet ward, ſo wurde klein Aſien ein Theil des

letztern,

letztern, und blieb unter der Herrſchaft der morgenländiſch-römiſchen, oder der griechiſchen Kaiſer, bis ihnen der öſtliche Theil deſſelben von den Arabern entriſſen wurde, denen ſie ihn aber wieder abnahmen. Jedoch in der zweyten Hälfte des eilften Jahrhunderts, nahmen diejenigen Türken, welche von der dritten Linie der ſeldſchukiſchen Sultane regieret wurden, einen Einfall in klein Aſien, oder das damals ſo genannte Land Rum, (d. h. der Römer Land) vor und eroberten den größten Theil deſſelben, alſo, daß die griechiſchen Kaiſer nur in dem weſtlichen Theile einen Strich Landes übrig behielten. Jene nennte man die Seldſchuken von Rum, deren funfzehn Sultane in dieſem Lande, von 1074 bis 1300 regiert haben. Hierauf gerieth ganz klein Aſien nach einander, unter die Herrſchaft des mongoliſchen Reiches, welches Tſchingis-Khan ſtiftete, des Reichs des Timur Beg und des türkiſchen Reichs, unter deſſen Herrſchaft es bis jetzt noch ſtehet.

Die gegenwärtige Länder von klein Aſien ſind von den Türken in ſechs Landſchaften vertheilt worden, als 1) Anadoli, 2) Konia, 3) Itſchil, 4) Adana, 5) Meraſche und 6) Siwas, welches letztere im engſten Verſtande, das Land Rum genannt wird, und welche Provinzen eine Länge von 600 und eine Breite von 400 Meilen befaſſen.

Dasjenige Gouvernement, welches heut zu Tage von den Türken Anadolien, auch Natolien benennet wird, hat mit dem oben beſchriebenen Natolien oder klein Aſien, gegen Abend, Mitternacht und Mittag einerley Gränze; nur gegen Mittag erſtreckt es ſich blos an das Land der Karawanen und an die Landſchaft Siwas. Dieſes Gebiete be- 1) Das Gouvernement Anadoli.

greift die alten Landſchaften Bithynien, Paphlagonien, Galatien, Phrygien, Myſien, Aeolien, Jonien, Lydien, Carien, Doris, Pyſidien, Lycien und Pamphylien. Dieſes von Weſten nach Oſten 240, von Süden gegen Norden 140 teutſche Meilen ſich erſtreckende Land wird durchgängig von Gouverneurs regieret, welche die Türken Begjerberg, oder Baſſa nennen. Ob man zwar die Landſchaft Natolien immer für eine der beſten Gegenden rechnet, die Luft darin ſehr gemäßiget ſeyn ſoll, ſo iſt ſie doch auch nichtsweniger als der Geſundheit vortheilhaft und erzeugt durch ihre faule und ungeſunde Dünſte nicht ſelten die traurigſten Wirkungen. Was aber die Natur an dieſem Geſchenke verſagt hat, das hat ſie, wie es ſcheint, an Fruchtbarkeit des Erdbodens wieder vergütet. Es liefert Korn, Baumwolle, Scammonium, Granatäpfel, Maulbeeren, Zitronen, Pomeranzen, Wein, Storax, Senesblätter und allerhand Apothekerwaaren. Unter den Thieren giebt es Kamele, Pferde, Büffel, Maulthiere, Schafe, Ziegen, Hühner und Gänſe, auch ſind ihre großen Wälder mit reichlichem Vorrath von Wildpret angefüllet. Jngleichen fehlt es ſo wenig an Mineralien und warmen Bädern, als ihre Flüſſe leer von einer Menge wohlſchmeckender Fiſche ſind.

Die Einwohner des Landes ſind theils Türken, theils Griechen und Europäer, die ſich der Handlung wegen dahin ziehen. Sie handeln beſonders mit Venetianern, Engländern und Holländern, welche letztere es eigentlich die Smyrnerhandlung nennen, woſelbſt der Handel am blühendſten iſt. Die türkiſche Religion iſt herrſchend, nur hält man den Landeseinwohnern nicht die beſte Lobrede. Man

ſagt

ſagt, ſie wären zwar große und ſtarke, aber ungeſittete, üppige, faule Leute, die (ihre Städte abgerechnet) mit ihren Viehheerden herumſchweifen, und nur ſoviel Land bauen, als ſie vom Mangel und Nothdurft gezwungen, bauen müſſen. Der Statthalter deſſelben, welcher der Begjlerbegj von Anadolien genennet wird, iſt unter den Statthaltern in Klein-Aſien der vornehmſte und hat ſeinen Sitz zu Kiutahya, und ſeine Einkünfte erſtrecken ſich auf eine Million Aſpers, ohngefähr 10000 Rthlr. Die beſondere Eintheilung dieſes Landes beſtehet aus 14 Sandſchackſchaften oder Diſtricten.

Die Hauptſtadt von ganz Anadolien und dem Diſtricte Kiutahya, zugleich auch der Sitz des Begjlerbegj iſt die Stadt Cutaye. Ihre Größe und angenehme Lage am Fuße eines Berges, um welche die beſten und angenehmſten Gegenden und Ebenen abwechſeln, macht ſie zu einer guten türkiſchen Stadt. Auf ihrer Anhöhe befindet ſich ein altes Schloß, welches wenigſtens noch die reizendſten Ausſichten liefert, ob es gleich jetzt nicht mehr in dem beſten Zuſtande iſt, und ſowohl nahe bey ihr, als außer der Stadt liegen, in einer Entfernung von etlichen Stunden, in einer ſchönen Ebene, geſunde, warme Bäder. Zu bevölkert iſt dieſe ganze Gegend, alſo auch dieſe Stadt eben nicht, jedoch trift man hier außer vielen türkiſchen Moſcheen, auch drey armeniſche Kirchen an. Ueberdieß fließt durch dieſe treffliche Ebenen bey der Stadt, der Flüß Purſak, bis er ſich nach und nach mit andern vereiniget; und endlich hält man dafür, daß dieſes die Gegend ſey, wo ehedem Phrygia minor lag. Cutaye.

Izmid iſt die Hauptſtadt im Bezirk Kadja-Ili, der alſo genennet wird, weil Aktche-Kodja, einer von des Oſman-Gazi Hauptleuten ſolchen Izmid.

erobert hat. Man ſchreibt es auch Isnik-mid, welches eine Zuſammenziehung jenes alten Namens Nicomedia iſt. Sie liegt faſt am Ende eines Meerbuſens, der ſich von Konſtantinopel hundert Meilen gegen Morgen erſtreckt und iſt auf den Abſchuß eines Berges gebauet, von deſſen Höhe ſie bis an das Meerufer reichet. Ihr Hafen wird einzig durch einheimiſche Fahrzeuge beſuchet und die Kaufleute, welche daſelbſt Handlung treiben, ſind meiſtentheils Griechen. Da der Boden in dieſer Gegend meiſt fett iſt, ſo verſchlimmert er ſich durch den Regen ungemein, und von den Bergen ſtürzen zum öftern große Ströme Waſſer, welche die ganze Gegend gefährlich machen. Natur und Fleiß der Einwohner haben dieſe Stadt zu einer ihrer Art nach ſchönen Stadt geſchaffen. Die zween Hügel, worauf die Stadt liegt, und faſt alle die Häuſer an den Hügeln ſind mit kleinen Gärten, Bäumen und Weinreben bepflanzt, und ſelbſt der Handel der Stadt mit guten Schiffen und Bauholz, welches aus den benachbarten Wäldern kömmt, ingleichen mit Salz giebt den Einwohnern ziemliche Nahrung. Von hier iſt nach Konſtantinopel eine ſehr ſtarke Schifffahrt, und im Gegentheil endigen hier die aus Aſien kommenden Kiervans ihre Reiſen. Die Armenier und Griechen haben hier ihre eigne Kirche und ihren Erzbiſchof: Und was überdieß dieſe Stadt noch in Andenken erhält, iſt, auf der einen Spitze des Hügels findet man noch Ueberreſte der alten Stadt Nicomedia, welche die Hauptſtadt in Bithynien, groß und ſchön, auch zuweilen der Aufenthalt der römiſchen Kaiſer war.

Isnik. Isnik, vor Alters Antigonia, nachher Nicea genannt, deren weitläuftige Mauern den Wohnort einer zahlreichen Bevölkerung verſprechen, gegenwär-

tig aber nicht über dreyhundert Häuſer befaſſet; hat zwar als eine gute, handelnde und nahrhafte Stadt viele Vorzüge vor den übrigen, allein ihr gefährlichſtes Uebel, nämlich öftere ungeſunde Luft, macht ſie zu einer unvollkommnen Stadt. Sie war noch zur Zeit der letzten griechiſchen Kaiſer ſehr ſtark bevölkert, und iſt auch durch die Kirchenverſammlung berühmt, durch welche die Lehren des Arius als irrig erklärt wurden. Man handelt hier mit Seide und verfertiget ein unächtes Porcellain, deſſen ſich die Türken bedienen. Südweſt von Jznik befindet ſich ein See, deſſen Umfang den türkiſchen Erdbeſchreibern zu Folge 200 Meilen im Umkreis beträgt. Sein Waſſer iſt ſüß und man fängt verſchiedene Arten von Fiſchen darinnen, unter welchen ſich eine Line genannt, auszeichnet. Er iſt eine halbe Spanne in der Länge, und wird wegen ſeines vortrefflichen Geſchmackes ſowohl von den Einwohnern ſehr hoch geachtet, als auch wird er getrocknet theils nach Konſtantinopel, theils nach Bruſa geführet.

Sechs Stunden von Jznik in einer Ebene, an dem weſtlichen Ufer eines Sees von funfzehn Meilen im Umfange, liegt der Flecken Sapandje, der mehr lang als breit iſt. Der Boden daſelbſt iſt zum Getraidebau vortrefflich, hingegen die Ebenen werden von einem großen Wald umgeben, den die Türken Agatche Tegnizi, d. h. das brennende Meer nennen. Jn dieſer Gegend läuft der Fluß Sakaria, bey den Alten Sangarius genannt, der in dieſer Gegend ſehr breit iſt; er läuft dem See Sepanje gegen Morgen, nnd ſtürzt ſich dann in das ſchwarze Meer. Man wollte zwar im Jahr 909 der Hegire (1503) dieſen Strom mit dem Meer vereinigen, und der Paſcha Sinan that ſein möglich-

ſtes, dieſen nützlichen Anſchlag auszuführen, um die Fortbringung des Holzes zum kaiſerlichen Galeerenbau zu erleichtern; allein der Anſchlag blieb wegen Nachläßigkeit oder Intrigue unausgeführt.

Burſa. Verdient auch die Stadt Burſa oder Bruſſa eben nicht ohne alle Ausſchließung den Namen der größten und ſchönſten Stadt in Klein-Aſien, ſo iſt ſie doch immer für den übrigen eine ausgezeichnete. Sie liegt am Fuße des Berges Olympus, heutiges Tages nennen ihn die Türken kirſchiſche Dagui, d. i. der Münchenberg, wegen eines darauf befindlichen griechiſchen Kloſters. Er iſt einer der höchſten Berge in Aſien, hat viele Aehnlichkeit mit den Alpen und Pyrenäen, und auf ſeinem Gipfel herrſcht ein ewiger Winter. Außerdem daß die Stadt überall mit Quellwaſſer reichlich verſehen iſt, inſonderheit gegen Südweſten eine ſehr ſtarke Quelle hat, deren Waſſer ſich in einen mit Marmor ausgelegten Kanal ergießt, und hierauf in der Stadt alſo vertheilt wird, daß die meiſten Häuſer dadurch verſorgt werden; fließt noch ein kleiner Fluß neben der Stadt, ſo Nilüfar heißt, welcher von dem Berge Yegni-Dag (einem Arme des Berges Olympus) herabfließet. In der eigentlichen Stadt Burſa wohnen nur Türken, in den Vorſtädten aber Juden, Griechen und Armenier, woſelbſt die Juden vier Synagogen, die Griechen drey Kirchen und die Armenier eine Kirche haben. Hier iſt der Sitz eines Paſcha und eine beträchtliche Anzahl Moſcheen, die man innerhalb den Mauern der Stadt, ſo anderthalb deutſche Meilen im Umfange befaſſen, gegen zweyhundert zählet. Außerhalb der Stadt, auf dem Wege nach den Bädern, ſind die Gräber verſchiedener Sultane zu ſehen, welche Kapellen gleich erbauet, mit Marmor und Jaſpis ausgelegt ſind.

ſind. Alles, was man daher in kurzen über dieſe Stadt ſagen kann, iſt: ihre Lage ſowohl, als der Fleiß der Einwohner erhebt ſie über ihre Nachbarn. Arbeitſamkeit und Fleiß ſind die Haupteigenſchaften, wodurch ſie ſich auszeichnet. Zum Beyſpiele dienen die hier in Menge verfertigten, koſtbaren türkiſchen ſeidnen Tapeten, gold- und ſilberne Stoffen, ſammtne Küſſen, ſeidne Zeuge vielerley Arten, rohe Seide, Safran und dgl. Außerdem iſt Burſa der Verſammlungsort für die Kiervans, welche von Aleppo oder Smyrna nach Konſtantinopel gehen. **Pruſa**, König von Bithynien war der Erbauer dieſer Stadt, und von ihm entlehnt ſie auch ihren Namen, bis Seifeddulat, ein Prinz aus dem arabiſchen Geſchlechte Hamadan, ſie im Jahr 947 eroberte; worauf ſie jedoch von den Griechen wieder eingenommen ward, welche im ruhigen Beſitz derſelben blieben, bis 1356 Sultan Orkhan, Sohn Oſmans II. ſie eroberte, und ſie zur Haupt- und Reſidenzſtadt ſeines Reiches machte, welches ſie ſo lange verblieb, bis Konſtantinopel von den Türken erobert wurde.

Montagna, eine Stadt an einem von ihr benannten Meerbuſen, wo der griechiſche Erzbiſchof von Burſa einen Pallaſt hat, und wo mehr Griechen und Juden, als Türken wohnen; verdient ſchon deswegen eine Anzeige, weil ſie der Hafen von Burſa iſt, und einen ſtarken Handel mit Korn, Seide, mit allen burſiſchen Manufakturen, Salpeter, weißen Wein und allerhand Früchten treibet, ſo nach Konſtantinopel geführet werden, von dannen man für die Stadt Burſa, ſo wie für die umliegende Gegend allerhand andre Waaren zurückbringet. Auch ſie hat oben benannten König Pruſa ihre Entſtehung zu verdanken. Montagna.

Abel=

Abellionte. Abellionte iſt eine Inſel mit einer auf ihr gleiches Namens gelegenen Stadt mit gleichnamigen See. Inſel und Stadt liegen auf der Nordſeite ſo nahe am Lande, daß man beſtändig zu Pferde, und im Sommer meiſt trocken dahin kommen kann. Dieſe See, welche verſchiedene Inſeln befaßt, gegen zwölf engliſche Meilen lang iſt, und ſich bis an den Fuß des Berges Olympus erſtreckt, trägt Boote, die durch den tiefen Fluß Lubat in den See Marmora, und nach Konſtantinopel gehen, dahin von hier Seide und Eſſig verführet werden.

Ohne uns bey allen kleinen, oft nur aus etlichen wenigen ſchlechten Häuſern beſtehenden Dörfern aufzuhalten, die weiter nichts abweichendes haben, als daß in dem einen mehr oder weniger Türken wohnen; ſetzen wir nur noch die allgemeine Anmerkung hinzu, daß an und zwiſchen den Flüſſen, ſo am Gebirge Ida entſpringen, und ſich endlich in das Meer Marmora ergießen; heutiges Tages weiter keine merkwürdige Oerter befindlich ſind, auch keine Kiervans durch' dieſe Gegenden gehen; nur daß der Fluß Granicus wegen der Schlacht berühmt iſt, in welcher Alexander den Sieg über die Perſer erhielt. Eben ſo befinden ſich von dem Anfange der Dardanellen, das heißt, der Meerenge oder des Kanals, der in alten Zeiten der Helleſpont genennet wurde, und jetzt von den Türken Bogaz d. i. die Mündung und der Kanal, genennet wird, in der ganzen Länge der Meerenge, die auf 26 engliſche Meilen und in der Breite auf vier Meilen beträgt; nur wenig erhebliche Orte, und das ganze Land iſt auf beyden Seiten, inſonderheit auf der Weſtſeite, ſehr bergicht. Wir bemerken hier zu mehrerer Vollſtändigkeit das aſiatiſche alte Dardanellen-Schloß, ein hohes viereckigtes, ſteinernes Gebäu-

de,

de, mit einer Mauer und Thürmen umgeben, auch mit Kanonen verſehen. Hier werden die von Konſtantinopel kommenden Schiffe durchſucht, und bey dem Schloß an der Nordſeite liegt ein großer Flecken oder Stadt von etwa 1200 Häuſern, wo Türken, Griechen, Juden und Armenier wohnen, und woſelbſt Segeltuch, baumwollene Zeuge, unächtes Porcellain verfertiget, Wachs, Oel, Wolle, Baumwolle und dergleichen Garn ausgeführet wird. Eine Stunde davon gegen Süden iſt ein Vorgebirge, welches vor Alters Dardanium hieß, eine Stadt gleiches Namens befaßte, und nach welcher wahrſcheinlich die vorhin genannten Dardanellen benennet worden ſind. Ferner das aſiatiſche neue Dardanellen-Schloß, liegt an der Mündung der Meerenge, etwa vier Stunden von jenem entfernt, und beyde hat Muhamed IV. im Jahr 1699 erbauen laſſen.

Eine auf einer Ebene, am Fuße, zum Theil auch am Abhange zweyer hohen und ſteilen Berge gelegene Stadt iſt Pergamo. Sie iſt ſieben franzöſiſche Meilen vom Meere entfernt, an welchem ſie einen Hafen hat. An ihrer mittäglichen Seite fließt ein Fluß, an der öſtlichen aber liegt ſie wüſte. Die meiſten Einwohner ſind Türken, und die Zahl der griechiſchen Chriſten iſt eben ſo gering, als ihre Güter. Einige Jahrhunderte vor Chriſto war ſie der Sitz der davon benannten Könige, unter denen ſich Eumenes bekannt gemacht hat, der den daſigen ehemaligen Bücherſal von 200,000 der auserleſenſten Bücher am ſtärkſten vermehrte, und zu deſſen Behuf das Pergament hier erfunden worden, auch ſeinen Namen beybehalten hat. Allein jene ſeltene Vorzüge ſind verwüſtet, ihr Ruhm geſunken, und die Zahl ihrer jetzigen türkiſchen Pergamo.

Be-

Bewohner, ſo wie ihrer Gebäude, äußerſt geringe.

Maniſſa. Die Stadt Maniſſa iſt der Sitz eines Befehlshabers, der den Titel Muſſelem führet, und iſt vor vielen eine große und volkreiche Stadt, in der die meiſten Einwohner Türken ſind. Die von ihrer ehemaligen Größe geſunkene Stadt Sardes, ſo jetzt nur ein geringes Dorf iſt, war unter den Römern zu einer Größe geſtiegen, daß ſie keiner ihrer Nachbarn wich, bis ein ſchreckliches Erdbeben unter der Regierung des Tiberius Cäſar ihre Pracht in einen Steinhaufen verwandelte. Im Jahr 400 plünderten die Geten wieder die Stadt, und ob ſie ſich auch wieder etwas aufhalf, ſo wurden doch die Einwohner während den nachfolgenden Unruhen in Aſien genöthiget, auf den Gebirgen zu feſten Plätzen ihre Zuflucht zu nehmen. Bey einem Einfall der Tartarn 1304 gab man zu Sardes den Türken die eine Hälfte der Akropolis ein, die von der andern durch eine ſtarke Mauer mit einem Thore abgeſondert war, und ermordete ſie nachher im Schlafe. Der Platz, wo ehedem dieſe berühmte Stadt geſtanden, iſt jetzt mit Bäumen überwachſen, und nur hie und da trägt ſie traurige Reſte ihrer Größe. In dieſem jetzigen Dorfe wohnen arme Türken und Griechen, deren ganzes Geſchäfte Viehhütten iſt, und die nicht einmal eine Kirche oder einen Prieſter erzeugen können.

Sardes.

Philadelphia. Die am Fuße des Berges Bozdag gelegene Stadt Philadelphia, oder Allah-Scheher (Gottes Stadt) ſoll durch da vielen geiſtlichen Stiftungen zu ſeiner jetzigen Größe angewachſen ſeyn. Man rechnet gegen vier und zwanzig Kirchen, von denen aber die meiſten in Trümmern ſind, und nur ſechs deren ſind in gutem Zuſtande, und haben ihre

Prieſter.

Prieſter. Die biſchöfliche iſt ein großes, mit Vergoldung und Heiligen ausgeſchmücktes Gebäude, an dem alles das Gepräge ehemaliger Größe träget. Hier wohnen auf dreyhundert griechiſche Familien, die in der größten Eintracht in ungekränkter Gewiſſensfreyheit beyſammen leben. Man rühmt, und vielleicht nicht ohne Grund hier ſo ſehr die ausgezeichneten guten Sitten und das policirte Betragen der Einwohner; eben ſo als das hie zum Färben vortreffliche Waſſer. Weil es übrigens an einen der Hauptſtraßen nach Smyrna liegt, ſo wird die Stadt vorzüglich ſehr häufig von den armeniſchen Kaufleuten beſuchet. Freylich iſt auch ſie nicht mehr, was ſie in jenen blühenden Zeiten war, und wo ſie noch die zwote Stadt in Lydien hieß. Im J. 1392 eroberte der Sultan Bajazeth dieſe Stadt, ließ Grauſamkeit an jedem Einwohner ausüben, und wie man ſagt, von den Knochen der erſchlagenen Bürger, eine mit Stein und Kalk vermiſchte Mauer von 1800 Schritt erbauen.

Smyrna, bey den Türken Iſmir iſt die berühmteſte Stadt in Natolien, ſie liegt an den nach ihr benamten Meerbuſen des Archipelagus, der ohngefähr zwölf deutſche Meilen in das Land hineingehet. Dieſer iſt wegen der vielen Sandbnäke nicht überall von großen Schiffen zu befahren. Auf einer Landzunge ſüdwärts liegt eine kleine Feſtung, ſo das Waſſerkaſtell heißt; die Rhede aber bey der Stadt iſt geräumig, ſicher und bequem, ſo daß die Schiffe ohne Gefahr ziemlich nahe am Lande liegen können. Die Stadt ſelbſt erſtreckt ſich von der See gegen einen ziemlich hohen Berg hinauf, auf deſſen Gipfel ein altes Schloß liegt: nicht weit davon, aber doch abgeſondert gegen die Stadt zu, iſt noch ein kleineres. Nordwärts zunächſt an der See iſt das Smyrna.

Quar-

Quartier der Europäer, die Franken - Straße genannt. So ſchlecht und nur von Holz, dabey ein Stockwerk hoch dieſe Häuſer ſind, ſo ſind ſie doch noch immer der ſchönſte Theil der Stadt, indem jene enge und krumme Straßen, ihr ein ungleich ſchlechteres Anſehen geben. Man ſucht ſich zwar durch die oft kaum durchzudrängende Gaſſen, für den Sonnenſtrahlen zu ſchützen, aber wenn man nicht eingeführt hätte, daß Equipagen nicht erlaubt wären, ſo würde in dieſen elenden Wagen ohnmöglich fort zu kommen ſeyn. Alle Laſten werden durch Menſchen oder Kamele, Mauleſel und Eſel getragen, und jeder geht entweder zu Fuße oder reitet, höchſtens nur vornehme Frauensperſonen laſſen ſich in einer Art von Senfte tragen. Die Anzahl der Einwohner wird auf 1,20,000 geſchätzt, worunter die Türken auf 40 bis 50,000 und die Juden, (die größtentheils von denen abſtammen, die aus Portugall und Spanien ſind vertrieben worden) über 12000 ſich belaufen, die Europäer oder Franken machen die kleinſte Anzahl aus. Unter den chriſtlichen Religionspartheyen iſt die griechiſche die ſtärkſte zu Smyrna, und hat daſelbſt einen Biſchof, ſo wie die armeniſche, welche letztere aber viel ſchwächer iſt. Die Katholicken haben einen biſchöflichen Vikarius, und ein Franziſkaner- und Kapuziner-Kloſter. Die Proteſtanten haben größtentheils bey den Konſuln ihre Kapellen, deren drey ſind, als eine engliſche, holländiſche und eine teutſche. Dieſe teutſche Kirchenanſtalt für evangeliſchlutheriſche, ward 1759 von Privatperſonen errichtet, von der Gemeine unterhalten; bis ſich das königliche Haus von Dänemark und die Stadt Danzig 1762 derſelben ſehr wohlthätig angenommen haben. Sie ſtehet unter der Oberaufſicht des däniſchen Miſſions-kollegium, und übrigens iſt auch durch gute Hoſpi-

tal-

talanſtalten, ſowohl für die abendländiſchen als morgenländiſchen Chriſten geſorget. Frankreich, Großbritannien, Schweden, Preußen, Venedig und die vereinigten Niederlande haben hier ihre Conſuls. Die Stadt nebſt den dazu gehörigen Landſchaften gehöret übrigens an eine jedesmalige Mutter des Sultans, (Valide Sultana) welche, zur Hebung der Einkünfte, einen Muſelim hieher ſetzt: der Oberbefehlshaber von wegen des Sultans, iſt der Kadi. Peſt, Erdbeben und Feuer haben Smyrna zu wiederholtenmalen verwüſtet. Im Jahr 1763 ward beynahe die ganze Frankenſtraße, 1772 wurden die Quartiere der Türken, Juden und Griechen, und 1778 unmittelbar nach einem ſtarken Erdbeben wieder beynahe zwey Drittel der Stadt durch die Flamme verzehret. Die Gegend um Smyrna iſt ſehr angenehm, und das eine kleine Stunde davon entlegene Dianenbad beſtehet aus einigen Quellen, die viel Waſſer geben, das ſich zu einem großen ſüſſen See ſammlet, doch werden einige dabey liegende alte Steine ohne Grund für Ueberreſte des alten Dianentempels gehalten.

Die Verherung von Kleinaſien, und die von den Flüſſen an der Küſte verurſachten Veränderungen haben Smyrna zum einzigen, beträchtlichen Markt an der See, und folglich zum Mittelpunkt des Handels vom ganzen Lande gemacht. Eine vortheilhafte Quelle ihrer Handlung verſtopfte ſich in den perſiſchen Unruhen, als Nadir Schach ſich des Thrones bemächtiget hatte. Die gewöhnliche Karavanen wurden unterbrochen, und der Handel, der in dem alten, ſeit Jahrhunderten genommenen Laufe Hinderniſſe fand, floß ab in neue Kanäle, aber deſſen ohngeachtet bleibt Smyrna immer noch eine große und blühende Stadt. Die Bay wird klei-

(kleinere nicht mitgerechnet) täglich von Kaufmanns-ſchiffen aus den vornehmſten Häfen Europens beſucht, und die Faktoren leben in Anſehen und Ueberfluß, in dem ſie ihr Vermögen häufen. Der Zuſammenfluß von Menſchen von mancherley Nationen, alle in Kleidung, Sitten, Sprache und Religion verſchieden, iſt ſehr beträchtlich. Die Türken nehmen, wie geſagt, den größten Theil der Stadt ein, die andern leben in abgeſonderten Quartieren, die Katholiken und Proteſtanten dürfen ihre Religion üben, die Juden haben ihre Synagoge, und die Armenier eine ſehr große Kirche, nebſt einen Begräbniß-Platz dabey. Ihre Frauenkleider ſind orientaliſch, in weiten Beinkleidern, die bis an die Knöchel herabreichen, und tragen lange Weſten von dicker Seide oder Sammt, im Winter mit Pelz gefüttert. Ihr Haar iſt kunſtlos in Locken geſchlagen, und fällt den Rücken herab, nicht ſelten mit Blumen und Juwelen geſchmückt. Sie haben die Mode, wenn ſie einander beſuchen, bedecken ſie das Geſicht mit einem dünnen Schleyer, ein Janitſchar gehet vor ihnen her und etliche Aufwärterinnen folgen ihnen nach, und ſelbſt das weibliche Geſchlecht im niedern Stande, beſonders die von den Inſeln, zeichnet ſich durch Geſundheit und mahleriſche Geſichtsbildung aus. Die vorzüglichſten Gebäude zu Smyrna ſind die Moſcheen, öffentliche Bäder und die Khane oder Herbergen, von denen einige ſehr weitläuftige, ſchöne Gebäude ſind.

Es fehlt weder der Stadt, noch der ganzen Gegend an Lebensmitteln. Ihre Schafe, deren breite Schwänze oft acht bis neun Pfund wiegen, liefern ihnen guten Vortheil. Wilde Schweine ſind häufig. In der Bay fängt man ſchöne Fiſche und alles Flügelwerk iſt leicht zu haben. Man baut

man-

mancherley vortrefflichen Wein im Lande, oder man führt ihn von den Inſeln ein. Ihre Früchte ſind wohlriechend und ſchmackhaft, unter denen die Waſſermelonen vorzüglich ſehr groß, wohlſchmeckend und ſelbſt Kranken ſehr geſund ſind. Feigen, Weintrauben, Limonen, Pomeranzen ſind vortrefflich, und der aus Limonen und Pomeranzen verfertigte Scherbet iſt ein kühlendes, angenehmes Getränke. Kaffee wird meiſt aus Arabien gebracht. Nur die Policey hat noch nicht Anſtalt gemacht, daß Smyrna auch ein für die Geſundheit eben ſo vortheilhafter Wohnort geworden iſt, als ihn die Natur dazu beſtimmt zu haben ſcheinet. Man macht nicht die geringſten Anſtalten dem Fortgange der Peſt Einhalt zu thun, und das Volk iſt (die Franken ausgenommen,) eben ſo unwiſſend, als nachläßig. Ihre Häuſer ſind von Menſchen angefüllt, die in einem zu engen Raume beyſammen wohnen, und ihre Zimmer ſind mit Matten oder Teppichen, Sofas oder Küſſen bedeckt, die eben ſo leicht die Anſteckung behalten, als auffangen. Zu dem hält ſich der Türke verbunden, jede Leiche tragen zu helfen, und eilt, ſobald er das Leichenbegängniß eines Muſelmannes ſiehet, hinzu, ſeine Schultern unter die Bahre zu halten, auf welcher der Tode in ſeinen Kleidern liegt, und bleibt in dieſem Geſchäfte, bis ihn ein andrer davon befreyet, auf welche Weiſe die Peſt häufig fortgepflanzt wird.

Der Urſprung der Stadt ſoll, wie die Fabel ſagt, von Alexander dem Großen ſeyn, wenigſtens war ſie ſowohl an Schönheit, als guter Einrichtung, eine der ſchönſten joniſchen Städte noch unter den Römern. Im Jahr 1084 eroberte Tzachas, ein türkiſcher Mißvergnügter, der den Titel König annahm, Smyrna, und machte ſie zu ſeiner Hauptſtadt. Seine Flotte

nahm Klazomene, Phocaea und Scio, Samos, Mitylena und andre Plätze ein. Im Jahr 1097 wurde ſie von Dukas, dem griechiſchen Admiral, belagert, und nach der Uebergabe, Kaſpazes der ſie zur See angrif, von ihm zum Statthalter ernennt, aber ein Türke erſtach ihn, und man rächte ſeinen Tod durch die Ermordung von zehntauſend Einwohnern. Die ganze Küſte von Aſien, von Smyrna an bis Attalia war durch Kriege verwüſtet, als 1106 der griechiſche Kaiſer dem Philokakes ſandte, ihre Städte wieder herzuſtellen. Im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts lag Smyrna in Ruinen, die Akropolis ausgenommen, die als eine Feſtung diente. Der Kaiſer Johann Angelus Komnenus, der 1224 ſtarb, beſſerte dieſe aus, und gab ihr wenigſtens in etwas neues Leben. Das auf dieſe Art wiederhergeſtellte Smyrna war eine kleine Stadt, hauptſächlich auf dem Gipfel des Papus, oder innerhalb der Gränzen des gegenwärtigen Schloſſes. Vom Jahr 1313 bis 1424 war Smyrna bald dieſem, bald jenem Eroberer zu Theil, bis im letzten Jahre Sultan Morat als Sieger einen feſten Beſitz davon nahm. Da nun die erobernden Türken endlich zum völligen Beſitz des griechiſchen Kaiſerthums gelangten und Friede ward, lebte die Handlung aufs neue wieder auf und zog ſich wieder nach Smyrna. Die geſchreckten Einwohner verlohren ihre Furcht für Gefahr, und verließen nach und nach das Schloß, ſo daß die Stadt gleichſam von dem Abhange herab ans Meer glitt, und nichts hinterließ, als einen leeren Raum, wo man jetzt noch blos nach alten Materialien und einigen Ruinen gräbet.

Die Seeküſte von Jonien erſtreckt ſich von Phocaea und dem Fluß Hermus ſüdwärts bis Poſidium,

dium, einem Vorgebirge der Mileſer und bis an die kariſchen Gebirge. Alle Städte ſind Seeſtädte, und ihrer, außer Smyrna zehn auf dem feſten Lande. Lage und Klima ſind gleich reizend. Die Stadt, ſo Smyrna am nächſten liegt, iſt **Klazomene** und **Wurla**. Dieſe letzte iſt ein Ort von beträchtlicher Größe, die Gebäude ſind auf Höhen zerſtreuet, und ſowohl eine große Anzahl Windmühlen, als vortreffliche Ebenen gegen das Meer zu, geben ihr ein gefallendes Anſehen. So ſchön und geſund aber auch die Gegend, das Waſſer und die Luft iſt, ſo werden jedoch zum öftern die Einwohner genöthiget, die Wohnhäuſer zu verlaſſen, wegen der wie zu Smyrna alles anſteckenden, oft wütenden Seuche. Die Türken haben hier ſieben Moſcheen und die Griechen zwey Kirchen. Die erſte Stadt Klazomene hingegen liegt auf einer Inſel, die ohngefähr eine Meile lang und eine viertel Meile breit iſt. Die Stadt iſt klein und nur der Aufenthalt etlicher elenden Fiſcher, welche die Vögel von der Saat verſcheuchen. Bey Klazomene iſt auch ein Haufen kleiner Inſeln, ſonſt alle bebaut, jetzt aber vernachläßiget, die reichlich tragen würden, wenn man ihnen Früchte abforderte, an der Zahl achte, von denen einige die lange, andre die engliſche u. ſ. w. heißen.

Klazomene und Wurla.

Ueber Klazomene hinaus wird die Halbinſel ſehr bergigt, und voller engen und ſchmalen Päſſe, ja öfters unzugänglicher Schlupfwinkel, daher die **Karaborinoten**, oder die Bewohner des ſüdlichen Vorgebürges am Buſen, als Korſaren und Räuber berüchtiget ſind; doch ſollen ſich jetzt ihre Sitten gebeſſert haben, wiewohl ihnen Wildheit und Unbändigkeit nicht ſo leicht abzugewöhnen ſeyn wird. Sie beſchäftigen ſich mit Wein und Seidenbau, und bringen ihre Produkte nach Smyrna.

Sedſchidſchek. Sedſchidſchek ward von den Alten Gerae genannt, ein Ort, wo gute Bäder und einige Ueberreſte ehemaliger Größe gefunden werden. Die Türken haben hier verſchiedene anſehnliche Moſcheen, und unter den Vögeln halten ſich hier beſonders viel Kraniche und Eulen auf, von welchen erſten die Türken vorzügliche Verehrer und Beſchützer ſind, weil ſie glauben, ſie werden ſie auch noch in diejenigen Länder begleiten, ſo ſie noch erobern werden.

Bodrun. Sind irgendwo in einer Stadt Joniens Ueberreſte ehemaliger Schönheit zu finden, und liegen ſie irgendwo traurig durcheinander, ſo iſt es in Bodrun, vor Alters Tros. Hier war der ehemals ſo allgemein berühmte Tempel des Bachus, und Alterthumsforſcher finden hier noch ſattſame Ueberreſte, ihre Kenntniſſe zu bereichern. Die Stelle, wo die Stadt geſtanden, iſt jetzt eine freudenleere Wildniß und der ſchönſte Boden, nur von Sumpfblumen oder Inſecten und Gewürmen bedeckt, ſo wie nur Kraniche ſich in Schorſteinen oder auf hohen Bäumen Wohnungen bereiten.

Sewri-hiſſar. Eben ſo von ihrer Höhe geſunken iſt die weitläuftige Stadt Sewri-hiſſar, ſo auf drey Anhöhen angelegt iſt. Doch ob auch eine große Anzahl Griechen hieſelbſt ſind, ſo haben ſie doch keine Kirche; ihre Hütten ſind meiſt elende leimerne Wohnungen, nnd überhaupt kein Ueberreſt ehemaliger Größe zu ſpüren.

Hypſile. Hypſile iſt ein kleines Dorf, der Name ſo griechiſch iſt, deutet ſeine hohe Lage an. Hier iſt die Feſtung, zu der Lineis ſeine Zuflucht nahm, als ihn die Armee des Sultan Morats angrif, und die er lange herzhaft vertheidigte, bis ſeine eigne Soldaten Untreue an ihm begiengen, und wo er nach

der

der Uebergabe in ſeinem Zelte ſchlafend erſchlagen wurde.

Aiaſaluck iſt jetzt ein kleines, von wenig türkiſchen Familien bewohntes Dorf, das größtentheils an der Südſeite des Schloßhügels zwiſchen Ruinen und Gebüſchen liegt. Ein vernachläßigtes Kaſtell, eine große Moſchee, eine verfallene Waſſerleitung, armſelige Hütten und den Einſturz drohende Gebäude, ſo zwiſchen wild verwachſenen Gebüſchen zwar mahleriſche, aber doch klägliche Ueberreſte untereinander miſchen; ſind über die ganze Ebene verbreitet. Manche Gebäude empfehlen ſich noch bis jetzt ſowohl von innen als außen, aber dieſe wenigen ſind auch nicht mehr im Stande, den Ort von ſeinem Untergange zu befreyen. Aiaſaluck.

In einer Entfernung von 30 Meilen, liegt die wegen ihres wunderbaren Tempels der Diana heilig, und wegen der Ueberbleibſel des alten Epheſus berühmte Stadt Epheſus. Man täuſcht ſich in angenehmer Erwartung reizender Gegenden. Der Boden iſt hier ſchlecht bebaut, einige Weinberge, Oelbäume und ſchlechtbeſtellte Ackerfelder, iſt alles, was ſich dem Auge darbietet, ja ſelten ſieht man einen ſchlechtgewachſenen Baum; aber überall findet ſich, daß die Natur von dem Fleiße des Menſchen verlaſſen, ſeufzet. Epheſus heißt jetzt bey den Türken Aja-Soluk, und iſt nur ein kleines Dorf, mit einem alten, ganz verfallenen Kaſtell. An der Stelle des alten Epheſus gegen Weſten, (denn dieſes iſt nicht mehr an der Stelle des alten, ſondern mehr gegen Oſten) findet man noch eine Menge Ruinen und unterirdiſche Gänge, welche Trümmer von dem alten Dianen-Tempel ſind. Vergeblich dachten die Erbauer jenes prächtigen und unter die ſieben Wunderwerke der Welt gerechneten Dianen- Epheſus.

Tempels, daß ihre zweyhundertjährige Arbeit, ihre unbeſchreibliche Mühe und verſchwendete Koſten wider alle ihre Abſichten nicht nur Ewigkeiten nicht ſehen, ſondern der Wandrer ſtehen und fragen würde, was hie geſtanden habe? Gegen das Ende des eilften Jahrhunderts erfuhr Epheſus mit Smyrna gleiches Schickſal. Ein türkiſcher Seeräuber, Tangripermes, ließ ſich hier nieder, aber der griechiſche Admiral, Johann Dukas, beſiegte ihn in einer blutigen Schlacht und verfolgte die fliehenden Türken. Im Jahr 306 war Epheſus eine der Städte, die von den Erpreſſungen des Großherzogs Roger litten, und zwey Jahr hernach ergab ſie ſich dem Sultan Sayſan, welcher künftigen Eroberungen vorzubeugen, die meiſten Einwohner nach Tyriaeum verſetzte, und ſodann ermorden ließ. Nach dieſer Zeit iſt die Geſchichte dieſer Stadt unzuverläßig, und allem Anſehen nach muß Epheſus ein Ort geworden ſeyn, der ſeinen Nachbarn wenig intereſſant geweſen iſt. Als nun der Einwohner wenig und die Mauer des Lyſimachus zu weitläuftig zur Vertheidigung, für eine Ausbeſſerung aber zu baufällig ſchien; ſo fanden ſie es für zuträglicher, der Stadt durch Aufführung einer gemeinen Mauer einen engern Umfang zu geben. Die jetzigen Epheſer ſind einige griechiſche Bauern, die in der äußerſten Armſeligkeit, Abhängigkeit und Unempfindlichkeit leben. Als Repräſentanten eines glorreichen Volkes bewohnen ſie die Trümmern ſeiner vormaligen Größe; einige die Grotten der prächtigen Gebäude, die es aufführte; andre die Gewölber unter den Stadium, das einſt die gedrängte Scene ſeiner Vergnügungen war; und noch andre die Gräber an dem gähen Abſturz, die ſeine Aſche verwahrten. Sie lag ſchon in der Aſche und Ruinen, als der Kaiſer, Juſtinian, Konſtantinopel mit ihren prächtigen Statüen anfüllte,

und ſeine Sophien-Kirche auf ihre Säulen ſtützte. Seit dieſer Zeit iſt ſie faſt gänzlich ausgeleeret; ihre Straßen ſehen traurig aus und ſind mit Gras überwachſen, und Vögel niſten jetzt an den Stellen, wo ehedem die chriſtliche Religion gewartet und auf den Koncilien gepfleget wurde.

Anderthalb Meilen von Epheſus liegt Kuhadaſi, von den Europäern Scala nuova genannt. Sie iſt an dem Abhang eines Hügels, und an einer Bay gelegen, welche ein um ſo vortrefflicheres Anſehen empfängt, indem ſich die Häuſer eins über das andre erheben, und theils mit Moſcheenthürmen, theils mit hohen, ſtarken, ſchlanken Zipreſſen untermiſcht ſind. Ihr Hafen iſt eben, jedoch nicht groß, wiewohl oft voll von kleinen Schiffen. Vor ihm liegt eine alte Feſtung auf einem Felſen oder Inſel, die ſtark von wilden Gänſen und Seemeven beſucht wird. In ältern Zeiten gehörte dieſer Ort den Epheſern, die ihn gegen eine Stadt in Karien an die Samier vertauſchten. Die meiſten Einwohner ſind Türken, und die Ausfuhre des Orts beſtehet meiſt in Wein, Roſinen und Getraide; und es werden auch allerley Waaren, um benachbarte Orte und Länder damit zu verſehen, hier eingeführet. Kuhadaſi.

Guzelhiſſar iſt eine gute Stadt, deren Häuſer zwiſchen waldigen Hügeln zerſtreuet liegen, die von ſehr hohen Bergen eingeſchloſſen, von denen einige ſo weiß wie Kreide ſind. Die ganze Gegend iſt mit Marmorbruchſtücken überſäet, und zwiſchen Moos und Gras modern die Ruinen eines prächtigen Theaters, Säulen und Altäre. Guzelhiſſar.

Milleß, bey den Türken Melaſſo, iſt eine kleine Stadt von ſchlechten Häuſern, woſelbſt aber Milleß.

noch viele Ueberreſte der alten Stadt zu ſehen ſind, unter denen ſich beſonders der Tempel des Auguſtus und Roms hervorthut, welcher von vorzüglicher Baukunſt zeiget. Man baut in hieſiger Gegend Tabak, deſſen Güte man in der ganzen Türkey rühmet, aber es befinden ſich auch hier Uebel, die beyde gleich unangenehm ſind, und zwar ungeſunde Luft, und ein Uebermaß von Scorpionen, die ſich ſogar in alle Spalten verkriechen.

Karahiſſar. Eine ziemlich große Stadt und der Sitz eines Paſche, iſt Karahiſſar, die wir vorzüglich deswegen bemerken, weil hier das Opium in großer Menge bereitet wird. Die Türken haben hieſelbſt zehn Moſcheen.

Seleucus. Und ein andrer Ort iſt Seleucus, der, nebſt der ganzen Gegend, einen Ueberfluß an Baumfrüchten hat, mehr denn alle andere Länder in der Türkey.

Eski-Scheher. Mehrere Anzeige verdient die Hauptſtadt des Diſtricts Sultan Eugni, Namens Eski-Scheher. Sie liegt am Fluſſe Purſak, in einer groſſen Ebene, welche mit Wein- und andern Gärten angefüllt iſt. Sie beſteht aus zwey Theilen, die eine franzöſiſche Meile weit von einander entfernt ſind. Sie hat viele Springbrunnen von warmen Waſſer.

Angora. Angora, die Hauptſtadt des Diſtricts von Angura, iſt der Sitz eines Paſcha und liegt an einem Hügel, auf deſſen Spitze ein Kaſtell ſtehet, welches einer kleinen Stadt ähnlich ſieht, und ſowohl von Chriſten, als Türken bewohnt wird. Der Mangel an Holz in hieſiger Gegend nöthiget die Einwohner, zu Kuhmiſt ihre Zuflucht zu nehmen, und ob die Stadt ſelbſt ſchon eine anſehnliche Bevölkerung von ohngefähr 100000 Seelen hat, ſo

iſt

iſt ihre Lage und innere Einrichtung doch keinesweges angenehm. Die Straßen ſind ſchmal und die Häuſer von ungebrannten Backſteinen. Unter verſchiedenen ehrwürdigen Ueberreſten des Alterthums, zeichnet ſich beſonders ein Gebäude aus, welches man für einen Tempel des Auguſtus hält, an welchem noch manche Verzierungen und Aufſchriften befindlich ſind. Was Angora für allen andern bekannt macht, iſt erſtlich der in hieſiger Gegend erzeugte vortreffliche Wein und Reiß, und dann der Stadt am vortheilhafteſten iſt das außerordentliche feine und ſchöne Haar der ihr und ihrer umliegenden Gegend, ganz eigenen Ziegenböcke, welches man zu nichts andern, als zu Kamelotten oder zu Garn verarbeitet; deſſen Ausfuhre nach Europa, einen ſo beträchtlichen Handelsgewinn gewährt.

II. Das Land der Karamanen.

Die gegen Morgen am mittelländiſchen Meer liegende Landſchaft Karmania, oder wie es nach dem Wortverſtande, die Familie der Schwarzen heißt, war vor Zeiten derjenige Theil Aſiens, den die Griechen Cilicien nannten, und die Landſchaften Capadocien zum Theil, Lycaonien, Iſaurien, Pamphylien, Lycien, Piſidien und einen Theil von Groß-Phrygien, einſchloß. Bevor wir aber etwas über dieſe Landſchaft ſagen, müſſen wir das Mißverſtändniß erwähnen, woher dieſe Einwohner mit dem Namen, die Schwarzen, belegt ſind, da ſie doch, ſo wenig als die übrigen Bewohner deſſelben Himmelsſtriches, dieſe Farbe haben. Kara bedeutet eigentlich ſchwarz, und Man, ein Haus oder Familie, allein dieſer Beyname gründet ſich vielmehr darauf, weil ſie urſprünglich ihre Wohnungen unter ſchwarzen Zeltern aufſchlugen; und noch ſind ihre Zelter eigentlich nur mit Roßhaaren und Thierhäuten bedeckt, unter denen

ſich

ſich auch viele, ſogar des Winters aufhalten. Die hier von dem übrigen Klima ziemlich abweichende hitzige Luft, entzieht jedoch der Fruchtbarkeit des Bodens nichts, und viele Produkte erzeugen ſich hier nicht nur in Menge, ſondern auch in vorzüglicher Güte. Man baut z. B. gutes türkiſches Korn und Weizen, Melonen, Gurken, Granatäpfel, Zitronen, Pomeranzen, Baumwolle und verſchiedene Arten der wohlſchmeckendſten Baumfrüchte, unter denen ſich eine vortreffliche Gattung Aprikoſen befindet. Gemüſe ſind vortrefflich, und als Seltenheit wächſt hier die Wurzel Taupalac, in der Geſtalt eines Taubeneyes; ingleichen baut man eine Pflanze, ſo blaue Blumen trägt, mit deren Körnern der hier bereitete Saſian blau gefärbt wird. Ueberhaupt ſcheint hier die Natur manches Seltene hingelegt zu haben, das wohlthätige Belohnungen gewähren würde, wenn Menſchen da wären, die ihr dieſe Geſchenke abforderten. Hierher rechnet man auch noch den unter verſchiedenen Landſeen, ganz vorzüglich ausgezeichneten See Beyſchari, welcher auf zweyhundert italiäniſche Meilen im Umfange geſchätzt wird, und nicht nur vortreffliche und ungeheuer große Fiſche liefert; ſondern auch wegen der Salzigkeit ſeines Waſſers berühmt iſt, die ſo weit gehet, daß Körper, welche hineingeworfen werden, in ſehr kurzer Zeit mit einer Salzrinde überzogen ſind, woher auch die ganzen umliegenden Gegenden das nöthige Salz nehmen. Daß endlich die Handlung mit Wein, Getraide, Baumwolle und Stoffen im beſten Zuſtande iſt, iſt nicht zu läugnen; daß aber, wie man ſagt, der türkiſche Kaiſer im Nothfall, eine Macht von 4000 Mann ſtreitbarer Truppen aus dieſem Lande ziehen ſollte, verdient wohl noch ſtärkere Beweiſe, die uns auch daher zu der

nähern

nähern Betrachtung von dieſer Landſchaft, und zu-förderſt zu dem Diſtrict aon Konia leitet.

Die Provinz Konia gränzt gegen Weſten an die Länder Adama und Meraſche, gegen Norden an Sivas und einen Theil von Natolien, gegen Weſten, an ein andres Stück von Natolien, gegen Süden, an die Landſchaft Ichtil. Heut zu Tage iſt die Stadt gleiches Namens, ſo ehemals ein Sitz der ſeldſchucidiſchen Sultane war, die Hauptſtadt der Provinz und die Reſidenz eines Paſcha. Sie iſt groß, wohl bevölkert und liegt in einer weitläuftigen, reichlich mit Gärten und Weinbergen verſehenen Ebene. Eine große Anzahl Bäche, ſo gegen Abend aus den Bergen entſpringen, fließen in die Stadt, nachdem ſie die Felder und Gärten gewäſſert haben, woraus endlich ein See, in derſelben Ebene entſtehet. Die Stadt hat gute Mauern und Gräben, und ihre zwölf Thore ſind auf den Seiten mit Thürmen verſehen. Auf einem derſelben, ſtehen eine Menge Figuren, die ſich von den Zeiten der Griechen herſchreiben, und beſonders Eine, ſo die Sonne vorſtellet, welche von zwey Engeln getragen wird, und dann die Bildſäule des Herkules, an der aber der weſentlichſte Theil, nämlich der Kopf fehlt. Sowohl die hieſigen Armenier als Griechen, haben jede eine Kirche, und der griechiſche Metropolit, ſteht unter dem Patriarchen von Konſtantinopel.

a) Der Diſtrict von Konia.

Konia.

Ohnweit der Stadt iſt ein anſehnlicher Flecken, Erekli genannt, und liegt in einem Thal zwiſchen Bergen, welche die Landeseinwohner, für zugeführte Erde anſehen. Die Viehweiden ſind auf dem Abſchuß des Gebirges Ardouſte, welches drey Meilen von der Stadt entfernt liegt. Sein Strom entſpringt aus einem Felſen dieſes Berges, der zwar nahe an

Erekli.

ſeiner

ſeiner Quelle ſehr klein iſt, aber dermaßen anläuft, daß man beym Flecken nicht durchwaden kann. Man leitet ihn häufig ab, um die Felder und Gärten zu wäſſern, hernach ſtrömt er in der Ebene durch das Schilf, und verliert endlich ſein übriges Waſſer in einem holen Felſen. Uebrigens findet man Früchte und Gewächſe in Ueberfluß, vorzüglich verſchiedene Arten Birnen.

Ak-Scheher. Ohngefähr drey Tagereiſen nordweſtwärts, liegt eine mittelmäßige Stadt Ak-Scheher genannt, und zwar in dem mittägigen Ende einer großen Ebene, die von Bergen umkränzt wird, welche ſich von Oſten gegen Weſten erſtrecken. Beym Eingange in die Stadt ſieht man eine große Moſchee, wovon der Giebel eingeſtürzt iſt. Nasreddin Kadjia, ein bey dem Mohämedanern ſehr hochgeſchätzter Mann, liegt hier auf dem Gottesacker einer ſchönen Moſchee begraben.

b) Der Diſtrict Kaiſeri. Der gegenwärtige Name der Stadt gleiches Namens, mit dem Diſtricte Kaiſeri, iſt ohnſtreitig das alte Kappadozien; jetzt noch eine ſchöne Stadt in einer Ebene auf der mitternächtlichen Seite des Berges Erdgiſche oder Erdjaſib, vor Alters Argaus genannt, welcher ſeiner vorzüglichen Höhe wegen, ſein Haupt in einer großen Entfernung ſchon ſichtbar macht, um ſo mehr, da ſein Gipfel ſtets mit Schnee bedeckt iſt. Auch hier ſind noch Ueberreſte alter Denkmäler ehemaliger Größe, allein die jetzige neue Stadt liegt eine halbe Stunde von dem Berge entfernt, an deſſen Fuß die erſte alte Stadt geſtanden haben mag, und um ſie ganz zu umgehen, bedarf man auf zwey Stunden, und ihre mit Thürmen verſehene große Mauern, ſind von Quaterſteinen errichtet. Sie iſt mehr als das alles noch ſehr volkreich, und in 180 mohämedaniſche

ſche Kirchſpiele getheilet, in deren jede, entweder eine Moſchee oder eine Kapelle iſt. Die Griechen haben hier eine Kirche und die Armenier drey. In der Gegend dieſer Stadt am Fuß des Berges Kormerz, entſteht der Fluß Seihan, der nach Adana läuft. In allen folgenden Diſtricten, als Kirſcheher, Nikde, Akſerai und Isbarteh, ſind keine vorzüglich erhebliche Oerter, die alle nur mehr oder minder Dörfer, kleine und elende Flecken ſind, an denen weder von außen, noch von innen etwas zu ihrem Lobe geſagt werden mag. Der Diſtrict c) Kirſcheher. d) Nikde. e) Akſerai und f) Isbarteh.

Noch iſt anzumerken, daß der Diſtrict Jtſchel, welcher eigentlich zu dem Gouvernement von Cypern gehört, ein Stück vom alten Cilicien iſt, und Oſten an das Land Aintob, gegen Weſten an Antalia, gegen Norden an Karamanen, und gegen Süden an das Gouvernement Selefkio nebſt dem mittelländiſchen Meer gränzt. Merkwürdige Oerter ſucht man vergebens, und außer Ayas und Payas oder Bojas, iſt keine, die der Anzeige werth wäre. Erſtere iſt auch nur wegen Alterthümern berühmt und das vorzüglich, wegen einer Schlacht, wo Alexander den Darius überwand; letztere liegt am Ende eines großen Meerbuſens, der von dem mittelländiſchen Meer gemacht wird. Die Lage der Stadt von derjenigen Seite des Landes, wo ſich die Ebne endiget, iſt vorzüglich ſchön und der Boden an guten Limonen, Pommeranzen u. ſ. w. vorzüglich fruchtbar; nur daß die Luft ungeſund iſt, daher die Einwohner im Sommer mit andern das Schickſal gemein haben, ſich auf den Bergen aufzuhalten, welches Gelmeye, bey dem Alten Amanus hieß. Die große Landſtraße geht unten an dieſem Gebirge hin, und ſodann bey dem auf den Gipfel erbaute, Schloß Merkiez vorbey, Ayas. Payas.

woraus

woraus Pagas und Eskienderoun kann beſchoſſen werden, welcher letztgenannte Ort gemeiniglich Alexandrette heißt; ein Ort, woſelbſt die Luft eben ſo tödtend iſt.

III. Das Gouvernem. Adana.

Kaum erheblich war das kleine Gouvernement Adana, als es von dem Gouvernement Haleb abgeſondert wurde und nur aus den Diſtricten Sis und Tarſus beſtund; allein es iſt noch viel unbeträchtlicher geworden, ſeit Tarſus dem cypriſchen Antheil zugeeignet iſt. Die Stadt Adana, wo ehemals eine beträchtliche Stadt auf einem großen Berge erbauet, an deſſen Fuß ein kleiner Strom läuft, und nach ihrer Zerſtörung, ihr voriges ganzes Anſehen verloren hat. Sie iſt zwölf Meilen von Tarſus entfernt und liegt an dem weſtlichen Ufer des Fluſſes Seihan, worüber eine ſchöne ſteinerne Brücke geht. Auch von hier müſſen ſich zur Sommerzeit die Einwohner wegen ungeſunder Luft, auf dem Gebirge aufhalten.

Adana.

Sis.

Die Stadt Sis war zwar ebenfalls in mittlern Zeiten, die Hauptſtadt von Klein Armenien, heutiges Tages aber in ſehr geringen Umſtänden.

IV. Das Gouvernem. Meraſche.

Die Gränzen dieſer Landſchaft ſind die Provinz Sivas, das Land der Karamanen, Adana und Aintab. Die Luft iſt darin im Sommer für die Europäer höchſt unerträglich, der Boden aber nichts deſtoweniger fruchtbar, und nur etwas mehr Bearbeitung würde ihn noch viel tragbarer machen. Korn und alles Getraide, Wein, Baumwolle, Flachs, Granatäpfel, Zitronen, Pomeranzen u. dgl. wächſt in vorzüglicher Güte und Menge; und ob auch Mangel am Holze iſt, ſo wächſt dafür ein Rohr einen Daumen dick, welches dieſelbe Stelle vertritt. Eben ſo wenig geht ihnen an Pferden,

Kame-

Kamelen, Hirſchen, Maulthieren u. ſ. w. ab, ihre Seen ſind voll der beſten Fiſche, und die Luft voll herrlicher Sangvögel. Alles hat mit einem Wort die Natur gethan, um dieſen Ort zum angenehmen Aufenthalt der Menſchen zu machen, allein gegenwärtig hat ſie ihre Abſicht wenig erreicht, und überhaupt ſtehen die hieſigen Einwohner in dem Ruf der Unſittlich- und Gelehrigkeit; jedoch treiben ſie mit Wein, Getraide, Kamelot, Ziegenhaar, Leder, Baumwolle, Tapeten u. ſ. w. einen einträglichen Handel. Die Hauptſtadt, welche auch der Sitz eines Paſcha iſt, führt den Namen der Landſchaft, iſt aber weder ſchön noch merkwürdig. Groß, ſehr alt, und in der morgenländiſchen Geſchichte berühmt, iſt zwar die Stadt **Malatia**, allein außer den angenehmen Ausſichten und einer Menge ſchöner Gärten außer der Stadt, woſelbſt ſich die Einwohner meiſt aufhalten, iſt in ihr nichts erhebliches zu finden.

Dieſer Landſchaft in vielen Stücken gleich, iſt das Gouvernement **Siwas**, welches gegen Oſten an einige Diſtricke des Gouvernements Arzerum und Diarbekir, gegen Süden an Meraſche und Karaman, gegen Weſten ebenfalls an Karaman und Anadoli, gegen Norden aber an das ſchwarze Meer gränzt. Dieſe Landſchaft wird im eigentlichſten Sinn, das **Land Rum** genannt, denn ſonſt hat das Land Rum, welches die Sultane der Seldſchuken von Rum beherrſcht haben, einen viel gröſſern Umfang gehabt. Der vornehmſte Fluß dieſes Landes, iſt der **Kizil-Irmak**, vor Alters Halys, welcher gegen Oſten von Siwas, in der Gegend Kodſche-Hiſar auf einer Ebene entſtehet, und dann ſeinen Lauf von Oſten gegen Weſten nimmt, bis er nach manchen Umwegen, oft V. Das Gouvernem. Siwas.

zwiſchen Felſen hindurch bricht, und dann ſich in das ſchwarze Meer ergießt. Nach ihm folgt an Größe der, der ehedem Iris hieß, und ebenfalls, nachdem er andre Flüſſe aufgenommen, ſeinen Ausfluß ins ſchwarze Meer nimmt. So angenehm, rein und temperirt die Lage und Luft dieſer Gegend iſt, ſo hat ſie doch für die Europäer immer noch zu viel Wärme, dafür aber bringt der Boden, der fruchtbar iſt, und es bey mehr Kultur noch mehr ſeyn würde, Korn, Wein, Safran, überflüßig Holz und auf den Gebirgen, die herrlichſten und geſündeſten Kräuter hervor, ſo wie Kamels, Pferde, Mauleſel, Schafe und Ziegen mehr anzutreffen ſind, als man hier ſuchen würde, auch ſelbſt Wölfe, Hirſche, nebſt zahmen und wilden Federvieh. Ihre Handlung beſteht vorzüglich in Tocater-Wein, Korn, Ziegenhaaren u. ſ. w. Nur daß dieſen Einwohnern eben nicht die beſte Lobrede gehalten wird, weil Raub und Diebſtahl hier mehr als anderwärts gemein iſt. Die Hauptſtadt und der Siz eines Paſcha iſt Siwas, eine mittlere, aber doch mit einer Mauer umgebene Stadt. Intereſſanter aber iſt Tocat; ſie iſt wohl bevölkert, groß, zwar offen, hat aber ein Kaſtel zum Schuz, welches auf einem hohen und ſteilen Felſen liegt. Was ihr vorzüglichen Werth beylegt, kann man am beſten an den Mitteln abnehmen, die ihr zu ihrem Anſehen behülflich ſind, als z. B. die Luft iſt hier vorzüglich rein und geſund. In der Stadt ſind viele Moſcheen und Herbergen, Bäder, Gärten und Weinberge. Man verarbeitet viel Kupfer und blaues Korduanleder, man treibt ſtarken Handel mit indianiſcher Leinwand, die zu Basra aufgekauft, und von hier aus nach Konſtantinopel verſchickt wird. Mit den hier in Menge wachſenden Safran, wird nach Indien ſtarker Handel getrieben.

Siwas.

Tocat.

ben. Ueberhaupt wird dieſe Stadt ſehr von Kierwanen beſucht, woſelbſt ſich die, ſo aus Perſien kommen, meiſt von hier theilen, und nach Smyrna oder Konſtantinopel gehen.

Eine ihr ähnlich, wenigſtens an Größe und fruchtbaren Boden, iſt die am Fluß Jris gelegene Stadt **Amaſia**, welche von Bergen ſo eingeſchloſſen liegt, daß man nur auf einem Wege zu ihr kommen kann. Vortrefflicher Wein, auf einem Hügel ein Kaſtel, und vortreffliche Gärten, verſchönern ihr Anſehen. Jn den übrigen Diſtricten, als **Dſchanik**, **Bozavik**, **Tſchurum**, **Divrigui** und **Arebkir**, ſind keine der Anzeige werthe Orte, den einzigen **Divrigui** ausgenommen, woſelbſt in einem Dorfe **Kiesme**, welches Chriſten bewohnen, ſehr ergiebige Eiſengruben ſind, ingleichen gegen über vortreffliche Magnete, und zweytens in dem Flecken **Kiemakhe** am Euphrat, wohin im Frühjahr eine Menge kleiner Vögel an Gröſſe der Sperlinge, in großen, oft die Sonne verfinſternden Haufen kommen und ſich ohne Scheu niederlaſſen. Eine Speiſe für die Einwohner, welche ſehr angenehm ſeyn ſoll. Amaſia.

Unter den Jnſeln, welche im Meer **Marmora**, bey den Türken die **weiße See**, liegen, iſt **Papas** eine Jnſel, die im Eingange des ismidiſchen Meerbuſens ſich befindet, und zuweilen auch die **Prieſter**- oder **Mönchs**-Jnſel genannt wird; eine Benennung, die verſchiedene, bey einander liegende Jnſeln gemein haben, ob ſie gleich eigentlich nur der größten von den Jnſeln zukömmt, welche nahe beym feſten Lande, unweit Kartal liegt. So fruchtbar aber dieſe kleine Jnſeln ſind, ſo werden ſie doch wenig angebaut, und dieſe wenigen Einwohner, ſo meiſt Griechen ſind, leben meiſt vom Jnſel Papas.

Fiſchfange. Auf einigen ſind kleine Städtchen, auf andern gar keine, und ſie ſind alſo auf alle Weiſe ſehr unbeträchtlich.

Inſel Marmora. Eine andere, Marmora, iſt drey geographiſche Quadratmeilen lang und faſt eine Meile breit, dabey ſo angenehm für das Auge, als ergiebig der Boden, und dieß vorzüglich wegen ihres vortrefflichen weißen Alabaſters. Die meiſten Einwohner ſind Chriſten, und an der See hin ſind ſechs kleine Oerter, unter denen das Städtchen Marmora (Marmora.) ſeines vortrefflichen Weins wegen bekannt iſt. Zwar iſt es immer nichts mehr und nichts weniger als ein kleiner unbeträchtlicher Ort, von deſſen ſechs Klöſtern bereits zwey verfallen, die übrigen aber kaum von zwey oder drey Mönchen bewohnt ſind, jedoch aber wird es jährlich für fünf Beutel, oder für 2500 Rthlr. verpachtet. Außer einigen, eben ſo wenig der Anzeige werthen Inſeln, bemerken wir diejenigen, ſo im Archipelagus (bey den Türken das Meer) gelegen ſind und unter dieſen zuförderſt

Die Inſel Tenedos. Tenedos, zwar ſehr klein, kaum von 200 griechiſchen und 300 türkiſchen Familien bewohnt, dabey aber ſo vortrefflich angebaut und an Weinbergen ſo fruchtbar, daß ſelbſt in Konſtantinopel keine Weine beliebter ſind, als die von Tenedos. Auf der ganzen Inſel iſt nur ein Flecken mit einem Schloß, daß den Eingang in den Hafen verwehrt, und einige Säulen ſind hier noch Denkmäler ehemaliger Größe.

Die Inſel Metelino. Dafür iſt Metelino, das alte Lesbos, das Vaterland der Dichterinn Sappho, der berühmten griechiſchen Muſiker, Arion und Trepanter, des Geſchichtſchreibers Callios ꝛc. eine der ſchönſten Inſeln im Archipel. Sie iſt gut angebaut und bringt Getraide, Seide, fürtreffliche Früchte, Feigen

gen, die in der Levante am meiſten geſchätzt werden, nebſt guten Wein hervor, der ſeiner Güte wegen, ſchon bey den Alten im Rufe ſtand. Der größte Handel der Inſel beſteht in Oel, das, wenn es auch ſchlecht, doch im Ueberfluß iſt, bloß in Konſtantinopel verkauft wird. Zuförderſt ſtehet dieſe Inſel unter dem Kapudan Paſcha von den Inſeln im weißen Meere; und von dem, was die Inſel hervorbringt, bezahlen die Chriſten den fünften, die Türken hingegen den ſiebenten Theil. Man giebt an, es befänden ſich auf ihr gegen 120 Dörfer, meiſt aber von Einwohnern bewohnt, die Arbeitſamkeit nicht immer zu ihrer Hauptneigung, und Ausſchweifung nicht immer zu ihrem Hauptverbrechen machten; wenigſtens waren die älteſten Einwohner in dieſem ſchlimmen Rufe, und ihre Nachkommen ſollen noch wenig gethan haben, dieſe Nachrede auszuwiſchen. Die Stadt liegt ſehr ſchön, man ſieht von derſelben, vermöge ihrer am Hügel erbauten Lage, ſchöne, wohlbebaute Felder, wohlbeſetzte Hügel, Gärten mit anmuthigen Luſthäuſern. Ihr Hafen iſt gut und die Stadt verſpricht viel; allein ſo bald man hineinkömmt, findet man ſie kothig, die Gaſſen enge, die Häuſer ſchlecht gebauet, wie alle Städte in der Levante. Uebrigens ſind die Einwohner durch den Handel bey gutem Vermögen und vorzüglich das weibliche Geſchlecht, wegen ſeiner Schönheit, Putz und Gefälligkeit, berühmt. Auch findet man hier Bauplätze zur Aufbauung der Galliotten für den Großherrn, außerdem aber iſt nirgends eine Spur ehemaliger Größe zu finden.

Diejenigen Inſeln, ſo nahe bey Mytilene liegen, an der Zahl drey oder vier und tockmackiſche Inſeln heißen, ſind eben ſo unbedeutend als die, derer gegen 40 ſind und die muskoniſche genannt

werden; die wenigſtens aber von Menſchen bewohnt und benutzt werden.

Inſel Scio. Eine von den vornehmſten Inſeln des Archipelags iſt Scio, welche gegen Oſten von Natolien, durch einen drey teutſche Meilen breiten Kanal (lo ſtretto di capo bianco) abgeſondert wird. Ihre Länge beträgt ohngefähr acht, und ihre Breite vier geographiſche Quadratmeilen, in einer Entfernung von funfzig Meilen von der Inſel Mitylena, welcher ſie nicht nur in allen das Gleichgewichte hält, ſondern in vielen Stücken beträchtlicher iſt. Der vornehmſte Berg, vor Alters Pelinäus genannt, zeigt dem Auge eine lange Reihe von hohen, nackten Felſen, woran die Strahlen der Sonne zurückprallen; allein dem Auge iſt dafür eine deſto reizendere Scene im Thale aufbehalten, die, ohne es zu übertreiben, die ganze Gegend in einem Luſtgarten verwandelt. Die Abhänge der Berge ſind mit Reben bekleidet, Hayne von regelmäßig gepflanzten Limonien- Pomeranzen- und Zitronenbäumen erfüllen die Luft mit den angenehmſten Gerüchen, unter welche ſich, das Auge dabey zu entzücken, Myrthen- Jeſmen- Zipreſſen- Oel- und Palmenbäume miſchen, über welche ſich die hohen Moſcheenthürme, nebſt der großen Anzahl hoher weißer Gebäude, in maleriſcher Schönheit darſtellen. Ihre blühenden fruchtbaren Felder ſind mit Orangenbäumen, Zitronen und Weinreben beſetzt, der Seidenbau iſt in vortrefflichen Zuſtande; aber der Inſel vorzüglichſtes Produkt iſt Maſtix, ein Harz, ſo auf einem Baume wächſt, welcher Lentiscus heißt, und nur Menſchenhöhe erreicht, dabey aber die größte Sorgfalt und Wartung der Menſchen erfordert. Unter 36 Dörfern, welche die ganze Inſel enthält, ſind nur drey auf der weſtlichen

chen Seite, welche Maſtix bauen. Dieſes den Türken ſo beliebte Produkt, iſt blos für den Groß-ſultan beſtimmt, ſo daß aller andre Handel damit, als konterband angeſehen wird; einige Türken kneten den Maſtix unter Brod, und die Weiber kauen ihn mit vielem Vergnügen. Jeder Einwohner der drey Dorfſchaften muß zwey Ockaer (etwas über drey Pfund) liefern, und was daran fehlt, die Ocka mit zwanzig Piaſtern bezahlen, den Ueberſchuß aber bezahlt der Großſultan, den Ocka mit einem Piaſter, weswegen dieſe Maſtixdörfer auch viel ärmer als die übrigen ſind, weil ſie unter dem Druck der Tyranney um ſovielmehr ſeufzen. In einem ſo vortheilhaften Lichte Scio aber bis jetzt erſchienen iſt, ſo einträglich der Boden für ſeine Bewohner ſich darſtellet; ſo wenig kann dieſer Vortheil ein Naturgeſchenke genannt werden, da alles dieſes nur durch den unermüdeten Fleiß der Bewohner in Ueberfluß verwandelt wird. Alle ſchon genannte Produkte aus dem Pflanzenreiche, Getraide ausgenommen, welches kaum für drey Monate hinreichet, und alſo zugeführt werden muß, ſind, wie geſagt, in Menge, aber der Boden nicht ergiebig und der Mangel an Weide verurſacht, daß die Viehzucht gering und alles Fleiſch, Ziegen ausgenommen, ſo ſich auf den Bergen aufhalten, ſehr theuer iſt, ja Schafe ſehr ſelten ſind, da ſich auf der ganzen Inſel, außer Füchſen und Haſen, gar keine wilden Thiere aufhalten. Nur eine ſo anſehnliche Bevölkerung von 200000 Griechen, 20000 Türken und 3000 Katholicken, ohne noch die Juden, die ſämmtlich fleißige und erwerbſame Einwohner ſind, macht Scio eigentlich zu dem, was ſie iſt. Ohne uns aber auf eine umſtändliche Unterſuchung einzulaſſen, ob das Landvolk die griechiſche Sprache reiner, als die in Städten ſprechen,

ob das weibliche Geſchlecht mit Recht ſchön genannt zu werden verdient, ob endlich Scio wirklich der Geburtsort des Dichters Homer geweſen? nennen wir nur noch die Produkte, ſo ſie ausführt, ehe wir von ihren hiſtoriſchen Veränderungen Nachricht geben. Die Ausfuhre der Inſel beſteht vornehmlich in Damaſten und andern ſeidenen Zeugen, ſo hier verfertiget werden, wozu aber auch auswärtige Seide erforderlich iſt: Ingleichen Zitronen und chineſiſchen Pomeranzen. Alle Einkünfte werden aus dieſen Zöllen oder der Kopfſteuer erhoben, und der Statthalter, welcher ehedem ein Paſcha war, jeẓt aber nur ein Muſellim iſt, bezahlt jährlich etwa 300 Beutel und hebt 400. Alle ſieben oder acht Wochen wird ein neuer Kadi oder Richter aus Konſtantinopel hierher geſchickt, deſſen Gerichtsbarkeit ſich bis nach Chesme, auf dem feſten Lande erſtreckt.

Scio theilte die Unglücksfälle, die den Sturz des griechiſchen Kaiſerthums begleiteten, mit den übrigen ſeines Zeitalters. Im Jahr 1093, als Räuber und Piraten im Beſiẓ verſchiedener beträchtlichen Pläẓe waren, eroberte Tzachas, ein türkiſcher Mißvergnügter, die Stadt. Der griechiſche Admiral, der ſie für den Kaiſer Alexis wieder wegzunehmen gedachte, machte eine Breſche in der Mauer, Tzachas kam ihr von Smyrna mit einer Flotte und achttauſend Mann zu Hülfe, verließ aber zur Nachtzeit den Ort. Im Jahr 1306 war Scio eine von den Inſeln, die unter den Bedrückungen des Großherzogs Rogger, General der römiſchen Armee, litten. Hierauf bemächtigten ſich ihrer die Türken, ſo mit 30 Schiffen davor kamen, und begiengen dabey noch die Grauſamkeit, daß ſie alle Einwohner tödteten. Nach etlichen Jahren rüſteten

ten 30 edle Genueſer Galeren aus, ſich dieſer grauſamen Gäſte zu entledigen, und ob es ihnen auch manchen harten Widerſtand koſtete, ſo gelang es ihnen doch auch, ſich im Jahr 1346 als Befreyer dieſer harten Feſſeln anzuſehen. Allein nur um ſie wieder zu verlieren, hatten ſie die Waffen geführt, denn 1349 ſchickte der Sultan eine Flotte von 60 Segeln aus, mit einer noch viel härtern Bevollmächtigung, die gar dahin gieng, die Inſel zu verheeren und ihre Städte zu verbrennen, ihre Seeküſte zu verderben und überhaupt, wenns möglich wäre, ſie dem Andenken zu entreißen. Scio erfuhr viel Unglück, wenn man es aber mit dem vergleicht, was andre in den Zeiten dieſer Gewaltthätigkeiten erlitten; ſo ſcheint das Glück eben ſo partheyiſch für ſie geweſen zu ſeyn, als es die Natur geweſen iſt, und ſie als eine Lieblingsinſel ausgezeichnet zu haben. Die Genueſer blieben gegen 240 Jahr im Beſitz von Scio, und ob ſie auch 1566 während der Belagerung von Malta, durch den türkiſchen Admiral, der eine Garniſon hineinlegte, daraus vertrieben wurden; ſo behielten ſie doch auch in der Folge immer noch viel und außerordentliche Vorrechte. Sie beſtanden aus zwey in Religionsſätzen uneinigen Partheyen, die eine der griechiſchen Kirche zugethan, welche den Patriarchen von Konſtantinopel für ihr Haupt erkannten, die andre von der lateiniſchen Kirche waren und den Befehlen des Papſtes gehorchten, welche letztere von den Türken auch ganz frey geduldet wurden. Ihre Prieſter laſen Meſſe wie in der Chriſtenheit, trugen den Kranken öffentlich das Sacrament, und hatten übrigens alle katholiſche Gebräuche, bis im Jahr 1694 eine weſentliche Veränderung vorgieng. Die Venecianer griffen in demſelben Jahr das Schloß an und nahmen es weg, wobey ihnen die

Lateiner vielen Beyſtand leiſteten, und da ſich nun die Türken wieder Meiſter deſſelben gemacht hatten, mußten die leztern freylich alles von ihren Feinden fürchten, weswegen viele nach Morea flüchteten. Auch war der Erfolg ganz ſichtbar. Die Türken ſchafften die genueſiſche Kleidung ſogleich ab, um ſelbſt in ihrem Anzuge nicht ein Bild ihres Beſiegten zu finden, ingleichen zwangen ſie dieſelben, Geiſeln wegen ihrer Unterwürfigkeit zu geben, und legten ihnen allerhand erniedrigende Handlungen auf, und ſeit dieſer Zeit wenden die Türken gewiß alles an, ſich in ihrem Beſitz nicht wankend machen zu laſſen.

Scio. Auf dieſer Inſel iſt die Stadt gleiches Namens der erheblichſte Ort. Scio hat faſt im kleinen das Anſehen als Genua, die alte Stadt hat einen guten Hafen und Raum für 80 Schiffe, die gegenwärtige, ſo ihre Stelle einnimmt, iſt auch groß, ziemlich im europäiſchen Geſchmack gebaut und wohlbevölkert. Ueber ſie erhebt ſich ein nackter Hügel mit zwey bis drey Häuſern auf der Spitze, wo ſonſt die Akropolis und nachher die Zitadelle der Griechen war. Wider alle Gewohnheit zeigen hier die Frauensperſonen das Geſicht ungeſchleiert, und ſollen dabey ſoviel natürlichen Reiz mit wahrer natürlichen Darſtellung ihrer Reize vereinbaren, daß Fremde nicht ſelten ſich mehr ſelbſt verführen, als von ihnen verführt werden. Man verfertiget hier verſchiedene ſeidene Waaren, ingleichen hat die Stadt einen griechiſchen Erzbiſchof und einen katholiſchen Biſchof, der ſich aber nach dem griechiſchen Kirchengebrauch richtet. Ob übrigens Scio noch fehlet, was ihr in Europa den Namen einer guten Stadt zu Wege bringen würde, abgerechnet des guten Weines, der hieſelbſt wächſet, ſo ſind doch

auch

auch manche gute Anſtalten und Verordnungen, die in andern Städten der Levante ſelten oder nie vorkommen, ſollte man auch die vielleicht unwahre, oder doch oft nachtheilige Gewohnheit unter die Policeyanſtalten rechnen, daß man eine Menge Hunde auf öffentliche Koſten erhält, welche zur Nachtzeit loßgelaſſen werden und ſo die Stelle der Nachtwache vertreten. Südwärts und nordwärts dieſer Stadt liegen ſchöne Ebenen, die erſte mit lauter Gärten gezieret, welche Mauern und Häuſer einſchließen, welche ihr das Anſehen einer Vorſtadt geben, und eigentlich die Ebene Campo heißt; die andre Livadia enthält Gärten von Maulbeerbäumen, und beide ſind im Sommer der Lieblingsaufenthalt für die Einwohner. Alle andre Oerter der Inſel, welche eigentlich nur Dörfer genannt werden, und von einigen auf 60 bis 80 angegeben ſind, haben viel ähnliches mit den Städten, weil ihre Straßen meiſt ſchmal, ihre Häuſer neben einander ſind und ſie durch Thore verſchloſſen werden. Einige der merkwürdigſten ſind erſtens die Schule des Homers, welches ein Platz iſt, ſo ſich am Ende der Ebene Livadia anfängt, ohnweit der See auf der Oberfläche eines Felſen, welche zu einem runden Sitz ausgehauen iſt, und woſelbſt der Dichter Homer gelehrt und ſeine Gedichte für die Nachwelt verfertiget haben ſoll. Ein anderes Dorf iſt Valiſſo, ein Diſtrict voll kleiner Hügel, wo vortrefflicher Wein wächſt, auch viele Seide zubereitet und eine Menge Feigen eingemacht wird.

Ipſara, eine Inſel, etwa anderthalb geographiſche Meilen lang und halb ſo breit. Wein iſt ihr vorzüglichſtes Produkt, gehört dem General Gouverneur der Inſel, oder den Kapudan Paſcha, dem ſie jährlich zwey Beutel, oder 1000 Rthlr. entrichtet. Ipſara.

In

Inſ. Samos. In einem ungleich beſſern Anſehen ſteht die ſchon bey den Alten eben ſo genannte und vortheilhafte Inſel **Samos**, von den Türken **Suham Adaſſi** genannt, welche ungefähr tauſend Schritt vom feſten Lande abliegt, und etwa 16 geographiſche Meilen im Umfange hat. Zwar iſt ſie ein bergichtes und felſichtes Land, das aber nichtsweniger als unfruchtbar, ſondern deren Rücken mit Ueberfluß von Holz verſehen iſt, ſo wie ihr Inneres den herrlichſten weißen Marmor enthält. Schon bey den Alten galt Samos wegen ſeiner vorzüglichen Fruchtbarkeit ſehr viel, und gegenwärtig findet man noch auf ihr zuförderſt eine Bevölkerung von etwa 12000 Seelen, die freylich ehedem anſehnlicher war. Seide, Baumwolle, vorzüglich ſchönen Wein, edle Früchte, weiße Erde oder Seife, ſehr viel Geflügel, Haſen, wilde Schweine, Ziegen, Rehe ſind im Ueberfluß zu finden. Man hat große Viehheerden, nur richten die Wölfe auch zuweilen ſchreckliche Verwüſtungen darunter an. Man findet Eiſen, Farbenerden, Jaſpis u. ſ. w. Wie ergiebig das einzige Produkt des Weins iſt, beweiſet, daß jährlich für 60000 Piaſter, die Tonne zu 4 Piaſter gerechnet, davon verkauft werden. Demohngeachtet ſollen die Einwohner, ſo insgemein Griechen ſind, in dem ärmſten und elendeſten Zuſtande leben, und alle der Gewinn ihrer Ausfuhre der theils genannten Produkte, als auch an Holz, ſoll immer nicht hinreichend ſeyn, dieſem Mangel abzuhelfen, ſo lange nicht die Sitten ihrer Einwohner eine beſſere Richtung erhalten, und Sparſamkeit und Nüchternheit, die Stelle der Verſchwendung wie der Trunkenheit vertritt, worin auch ein Hauptgrund verborgen liegt, daß dieſe Inſel lange nicht ſo volkreich iſt, als ſie ſeyn könnte und ehemals auch war. Es befindet ſich nur ein Aga und ſieben

oder

oder acht Türken auf der Inſel, auch der Aga kömmt nur einmal im Jahr, um den Kopfſchatz einzunehmen, daher jedes Dorf für ſeine Policey ſelbſt Sorge trägt. Der Wohnort des Aga iſt im beſten Orte Kopa, und überhaupt ſind auf der ganzen Inſel nur gegen 14 Dörfer, von denen alle Einwohner fünf Piaſter Karatſch von jedem Kopfe, und den ſiebenten Theil aller Produkte ihres Bodens im Gelde geben müſſen. Die Summe dieſes Schatzes beträgt ohngefähr 6450 Thlr. jede Perſon bezahlt an den Sultan 5 Thlr. und die Papas bekommen vom Kopf 10 Sous, alle Abgaben aber eines Einwohners von Samos zuſammen, betragen jährlich 6 Thlr. 10 Sous, eine Summe, welche immer noch von einer gelinden Regierung zeiget. Die Einwohner des Dorfes Meteline ſind der Moskee Tophana zu Konſtantinopel durch einen Kapudan Paſcha vermacht, dem der Sultan Selim II. dieſes Dorf geſchenkt hatte. Auf dem Platze der alten Stadt Samos findet man noch viele Ruinen und Bruchſtücke des prächtigen Juno-Tempels. Wenn übrigens das weibliche Geſchlecht wirklich damals ſchon ſo häßlich war, als es das jetzige ſeyn ſoll, ſo dürfte man ſich auch nicht wundern, daß die Verehrung der Juno hier vor der Venus den Vorzug hatte.

Einer der häßlichſten und unwirthbarſten Felſen im Archipel, iſt Patino oder Patmos, der bey 300 Einwohnern kein Holz, nur etwas Geflügel und eine geringe Ausfuhre von baumwollnen Strümpfen hat, ſo, ſie bis nach Venedig bringen. Faſt alles was ſie zu ihrem Unterhalt bedürfen, muß ihnen von andern Orten überlaſſen werden, und ſchon zur Zeit der Römer war ſie nur als ein Ort angeſehen, der für die Verbannten gut genug

Inſel Patmos.

nug wäre. Sie erlegt jedoch jährlich etwa 500 Thlr. Kopfſteuer, nebſt 200 Thlr. andre Abgaben, ohne die Geſchenke zu rechnen, welche ſie dem Kapudan-Paſcha und ſeinen Officiers geben muß. Die Stadt liegt auf einem Berge, und man kann weiter nichts von ihr ſagen, als daß ſich in ihr ein großes Kloſter, dem H. Johann gewidmet, ein Nonnenkloſter nebſt etwa 700 Häuſern befindet, und daß ſich außerhalb der Stadt am Berges Abhang ein Kloſter befindet, worin eigentlich der ehedem hieher verbannte Johannes gelebt und geſchrieben haben ſoll.

Inſ. Rhodis. Eine andre zwar bergichte, aber doch fruchtbare Inſel des mittelländiſchen Meeres iſt Rhodis, vor Alters Rhodus; ſo nur zwey Meilen von der ſüdlichen Küſte Klein-Aſiens entfernt, und zwiſchen den Inſeln Kandia und Cypern gelegen iſt. Unſtreitig gehört ſie zu den beſten und glücklichſten Inſeln, denn ihre Luft iſt geſund, der Boden ergiebig, und bringt ſie auch nicht alles im Ueberfluß hervor, ſo wächſt doch auf ihr guter Wein, Oliven, Pomeranzen, im Ueberfluß aber Roſen; ingleichen iſt Ackerbau und Viehzucht, Honig und Wachs im reichen Maaſe, ſo daß in ihrem Umfange von 30 Meilen alle Vortheile eines guten Klima anzutreffen ſind. Vorzüglich iſt dieſe Inſel ihrer hiſtoriſchen Veränderung wegen bekannt, denn als die Johanniterritter aus Paläſtina vertrieben waren, ſo nahmen ſie ihren Wohnſitz im Jahr 1309 auf Rhodus, weswegen ſie auch den Namen Rhodiſer-Ritter erhielten. Doch ob ſie auch im Jahr 1480 einen tapfern Angrif der Türken ſtandhaft aushielten, ſo konnten ſie doch nicht verhindern, daß ſich im Jahr 1522 der türkiſche Kaiſer Soliman der ganzen Inſel bemächtigte, und, wie wir ſchon bey der Inſel

Malta

Malta im vorigen erſten Bande von Europa geſe- hen, von der Zeit an bis gegenwärtig auf Malta ihren Zufluchtsort genommen haben. Weil nun dem unverbrüchlichen Gelübde der Ritter zufolge, der türkiſche Kaiſer immer in Sorgen ſtehen muß, die Johanniterritter, welche 203 Jahr Herren dieſer Inſel waren, möchten doch früh oder ſpät ihren Beſuch wieder erneuern; ſo hält er beſtändig eine große Macht in Bereitſchaft, und im Hafen liegt gleichfalls eine zahlreiche Eſkader fertig, die jedem Einfalle Troß bietet. Gegenwärtig ſteht ſie unter den Kapudan-Paſcha, und wird durch einen Paſcha regieret.

Die Hauptſtadt **Rhodis** liegt theils auf einer Anhöhe, theils auf der Ebene am Meer, iſt ziemlich groß, nach italiäniſcher Manier gut gebaut, und hat ein Schloß nebſt feſten Mauern und Graben, wie auch zwey Hafen, wovon der eine für Galeeren beſtimmt iſt, beyde aber ſind gut, ſicher und wohl befeſtiget. In der Stadt wohnen Türken und Juden, die griechiſchen Chriſten aber, welche Läden darin haben, dürfen ſich nur bey Tage darin aufhalten, und dann zur Nachtzeit auf nahen Landgütern oder in den Vorſtädten wohnen. In dem Innern der Stadt haben die Türken eigentlich nichts zerſtöret, denn viele der alten Straßen, z. B. die Gaſſe, welche noch die Ritterſtraße heißt, iſt mit den alten Wohnungen der Ritter angefüllt, und an vielen Thüren ſind ihre Wappen und Namen noch häufig zu finden. Unter einem der Stadtthore wird von den Türken ein Kinnbacken von dem Drachen bewahret, den der Ritter Deodat von Gozon getödtet haben ſoll, der eigentlich aber der Backen eines Haifiſches iſt. Das ehemalige Hospital der Ritter iſt nun in ein Kornhaus, und der berühmte chriſt- Rhodis.

liche Haupttempel zu S. Johannis in eine türkiſche Moſchee verwandelt. Die Bedrückungen der Türken entvölkern die Stadt und ganze Inſel immer mehr, ja ſelbſt die gewöhnliche Erbauung der türkiſchen Kriegsſchiffe zu Rhodis giebt Gelegenheit zur Bedrückung, denn der darüber geſetzte Aufſeher, läßt ſich das in dem Innern der Inſel gefällte Holz (das ſonſt ſehr häufig war und jetzt zu fehlen anfängt,) durch Frohnfuhren in die Stadt liefern, und die Arbeiter (deren Anzahl auf den nach Konſtantinopel geſchickten Liſten doppelt angegeben wird,) erhalten nur den dritten Theil des beſtimmten Lohnes. So bereichert ſich der Aufſeher, der Unterthan wird gedrückt, und der türkiſche Kaiſer bezahlt theure Schiffe, die ſchlecht gebaut, auch oft vor der Vollendung ſchon zum Theil angefaulet ſind. Ehe wir aber Rhodis verlaſſen, müſſen wir wenigſtens noch kürzlich der ungeheuern Bildſäule gedenken, die als ein ſeltenes Werk der Baukunſt unter die Wunder der Welt gezählet wurde. Dieſe Bildſäule war der Sonne, oder dem Apollo, als dem Schutzgott gewidmet und aus Erz gemacht. Ihre Höhe ſoll gegen 90 Ellen betragen haben, und ſie hatte ihren Platz bey dem Eingange des Hafens auf zwey Felſen, die 50 Schuh von einander entfernet waren, wo zwiſchen ihren Beinen die Schiffe in vollem Segel durchgehen konnten. Dieſer Koloſſus war hohl und hatte inwendig zur Erhaltung des Gleichgewichtes große Steine, der, wie man ſagt, nach 56 Jahren durch ein Erdbeben umgeworfen wurde, und in dieſer Stellung gegen 870 Jahr liegen blieb, bis der arabiſche Khalife, Moawiah, ums Jahr Chriſti 651 die Stadt und Inſel Rhodus eroberte, und das Erz der Bildſäule an einen Juden verkaufte, der 900 Kamele damit belaſtete, um es wegzuſchaffen, welches eine Laſt von 720000 Pfund betragen haben

ſoll.

ſoll. Dieſer Koloſſus hat auch veranlaſſet, daß man den Rhodiern, auch den Namen Koloſſer beylegte. Endlich wächſt auf Rhodus das ſogenannte Lignum Rhodicum oder Roſenholz, welches ſeines angenehmen Geruches wegen, ſehr werth geachtet wird, und wie der Maßholderbaum wächſt.

Zwiſchen der Küſte von Syrien und der Küſte von Cilicien, oder heutzutage Karamanien, liegt die ſchon in alten Zeiten intereſſante Inſel Cypern. Inſ. Cypern. Man kann zwar über ihre eigentliche Größe nichts zuverläßiges beſtimmen, da ſelbſt alte und neue Schriftſteller noch nicht einig darüber ſind, höchſtens aber ihre größte Ausdehnung gegen 33 geographiſche Quadratmeilen in die Länge und 11 bis 16 in die Breite beſtimmen. Quer durch dieſelbe läuft eine Kette von Bergen, welche ſie in den öſtlichen und weſtlichen Theil ſcheidet, und von welchen die größten der Olympus, S. Croce, oder heil. Kreuz, und Buffarento ſind; ſo wie unter den Ebenen, die von Naſſarea die größte iſt, welche ſich gegen 78 Meilen in die Länge, 30 aber in die Breite erſtrecket. Immer wird Cypern für einen der Geſundheit nachtheiligen Himmelsſtrich angeſehen, und Europäer, die nicht über dieſes Vorurtheil weg ſind, ſuchen ſich dieſer Inſel zu enthalten. Eine ungleich ſtärkere Hitze iſt zwar auf Cypern anzutreffen, aber nicht immer iſt die durch ſie erzeugte, ſtarke Ausdünſtung die Urſache der hieſelbſt gemeinen Tertian- und Quartanfieber; welches zum öftern in der Nachläßigkeit der Diät ſeinen Grund haben mag; übrigens aber die Luft gut und geſund genennt zu werden verdienet, wiewohl die nördlichen Gegenden, wegen der vom Schneegebirgen wehenden Winde, die Luft dergeſtalt erkälten, daß die Einwohner im Winter einheizen müſſen, welches ſonſt nirgends in

der Levante geſchiehet. Obſchon der Fruchtbarkeit des Bodens eben nicht eine glückliche Bewäſſerung zu Hülfe kömmt, ſo hat er doch hierauf alle Anſprüche zu machen. Der Flüſſe und Bäche ſind zwar nur wenig, viele von ihnen verlieren auch wohl im Winter, wegen Mangel an Regen, ihren ganzen Vorrath, daß es aber zu den Zeiten Conſtantin des Großen eine Zeit gegeben haben ſoll, wo es 30 Jahr hintereinander gar nicht geregnet, und deswegen die Inſel viele Bevölkerung verloren habe, iſt wohl nur eine Fabel. Um aber einen ſichtbaren Beweis ehemaliger und jetziger Fruchtbarkeit des Bodens zu finden, darf man nur ihre Produkte erwähnen. Geſetzt daß auch viele ihrer ehemaligen mineraliſchen Güter, als z. B. Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Marmor, Vitriol, Alaun, Kryſtall, Smaragden nicht mehr ſo häufig, oder viele davon dem Namen nach fremd geworden; ſo wie Safran, Rhabarber und unter den Thieren die Rehe, Dammhirſche, wilde Schweine, wilde Ochſen und Faſanen, theils ausgegangen, theils ausgerottet worden ſind: ſo liefert doch Cypern immer noch bey allen den ſtarken Hinderniſſen die beſten Produkte. Seide, Wolle, Färberröthe, vortrefflicher Wein, Terpentin, Coſchenill, Waizen, Gerſte, Coloquinten, Pech, Theer, Potaſche, Salz, Johannisbrod, Breter, Umbra, Berggrün, Seſam *) und dergl. ſind alles ergiebige Zweige, worauf

*) In der Höhe, Geſtalt der Blätter und Blüte gleicht die Seſampflanze ſehr der Blume, welche die Italiäner bell nomo nennen. Wenn ſie völlig reif iſt, werden in den kleinen Schoten kleine Saamenkörner gefunden, und aus dieſen wird Oel gepreßt, das oft die Stelle des Baumöls vertreten muß. Auch macht man auf Cypern Oel aus einem andern Gewächs Curtunia genannt. Dieſes

worauf der europäiſche Handel ruhet. Hiermit vereiniget ſich alle Fruchtbarkeit europäiſcher Küchen- und Blumengewächſe, die in eben ſo vorzüglicher Menge und Güte hier anzutreffen ſind. Alle die edlen Gewächſe der engliſchen, holländiſchen, franzöſiſchen und italiäniſchen Gärten kommen aufs beſte hier fort; ja unter ungleich weniger Wartung und ungebaut wachſen die ſchönſten Hyacinthen, Anemonen, Ranunkeln, Tazetten und Orangerie. Selbſt unter den wildwachſenden Blumen iſt eine kleine Pflanze, ſo Bienenblume heißt, weil ſie dieſem Inſekt ähnlich ſiehet, deren Saft von der Wurzel ein heilſames Wundenöl darbietet. Eine andre Pflanze, Konna genannt, verdient hier einer beſondern Erwähnung. Sie wird hoch und dick wie ein Granatenbaum, mit welchem ſie im Stamm und Aeſten viel Aehnlichkeit hat. Ihre Blätter gleichen der Myrthe und die Blüte einer großen Weintraube, woraus man ein Oel voll balſamiſcher Kraft bereitet, deſſen Geruch den Europäern zu ſtark, den Morgenländern aber angenehm ſcheinet. Dieſe Blätter dürr oder friſch im Waſſer gekocht, geben eine angenehme Orangenfarbe, womit ſich die Türkinnen und Grie-

Dieſes Gewächs bildet ſchon, wenn es noch klein iſt, ſeine Frucht, und treibt in etlichen Monaten zu einer Höhe, daß ganz bequem ein Menſch unter ſeinem Schatten ſtehen kann. Die Blätter ſind ſternförmig, und der Stamm oder Stengel befaßt einen Umfang von einer halben Elle, bleibt immer grün und ſehr markigt, ohne zu einer Dichtigkeit zu gelangen. Die Frucht hat die Größe einer Bohne, in ihrer ganzen Anlage hat ſie etwas ähnliches mit einer Kaſtanie in Anſehung der ſtachlichten Schaale, und inwendig verbirgt ſie eine fette, ölichte Mandel, woraus das Oel bereitet wird, welches zu allem, nur nicht zum Speiſen, genommen werden kann.

Griechinnen die Nägel und flachen Hände färben, in der Meinung, ſich dadurch eine Abkühlung zu verſchaffen. Auch bedienen ſie ſich ihrer, um ſich zu ſchmücken, indem ſie ſich die Haare damit färben, welche Farbe aufs längſte haftet, und ehedem pflegten ſie ihre Pferde ſo zu bemahlen, welches aber nur höchſtens noch an weißen Windhunden oder am Rindviehe geſchiehet.

Daß bey alledem aber dieſe Inſel einen ſichtbaren Mangel an Einwohnern leidet, wenn gleich viele der beſten Gegenden, ſelbſt in ihrer traurigen Ruhe noch ſchön ſind, fällt jedem Reiſenden nur zu redend in die Augen, und er würde lieber mehr bebauete Aecker und Wieſen hin wünſchen, wo ihm ſtatt deſſen nur Thimian und Majoran (nur für die Backöfen oder zum heizen beſtimmt) angenehm entgegen wehen. In Ermangelung der Beſchreibung ihres Landbaues, müſſen wir noch etwas umſtändlicher über ihre Produkte und Landesbewohner ſeyn. Es iſt bey ſchwerer Strafe verboten, eine Unterſuchung der Mineralien vorzunehmen, oder ſich nur des, dem Diamant nahekommenden Bergkryſtalls, in der Höle bey Baſo zu bedienen, ja es ſind ſogar Wachen dabey ausgeſtellt, die jedem den Zutritt verwehren. Eben ſo trifft man von vierfüßigen wilden Thieren wenige mehr an, als Füchſe und Haaſen, die von den Europäern, welche ſich Pferde halten, ſtark gejagt werden. Von Geflügel giebt es Haſelhüner, Rebhüner, Schnepfen und viele Arten von Waſſer- auch Geſangvögel. Pferde, Eſel, Widder, Ziegen, Maulthiere ſind eigentlich Landesthiere, und unter den giftigen oft ſchädlichen Inſekten giebt es hier eine Art Schlangen, die Tauben genannt, welchen Namen ſie aber ſehr uneigentlich führen, da ſich um ihrer zu erwehren, die Landleute der Schel-

len an ihren Sicheln bedienen, wodurch ſie aus dem Getraide entfliehen, und deren Biß oft einen gefährlichen Schmerz erzeuget. Jngleichen die cypriſche Tarantul iſt eine Spinne von dunkler, ins Schwarz fallender Farbe, ganz mit langen Haaren bedeckt, deren Stich ſchädlich, aber nicht tödtlich iſt. Gift und tödtlich aber iſt der Biß von der Galeere einem ſchmalen und platten Thiere, eine Viertelelle lang, von gelblichter Farbe, mit einer Menge Füße, ſo ſich auf einmal bewegen. Es giebt Schlangen, deren Fleiſch man iſſet und ſehr ſchmackhaft ſeyn ſoll. Doch genug hievon und wir wenden uns zu den Bewohnern.

Dieſe höchſtens 80000 Jnſulaner ſind zwar ihren urſprünglichen Sitten und Karakter in vielen Stücken treu geblieben, allein eine ſo große Revolution, eine ſo gemiſchte Geſellſchaft von Menſchen, hat nothwendig vieles davon verändern, verunſtalten und zum Nationalkarakter machen helfen, was es unter günſtigern Verhältniſſen und ohne Sklaverey gewiß anders geblieben ſeyn würde. So entartet ſie übrigens auch ſeyn mögen, und ſo unmöglich ein zuverläßiges Bild von ihnen entworfen werden kann, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ſie gemeiniglich wohlgewachſen und von Natur glücklich gebildet, dabey nüchtern und mäßig ſind, wenn auch in Rückſicht auf körperliche Schönheit das weibliche Geſchlecht nicht eben ſo glücklich dabey bedacht worden wäre, und vieles in ihrem häußlichen Betragen weniger einer Nachahmung verdienet, und wir können nicht entſcheiden, ob jener Vorwurf Glauben verdienet, daß im Ganzen genommen, die Griechen (derer hier die größte Anzahl ſind) dem ſtärkſten Hange zu Ergötzungen, die Cypriotten aber bis zur Ausſchweifung ergeben ſind. Manns- und Frauensperſonen

perſonen kleiden ſich auf türkiſch, ausgenommen den Kopfputz des weiblichen Geſchlechtes vom Stande, welcher einer hergebrachten alten Sitte nach, hoch und prächtig iſt, und bey ihnen als ein beſonderes Vorrecht für andern Jnſeln des griechiſchen Reiches geltend gemacht wird. Die gewöhnliche Kleidung (alla Cypriotta) iſt enger als die türkiſche, und beſtehet aus einer Art kleinen Wams, nebſt einem rothen baumwollenen Unterrock, das Oberkleid aber, welches ſie Boniſche nennen, iſt theils von Tuch, Sammt, oder ſeidnen Zeug. Dieſes iſt ein langes Kleid, geht von den Schultern herab, hat Ermel, ſo angezogen werden, und reicht faſt bis auf die Erde. Vorn iſt es offen, und läßt alſo den ganzen Körper bis auf die Erde unbedeckt. Die Hemden ſind von Seide, und werden im Königreiche auf die Art des weißen Flores verfertiget. Sie tragen ferner keine Schnürleiber, ſondern ein kleines halbes Corſet, dieſes geht ihnen bis unter die Bruſt, und das übrige bedeckt nur ein feiner Zeug oder Hemde, welches ſie um mehr Sittſamkeit bedeckt. Hals und Arme ſind mit Juwelen, Perlen und goldnen Ketten geſchmückt, der Kopfputz aber beſtehet aus etlichen übereinandergeſchlagenen neſſeltuchenen, ſchön gedruckten Schnupftüchern, ſo daß dadurch eine Haube, eine Spanne hoch, gebildet wird, ſo hinterwärts hängt und an deren Ende ein andres, in die Form eines dreyeckiggelegten Schnupftuches angemacht iſt, welches auf die Schultern herabfällt; beym Ausgehen nehmen ſie einen Zipfel davon, und bedecken damit Mund, Kinn und Naſe. Der größte Theil der Haare bleibt unter dem Kopfputz verſteckt, außer über der Stirne, wo ſie dieſelbe in zwey Locken theilen, die ihnen über die Schläfe bis an die Ohren gehen, hinten liegen ſie frey auf den Schultern, oder in acht

bis zehn Zöpfen herab. Die Chriſtinnen machen mehr Staat mit ihren Kleidern, ſo wie die Cyprierinnen ſich mehr parfümiren, nur die Türkinnen ſind mit einem weiß baumwollenen Tuch vom Kopf bis auf die Füße verdeckt. Noch tragen die Cyprierinnen Beinkleider, ſo bis auf die Erde reichen, und ihre Fußkleidung, Meſti genannt, beſtehet in einer Art von kleinen Stiefeln aus gelben Leder, ſo bis an den Fußknöchel gehen, unter welchem ſie Pantoffeln, oder Socken tragen.

In Rückſicht ihrer ehemaligen griechiſchen Wiſſenſchaften und Künſte, ſind ſie weder ihren Vorfahren ähnlich, noch haben ſie ein andres Loos als jenes allgemeine, daß Unwiſſenheit die Stelle ehemaliger Weisheit vertritt. Der Mohämedaner Abgott iſt Reichthum, und dieſem frohnen alle übrige Nationen, ſo wie dieſe hier ſich nicht immer der rechtmäßigſten Mittel, die Fleiß und Arbeitſamkeit allein gewähren, bedienen. Alles was den Namen Künſte und Wiſſenſchaften trägt, wird hier nur in ſofern gekannt und betrieben, als es des Menſchen höchſtes Bedürfniß geworden iſt, und der Abfall des ehemaligen blühenden Handels iſt, ſo ſichtbar geworden, daß ſich faſt alles auf die wenige Baumwollenmanufaktur einſchränkt, um nur nicht ganz auſſer Verbindung mit Europa zu leben, und eben dieſes gilt von mehrern Fabriken, als Leder in ſähmiſch, gelb, roth und ſchwarzen Saffian u. dgl. Bey alle dem ſcheint doch jener belebende Funke nicht ganz verloſchen zu ſeyn, ob auch Müßiggang die Quelle mancher Thorheit worden iſt, ſo blickt doch immer noch ein gewiſſes Talent der Lebhaftigkeit hervor, was ihre Vorfahren ehemals geweſen, und was ihr Geiſt und Witz ſeyn würde, wenn ihnen die ſklaviſchen Feſſeln abgenommen würden.

Ob ſie auch hier nicht die herrſchende Religion aus-machen, ſo ſind ſie doch die zahlreichſte, nebſt den Armeniern; die Türken haben einen Mulla, welcher das Oberhaupt des Geſetzes vorſtellet, die Griechen einen Erzbiſchof, die Maroniten einen Erzprieſter und die Lateiner zwey Pfarrer, und jeder genießt ſeine freye Religionsübung; nur die Engländer ha-ben weder eine Kirche noch Bethaus, allein ſie ha-ben auch bis jetzt noch eine zu kleine Gemeinde aus-gemacht, einen beſondern Geiſtlichen zu unterhal-ten. Die griechiſche und türkiſche Sprache ſind beyde im gemeinen Leben üblich, aber beyde ſind auch verdorben, daher ſich die handelnden Griechen mehr der italiäniſchen, ſelten aber der franzöſiſchen bedienen.

Was die hiſtoriſche Kenntniß dieſer Inſel betrift, ſo wiſſen wir, daß die Saracenen Einfälle thaten und ſie den griechiſchen Kaiſern entriſſen, wiewohl auch dieſe wieder im Jahr Chriſti 965 vom Kaiſer Baſilio II. vertrieben wurden, bis Richard I. König von England, Herr davon ward, und ſie dem Könige von Jeruſalem, Guido Veit von Luſignan einräumte, deſſen Familie ſie auch bis 1423 behielt, wo ſie von einem ägyptiſchen Sultan erobert wurde. Unter dieſer Regierung wurden der Inſel ihre eigne Könige verſtattet, die ihm und ſeinen Nachfolgern Tribut bezahlen muß-ten, bis einer der Könige 1473 ſie der Republick Venedig überließ, welche den Tribut nach Aegypten bezahlte, und ſie in Beſitz erhielt, bis 1570 Sultan Selim II. ſie eroberte, ſeit welcher Zeit ſie unter der Botmäßigkeit des oſmaniſchen Reiches verblieben iſt.

Viele Jahre lang wurde dieſe Inſel von einem Paſcha regieret, den die oſmaniſche Pforte dahin

ſendete, bis der Wohlſtand der Einwohner allmälig zu ſinken anfieng, und dieſe ſich nicht mehr im Stande ſahen, die ungeheure Koſten eines prächtigen Hofſtaates auszuhalten, alſo für das künftige lieber von einem Muhaßil, oder bloß Statthalter, regiert zu werden verlangten, welches auch ſogleich geſchah. Um ſo viel leichter ihnen aber auch dieſes neue Joch geſchienen haben mochte, ſo ſahen ſie jedoch gar bald, wie wenig es dem erſten nachgab, und ob ſie auch nun wieder um einen Paſcha baten, ſo iſt ihnen bis jetzt noch nichts zugeſtanden worden. Die Einkünfte ſind dem Großvicier Azem, oder Generalſtatthalter des osmaniſchen Reichs angewieſen, weil er aber hier nicht ſelbſt erſcheinen kann, ſo wird die Inſel an den Meiſtbietenden überlaſſen, und ſchickt ihn als Statthalter mit einem von ihm bevollmächtigten Hat-Sherif, d. i. geheiligten Schreiben des Sultans hierher. Dieſe ſo ganz auf Eigennutz gegründete Würde erzeugt denn auch die traurigſten Folgen, und weil es niemals an Mehrbietenden fehlt; ſo ſucht jeder wenigſtens darauf bedacht zu ſeyn, die Zeit zu benutzen, wo er ſein Vermögen häufen kann, obgleich darüber Mangel an Gelde, Abnahme an Produkten, und was noch ſchlimmer iſt, das Land einer Menge Bürger beraubt wird, die zu Tauſenden das Land verlaſſen haben. So drückend auch an vielen Orten des türkiſchen Reiches die Abgaben ſind, ſo iſt doch faſt keiner, der dieſem beykömmt, indem ſie hier für jeden Kopf, ohne Rückſicht auf Vermögen, zuweilen 200 Piaſter jährlich ſteigen. Die Abgabe, oder Charadſch, welche der Sultan von ſeinen Unterthanen fordert, beträgt nur fünf Piaſter, hier aber iſt er zu 21 geſtiegen; ja es gehet ſo weit, daß, wenn es dem Statthalter beliebt, außerordentliche Auflagen zu erpreſſen, er denjenigen, der einen gewiſſen

Namen, z. B. George und dgl. führet, auch nach einer gewiſſen Summe Geldes ſchätzet, welches ſich beſonders die Griechen gefallen laſſen müſſen. So viel Anſehen und Gewalt aber auch dieſe Statthalter haben, ſo ſehr ſie ihre Unterthanen bis aufs Blut ausſaugen dürfen, ſo haben ſie doch das Recht über Leben und Tod nicht, ſondern, obſchon 16 Gerichtshöfe ſind, in deren jedem ein Cadi den Vorſitz hat, ſo ſtehen ſie doch alle unter dem Mulla, ihrem Haupt, und müſſen in wichtigen Fällen erſt ſeine Einwilligung erwarten. Ihr Oberbefehlshaber im Kriege iſt der Alai Bei, welcher der General der Spahi oder Reuter iſt, und der Janitſcharen Aga, welcher die Infanterie commandiret. Zwar ſollen 3000 Spahi und 8000 Janitſcharen auf der Inſel ſeyn, jetzt ſind ihrer aber von den erſtern kaum 100, und von den letztern 2000, da die Oberbefehlshaber den Sold der Armee zu ihren Schätzen gehäuft haben. Im ganzen ſoll dieſe Inſel jährlich 500 Beutel, oder 250000 Thaler eintragen, allein ihre grauſamen Beherrſcher haben dieſe Summe zu 310000 zu ſteigern gewußt. Die Inſel iſt in 16 Diſtricte abgetheilet, die von eben ſoviel Oertern den Namen haben und deren jeder einen Aga und Cadi hat.

Nicoſia. Die Hauptſtadt der Inſel iſt Nicoſia, woſelbſt der Gouverneur ſeinen Sitz hat. Zwar ſind es nur Ueberreſte, was man von Mauern oder groſſen Wällen hier findet, jedoch bezeigen verſchiedene anſehnliche Häuſer, und die ehemalige griechiſche Kathedralkirche, ſo jetzt in eine Moſchee verwandelt iſt, ihre alte Pracht. Die Griechen haben aber unterſchiedene neuerbaute Kirchen, einen Metropoliten, und die Armenier eine alte Kirche nebſt Erzbiſchof. Alles was übrigens noch einige Anzeige

ver-

verdienet, iſt, man hält das Waſſer hier für das geſündeſte, welches auch von den Gebirge vermittelſt einer Waſſerleitung hierher geleitet wird. Es giebt verſchiedene Manufakturen von baumwollenen Zeugen, feine Barchent und grobe Sattine.

Eine andre befeſtigte, aber kaum mit 300 Einwohnern verſehene Stadt iſt Famaguſta, woſelbſt die große Ebene anfängt, ſo ſich gegen Weſten mitten in die Inſel hinein erſtreckt. Auch hier führt man das gute Waſſer durch eine Waſſerleitung in die Stadt, die aber weder durch Handel, noch durch Feſtigkeit einiges Anſehen erhält, zumal hier das ſtrenge Geſetz ausgeübt wird, daß innerhalb der Mauern kein Chriſt wohnen darf, ſondern ſich in den gegen Süden liegenden Flecken, Meraſch genannt, aufhalten muß. Famaguſta.

Auf der Nordſeite der Inſel liegt ein angenehmes Dorf an der See, und beym Anfange einer ſchmalen Ebene, ſo ſich von hier längſt der See gegen Weſten über 7 geographiſche Meilen erſtreckt, und wegen dem Uebermaaß der hier befindlichen Cypreſſen und Orangenbäume, eine der ſchönſten Gegenden der Inſel bildet, wenn auch die Vermuthung nicht ganz gegründet ſeyn möchte, daß eben die Menge der Cypreſſen der ganzen Inſel den Namen gegeben haben ſoll.

Außer Larnica, wo alle Waaren eingeſchifft werden, und die Franzoſen, Holländer und Engelländer ihre Konſuls haben, das demohngeachtet aber nichts vorzügliches hat, iſt nichts intereſſantes mehr auf Cypern, und nur die hier bey Larnica befindlichen Salzteiche, die aber der guten Luft ſehr ungünſtig werden, verdienen noch eine Anzeige, deren Umfang auf 10 ital. Meilen gerechnet werden, ein Larnica.

gutes

gutes Salz liefern, und jährlich einen Pacht von 200 Pfund Sterling einbringen.

Das Gouv. Trapezunt.

Doch wir wenden uns wieder zu dem feſten Lande, und zwar zu dem jetzt kleinen Gouvernement, ſonſt aber anſehnlichen Kaiſerthum Trapezunt. Seine Gränzen ſind das ſchwarze Meer, die Gouv. Sivas, Arzerum, Kars, Tſchildir und Georgien. Dieſe Provinz ſchließt nicht nur eine Menge hoher und ſteiler Berge ein, ſondern ſie iſt auch größtentheils durchgängig uneben, doch ſo, daß dieſes keinesweges der Fruchtbarkeit nachtheilig wird, denn viele der ſchönſten Ebenen ſind auch mit allen Lebensmitteln ſattſam verſorgt, obgleich jetzt weder ſein erſter Zuſtand mehr ſichtbar iſt, noch Menſchen da ſind, die Gebrauch davon machten. Vom Jahr 1204 bis 1462 war Trapezunt der Sitz eines beſondern griechiſchen Kaiſers, bis Mohämed II. im Jahr 1460 den letzten von dieſen Kaiſern abſetzte, und dieſes Land dem ſeinigen einverleibte. Immer waren die trapezuntiſchen Kaiſer der griechiſchen Kirche zugethan, und hatten ihren eignen Patriarchen, als aber dieſes Reich unter türkiſche Botmäßigkeit kam, iſt endlich anſtatt des Patriarchen ein unter dem Patriarchen zu Konſtantinopel ſtehender Metropolit gekommen. Am Fuße eines Hügels am

Trapezunt.

ſchwarzen Meer liegt die Stadt Trapezunt; ihre Mauern ſind hoch und ihr Umfang mit Inbegriff der Vorſtadt groß, aber die Gärten nehmen mehr Platz ein, als die Häuſer, und dieſe ſind ſehr niedrig. Ueber der Stadt liegt ein Kaſtell auf einem Felſen, der Hafen oſtwärts und nur für kleine Schiffe geſchickt. Ueberhaupt macht die Stadt die Figur eines länglichten Viereckes, woher vielleicht ihr alter griechiſcher Name entſtanden, welcher eine tiſchförmige Geſtalt anzeiget. Sie iſt übrigens der Geburtsort des

im 15ten Jahrhundert ſo berühmten Beſſarions, der von der griechiſchen zur lateiniſchen Kirche übergieng und die Kardinalswürde erhielt. Die Stadt Hamiſchkana, welche am Abhange eines unfruchtbaren Felſens liegt, würde gar keiner Erwähnung verdienen, wenn wir nicht die Gold-Silber-Kupfer- und Bleybergwerke hieſelbſt erwähnen wollten, welche von den Griechen bearbeitet werden, und dies iſt es auch alles, was wir über dieſes Gouvernement zu ſagen haben. Hamiſchkana

Wenig beträchtlich iſt das Gouvernement Akalzike, von dem ſchon alles geſagt iſt, wenn man ſagt, daß der Boden ziemlich fruchtbar und außerdem ſehr gebirgigt iſt, daß ſeine Einwohner nebſt guter Viehzucht, auch guten Wein und Honig bauen, und daß die, auf dem Gebirge Kaucaſus gelegene Feſtung, ohnweit welcher der Fluß Kur fließt, das merkwürdigſte iſt. Uebrigens hat der Paſcha, welcher dem türkiſchen Antheil an Georgien vorgeſetzt iſt, hier in dieſer Feſtung ſeinen Sitz, welche die Türken am Ende des 16ten Jahrhunderts erobert haben. Von dem Fürſtenthum Guriel, einer kleinen Landſchaft am ſchwarzen Meere, läßt ſich eben ſo wenig anführen. Es iſt dem Fürſtenthum Mingrelien, in Abſicht der Naturlage und Einwohner, ganz ähnlich. Sein Fürſt ſteht unter türkiſcher Beſchützung, nur iſt man eigentlich noch zu wenig damit bekannt, um mehr Merkwürdigkeiten davon anzuführen. Das Gouv. Akalzike und Fürſtenthum Guriel.

Armenien, iſt diejenige Landſchaft in Aſien, welche in Klein- und Groß-Armenien eingetheilt wird. Die Gränzen des letztern ſind gegen Norden, die Landſchaft Georgien, gegen Süden, Diarbeck, gegen Weſten, klein Aſien oder Natolien, gegen Oſten, Erivan und Adirbeizan, werden aber mit der umſtändlichern Klein Armenien.

Beſchrei-

Beſchreibung des Landes, bey der Beſchreibung des perſiſchen Reichs wieder vorkommen, wohin wir für jetzt nur verweiſen; eigentlicher aber jetzt unter klein Armenien, alle diejenigen Gouvernements verſtehen, ſo zwiſchen Cappadocien, dem Fluß Euphrat und Cilicien inne liegen. Da alle dieſe folgenden Gouvernements mit ihren Städten und Dörfern nach manchem harten Kriege mit den Perſern, unter türkiſcher Botmäßigkeit ſtehen, auch der erſten Ordnung zu Folge, jedes Gouvernement einzeln beſchrieben werden ſoll; ſo läßt ſich, ohne viele Zeitverſchwendung, wenig, beſonders im allgemeinen ſagen; als daß dieſes Land, wegen der gedachten Kriege, eine Menge ſeiner Bürger verloren hat, die entweder ihr Leben aufopferten, oder nach Perſien geführt wurden, wovon wir Beweiſe genug bey Perſien antreffen werden. Luft, Boden, Fruchtbarkeit und Karakter, ſo wie bürgerliche und ſittliche Verhältniſſe, machen keinen erheblichen Unterſchied; als etwa im Kleinern bey den Provinzen ſelbſt, zu denen wir uns hier wenden.

Das Gouv. Tſchildir und Kars.

Das Gouvernement Tſchildir, welches von einigen in neun, von andern in funfzehn Diſtricte eingetheilt wird, liegt zwar in Armenien, allein die Kenntniß deſſelben iſt äußerſt unrichtig, ja ſelbſt auf den Karten nicht angegeben, und alſo ohne nähere Bekanntſchaft. Mehr bekannt iſt das Gouvernement Kars, auch in dem Umfange des vorigen und gränzt an die unter perſiſcher Botmäßigkeit ſtehenden Landſchaft Eriwan. Die Hauptſtadt dieſes Gouvernements iſt Kars, zwar nicht volkreich, aber doch groß und eine gute Handelsſtadt, welche an einer Anhöhe, über derſelben aber auf einem ſteilen Felſen ein Kaſtel liegt. Perſer und Türken haben ſich lange um dieſen Ort geſtritten, bis letztere

Kars.

tere ſich Herren davon ſahen und ihn mit Mauern und Graben befeſtigten. Angenehm und fruchtbar iſt die Gegend hieſigen Orts, allein weiter hin nach dem folgenden Gouvernement, verliert es ſeine Annehmlichkeit, ja in vielen Tagereiſen trift man kaum ein einziges Dorf, wohl aber hohe mit Waldungen beſetzte Berge, oder ſchnell ſtrömende und breite Flüſſe an.

Die Gränzen des Gouvernements Arzerum, ſind zwar ziemlich beſtimmt, allein nicht ſo die nähere Beſchaffenheit dieſer Provinz und der Urſprung des hieſelbſt entſpringenden Fluſſes Euphrat. Das zuverläßige davon iſt die Bekanntſchaft mit der Hauptſtadt gleiches Namens, welche in einer ſchönen und fruchtbaren Ebene, am Fuße einer Reihe von Bergen liegt, von denen einige lange mit Schnee bedeckt bleiben, und ſtrenge Winter bezeugen. Von der Größe und Menge ihrer Einwohner kann man ſich den Begriff der Stadt bilden, wenn man annimmt, daß ſich gegen 18000 Türken, 600 Armenier nebſt 4000 Griechen darinnen befinden, die zwar nur meiſt in hölzernen Häuſern wohnen, dabey aber anſehnliche Seidenmanufakturen treiben. Eine ſo gute Gränzfeſtung gegen die Perſer, ſie aber auch iſt, ſo anſehnliche Niederlagen von den indiſchen Waaren hier anzutreffen ſind, als z. B. Seide, Baumwolle, gemalte Leinwand und Spezereyen, Färberröthe, Rhabarber u. dergl. ferner ſo vortrefflich die Silberbergwerke in hieſiger Gegend ſind; einen ſo groſſen Mangel leiden doch auch ihre Einwohner an Holz, welches etliche Tagereiſen weit hergeholt und oft an deſſen Stelle getrockneter Kuhmiſt gebrannt werden muß, weil in der ganzen Gegend umher, wenig Spuren von Waldung anzutreffen ſind. Auſ- Das Gouv. Arzerum.

ſerdem

ſerdem iſt die Stadt mit doppelten Mauern befeſtiget, überflüßig mit gutem Quellwaſſer verſehen und in ihren Vorſtädten, welche ſie umgeben, ſind den Chriſten ihre Wohnungen angewieſen. Der Begjlerbegji, wohnt in einem alten Kaſtel, der Janitſcharen Aga aber in einer Schanze, deſſen erſtern Einkünfte man jährlich auf 15000 und des türkiſchen Kaiſers auf 300000 Rthlr. ſchätzt. Aus Kupfer verfertigte Gefäße, und einiges Pelzwerk, ſind die eigentlichen hieſelbſt verfertigten und den Handel befördernden Produkte.

Das Gouv. Wan.

Nur der in dem Gouvernement **Wan** befindliche große Landſee, einer der größten in Aſien, giebt dieſer Provinz einiges Anſehen, da wenig und geringe Orte in ihr anzutreffen ſind, unter denen nur die Hauptſtadt gleiches Namens, ein ziemlich großer und volkreicher Ort iſt, den meiſtens Armenier bewohnen. Obiger See wird dafür auf 30 geographiſche Meilen im Umfange gerechnet, enthält ſalzichtes Waſſer und in ihm befinden ſich einige, doch unbeträchtliche Inſeln.

Das Gouv. Schehrezur.

Das Gouvernement **Schehrezur**, welches einen Theil vom alten Aſſyrien und dem jetzigen **Kiurdiſtan** ausmacht, gränzt an Perſien, und wird größtentheils von einem Volke bewohnt, welche gemeiniglich nur **Kiurden** genannt werden, deren Urſprung bald in den Perſern, bald in Chaldäern, bald in Arabern geſucht wird; eigentlich aber ſind es Leute, die ihre eigene Religionsmeinungen haben, ſo aus chriſtlichen, mohämedaniſchen und heydniſchen zuſammengeſetzt ſind. So auch ihre Sprache, ſie iſt weder perſiſch, noch arabiſch, noch türkiſch, kömmt aber der erſten ziemlich nahe, jedoch unterſcheiden ſie ſich unter einander ſelbſt, ſowohl in der Lebensart als Sprache, von denen einige perſiſch,

andre

andre türkiſch, alle aber, ſchlecht gekleidet ſind. Muth und Tapferkeit ſind Hauptzüge ihres Karakters, aber mit dieſen vergeſellſchaftet ſich auch, eine Lieblingsneigung zum Raube. Einige von ihnen wohnen in Zelten, die ſie von den Haaren ihrer ſchwarzen Ziegen machen, und ziehen, da ſie nur vom Viehe leben, mit ihren Heerden von Ort zu Ort; andre, und die meiſten aber wohnen in Städten und Flecken. Sie ſind zwar unter verſchiedene Stämme getheilt, jedoch ſind ihre Fürſten erbliche Herren, und entweder ganz unabhängig, oder unter perſiſchem und türkiſchem Schutze, wiewohl einige gar beyder Vaſallen ſind, welche letztern auch die geringſten ausmachen. Dieſer Theil alſo, ſo zwiſchen Bagdad, Moſul, Amadia und Hakiari liegt, iſt ſeiner Beſchaffenheit nach ganz ſteinigt, voller Berge, deſſen höchſter voller Salpeter, ohne Bäume und Sträucher, ja außer einigen Kräutern, unfruchtbar iſt. Hier halten ſich auch eine Art großer Fliegen auf, welche ſich in die Erde vergraben und daſelbſt vortrefflichen Honig niederlegen, woraus auch ein gutes Wachs gezogen werden kann. Ingleichen ſammlet man auf den benachbarten Bergen Manna, ſo theils im Frühjahr geſammlet und trocken iſt, theils im Herbſte gewonnen wird, flüſſig iſt, und erſt mit Waſſer vermiſcht, nach langem Kochen dicke wird. Dieſe nun zu dem türkiſchen Landen geſchlagenen Diſtricte der Kiurden, gehören zu dem jetzigen Gouvernement Schehrezur, worin Amadia, ein vorzüglicher Ort iſt. Sie liegt nebſt ihrem Kaſtel auf einem ſehr hohen Felſen, den zu erſteigen, man eine Stunde Zeit bedarf, und dem noch die einzige Bequemlichkeit zu Hülfe kömmt, daß auf dem halben Wege ein Quell entſpringt, aus welchem die Einwohner ihr Waſſer in Schläuchen herauftragen. Amadia.

Das Gouv. Bagdad.

Ungleich intereſſanter als alle vorigen Gouvernements, iſt dasjenige, welches Bagdad genannt, und für das alte Chaldäa und Babylon gehalten wird, auch weil die beyden Ströme Euphrat und Tigris, ſich mit einander vereinigen, hier unverkennbar, der Wohnort des erſten Menſchenpaares oder das Paradies geweſen ſeyn ſoll. Doch ohne dies zu unterſuchen, giebt uns die Abweichung obiger Provinzen Stof, über die Beſchaffenheit dieſes Gouvernements umſtändlicher zu ſeyn. Zuförderſt gränzt es gegen Weſten, an das Land Dſchezira und an das wüſte Arabien, den perſiſchen Meerbuſen und Khuziſtan; gegen Oſten an das Land Dſchebel bis Halevan; gegen Norden, an das Land Dſchezira und befaßt in der Länge von Tekreit bis Abadan 90, und in der Breite von Halwan bis Kadiſie in der Wüſte 60 geographiſche Meilen. So manche Diſtricte aber auch hieſelbſt öde und unbenutzt liegen, ſo leicht es verbeſſert werden könnte; ſo muß man doch immer noch geſtehen, daß es eins der beſten Länder des türkiſchen Reichs ausmache; denn allenthalben, wo nicht Mangel an Waſſer die Fruchtbarkeit des Bodens hindert, bringt es Getraide, Früchte und Baumwolle hervor. Auch das Thierreich giebt ſchöne Pferde, Kamele, Büffelochſen und Kühe, gemeine Ochſen und Schafe in großer Menge, an einigen Flüſſen Löwen, wilde Schweine, Gemſen, Haſen, Hirſche, Tiger, Parther, Bären, Wölfe, Füchſe, und dieſe letztern Gattungen Thiere ſind vorzüglich auf der Seite der Kiurdiſtaniſchen Gebirge. Es giebt Straußen, Gänſe, wilde Enten, Kraniche, Rebhüner, Haſelhüner, Waſſerhüner, nebſt manchen Geſangvögeln, Bienen, und in den Flüſſen überflüßige Fiſche. Ob es ſchon hin und wieder ſattſame Bewäſſerung hat, ſo verdienen doch die zwey Hauptflüſſe, welche das Land

ſeiner

einer Länge nach durchwäſſern, einer kleinen Anzeige, und dieſe ſind, wie oben geſagt, der Euphrat und Tigris. Vom Urſprunge des erſtern, iſt ſchon beym Gouvernement Arzerum gedacht worden, er nimmt aber hier eine Menge kleiner und groſſer Flüſſe und Kanäle auf, bis er ſich in verſchiedene Arme zertheilt, und endlich ſich mit dem Tiger vereiniget. Ein gleiches thut der Tigris, er nimmt viele Flüſſe in ſeinem Laufe auf, beſonders den Fluß Diala, der ſeiner Stärke merkliches Wachsthum giebt, und nur im Sommer benimmt ihm theils die Wärme, theils die ſich aus ihm ergießenden Flüſſe, viel von ſeiner Größe, und dann iſt es auch ſchwer auf ihm zu ſchiffen, ſo wie überhaupt dieſe Schifffahrt manche Beſchwerlichkeiten hat, da ihr häufige Krümmungen, Inſeln und ſteinichte Sandbänke, manches Hinderniß in den Weg legen, auch vorzüglich mehr auf Flößen den Strohm abwärts, mit am Boden angebrachten Schläuchen voll Wind, geſchifft wird, um den ſeichtern Gegenden zu entkommen. Beyde Flüſſe aber treten im Winter, wiewohl nicht alle Jahre, ſehr ſtark aus, überſtröhmen das nächſt anliegende Land, nehmen verſchiedene Flüſſe mit ſich fort, bilden hie und da Inſeln, vereinigen ſich endlich wieder, und gehen alsdann in einem Strohme nach Basra, von da ſie ſich in dem perſiſchen Meerbuſen ergießen. An dieſen Ströhmen und ihren Armen, ziehen Araber, als die alten Einwohner dieſes Landes, umher, und ihre immer abwechſelnden Wohnplätze erlauben ihnen auch keine andre Wohnungen als Zelte, ſo mit dicken Tuche von ſchwarzen Ziegenhaaren, (wie ihrer ſchon oben gedacht worden,) bedeckt ſind. Sie kennen weder Künſte, noch mögen ſie dieſelben kennen, ſondern leben von der Viehzucht und tauſchen in benachbarten Gegenden, wo Korn wächſt, Brod ein.

ein. Alles iſt bey ihnen ihren erſten Sitten getreu; ſie haben über jedes Lager oder Stamm, ein Oberhaupt, welches ſie mit unterſtütztem Rath ihrer älteſten Männer regieret. Schatzungen kennen ſie nicht, ſo wenig als Putz und Kultivirung. Die Männer kleiden ſich gemeiniglich in einem Mantel, worunter ſie meiſt ein Hemde tragen. Die Frauen hingegen ſind mit großen violetfarbenen Hemden bekleidet, über welche ſie, wenn es kalt iſt, ein Oberkleid ohne Ermel, Aba genannt, anziehen. Ohnſtreitig glauben ſie ihren Putz und ihre Reize am meiſten zu erhöhen, wenn ſie ſich an den Armen und andern bloßen Theilen des Leibes, mit einer violet- oder dunkelbraunen Farbe, beſtreichen, und Ringe aus Gold und Silber, ſo im Durchſchnitt drey Finger breit ſind, ſich an die Naſe hängen. Ihre Religionsbegriffe entſprechen ihrem rohen Zuſtande, ſie bekennen ſich zu dem juniſchen Mohamedismus, werden aber auch ſelbſt von den eigentlichen Arabern, ihrer Unwiſſenheit und Dummheit wegen nicht geachtet.

Bagdad. Bagdad, der ehemalige Sitz des abbaſiſchen Khalifen, iſt heutiges Tages die Hauptſtadt von Irak-Arabe: die Stadt liegt an dem öſtlichen Ufer des Tigers, längſt welchem ſie ſich ohngefähr zwey Meilen weit erſtreckt. Sie iſt länger als breit, und mit einer Mauer von theils getrockneten, theils gebrannten Backſteinen umgeben, woraus auch ihre Häuſer gebauet ſind, und meiſt flache Dächer haben, um im Sommer wegen der außerordentlichen Hitze, darauf zu ſchlafen.. Auch iſt ſie mit Außenwerken und einem ſehr breiten Graben befeſtiget, den man ablaſſen und wieder mit dem Tiger anlaſſen kann. Es ſind vier große Thore daſelbſt, an deren einem die Brücke ſich befindet, ſo auf Schiffe gebauet iſt, weil

weil der Strom in ſeinem gewöhnlichen Laufe breit, tief und reißend wird, auch zur Zeit des Wachsthums ſehr anſchwillt. Ihre Vorſtädte ſind mit der Stadt zuſammenhängend, und ihre Mauern haben einen Umfang von 1203 gemeinen Ellen, und ſind mit 163 Thürmen oder Baſtionen beſetzt. Das Schloß in der Stadt hat einen guten Graben, und erſtreckt ſich vom Tiger bis an das Thor Imam-Azem, worin Janitſcharen zur Beſatzung liegen. Das Serai des Paſcha ſteht zum Theil auf der Mauer, die am Strome liegt, prangt als ein herrlicher Pallaſt mit den ſchönſten Gärten, voll der reizendſten Fruchtbäume und Spaziergänge; und, um ein Beyſpiel anzuführen, worin man ſowohl den Reichthum, als die Verſchwendung eines Khalifen beyſammen findet, nennen wir nur das Baumhaus, welches der Khalif erbauen laſſen. Es iſt dieſes ein weitläuftiges Gebäude, voll groſſer Säle und Gärten, wo in der Mitte des einen Saals, ſich ein großes Waſſerbecken befand, in welchem man einen goldenen und ſilbernen Baum, mit achtzehn großen Aeſten ſahe, aus welchen wieder eine noch größere Anzahl kleinere entſprangen, die mit allen Arten von Edelſteinen ſtatt der Früchte beſetzt waren. Auf dieſen Aeſten befanden ſich funfzehn Figuren von Edelleuten, und eine gleiche Anzahl zur Linken des Waſſerbeckens auf dem Boden. Alle dieſe Figuren, welche in Seide, Goldbrokat gekleidet, auch mit Säbel und Wurfſpieſſen bewaffnet waren, konnten ſich durch ein künſtliches Maſchinenwerk bewegen, und bey jeder Bewegung der auf den Baum ſtehenden Figuren, geſchahe von den Untern, ein gleiches. Die Stadt iſt ſehr volkreich, (unter dem Paſcha ſtehen gemeiniglich zwölftauſend Mann Miliz,) und treibt wegen der Nachbarſchaft von Baſra, großen Handel, und faſt

nirgends ſind die Lebensmittel wohlfeiler als hier; weil ihr Boden ungemein gute Datteln, Zitronen, Pomeranzen, Reiß, Getraide u. dgl. hervorbringt, zwar nicht in allzu großer Menge, ſo daß Getraide, Reiß und Früchte von andern Orten hergebracht werden müſſen. Man theilt die Einwohner ein, in Moslemim, in Anhänger des Ali, welche letztere ſpottweiſe Ketzer genannt werden, außerdem aber in Armenier, occidentaliſche Chriſten und Jacobiten. Auch hat die hieſige römiſchkatholiſche Miſſion ſchon viele zur chriſtlichen Kirche gebracht, zu welchem Ende ſich auch ein Biſchof, Capuciner- und Carmelitermönche hier aufhalten. Auch Juden befinden ſich in der Stadt.

Der eigentliche Sinn des Wortes Bataih zeigt einen Moraſt an, und es giebt auch deswegen zwey Landſchaften, ſo dieſen Namen führen. Die erſte heißt Bataih von Waſit und Baſra, woſelbſt ein Arm des Tigers das Land überſchwemmt und große Moräſte bildet. Wie man behauptet, ſollen ſich dieſe Ueberſchwemmungen das erſtemal beym Anfange der mohämedaniſchen Religion, zu der Zeit, als die Perſer von den Arabern ſind angegriffen worden, ereignet haben, auch findet man mitten in dieſen Moräſten an verſchiedenen Orten, Flecken und Dörfer. Die Hauptſtadt von dieſer Landſchaft nennt ſich Diamide, und ihre Einwohner, welche aus Chaldäern und Sabiern beſtehen, haben einerley Religion, welche ſie für des Seths Religion ausgeben, vermuthlich um ihrem Alter, Ehrfurcht zu verſchaffen. Der zweyte Bezirk iſt Badaih von Kioufa. Dieſe Moräſte entſtehen durch das Gewäſſer des Euphrats, und werden von Arabern bewohnet, welche meiſt in den Gerücht der Räuberey ſtehen, auch nicht ſelten die Reiſenden um-

umbringen. Uebrigens befinden ſich zu Bagdad eine Menge Moſcheen, Bäder und andre öffentliche Gebäude, und auf vielen Seitenſſenken ſich Minarets herab, welche das Anſehen haben, als wollten ſie herabſtürzen; auch hält dies das gemeine Volk für etwas wunderbares, und behauptet, ſie hätten ſich geneigt, um Mecca und die übrigen bey den Mohämedanern heilig gehaltenen Orte zu grüßen. Obſchon an und längſt dem Fluß Euphrat verſchiedene kleine Orte und Dörfer ſich befinden, ſo ſind ſie doch alle ſehr unbeträchtlich, und außer Babel und Hilla verdienen die übrigen keiner Erwähnung. Babel. Die erſte war nur ehemals groß und weltberühmt, jetzt aber kaum ihrer Lage nach recht bekannt. Man findet hieſelbſt, mitten in einer wüſten Ebene, nicht weit vom Euphrat, einen viereckigten hohen Steinhaufen, faſt 1154 Schritte im Umfange, die theils aus ſehr großen in der Sonne gedörreten Steinen, theils in ordentlichen Backſteinen beſtehen. Sollten auch dieſe ungeheure Steinmaſſen nicht Ueberreſte jenes Wunders der Welt, des babyloniſchen Thurmes ſeyn, ſo ſind ſie doch wenigſtens Ueberreſte ehedem hieſelbſt gelebter Einwohner, die im Stande waren, große Werke aufzuführen. Die andre Stadt Hilla, ſo nicht weit von dieſem Hilla. Steinhaufen entfernt iſt, ſcheint, als habe ſie ſich aus den Trümmern der erſtern erhoben. Sie iſt ziemlich groß, hat ein kleines Kaſtell, und die erſtaunliche Anzahl Palmbäume, giebt ihrer Lage die Geſtalt eines Waldes, und ihre Einwohner verfertigen wollene Gürtel, ſeidene Schleyer, ſchöne Pferdezäume, Fayance und dergl.

Einen Theil des beſchriebenen Irak-Arabe Das Gouv. Baſra. macht das folgende Gouvernement Baſra aus; es gränzt gegen Norden und Weſten an Bagdad,

gegen Süden an das Land Lahſa, gegen Oſten an den perſiſchen Meerbuſen. Hier werden die vereinigten Flüſſe des Tigris und Euphrats, zuſammen der Fluß Schartelarab genannt, und an deſſen beyden Seiten liegt dieſes ſehr niedrige Land, welches der Ueberſchwemmung noch viel häufiger ausgeſetzt ſeyn würde, wenn nicht durch Teichen dieſem Uebel einigermaßen Einhalt gethan würde, doch aber reißen auch dieſe oft dergeſtalt aus, daß ſie große Verwüſtungen anrichten, und die ſonſt von Natur ergiebigen Felder ſehr verderben. Es leidet dieſe Provinz zwar an nichts, in Abſicht natürlicher Produkte, Mangel, aber im Ueberfluß erzeuget man hier Dattelbäume, aus welchem Ueberfluß aber auch die Einwohner den beſten Nutzen ziehen. Theils dient ihnen das Holz zu Balken und Bretern, auch Brennholz und andern Geräthen: die Blätter geben Säcke und Körbe: der Kern iſt geſtoßen eine Speiſe der Kamele, und ohne daß ſie der Menſchen meiſte Nahrung ausmachen, werden ſie in großer Menge ausgeführet. Zwar iſt die Sonnenhitze hier äußerſt drückend, Regen, Schnee und Kälte, faſt fremde Erſcheinungen, tödtende Peſt eins der größten Uebel, und doch ſoll die Luft zu Baſra ſtets gut und rein, und nur dann bösartig werden, wenn die faulen Dünſte aus der Wüſte hieher getrieben werden, nachdem dieſelbe überſchwemmt geweſen iſt. Auch der berüchtigte Wind Samum ſoll hier zuweilen wehen, und nach einiger Berichte im Jahr 1665 im Monat Julius zu Baſra 4000 Menſchen getödtet haben. Dieſen Diſtrict haben die Türken den Arabern entriſſen, und ſeit 1666 zu einem Gouvernement gemacht, dem ein Paſcha vorgeſetzt iſt, der jährlich gegen 50 bis 800000 Thaler einziehet, und deſſen Würde faſt erblich iſt, da der Hof zu Konſtantinopel oft ſeinen

Söhnen

Söhnen dieſen Rang angewieſen hat. Die Hauptſtadt liegt in einer zu der Wüſte gehörigen Ebene, eine halbe Meile von dem weſtlichen Ufer des Fluſſes, mit dem ſie durch einen breiten und ſchiffbaren Kanal verbunden iſt, aus dem zur Bewäſſerung der Stadt viele andre abgeleitet werden. Der Umfang ihrer Mauern iſt aber nicht der Umfang der Stadt, ſondern ſie befaſſen auch viele Gärten und Ländereyen. Die Luft iſt rein, die Gebäude in der Stadt ſchlecht, und nur die großen Unruhen in neuern Zeiten, ſo in Perſien entſtanden, haben Baſra erhoben. Der ziemlich anſehnlichen Handlung wegen kommen Araber, Türken, Perſer, Armenier, Griechen, Juden und Indianer hieher, und die Holländer, Franzoſen und Engelländer haben hieſelbſt ihre Konſuls. Alle aus Indien kommende Waaren haben hier ihre Niederlage, und die zur Rückkehr dienenden und hier erzeugten Waaren ſind Kupfer, aus Perſien Getraide, Datteln, Wein, Roſenwaſſer, trockne Früchte u. ſ. w. und dies iſt es auch alles, was über Baſra erhebliches geſagt werden kann.

Zwiſchen den beyden Flüſſen Euphrat und Tigris liegt Al-Dſchezira, oder wie es in der griechiſchen Benennung Meſopotamien genannt wird, eine Landſchaft, welche die Araber in vier Landſchaften oder Quartiere abgetheilet, und drey von ihnen von den Stämmen, ſo ſich daſelbſt niedergelaſſen, benennt haben. Dieſer vierte Theil hat den Namen Al-Dſchezira im eigentlichſten Verſtande, wird auch von ſeiner Hauptſtadt Moſul genennet. In Abſicht der geographiſchen Nachrichten iſt folgendes noch anzumerken, daß dieſe Landſchaft in ihrem nördlichen Theile das Gebirge Taurus hat, welches in den Gegenden, wohin es

Al-Dſchezira, oder Meſopotamien.

ſich erſtreckt, von den Anwohnern unterſchiedene Namen empfängt. Dieſe Bergkette wechſelt jedoch auch mit ungeheuern Ebenen ab, welche aber unfruchtbar und nur den öden Wüſten der Araber ähnlich ſind. Selbſt Bäume, (Süßholz ausgenommen) oder trinkbare Waſſer ſind nicht einmal vorhanden, ſo daß alle Reiſenden ſich an den Fluß Euphrat und Tiger halten müſſen, ſo unſicher auch der Weg durch Räuber immer gemacht wird. Eine andre Bergkette, das Gebirge Hamre genannt, fängt jenſeits des Euphrats an, läßt den Fluß hindurch, erſtreckt ſich längſt der Wüſte von Dſchezira bis an den Tiger Bagdad gegen über, und geht durch die bagdadiſche Wüſte, bis es ſich endlich am perſiſchen Meerbuſen endiget. Unfruchtbar, aber nicht hoch ſind dieſe Berge, und enthalten nichts, als etliche bey Moſul, ein ſchwärzliches Metall, welches wie Wachslicht brennet, und von den Eingebornen dieſer Gegend, mineraliſche Mumie genannt wird. Auch hier wehet der ſchon angeführte Samum oder tödtende Wind, und das vorzüglich in den heißen Sommermonaten Junius, Julius und Auguſt. Weil in dieſen Gegenden ein großer Ueberfluß an Schwefeldünſten zu finden iſt, ſo ſoll er ſich aus ihnen erzeugen, jeden, der ihn einziehet, halb raſend tödten, ja ſogar der Dinte ähnlich, ſchwärzen, und das Fleiſch am Körper zum abfallen lockern. Das einzige Mittel, wodurch ſich die Araber zu ſichern ſuchen, iſt, ſie werfen ſich mit dem Angeſicht auf die Erde. Doch wir werden bey Perſien und Arabien ſeine Würkungen näher beſchreiben, und fügen nur noch hinzu, daß in den Wüſten dieſer Landſchaft Dſchezira ſich ebenfalls die den Reiſenden ſo nachtheiligen Räuber aufhalten, deren ganzes Gewerbe in wenigen Landbau und deſto häufigern Raube beſtehet.

Eben

Eben ſo liegt auf beyden Seiten des Tigers das Gouvernement Diarbekir, welches bey einer geſunden Luft auch das für ſeinen Nachbarn voraus hat, daß ſich die Fruchtbarkeit des Bodens durch Korn, Tabak, Baumwolle, Seide, Oliven, Reiß und dgl. unterſcheidet; ſo wie es anſehnliche Viehweiden und auf ihnen Ochſen, Kühe, Schafe, Kamele, Eſel, Tyger, Füchſe, Haſen, nebſt andern zahmen und wilden Geflügel giebet. In der Provinz zeichnet ſich ebenfalls unter den übrigen Oertern, die Hauptſtadt Diarbekir, als eine große, reiche, wohlbefeſtigte und der Handlung bequeme Stadt am Tigerfluß aus. Sie iſt mit einer doppelten Mauer umgeben, davon die innere 62 Thürme und 3 Thore hat, iſt übrigens der Siz des Beglerbegs, und wird von ſehr vielen Chriſten bewohnet, welche einen ſehr ſchönen Saffian und Korduan bereiten helfen. Noch ſind in dieſer Landſchaft einige Stunden oder Tagereiſen verſchiedene kleinere Oerter, oft große Wüſten, oder Dörfer, die aber keiner Anzeige verdienen; ſo wie das folgende Gouvernement Urfa meiſt aus großen Wüſten beſtehet, wo außer herumſtreifenden Kiurden viele Tagereiſen lang kein Dorf anzutreffen iſt, und nur die Stadt Urfa iſt einer Anzeige werth, weil ſie theils der Siz eines Paſcha, dabey auch die Hauptſtadt der Provinz, theils auch eine ziemlich große und mit Mauern umgebene Stadt iſt. Ehe wir alſo uns nach Syrien wenden, gedenken wir nur noch des oben ſchon angezeigten und hier im eigentlichſten Sinn genommenen Gouvernements Moſul. Zu Eski=Moſul, (oder Alt-Moſul, und wie die Einwohner behaupten, dem Ort, wo die große Stadt Ninive geſtanden haben ſoll) am Tigerfluß, ſiehet man nichts als Steinhaufen, und auf den Ebenen in einiger Entfernung von den Ruinen einen Bogen, welcher

Das Gouv. Diarbekir u. Urfa.

Diarbekir.

Urfa.

Das Gouv. Moſul.

welcher das Vordertheil eines Tempels, oder großen Palaſtes geweſen ſeyn mag. Der Ausſage der Einwohner zufolge, ſoll Ninive 60000 Meilen im Umfange gehabt haben, und ſey im Jahr 1073 nach der Sündfluth erbaut worden, ja ſie zeigen in ihrer Nachbarſchaft auch noch den Ort, den der Prophet Jonas bewohnt haben ſoll, dem zu Ehren ſie eine Kapelle errichtet haben, welche von ihnen mit vieler Andacht beſucht wird. Moſul iſt die Hauptſtadt der ganzen Landſchaft Dſchezira, und vorzüglich des Gouvernements Moſul; ſie liegt am weſtlichen Ufer des Tigers in einer ebenen Gegend, hat Mauern, Gräben und auf der Flußſeite einen Wall. Im Frühlinge, als der beſten Jahreszeit für dieſes Land, hat man daſelbſt eine ziemlich gute Luft, im Sommer aber iſt die Hitze ſehr groß, die Kälte im Winter ſtrenge. Die Stadt iſt reich, und hat tapfere Einwohner. Man treibt einen beträchtlichen Handel, beſonders mit ſchwarzen und weißen Kattunen, welche hieſelbſt verfertiget werden. Auch indianiſche Waaren verkauft man hier, und über Haleb bekömmt man Tücher und andere europäiſche Kaufmannsgüter. Endlich liegt vier Tagereiſen von hier noch Kierkiouk in einer Ebene, ſie hat Mauern und ein feſtes Kaſtell auf einer ſteilen Anhöhe, an deren Fuß ein Bach fließt. Sie iſt die Hauptſtadt des Bezirkes Chehrezour, und der Sitz eines Paſcha. Ohngefähr zwey Stunden davon iſt ein Hügel, wo nach dem Berichte der Landesbewohner, wenn man auf dem Gipfel nur ein wenig tief gräbt, eine Materie gefunden wird, die ſich in der Luft dermaßen entzündet, daß ſogar Waſſer dabey zum kochen gebracht werden kann; die Flamme verlöſcht aber ſogleich, wenn man ſie mit Erde bedecket. Ingleichen nicht weit davon finden ſich 3 Naftaquellen, welche einen Bach bilden. Wirft man

Moſul.

Kierkiouk.

in dieſem Quell brennende Baumwolle, oder Stücke von angezündeter Leinwand, ſo folgt ein lautes, ſchreckliches Getöſe: Anfangs fährt nur eine Flamme heraus, welche ſehr hoch ſteiget, hernach bleibt die Quelle mit Rauch bedeckt, bis die Materie ganz verzehret iſt, worauf das Feuer verlöſchet. Auch fließt nahe dabey eine andre Quelle, aus der ſich ein Harz auf die Ebene verbreitet, von welchem ſich, wenn man unvorſichtig darüber gehen will, niemand loszumachen im Stande iſt.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt die Landſchaft Syrien, bey den morgenländiſchen Völkern Soriſtan, aus dem Namen Aſſyrien entſtanden, und begreift den Strich Landes hinten am mittelländiſchen Meer, welcher ehemals Syrien, Phönicien und Paläſtina, oder das gelobte Land ausmachte, und gegen Morgen an den Euphrat, gegen Mitternacht an Natloien, gegen Abend an das mittelländiſche Meer und gegen Mittag an Arabien gränzet, deſſen Länge 50 und die Breite 80 deutſche Meilen beträgt, heutiges Tages aber in drey Gouvernements eingetheilet, und nach deren vornehmſten Städten auch nach ihren Namen Haleb, Tarablüs und Damaſchk, mit Einſchluß Paläſtina, genannt wird. Jedes dieſer drey Gouvernements wird in ſeiner beſondern Abweichung wieder vorkommen, und deswegen wollen wir hier nur eine kurze allgemeine Ueberſicht liefern. Zuförderſt hat Syrien längſt der Küſte eine Reihe hoher Berge, welche mit Pflanzen, Stauden und Bäumen bewachſen ſind, und von dieſen kommen viele Bäche und Flüſſe, welche den hinter ihnen liegenden Ebenen eine gute Bewäſſerung verſchaffen. Dieſe werden wieder gegen Oſten von dürren unfruchtbaren Hügeln eingeſchloſſen, hinter welchen wieder Ebenen folgen, die

Die Provinz Syrien oder Soriſtan.

die noch fruchtbar genug ſind, ob ſie ſchon kein anderes Waſſer haben, als das, ſo im Winter durch den Regen auf ſie fällt. Nach dieſer Abwechſelung von Felſen und Ebenen folgt eine weite unüberſehbare Ebene, die auch das wüſte Arabien genannt wird, und ſich bis Basra erſtrecket. Auch iſt der Fluß Orontes nur der einzige, welcher in das mittelländiſche Meer fließt, auch dann noch nicht von ſehr viel Bedeutung, ob er ſchon bey ſeinem Lauf mit Bächen und Seen bey Antiochien vermehrt wird. Im ganzen iſt die Luft ohne Nebel, gemäßigt, doch im Sommer ſehr heiß, ſelten aber im Winter ſo kalt, daß es Eis gefrieren ſollte, einen Menſchen zu tragen. Alle Früchte ſowohl, als Gartengewächſe und Blumen kommen zeitig und ſchön fort, ihre Früchte aber beſtehen unter andern aus allerley Gattungen von Getraide, gutem Wein, Baumwolle, Oliven, Mandeln, und allerhand Gewürze. Da auch hier die heißen Winde Uebel verbreiten, ſo ſucht man ſich an vielen Orten, beſonders in Städten, bey verſchloſſenen Thüren zu ſichern, zumal ſie auch ſelten länger als 4 bis 5 Tage anhalten, und lange nicht ſo tödtend, als in der Wüſte Sumiel ſind. Um Antiochien und an der Küſte von Syrien giebt es etwas Haferfeld, bis Haleb aber findet man nichts davon, ſondern ſie füttern ihre Pferde mit Gerſten. Ihre Erndten fangen ſich ſchon im Monat May an, weil in ſpätern Monaten die Sonnenhitze die Säfte ausbrennet. Um Haleb baut man Tabak, tiefer im Lande wird er noch häufiger gebauet und ſtarker Handel damit nach Aegypten getrieben. Sie bereiten von Roſinen und Anisſaamen ein ſtarkes Waſſer, ſo Arak genannt wird, deſſen ſich Chriſten und Juden, nur Türken nicht bedienen, weil alles ſtarke Getränke nach ihrer Religion verboten iſt. Früchte wachſen häufig

häufig, aber ſchlecht, eben ſo giebt es auch keine Erze, und nur bey Antiochien findet man einige Granatſteine. Des Hornviehes iſt wenig in Syrien, aber der Büffelochſen deſto mehr, deren man ſich der Milch wegen bedienet, und der Ochſen, um nach alter Art das Korn auszudreſchen, nur nicht in Haleb. Dafür giebt es zwey Arten Schafe: die einen werden Beduin genannt, und kommen den engliſchen ganz gleich, nur daß ſie dicke Schwänze haben; der andern Art ſind mehr, und haben ſo ungeheure Fettklumpen oder Schwänze hinter ſich ſchleppen, die nicht ſelten gegen 50 Pfund wiegen. Es giebt ferner eine Art Ziegen mit großen, oft einen Fuß langen und breiten Ohren. So auch zwey Arten Gemſe, deren eine Gattung ſich auf den Bergen aufhält, und ſchön von Farbe, die andern in Thälern, ſchnell, aber nicht ſo ſchön ſind. Auch giebt es viele Arten Kamele, welche ihren beſchwerlichen Reiſen durch Wüſten ſehr zu ſtatten kommen, da ein ſolches Thier im Nothfall 15 Tage ohne Waſſer leben, und 5 bis 800 Pfund tragen kann. Eine andre Gattung Kamele wird Dromedar genannt, dies aber iſt nichts weiter, als eine hohe Art arabiſcher Kameele, ſo nur ſchön von Bau und flüchtig iſt. Die dritte Art hat zwey Höcker auf dem Rücken, iſt aber außer den Karavanen ſelten zu ſehen, und wird in Perſien gezogen. Pferde ſind hier ſehr ausgeartet und der Türken ihre ausgenommen, nicht von gutem Anſehen. Auch hält ſich hier ein im Hunger gefährliches Thier, Vielfraß genannt, auf, weil es im Nothfall auch Menſchen verzehret; aber eine Art Schlangen giebt es dafür, welche die Menſchen fliehen und unſchädlich ſind, doch giebt es auch anderes Ungeziefer, beſonders verwüſten die Heuſchrecken gewaltig, und doch werden ſie friſch und eingeſalzen eine Speiſe der

Ein-

Eingebornen. Nebſt Bienen und Seidenwürmern findet man alle Arten der Vögel, unter denen man ſich beſonders der Tauben ehedem bedienet haben ſoll, um ſie abzurichten, Briefe zu tragen, daher ſie auch Botentauben genannt wurden. Auch die Falkenjagd iſt gewöhnlich, und würde es bey Schießgewehr noch mehr ſeyn. Endlich iſt auch nicht der mindeſte Mangel an Fiſchen zu finden, da ihre Gewäſſer, vorzüglich der Orontes, die angenehmſten Speiſen liefern. So leben in dieſer Provinz eine ſehr große Anzahl Menſchen vieler Nationen friedlich beyſammen, und dies vorzüglich Türken, Chriſten und Juden, unter den Chriſten man theils Griechen, Armenier, Maronitten verſtehet, ingleichen Araber, Kiurden, Turkomannen, Ruſchowanen und Tſchinganen: die letztern oder Zigeuner wohnen in Zelten, oder in Hölen unter der Erde. Alle ſind geſunde ſtarke Leute, die ſehr oft ein hohes Alter erreichen. Von den geringern Leuten ſagt man zwar, ihre Lebensart beſtünde in einer erzwungenen Ernſthaftigkeit, die mit Verſtellung vermiſcht wäre, wiewohl man ſehr ſelten Zänkereyen unter ihnen antrifft. Ihre Hauptvergnügungen ſind in den Städten Muſik und Schachſpiel, ſo wie faſt jedes Spiel, Taſchenſpiel nicht ausgenommen, allein für den Tanz ſind ſie wenig; bey ihren Feyerlichkeiten aber bedienen ſie ſich der Kämpfer, welche mit entblößten Körpern, ſo mit Oel beſtrichen ſind, ihre Kräfte üben. Auch leben ſie ſehr einfach. Ihr Brod beſtehet meiſt in Waizenkuchen, die oft ſehr ſchlecht gebacken ſind, und in Ermangelung des Holzes oft bey Kuh- oder anderm Miſte gedörret werden. Unter dem Getränke iſt Kaffee ihr liebſtes, der nebſt Tabakrauchen die geſellſchaftlichen Unterhaltungen ausmachet, welches ſelbſt das weibliche Geſchlecht nicht verſaget; und noch ſind ſie nicht

mit Weichlichkeit vergiftet, denn außer höchſtens Sänften auf Maulthieren weiß man hier nichts von Verſchwendung und Equipagen. Die Hauptſtadt iſt Haleb, oder Aleppo, eine ſchöne, große, wohlbevölkerte und auf vier Bergen erbauete Stadt, auf deren höchſten Gipfel ein Kaſtell ſtehet, das mitten in der Stadt lieget. Sie iſt nicht nur eine berühmte Handelsſtadt, wovon der Hafen Scanderona drey Tagereiſen entfernt liegt, ſondern ſie wird auch nächſt Konſtantinopel und Cairo für die reichſte Stadt im türkiſchen Reiche gehalten. Die Vorſtädte werden meiſt von Chriſten bewohnet, und die Griechen haben einen Erzbiſchof, ingleichen die Jacobiten und Armenier einen Biſchof, auch Maroniten halten ſich hier auf und die Katholiſchen beſitzen drey Kirchen. So wenig ſich die Anzahl der ſämmtlichen Einwohner mit Zuverläßigkeit beſtimmen läßt, ſo irrt man doch auch nicht, wenn man ihre Zahl auf 235000 Seelen ſetzet, worunter 200000 Türken, 20000 Griechen, 5000 Juden und ſo weiter in geringerer Anzahl die übrigen Religionspartheyen ſeyn mögen. Daß das Anſehen dieſer auf ſo vielen Anhöhen und ſich auf ſieben Meilen erſtreckenden Stadt prächtig und überraſchend ſeyn muß, iſt leicht zu erachten, obſchon ihre Gebäude und Straßen viel durch ihre morgenländiſche Bauart gegen die unſrigen verlieren müſſen. Die Häuſer ſind viereckigt und von Steinen, oben breit und mit Kalk bedecket, oder gepflaſtert. Ihre Decken ſind entweder ſchön bemalt, oder vergoldet, eben ſo die Thüren und Fenſter, wo zum öftern etliche Zeilen aus dem Koran, oder aus ihren Dichtern angeſchrieben ſind; allein ein ſo gutes Anſehen auch die Häuſer noch geben würden, ſoviel verlieren ſie nebſt den Straßen, da meiſt alle Fenſter in den Hof, der hinter der Hausmauer iſt, gehen, und alſo den

Haleb.

Straßen eine ſchlechte Geſtalt geben. Prächtig und ſchön ſind viele ihrer Moſcheen, derer ſich auf 100 hier befinden, und die oft aus chriſtlichen Kirchen gebaut worden ſind. Mitten auf dem freyen Platz vor jeder ſtehet ein Springbrunnen zum Abwaſchen, und bisweilen eine kleine Grotte, die auch in Häuſern anzutreffen ſind, wenigſtens niemals, ohne eine dabey befindliche Zypreſſe. Für die Reiſenden ſind gute Kanen oder Wirthshäuſer eingerichtet, woſelbſt ſie ihre Geſchäfte verrichten können, deſto kleiner und unbequemer ſind die Buden der Kaufleute, und ſeltſam iſt es, daß gemeiniglich alle Thüren mit Eiſen überzogen ſind, da doch die Schlöſſer aus Holz beſtehen, und mit Sonnenuntergang wird jede von den Buden geſchloſſen. In Abſicht der Policey iſt hier gewiß viel gethan, denn obgleich, wie geſagt, die Straſſen auch nicht ſo ſchön ins Augeſfallen, ſo ſind ſie doch wohlgepflaſtert und werden ſehr reinlich gehalten, ſo wie alle der Geſundheit nachtheilige Gewerbe, als Schlachthöfe, übelriechende Handwerker und dergl. nur in den Vorſtädten anzutreffen ſind. Auch hat die Stadt eine gute Waſſerleitung, denn obſchon faſt in jedem Hauſe ein Brunnen iſt, ſo kann es doch wegen ſeines bey ſich führenden Salzes nicht zum Trinken genutzt werden. Die Einwohner verfertigen vorzüglich ein geringes weißes Glas, welche Arbeit aber nur etliche Monate währet, weil der Sand dazu weit hergeholt werden muß; aber deſto mehr baumwollene und ſeidene Stoffe, und nirgends in den türkiſchen Landen beſſere Zelte als hier. Die hier lebenden Europäer ſind vornehmlich Franzoſen, Holländer, Engelländer und Venetianer, welche der Handlung wegen einen Konſul halten; nirgends aber äußern die Türken mehr Freundſchaft und gefälliges Betragen gegen Fremde als hier, und man vergißt gewiß dabey, daß man unter den

Tür-

Türken lebet. Die herrſchende Sprache iſt die arabiſche, wiewohl man auch türkiſch ſpricht; und der Gouverneur iſt ein Beglerbeg. An der Morgenſeite der Stadt befindet ſich eine große Ebene, welche etliche Meilen lang unfruchtbar iſt und ganz angemeſſen die Wüſte genannt wird. Gegen Mitternacht und Mittag auf 6 bis 7 Meilen weit, iſt der Boden eben und nicht ſteinigt, wie dies der Fall gegen Morgen und Südweſt iſt. An der Abendſeite iſt der ſchnelle Fluß Coice, an deſſen Ufer Gärten liegen, die aber ſehr unanſehnlich ſind, außer daß ſie gleichſam die meiſten Bäume, Meilenlanger Gegenden haben, und in den umliegenden Dörfern trifft man auch kein anderes Waſſer an, als Regenwaſſer, welches in Ciſternen aufbehalten wird. Endlich befindet ſich etwa 5 geographiſche Meilen von Haleb ein großes mit felſigten Hügeln umgebenes Thal, welches im Winter dadurch, daß man einen durchfließenden Bach aufhält, ganz unter Waſſer geſetzt wird, nach deſſen Ausdünſtung eine Salzrinde zurückbleibt, die an einigen Orten einen halben Zoll dick iſt, doch aber nicht die Schärfe des Meerſalzes mit ſich führet, der Ebene aber deswegen den Namen des Salzthales giebet.

Auf dem Wege nach Antiocha kömmt man zuerſt zu der eiſernen Brücke Dſchisrul-hadid genannt, welche auf 9 Bogen über den Fluß Orontes geſchlagen iſt, und zwar da, wo er das Gebirge Likiam theilet. Dieſe Brücke hat 2 Thürme und die Thore derſelben ſind mit Eiſenblech beſchlagen. Wenn man über dieſe Brücke und den Fluß iſt, ſo kömmt man bey den Trümmern der ehemaligen Stadt Antigonia vorbey, welche der ſyriſche König Antigonus erbauete, deſſen Ueberwinder Seleucus aber zerſtörte, und von deren Materialien die

Dſchisrul-hadid.

Antiochia. Stadt Antiochia aufführte. Sie liegt an dem Strom Aſc-Sou, mit dem Zunamen der Widerſpänſtige, weil er das Land nicht freywillig, ſondern durch Hülfe der Waſſerräder, welche es aus der Tiefe in die Höhe heben, bewäſſert. Freylich iſt ſie ihrem erſten Anſehen, als ſich die erſten Chriſtengemeinen in ihr bildeten, völlig unähnlich, aber dennoch iſt ſie bis auf den heutigen Tag eine ziemlich große und ſchöne Stadt. Sie liegt am Fuß eines hohen Berges, auf deſſen Gipfel man ein Kaſtell wahrnimmt. Es ſcheint aber, als ob Antiochien nicht mehr auf ſeinem alten Platz ſtände. Nach dem Bericht des türkiſchen Erdbeſchreibers befand ſich gegen Morgen eine von den Brücken dieſer Stadt, die Fiſcherbank genannt, ingleichen ein dem Saturno geheiligter Tempel, und ein andrer dem Gott Mars, mitten in der Stadt, der ſeitdem die Kirche der h. Jungfrau genannt worden iſt. Dieſer letztere hatte 40 eherne Thürme, ſeine Mauern waren mit Gold und Silber übermalet, und das Pflaſter von vielfarbigtem Marmor. Oliven, Weintrauben u. dgl. ſind in hieſiger Gegend ungemein vortrefflich, nur daß häufige Erdbeben dieſe Gegend ſehr oft verwüſtet haben. Ehe wir alſo dies Gouvernement verlaſſen, merken wir nur noch an, daß der türkiſche Kaiſer allezeit gegen 50000 Mann ſtreitbare Mannſchaft aus Haleb ziehet, und daß ihre Haupthandelſchaft in Seide, Kamelhaaren, Ziegenhaaren, Edelſteinen und Perlen beſtehet.

Das Gouv. Tarablüs. Gegen Abend vom mittelländiſchen Meer, gegen Mitternacht von Haleb, gegen Morgen von der ſyriſchen Wüſte und gegen Mittag vom Gouv. Damaſk umgeben, liegt das Gouv. Tarablüs, welches zuförderſt eine geſunde und temperirte Luft

hat.

hat. Der Erdboden trägt Korn, Wein, Feigen, Mandeln, Oliven, Datteln, Orangen ꝛc. an Thieren und Vögeln iſt kein Mangel, nur mit Skorpionen wird dies Land häufig geplagt. Hier wohnen zwey beſondere Völkerſchaften, und zwar die **Druſen** und **Maroniten**: die erſtern ſtammen von den lateiniſchen Chriſten her, wohnen um den Antilibanon herum, und ſind mit dem, was ihnen die Vorſicht giebt, zufrieden, dabey zwar ungelehrt, aber deſto redlicher und freundſchaftlich. Die letztern wohnen meiſt auf dem Gebirge Libanon, und ſind die geringſten und ärmſten Chriſten in der Levante, welche noch äußerſt ungelehrig ſind. Dieſe bekennen ſich zur römiſchen Kirche, der Druſen Religion aber iſt unbekannt: alles, was man von ihnen weiß, iſt, ſie ſind tapfere Krieger, und vermöge ihrer harten Natur auch geſchickt, die rauheſten und unangenehmen Gegenden der Gebirge zu ihren Wohnplätzen zn wählen. Dieſes erwähnte Gebirge **Libanon** hat ſeinen Namen von der Weiße ſeiner Gipfel, auf welchen zum Theil das ganze Jahr hindurch Schnee angetroffen wird, und mit dem ſogenannten **Antilibanon**, einem gegenüberliegenden Gebirge, gleiche Bewandniß hat. In alten Zeiten wurden die ſtärkſten Zederbäume von hier abgeholet, allein die Saracenen haben viel beygetragen, daß gegenwärtig nur noch das Andenken davon übrig iſt. Man würde ſich irren, wenn man ſich unter dieſen Gebirgen eine Kette unfruchtbarer Hügel denken wollte; vielmehr wächſt auf dem Libanon an verſchiedenen Orten Getraide, Baumöl, rother und weißer Wein von guter Art, Baumwolle, Seide, Honig, Wachs, Manna und Weihrauch. Ingleichen giebt es auf dieſen Gebirgen ſehr fette Hammel, wilde Thiere, als Schweine, Bären und Tiger, Adler u. dgl. Ein Theil von

Tarablûs, und zwar der, ſo zwiſchen dem mittelländiſchen Meer und dem Libanon liegt, gehört zu dem alten Phönicien, und wahrſcheinlich auch der Bedeutung des Wortes zufolge, mag es von der ehedem großen Menge der Palmbäume ſeinen Namen erhalten haben. Unter die merkwürdigſten

Tarablûs. Orte aber gehört die Stadt Tarablûs, welche die Europäer gemeiniglich Tripolis in Syrien nannten. Sie iſt ziemlich groß, mit einem anſehnlichen Kaſtell verſehen, hat geſunde Luft, aber ſchlechtes Waſſer, und wird von einem Paſcha regieret. Ihr Hafen am mittelländiſchen Meer iſt mit etlichen Thürmen beſchützt, allein die Schiffe, ſo einlaufen, können nicht bis an die Stadt kommen, ſondern legen ſich zwiſchen dem Strande und zwey kleinen Inſeln vor Anker. Die Einwohner der Stadt ſind Türken, Araber, Chriſten und Juden, und die gewöhnliche Sprache die arabiſche. Die Griechen ſind hier ſehr zahlreich, und haben einen Biſchof, ſo wie die Maroniten, ſo außerhalb der Stadt wohnen, auch eine Kirche, und die Katholiken ein Kapuzinerkloſter haben. Der beträchtlichſte Zweig ihrer Handlung beſtehet inſonderheit in roher Seide und Baumwolle, weswegen auch verſchiedene europäiſche Nationen hier ihre Konſuls haben. In den umliegenden Gärten, ſo zum Theil ſchön ſind, trifft man vorzüglich viel Fruchtbäume, und vornehmlich Pfirſichen an, welche aber den Franken oder Europäern natürlich zuwider ſind, daher ſie auch in der türkiſchen Mundart Frankentödter genannt werden. Sowohl gegen Süden an der Seeküſte, als gegen Norden, erſtrecken ſich Reihen von Hügeln, welche mit großen Ebenen, Städten und Dörfern

Keftern. abwechſeln, als z. B. Keftern, ein anmuthiger Flecken, gegen Mittag nach Jeruſalem hin. Dieſer iſt mit Ebenen und Kornfeldern umgeben, und mit

ſoviel

ſoviel Tauben angefüllt, daß man mehr Taubenhö- len, als Wohnhäuſer zählet. Zwiſchen den Bergen ſind auch verſchiedene Ueberreſte alter Gebäude, welche der Vermuthung nach, Mönchsklöſter geweſen ſeyn mögen. Gegen Abend über die Hügel führt der Weg nach einem Dorfe, und zwar unter ſo man- nigfaltigen reizenden Naturſcenen zwiſchen Bächen, Thälern, Höhen, Wieſen, Wildniſſen, Bäumen, Kräutern und Ebenen, welche den Reiſenden we- nigſtens für den armſeligen Anblick im Dorfe Belullia entſchädiget, welches nur von wenig Chriſten bewohnt, aller Achtung entgehen würde, wenn ſich nicht hier eine Kirche auf einer unwegſa- men Höhe befände, die wohl die einzige iſt, wo man unter einer beyſpielloſen Armuth doch eben ſo feyerlich dem Unendlichen zu gefallen ſucht. Dieſe Kirche iſt ein ſehr unſauberes Behältniß von ohngefähr 4 bis 5 Meßruthen ins Gevierte. Der Fußboden beſtehet aus einem unebenen Pflaſter, und die Decke aus etlichen mit Reißig belegten ungehauenen Balken. Der Altar iſt von Erde gebauet, und oben auf der Fläche deſſelben ſind Schieferſteine und Scherben, welche ihm das Anſehen eines Tiſches geben. Es befindet ſich daſelbſt ein kleines Kreuz von zwey in der Mitte zuſammengenagelten Latten, und auf jeder Seite ſind zwey oder drey alte Schilderungen, welche die h. Jungfrau, ihren Sohn u. dgl. vor- ſtellen. Dieſes ſind Geſchenke etlicher reiſenden Mönche geweſen. Neben einem Brete, welches auf einer Pfoſte ruhet, und ſtatt eines Pultes die- net, iſt ein Loch durch die Mauer gebrochen, um dem Vorleſer Licht zu geben; bey aller der Armuth aber nähern ſie ſich dieſem Orte mit der tiefſten Ehrfurcht.

Belullia.

Ferner gegen Norden von Tarablûs liegt Ladikia, oder Laodicea, eine Stadt in einer Ebene an der See, mit einem Hafen, bey deſſen Einfahrt an der Nordſeite ein Kaſtell auf einer Inſel iſt. Der Handel, ſo hier getrieben wird, beſtehet in Anſehung der Ausfuhre in Baumwolle und Seide, in Anſehung der Einfuhre aber in Tabak, Reiß und Kaffee. Die größte Anzahl der Einwohner ſind Griechen, welche auch einen Biſchof haben, und neben dieſen wohnen auch etwan 30 Familien Cyprioten, welche eine beſondre Gegend der Stadt einnehmen. Hätte die Stadt nicht ſoviel durch Erdbeben gelitten, ſo würde ſie anſehnlicher ſeyn, denn Natur und Fruchtbarkeit hat alles gethan, ſie zu verſchönern. Auf den Hügeln gegen Morgen ſind vortreffliche Weinberge, und in dieſer Gegend hat man eine beſondre Art Schafe, welche 4 Hörner tragen. Dieſes Laodicea aber iſt nicht jenes im Alterthum ſo berühmte, und vermuthlich am Fuße des Berges Libanon gelegene, deſſen Spur kaum mehr ſichtbar iſt. Alles iſt dort öde und wüſte, weder Häuſer, noch Kirchen, noch Moſcheen, ſondern Raubthiere ſind die Bewohner dieſes Ortes, der an den allgemeinen Unglücksfällen dieſes Welttheils auch ſeinen Antheil gehabt hat. Von Ladikia längſt der See liegt ein ebenfalls ſchlechter Ort, Jebilea, und nur durch das Grabmal des Sultan Ibrahim bekannt. Auf ſeinem Grabe ſteht ein großer, hölzerner Kaſten, mit einer Decke von gemalter, indianiſcher Leinwand, die überall bis an den Boden reicht, und rund um denſelben hängen große Knäule von Stricken, als eine Zierrath, welche die Türken ihren Todten erweiſen. In dieſer Gegend giebt es eine Art Leute, welche Noceres genannt werden, die eigentlich gar keine Religion haben, ſon-

Ladikia.

Jebilea.

ſondern allezeit ſich zu der Religion derer bekennen, die gerade unter ihnen ſind, ſie ſind unter Juden, Chriſten, Türken allezeit das, was der Name andeutet.

Die Gegend nach Tripoli iſt ausnehmend fruchtbar und mit vielen Strömen gewäſſert. Sie liegt etwa anderthalb Stunden von der See, und hat zwey Hügel, wovon der eine gegen Morgen, der andre gegen Abend iſt, auf welchem erſtern ein Schloß ſtehet. Die See bey der Stadt ſoll im Anfange von dem Sande des Ufers entſtanden ſeyn, welcher zuſammen auf einen Haufen gewehet worden, und ſich täglich ſo ſehr vermehret, daß zu fürchten ſtehet, alle Einwohner werden einmal ihr Grab darunter finden. Tripoli.

Das dritte zu dem ſüdlichen Theil Syriens gehörige Gouvernement, iſt Damaſchk, mit Einſchluß Paläſtina: doch von letztern werden wir unten ausführlicher ſprechen. Damaſchk iſt eine uralte Stadt, welche ſchon zu Abrahams Zeiten, ihr Daſeyn hatte, ſtets aber von Erdbeben ſehr heimgeſucht worden iſt. Der Fluß Barady, und ein andrer Fege, vertheilen ſich, ſobald ſie in die Ebene treten, in drey Arme, durchlaufen die ſchönen Ebenen, und kommen nach der Stadt, geben den ſchönſten Obſtgärten Bewäſſerung, und vereinigen ſich endlich wieder, nebſt allen Kanälen in einen einzigen Strom, der etliche Meilen von der Stadt einen See bildet, der 10 bis 12 franz. Meilen lang und 5 bis 6 breit, dabey ungemein fiſchreich iſt. Größer als die Stadt ſelbſt ſind ihre Vorſtädte, die Gaſſen ſind eng, die Häuſer ſchlecht von ungebrannten Ziegelſteinen, und nur innere Auszierung macht einige Häuſer erheblich. Von den 200 Moſcheen ſind einige chriſtliche Kir- Das Gouv. Damaſchk. Damaſchk.

chen geweſen, und noch iſt die, ſo ehedem Johanni dem Täufer gewidmet war, ſehr anſehnlich. Ob aber das Urtheil über den Karakter der Einwohner, als ob ſie nur an Vergnügen und Faulheit gewöhnte Leute wären, gegründet ſeyn mag, können wir eben ſo wenig behaupten, als das, daß man behauptet, die hieſigen Frauen wären die ſchönſten in der Welt. Wein und koſtbare Früchte wachſen hieſelbſt in Menge, und eben ſo berühmt ſind die hier verfertigten Klingen, ſo wie der aus Seide verfertigte Zeug, welcher von ihr den Namen Damaſt erhalten hat. Gegen Weſten und Nordweſten von Damaſchk, nach dem Gebirge Antilibanon zu, liegen eine Menge Oerter und Dörfer, unter denen

Baalbek. Baalbek der vorzüglichſte iſt. Nebſt einer Anzahl von 6 bis 7000 Einwohnern, iſt ſie eine mit einer Mauer von Quaderſteinen umgebene Stadt, deren Einwohner meiſt Türken ſind. Obſchon die Gebäude der Stadt eben kein ſonderliches Anſehen haben, ſo ſind doch die Alterthümer hieſelbſt deſto erheblicher, und dieſe ſind zuförderſt ein prächtiger Tempel, das als ein Gebäude der höchſten und auserleſendſten Baukunſt bewundert, und ſeines gleichen nie aufzuweiſen hat, nur Schade, daß ein ſo ſeltenes Werk der Kunſt mit jedem Jahre auch ſeiner Vernichtung durch Vernachläßigung näher gebracht wird. Aller Wahrſcheinlichkeit nach ſoll es der Tempel geweſen ſeyn, der entweder der Venus, oder der Sonne geheiliget geweſen iſt, welches leztere faſt in der Bedeutung des ſyriſchen Ausdruckes, Sonnenſtadt erweislich, liegt.

Von den Gebirgen Libanon und Antilibanon gehöret auch noch zu dem Gouvernement Damaſchk, das Land der Druſen, ein Volk, deſſen Urſprung, wie ſchon oben geſagt worden iſt, man nicht eigentlich

lich beſtimmen kann, ja ſie ſelbſt wiſſen ihre Abkunft nicht. Man kann ſie an der ſpitzigen Geſtalt ihrer Köpfe am beſten erkennen, indem ſie die Gewohnheit haben, ihren kleinen Kindern gleich nach der Geburt dem Kopf dieſe Form zu drücken. Die Türken ſind zwar ihre Oberherren, ſie verabſcheuen aber dieſelben. Sie haben einen oberſten Fürſten oder Emir, dem ſie Abgaben entrichten, der hinwiederum dem türkiſchen Kaiſer eine Summe für ſein ganzes Land erleget.

Jngleichen am mittelländiſchen Meer liegen unter andern Orten die Stadt Barut auf einer Anhöhe an der See, in einer fruchtbaren und angenehmen Gegend, deren Schönheit die Gärten erhöhen, welche zwiſchen der Stadt und dem weit in die See hineingehenden Vorgebirge liegen. Alle Reiſende geben ihr das Zeugniß einer ſchönen, volkreichen und guten Stadt, von deren Einwohnern die meiſten griechiſche Chriſten ſind, welche einen Erzbiſchof haben, und den anſehnlichſten Handel mit Seide treiben. Jn hieſiger Gegend läuft der Fluß Domer, welcher die Art hat, daß er durch geſchwinden Regen dergeſtalt ſchnell anläuft, daß er für die Reiſenden oft ein gefährlicher Strom wird. Er nimmt ſeinen Urſprung auf dem Berge Libanus, und an ihm liegt die Stadt Sidon, welche auch nicht einmal den Schatten ihrer erſten Schönheit und Größe aufzuweiſen hat; inzwiſchen iſt ſie wohlbevölkert, und vielleicht ſind noch hie und da Ueberreſte des Alterthums vergraben. Der daſige franzöſiſche Konſul hat den Titel eines Konſuls von Jeruſalem, mit der Aufſicht über die wenigen Chriſten, ſo unter türkiſcher Strenge ſeufzen, und iſt verbunden, jede Oſtern dieſe Stadt zu beſuchen. Auch Tyrus iſt nicht das blühende

Barut. Sidon. Tyrus.

Tyrus mehr: ihre ſehr wenigen Einwohner ſind ſehr armſelig, und leben bloß von der Fiſcherey. Nicht ein Haus iſt zu ſehen, und die Stadt iſt nichts, als ein Schutthaufen berühmter Schönheiten.

Paläſtina. Zwar gehört Paläſtina zu dem Gouvernement Damaſchk, wie ſchon angemerkt worden iſt, allein da es ſeiner natürlichen Beſchaffenheit zufolge, ſo wie ſeiner hiſtoriſchen Kenntniß nach, immer einen großen Unterſchied unter den türkiſchen Ländern macht; ſo muß uns eine kleine Beſchreibung deſſelben einen etwas größern Raum erlauben.

Seine Gränzen ſind gegen Weſten das mittelländiſche Meer, gegen Norden Phönicien im eingeſchränktern Verſtande und Syrien, gegen Oſten das wüſte, und gegen Süden das peträiſche Arabien. Der Name Paläſtina wurde ehedem nur der Küſte des mittelländiſchen Meeres beygelegt, bis man endlich das ganze Land zwiſchen dem mittelländiſchen Meer und Jordan darunter verſtund; damals aber, als es noch ein Eigenthum des iſraelitiſchen Volkes war, lag es ungefähr in der Mitte der damals bekannten Erde und Völker. Die Länge des Landes zwiſchen dem genannten Meer und dem Jordan betrug gegen 53, und die Breite 10, 15 bis 20 Stundenweges, die Länge aber des auf der Oſtſeite liegenden Theiles machte etwa 40, und die Breite 10 Stundenweges. In Abſicht der natürlichen Beſchaffenheit von Paläſtina, iſt es ein größtentheils bergigtes Land, jedoch ſo, daß zwiſchen dem Meer und dem Jordan, als dem Haupttheile des Landes, auch Ebenen mit Bergen abwechſeln, auſſer daß die breite und fruchtbare Ebene Mardſche Ebn=Aamer, ſo ſich von dem Jordan quer durch das Land bis an den Berg Karmel erſtreckt, durch

eine

eine Reihe Berge unterbrochen wird. Auf der Weſtſeite längſt dem Meer, von der ſüdlichen Gränze des Landes bis an den Berg Karmel, liegt eine Ebene, welche auf 40 Stundenweges lang und von unterſchiedener Breite iſt; noch größer aber iſt die auf der Oſtſeite auf beiden Seiten des Jordans und des todten Meeres, vom galiläiſchem See an, bis zum petråiſchen Arabien, welche gegen 50 Stundenweges lang und 5 breit iſt. Allein ſie iſt mehr eine Sandwüſte, als eine fruchtbares Thal zu nennen, denn ihr Boden iſt meiſtens ſandig, ſo daß die heiße Sonnenglut wenig darin aufkommen läßt. Unter den vorbeſagten bergigten Gegenden zeichnen ſich als die höchſten Berge des Landes aus, erſtens der Oelberg bey Jeruſalem, der Berg Quarantania welcher der höchſte in Judäa ſeyn ſoll, der Berg, auf welchem Silo geſtanden hat, und der höchſte im ganzen Paläſtina ſeyn ſoll, und der Berg Thabor; alle dieſe Bergketten haben vielleicht von jeher das ihrige beygetragen, daß Paläſtina ſowohl in alten, als neuern Zeiten von Erdbeben ſehr entſtellt worden, wie nur noch in den Jahren 1759 und 1762 ein ähnliches geſchehen iſt. Eine ſo weſentliche Naturveränderung muß auch auf Luft und Klima eine verſchiedene Wirkung haben, und dieſes trifft man im ganzen Lande häufig an. Im ganzen iſt die Luft rein, geſund und warm, für die Fremden aber oft zu unerträglich heiß und ungeſund. Schnee und Regen ſind beyde gleich ſelten im Jahr, und von kurzer Dauer, und deswegen fallen auch ihre Erndten gemeiniglich ſchon mit der Gerſte im Monat April, nur die große Verſchiedenheit von Wärme und Kälte, im ſüdlichen und weſtlichen Paläſtina, ferner die Güte oder Unfruchtbarkeit des Bodens, macht hierin ſtets eine Ausnahme.

Der einzige große Fluß in Paläſtina iſt der Jordan, welcher zur Zeit des Winters, oder im Anfange des Frühlings von dem, vom Gebirge Antilibanon herabſchmelzenden Schnee um ein merkliches verſtärket, im Sommer und Herbſt aber wieder ausgetrocknet wird. An manchen Orten bildet dieſer Fluß einen See, worin eben nicht das reinſte Waſſer angetroffen wird, und das reinere im Fluß öfters verdirbt, bis es ſich endlich wieder durch ſeinen Lauf abkläret, und auch an manchen Orten und zu manchen Zeiten, ſo klein und Waſſer arm iſt, daß man gar füglich durchwaden kann. In ſeinem Laufe vereiniget er ſich nicht nur mit verſchiedenen Flüſſen, ſondern auch mit dem See Tiberias, der aber eigentlich vom Jordan gebildet wird. Endlich ergießt und verliert er ſich in den ſogenannten Salzſee, oder das todte Meer, an dem Orte, wo ehedem die ſchönen Städte Sodom, Gomorra, Adama, Zeboim ꝛc. lagen, die wegen der unzähligen Kanäle und Gräben den Fluß Jordan vertheilten, bis dieſer See, der in ſeiner Breite 4, und in der Länge 13 deutſche Meilen hatte, den armen Einwohnern ihren Untergang bereitete. Außer dem Jordan nimmt dieſer See auch noch andre Flüſſe auf, als auf der Weſtſeite den Kidron, und auf der Südſeite den ziemlich ſtarken Fluß Saphia und andre mehr, welche von den Bergen herabſtrömen. Auf ſo verſchiedene Weiſe von dem See oder dem todten Meere geurtheilet werden mag, ſo iſt er doch ſeiner natürlichen Beſchaffenheit nach nichts anders, als ein See voll ſalzigen Waſſers, das keinesweges ſchwarz, ſondern klar und rein, nur vermöge des häufig aus dem Boden ſteigenden Erdpeches, welches ſehr mit Schwefel vermiſcht iſt, die dunkle, oft ölichte Farbe annimmt, ja die Araber wiſſen ſich dieſes Salz ſehr gut zu Nutze zu machen, indem ſie

dem

dem Teich oft durch Graben Waſſer ableiten, und die ſtarke Salzrinde alsdann zum Gebrauch und zum Verkauf anwenden, wie ſie denn auch ein gleiches mit den großen, ſchwarzen Steinen thun, welche der See am Ufer auswirft, und ob ſie ſchon nicht angenehm riechen ſollen, doch zur Feuerung dienen. Endlich läßt ſich es auch aus denſelben Urſachen natürlich erklären, warum über dem See zuweilen Dämpfe ſchweben, welche jedem darüber fliegenden Geſchöpf das Leben rauben können, wiewohl auch dieſes noch, ſo wie es im ganzen See kein lebendes Geſchöpf geben ſoll, noch ſtark zu bezweifeln iſt. Obſchon verſchiedene Flüſſe ſich mit dieſem See vereinigen; ſo wird er doch dadurch nicht übermäßig voll, und vermöge der Sonnenhitze, und ſeines eignen, hitzigen Bodens iſt dieſe Erſcheinung erklärbar, und Reiſende verſichern, zur Zeit der Abnahme gar deutlich Ueberreſte verſunkener Gebäude darin angetroffen und geſehen zu haben. Endlich iſt dieſer See auf ſeiner Oſt- und Weſtſeite von hohen, ſteilen Felſen umgeben, welche ganz unfruchtbar ſind. Von Jericho aus iſt dem See zu, der Boden allenthalben mit Salz bedeckt, und außer dem Kraut Kali, aus deſſen Aſche die Araber Glas und Seife bereiten, ſind wenig Gewächſe anzutreffen; am mitternächtlichen Ende des Sees iſt der Boden ſandig, und unter dem ſilberweißen Sande eine kohlſchwarze, zähe und übelriechende Materie. Doch um zu einer nähern Bekanntſchaft mit Paläſtina zu gelangen, wenden wir uns zu ſeinen Produkten.

Zuförderſt ſind ſchon jene oben genannte Berge jetzt noch nicht alle unfruchtbar, ob ſie es zwar jetzt vielmehr als ehedem ſind, denn ſonſt, ehe ſich ihre natür-

natürliche Geſtalt verändert hat, wuchs nicht nur der ſchönſte Wein auf ihnen, ſondern Vieh- und Bienenzucht erſetzte das, was dem andern abgieng; und ihre Thäler, die heutiges Tages wenig angebaut ſind, trugen überflüßig, woher die Gewohnheit entſtand, dieſes Landes Reichthum in Sinnbildern oder Münzen vorzuſtellen. Allein ſeitdem dieſes Land immer durch Räuber und Unglücksfälle untergraben worden iſt, ſo hat der Anbau des Landes zurückgeſetzt und dem Reiſenden mehr den Anblick einer Wüſte gewähren müſſen. Jedoch wächſt immer noch ſo viel, als die Bewohner zu ihrer Nothdurft bedürfen, ja auch, um auch noch andern ausführen zu können. **Getraide, Hülſenfrüchte,** ſind beyde ſehr gut und werden oft nach Konſtantinopel geführt. Man baut **Tabak**, viel **Baumwolle**, die theils roh, theils geſponnen ausgehet, der Pflanze **Kali** iſt ſchon oben gedacht worden, ingleichen findet man ſehr gute **Baumfrüchte**, als Aepfel, **Birnen, Pfirſchen,** Apricoſen, **Pflaumen, Miſpeln, Feigen, Zitronen, Pomeranzen, Datteln, Oliven,** von denen es kleine Wälder voll giebt, und wo aus Olivenöl und Aſche eine Seife bereitet und ausgeführet wird, **Maſtix**, Johannisbrod; und was gleicht der Fruchtbarkeit des Weines, ob ſchon dieſes Produkt, der mohämedaniſchen Religion zufolge vernachläßiget wird; ſo hat man doch, ohne Fabel, Trauben von einer halben Elle und die Beeren zwey Glieder eines Fingers lang angetroffen, ja man verſichert, daß von Hebron allein jährlich 300 Kamelladungen, d. i. faſt 2000 Centner des edlen Syrops aus Weintrauben, nach Aegypten geſchickt werden.

Eben ſo beträchtlich iſt die **Viehzucht** an **Ochſen, Kühen, Schafen, Pferden, Eſeln, Ziegen, Kamelen, Tſchakals**, ein wildes Thier

Thier, dem Fuchſe gleich, ſo ſich in ungeheuerer Anzahl befinden und unter den Heerden großen Schaden anrichten. **Löwen, Tieger** und **Bären**, ſollen ſich vorzüglich in dem Buſchwerk des Sees Samochonitis aufhalten. **Gazellen** oder **Antelopen** ſind in großer Anzahl und werden von den Arabern mit Falken gejagt. Auch jetzt noch legen viele Bienenſchwärme in Felſenritzen oder holen Bäumen, daher dieſe wilde Art eben ſo anſehnlich iſt, als die zahme **Bienenzucht**. Nur ein Uebel iſt Paläſtina auch eigen, und dieſes iſt, die Heere von **Heuſchrecken**, welche aus Arabien von Süden nach Norden ziehen und auf ihrem Zuge Paläſtina ſehr beſchädigen.

Dieſes Land bewohnen nun Türken, Araber, Juden, Samariter und Chriſten, über deren Karakter ſchon an verſchiedenen Orten geſprochen worden iſt, und bey einzeln Fällen nachgeholt werden ſoll, daher wir hier nur noch der hiſtoriſchen Veränderung mit wenigem gedenken. Die älteſten Einwohner ſind wie bekannt, Iſraeliten geweſen, und ihre Geſchichte, ſo wie ihre Zerſtreuung, eine zu bekannte Sache, als daß wir uns dabey aufhalten ſollten. Aber im J. 637 eroberten die Saracenen ganz Paleſtina, und im 11. Jahrhundert nahmen die Kreuzzüge ihren Anfang, wobey es auch den Chriſten 1099 mit der Eroberung Jeruſalems gelang, und unter den Mohämedanern eben keine chriſtliche Niederlage verrichteten. Der Herzog von Nieder-Lothringen wurde zum König von Jeruſalem ernannt, und ſein Reich währte bis 1187, da der ägyptiſche Sultan Sala-Haddin, Jeruſalem eroberte, und alle folgende neue Verſuche der Chriſten, ſich wieder in ihren Beſitz zu bringen, blieben zum großen Nachtheil von Europa, vergebens. Endlich kam es im Jahr 1517 in den Beſitz der

Türken, unter denen es noch ſtehet, von ihnen aber jeden Juden und Chriſten die Wallfahrt dahin freygeſtellt iſt.

Unter den Diſtricten, welche das heutige Paläſtina beſeſſet, merken wir nun zuerſt El-Rods an, und ob er zwar nur eine Stadt und 200 Dörfer befaſſet, ſo befindet ſich doch darinn die Stadt, welche von jeher die erſte in ihrer Art geweſen iſt.

Jeruſalem. Jeruſalem, der Hauptort in Paleſtina am Berge Zion, ſteht auf dem erſten Platz des alten, aus der bibliſchen Geſchichte bekannten Jeruſalem, welches vom Titus Veſpaſianus, 70 Jahr nach Chriſto zerſtört wurde. Was damals übrig blieb, oder wieder aufgerichtet wurde, ließ der Kaiſer Aelius Hadrianus bey einer Empörung der Juden, im Jahr 136 völlig ſchleifen und auf der Stelle, wo die Stadt geweſen war, eine neue aufbauen, die mit römiſchen Bürgern beſetzt wurde, und den Namen Aelia Capitolina bekam, indeſſen ward doch der Name Jeruſalem unter den chriſtlichen Kaiſern, wieder gewöhnlich, beygelegt. Zwar erlangten die Juden im 4ten Jahrhundert vom Kaiſer Julian wieder die Erlaubniß ihren Tempel herzuſtellen, ja er ſelbſt erbot ſich, die Koſten dazu herzugeben; (anſtatt daß ihnen bey Hadrians Zeiten der Zugang zur Stadt bey Todesſtrafe verboten war,) allein Hinderniſſe ließen dieſes Vorhaben niemals ernſtlich ins Werk richten. Nachdem Jeruſalem nachher einige Zeit unter der Herrſchaft eines morgenländiſchen Kaiſers geſtanden hatte, ſo gerieth es nach und nach in die Gewalt der mittlern perſiſchen Könige, der mohämedaniſchen Araber, ſeldſchukiſchen Oſmanen, und der abendländiſchen Chriſten, die bey ihrem erſten Kreuzzuge 1099 Jeruſalem eroberten, und ein chriſtliches Königreich daſelbſt errichteten, welches aber durch die ägyptiſchen Sul-

tane

tane zernichtet wurde. Hierauf herrſchten abwechſelnd die Sultane von Damaſkus und Bagdad über dieſe Stadt, bis ſie wieder dem Sultan von Aegypten unterwürfig wurde. Seit 1517, da der türkiſche Sultan Selim I, Herr über Aegypten wurde, ſteht nun Jeruſalem unter den türkiſchen Kaiſern, die ſich in ihrem Titel, **Diener und Herren** dieſer Stadt nennen.

Auf der Oſt- und Weſtſeite ſteht die jetzige Mauer, ſo 1534 erbauet wurde, auf der Stelle der alten, aber gegen Süden und Norden, hat die jetzige Stadt einen engern Umfang, ſo daß der Berg Zion nun außerhalb derſelben iſt. Auch iſt es eine ganz falſche Nachricht, daß der Berg Golgatha oder der Kalvarienberg, innerhalb der Mauern ſey, ob ſchon Pilgrimme auf eine betrügliche Weiſe dahin geführt werden. Wer nur einigermaßen weiß, was Vorurtheil für Gewalt über ſchwache Gemüther hat, der wird ſich auch leicht vorſtellen, daß Jeruſalem, das jetzt nichts mehr von ſeiner ehemaligen Würde hat, doch noch von Pilgrimmen dafür angeſehen wird, als ſey jeder Ort und jedes vorgebliche Ueberbleibſel daſſelbe, was es zu den Zeiten Chriſti war, oder habe wohl gar, die von Mönchen vorgegebenen kräftigen Wunder. Man zeigt den Pilgrimmen zwar faſt noch jeden Ort und jedes Haus, wo irgend eine merkwürdige Perſon, oder Begebenheit vorgefallen ſey, aber ſelten iſt es mehr auf der Stelle, oder iſt gar nicht da geweſen. Der Davidsthurm iſt ein verfallenes Kaſtell, das von den Piſanern in der Periode der Kreuzzüge ſoll erbaut worden ſeyn. Die Straßen und Häuſer der Stadt ſind ſchlecht, man hat kein andres als Regenwaſſer, das in Ziſternen für das ganze Jahr geſammlet werden muß, Die Einwohner ſind theils mohämedaniſche Türken und Araber, theils Juden,

(und zwar mehr Karaiten als Talmudiſten,) ſo allda ſieben Synagogen haben; ingleichen griechiſche, armeniſche, ſyriſche, katholiſche Religionsverwandte, auch Kopten, und dieſe leztern haben neben den Katholiſchen, Griechen und Armeniern, Antheil an der Kirche des heiligen Grabes, wofür ſie den Türken einen anſehnlichen Tribut geben müſſen. Auch iſt nur den Katholicken erlaubt Meſſe bey dem vermeinten heiligen Grabe zu leſen, jedoch iſt allen Chriſten verſtattet, ihre Andacht dabey zu verrichten, wie denn auch jede chriſtliche Secte ihre Mönche bey dieſer Kirche hat. Die Griechen beſitzen den Chor derſelben, die Katholicken haben aber auch noch das Kloſter zum heiligen Erlöſer, das den Vätern vom heiligen Lande, einem Zweig des Franziskanerordens, gehört, und mit Mönchen aus allen Nationen beſetzt iſt. Der Guardian deſſelben iſt päpſtlicher Kommiſſarius im ganzen Orient und ertheilt den Ritterorden des heiligen Grabes, dem alle drey Jahre ein andrer in ſeiner Würde folget. Vortrefflich und menſchenfreundlich iſt die Verpflegung der europäiſchen Pilgrimme in dieſem Kloſter, welche auf keine Secte oder Religion Rückſicht nimmt; ſo auch im beſten Zuſtande iſt die dabey befindliche Apotheke, worin der heilſame Balſam von Jeruſalem verfertiget wird. Auch haben die armeniſchen, koptiſchen und ſyriſchen Chriſten ihre Kirchen und Klöſter, am meiſten aber die Griechen in demjenigen Theil, der an die Kirche des heiligen Grabes ſtößt, woſelbſt auch ihr Patriarch wohnt. An der Stelle des ehemaligen jüdiſchen Tempels, ſteht die mohämedaniſche Hauptmoſchee, welche nach der von Mecca und Medina für die Heiligſte gehalten wird. Der ſogenannte Pallaſt Pilatus, iſt die Wohnung des türkiſchen Muſelim oder Befehlshabers von Jeruſalem und dem dazu gehörigen Di-

ſtrice,

ſtricte. Der Oelberg, welcher von den Oliven-bäumen den Namen hat, womit er noch jetzt zum Theil bewachſen iſt, liegt eine viertel Stunde von Jeruſalem gegen Morgen und iſt der Höchſte von den Bergen, ſo Jeruſalem umgeben. Zwiſchen demſelben und dem, worauf Jeruſalem ſteht, iſt das Thal Joſaphat, durch welches der Regenbach Kidron fließt. An einem Rande des Hügels am Joſaphats Thal, steht unter andern ein aus Mauer hervorragendes Stück Seule, wovon die Türken vorgeben, daß Mahomet am jüngſten Tage als Richter auf dieſer Seule ſitzen, und die ganze Welt unten im Thal ſich verſammlen wird, um aus ſeinem Munde ihr Urtheil zu empfangen. Eben ſo iſt z. B. das gegen Mitternacht gelegene Thor, ehedem das Thor des Tempels genannt, vermauert, weil ſie einer Weiſſagung zu Folge glauben, daß ihr Untergang zu dieſem Thore herein, ihren Anfang nehmen werde, und ſuchen alſo der Erfüllung derſelben zuvor zu kommen.

Wenn man auf der Oſtſeite des Oelberges, etwa 15 Stadia, d. h. $\frac{3}{4}$ Stundenweges von Jeruſalem gehet, kömmt man nach Bethania, einem ſehr geringen Ort, der jetzt nur wenige Häuſer und eine kleine Anzahl Araber zu Einwohnern hat. Bethania.

Weiter hin etliche Stunden, liegt die Wüſte von Jericho, oder von Quarantania, eine Gegend, welche etliche Stundenweges die traurigſte, ödeſte und grauenvolleſte Einöde darſtellet. Sechs Stunden von Jeruſalem liegt alsdann Jericho, die ehedem nicht nur wegen ihrer Güte, als auch wegen der großen hier wachſenden Anzahl Palmen bekannt war, und letzterer wegen auch die Palmenſtadt genannt wurde. Allein jetzt iſt keine Spur ehemaliger Schönheit mehr davon zu finden und außer einigen wenigen elenden Hütten, von Arabern bewohnt,

iſt nichts mehr von ihr denkwürdiges übrig. Gegen Norden und Nordweſten von Jeruſalem liegen zwar verſchiedene Dörfer und Ebenen, die theils mit den angenehmſten Fruchtbäumen und Luſtgärten verſehen ſind, allein, keines davon iſt weiter ſehr erheblich und daher wenden wir uns gegen Süden, Südweſten und Südoſten von Jeruſalem, wo zwey Stundenweges weit, das ziemlich

Bethlehem.

große, volkreiche Dorf, Bethlehem, auf einem felſichten Berge liegt, welcher mit Thälern und Hügeln umgeben iſt, die zum Theil, Getraide, Wein, Oel, Feigen und andre vorzügliche Bäume tragen, zum Theil auch unangebauet ſind, im Ganzen aber eine reizende Scene darſtellen. Die Menge der Pilgrimme und der Handel mit Bilderchen und Roſenkränzen, giebt dieſem Dorfe eine gute Nahrung. Auch ſtehet außerhalb des Dorfes die Kirche über der Grotte, als dem Geburtsort des Erlöſees, welche an innerer Schönheit ſowohl als an Reichthümern ſich gleich iſt, wobey ſich ein Kloſter befindet, welches mit einer Mauer umgeben iſt, und gleichſam drey Klöſter abtheilet: das Kloſter des heiligen Johannis, der ſogenannte verſiegelte Brunnen Salomonis, und das Kloſter des heiligen Saba, werden nur hier dem Namen nach angezeigt.

Auch im zweyten Diſtrict El-Khalil, oder Hebron, befindet ſich nur eine Stadt und etwa 15 Dörfer, und dieſe, Jeruſalem im Umfange ei-

Hebron.

ner Stunde ähnlich, iſt Hebron, nur ohne Mauern, ohne Wälle und verfallen. Ein Theil derſelben ſtehet auf einem kleinen Berge, und der andre, auf der darunter liegenden Ebene. Obſchon die Einwohner Mohämedaner ſind, ſo dulden ſie doch auch Juden unter ſich. In der Mitte der ſchönen großen Moſchee, welche von ungeheuern Quadratſteinen erbauet iſt, und ehedem eine chriſtliche Kir-

che

che war, zeigt man die erdichteten Gräber von Abraham und Sara, zu welchen die Mohämedaner ſowohl als die Chriſten, Wallfahrten anſtellen. Syrop aus Weintrauben und Weintrauben ſelbſt, werden in großer Menge nach Jeruſalem verführt, ſo wie das nicht weit von Hebron gelegene Thal Mamre, reichhaltig an dieſem Produkte iſt.

Der dritte, wenig bergichte und aus zwey Städten nebſt 300 Dörfern beſtehende Diſtrict, iſt Gazza, mit der Stadt gleiches Namens. Gazza hat nur einen Erdwall um ſich, liegt mit der einen Seite auf einer Anhöhe, mit der andern unter derſelben. Ihre ehemalige Schönheit wird nur durch eine Menge marmorner Trümmern ſichtbar, iſt aber jetzt ein ſehr unintereſſanter Ort, der nur durch die häufigen Durchzüge der Kierwanen aus Syrien nach Aegypten, einiges Anſehen und Handel erhält; doch iſt die ganze Gegend voll ſchöner tragbaren Bäume und Felder. Eben ſo von ihrer Höhe geſunken und eine in den Kreuzzügen verwüſtete Stadt iſt Joppe, deren geringe Anzahl Häuſer ſchlecht und von wenigen Griechen, Arabern und Türken bewohnt iſt. Am Strande der See ſtehen einige feſtere Gebäude und auf einer kleinen Klippe ein Kaſtell, allein das Waſſer iſt hier ſo ſeicht, daß ſich Reiſende bis an die ſteinerne Brücke durchs Waſſer tragen laſſen müſſen, weil nicht einmal mäſſige Boote bis dahin gelangen können. Gazza. Joppe.

In dem Diſtrict Nabolos, welcher mit Bergen und zum Theil fruchtbaren Thälern oft angenehm abwechſelt, befinden ſich außer der Stadt gleiches Namens, etwa 100 Dörfer, und ſelbſt die Stadt würde weniger erheblich ſeyn, wenn ſie nicht ihre natürliche Lage angenehm machte. Nabolos liegt 6 Meilen von Jeruſalem in einem engen Thal, zwiſchen den Bergen Garizim und Ebal. Das Nabolos.

Thal, darin ſie ſteht, erſtreckt ſich von Morgen gen Abend, und ungefähr 3000 Schritte in die Länge, 500 bis 1000 in die Breite, faſt überall aber mit mancherley Gartengewächſen reichlich verſehen, unter denen Maulbeeren, Oliven, Feigen, nebſt Orangen- und Fruchtbäumen, in vorzüglicher Menge anzutreffen ſind. Zwar nichts weniger als ſchön ſind die niedrigen Häuſer der Stadt, ſie ſelbſt iſt ſchmal, jedoch iſt ſie wohl bevölkert, und hat vor vielen Städten ein gutes reichliches Quellwaſſer voraus. Sehr verſchieden aber ſind die beyden oben genannten Berge, zwiſchen welchen Nabolos inne liegt, denn Garizim iſt fruchtbar, mit Oliven und Weinſtöcken bedeckt; hingegen Ebal iſt ein kahler nackter Felſen, deſſen ganzer Vorzug eine Menge natürlicher Hölen und Grotten ſind.

In dem Diſtricte Areta, welcher gegen Norden an den Berg Thabor, gegen Weſten, an das mittelländiſche Meer, und gegen Süden, an den Diſtrict Nabolos gränzt, und zu welchen auch noch die fruchtbare Ebene Mardſche Ebn Aamer gehört, merken wir zuförderſt, um mehrerer Deutlichkeit willen an: daß in dieſem Diſtricte arabiſche Prinzen oder Emirs aus dem Hauſe Turabeya regieren, und von dem türkiſchen Kaiſer den Titel eines Sandſchak Begj empfangen. Er hat allezeit ſeinen Sitz in einem Lager auf dem Berge Karmel; die andern Emirs, (denn es ſind ihrer oft 16 bis 18,) haben ihr Lager um das ſeinige her, in einer Entfernung von einer oder zwey Meilen. Dieſer ſogenannte Groß-Emir, zieht ſeine Einkünfte aus den Dörfern ſeines Gebieths, deren Einwohner, welche Araber (oder Mauern) und Chriſten ſind, ihm den zehnten von allem, was ſie einerndten, theils von den Abgaben, die ihm in den Häfen ſeines Diſtricts, die aus- und eingehenden

den Waaren entrichten müſſen, und ſich jährlich wohl gegen 100000 Thaler betragen mögen. Dafür entrichtet er an den türkiſchen Kaiſer weiter nichts, als gelegentliche Geſchenke an Pferden oder Kamelen, hat aber die Verpflichtung auf ſich, in jedem Fall dem Kaiſer oder deſſelben Statthalter zu Damaſchk beyzuſtehen, wenn Aufruhr oder Einfälle zu befürchten ſind.

Armſelig und geringer ſind die hieſelbſt befindlichen Dörfer, und von jedem Ort, der mehr als Dorf ſeyn ſoll, muß man doch ſagen, daß er verfallen iſt; daher wir nur den Berg Thabor näher kennen lernen wollen. Kühn auf einer Ebene, liegt der Berg, deſſen regelmäßige Geſtalt ihm ein angenehmes Anſehn giebt, und ſo hoch iſt, daß man einer Stunde bedarf, um ſeinen Gipfel zu erreichen, nur auf ſeiner mitternächtlichen Seite iſt er nicht zu erſteigen, wie überhaupt die Wege hinan, ſehr ſteinicht und enge ſind. Er iſt von unten bis oben mit Bäumen beſetzt, und das vorzüglich mit Eichen, in welchem Gebüſche ſich viel rothes und ſchwarzes Wildpret, auch wildes Geflügel aufhält. Noch zeigen Ueberreſte, ſowohl auf ſeiner Höhe, als auch an der Seite, daß ehedem Klöſter oder Kirchen auf ihm geſtanden haben mögen, und übrigens hat der Fluß Kiſon, dieſem Berge und dem nahe gelegenen Hermon, ſeinen Urſprung zu verdanken. Ingleichen der Berg Karmel iſt eigentlich eine Reihe von Bergen, die zum Theil gut bepflanzt ſind, und dieſes ganze Gebirge ſteht, wie ſchon angeführt, unter dem Groß-Emir. Eine von den Hauptſpitzen des Gebirges geht ziemlich weit in die See hinein, und macht eins der anſehnlichſten und erhabenſten Vorgebirge an der Küſte von Paläſtina und Syrien.

In dem Land und Diſtrict Saphet, welcher gegen Weſten an das mittelländiſche Meer, gegen Süden an den Diſtrict Areta, gegen Oſten an den

Jordan, gegen Norden an die Diſtricte Wadettein und Saida gränzt, bemerken wir Saphat, als den Hauptorts dieſes Diſtricts und noch heutiges Tages, den vornehmſten in dem ehemaligen Galiläa. Sie liegt auf einem hohen Berge, auf deſſen höchſten Gipfel ehedem ein ſehr feſtes Kaſtell geſtanden hat. Allein man würde ſich irren, wenn man ſich eine vortheilhafte Meinung von der Stadt machte, ſie iſt völlig dorfmäßig und ihre meiſten Einwohner ſind Juden, welche hier 7 Synagogen und eine Art Hoheſchule haben, dabey äußerſt unter dem Drucke leben. Eine andre Stadt iſt Acra, (St. Jean d' Acre) auf Arabiſch Akka: ſie liegt auf einer ebenen Landſpitze an der See und hat ohngefähr zwey italiäniſche Meilen im Umkreiſe. Sie iſt faſt ganz von Steinen erbaut, die man an dem Orte ausgräbt, wo die alte Stadt Ptolomais geſtanden hat, deren Ruinen noch an vielen Orten zu finden ſind, und deren ruhmvolles Anſehen zur Zeit der Kriege mit den Rhodiſer Rittern ſehr groß geweſen ſeyn muß, weil die jetzigen Bewohner von Acra nie genung davon erzählen können. Die Straßen ſind größten Theils enge, und an den Seiten für Fußgänger mit Steinen gepflaſtert. Man findet eine Menge Gewölbe mit vielen, ſowohl daſigen, als europäiſchen Waaren, und außer dieſen giebt es noch ſehr viel gedeckte Buden für Eßwaaren, für Handwerker, als beſonders für Silberarbeiter, Schwerdfeger, Tiſchler, Sattler ꝛc. Die Kaufmannſchaft beſteht nicht nur aus Eingebornen, ſondern aus Leuten von verſchiedenen Nationen, welche mit Gerſte, Reiß, Seide und Baumwolle, ſtarken Handel treiben; doch wird außer dieſem letzten Produkt, jetzt nichts von hier mehr nach Europa verführt, die Einfuhre aber beſteht in Tüchern, nebſt allerhand Hausgeräthe und etwas Tabak, wofür Gerſte und Reiß zurück kömmt. In den umliegen-

Saphat.

Acra.

liegenden Gegenden wächſt auch überall eine anſehnliche Menge Zuckerrohr, allein da die Einwohner den Gebrauch davon nicht verſtehen, ſo iſt dieſes Produkt ihnen noch unnütze, ob gleich das Beyſpiel der kairoſchen Kaufleute, die ſchon angefangen haben Zuckerfabriken anzulegen, ſie dazu aufmuntern ſollte. Die Einwohner der Stadt ſind von verſchiedener Religion und Sekten, als Griechen, Maroniten, Katholicken und Unirte Griechen. Dieſe letzten machen die ſtärkſte Anzahl aus und der Unterſchied zwiſchen ihrer und der eigentlichen griechiſchen Kirche, beſteht blos darinnen, daß ſie den römiſchen Papſt für ihr Oberhaupt erkennen, im übrigen aber kommen ſie in allem den andern gleich. Die Copten, Armenier und Juden, ſind in geringer Anzahl, letztere aber haben doch eine Synagoge: überhaupt ſind in der Stadt 5 Moſcheen, ein Kapuziner- und zwey katholiſche Klöſter, nebſt einer maronitiſchen Kirche. Der Unterſchied zwiſchen den Maroniten und Katholicken beſteht jetzt blos nur darin, daß letztere ihren Gottesdienſt auf lateiniſch, die erſtern auf Syriſch halten. Bey jeder der gedachten Kirchen iſt eine Schule, wo die Kinder in Wiſſenſchaften und Sprachen unterrichtet werden. Die ganze Stadt iſt mit einer hohen, kürzlich neu erbauten Mauer und mit einem dazu gehörigen tiefen Graben umgeben, wo jetzt verſchiedene Gärten angelegt ſind. Hier iſt ein Brunnen, aus welchem die Stadt vermittelſt der von Pferden getriebenen Maſchinen, mit gutem Waſſer verſorgt wird. Dieſes wird in kleinen Gefäßen verführt, welcher man 4 auf einen Eſel ladet, für jedes aber 1 ½ Medin bezahlt. Innerhalb den Feſtungswerken iſt die Wohnung des Schech-Daher-Omer, welche einen anſehnlichen Raum einnimmt. In ſeinem Serail befinden ſich 200 Frauen, und rund um die Mauer des Serails iſt ein Umgang, welcher

aber

aber, ſo wie die Fenſter, mit Gitterwerk umgeben iſt. Die Stadt hat drey Eingänge odee Pforten, an jedem Ende eine und eine in der Mitte, welche zugleich der Eingang zu des Schechs Wohnung iſt. Die Anzahl der Einwohner männlichen Geſchlechts wird auf 15000 berechnet. Zwey teutſche Meilen vom Berge Thabor gegen Norden liegt Nazareth, auf Arabiſch Naaſſara. Dieſes kleine Dorf ſteht an der Seite eines kleinen Berges und iſt mit vielen hohen Hügeln umgeben. Die Häuſer ſind aus wilden Steinen, ohne alle Ordnung erbauet, niedrig und ſo wie die meiſten Häuſer auf den levantiſchen Inſeln, mit Erde gedeckt. Die ganze Stadt (wenn ſie dieſen Namen noch verdient) hat kaum zwey Werſte im Umkreis. Der Schech hat, wie in allen ſeinen Städten und Dörfern ein Serail, in welchem ein Verſchnittener zur Aufſicht über die Frauen in ſeiner Wohnung angeſtellt iſt. Das beſte Gebäude in Nazareth iſt das katholiſche Kloſter, deſſen Kirche inwendig mit Marmor und ſchönen Gemälden geziert iſt. Ehe wir aber Paläſtina ganz verlaſſen, ſo gedenken wir nur noch des Landes Salth, um die unterſte Gegend des Jordans und am toden Meer, nämlich auf der Oſtſeite. Es hat ſeinen Namen von dem großen Dorfe Salth, (einer ehemaligen Stadt,) allwo griechiſche Chriſten wohnen und ein Kaſtell iſt. Ehedem war dieſe Gegend, ihrer vortrefflichen Granatäpfel wegen bekannt, jetzt bewohnen dieſe Gegend Araber, welche den Fürſten von Damaſchk, ihren Tribut entrichten müſſen.

Nazareth.

Salth.

III.

Arabien.

Mehr Intereſſe hat für uns faſt kein Land und Nation unſrer Erde, als Arabien, und wenig Länder ſind wohl ſo reich an beobachtungswürdigen Seltenheiten, daß unſre Einbildungskraft lieber und angenehmer bey ihnen verweilte. Wer auf der einen Seite alles Schreckliche der Verwüſtung, und auf der andern alle Annehmlichkeiten der fruchtbarſten Gegenden vereint findet und davon intereſſirt wird, für den wird Arabien ein weites Feld voll Sättigung ſeiner Wißbegierde ſeyn; und nur der wird uns hierinne falſch verſtehen, der das Wohl oder Uebel eines Landes, blos nach einer Seite zu beurtheilen, gewohnt iſt. Mit Sandwüſten und großen Ketten von Gebirgen durchſchnitten, würde Arabien dem elendeſten Wohnort der Menſchen gleichen; wenn es nicht auch alle Vorzüge der heißen und gemäßigten Himmelsſtriche beſäße, wodurch ſeine Bewohner beynahe mit allen Geſchenken der Erde verſehen werden. Nicht häufige, die Bevölkerung oder den Landbau entnervende Uebel, haben auf dieſen Theil unſers Erdbodens gewirkt; nicht Tyranney oder Schwärmerey hat hier ihre ſchändliche Werkſtadt aufgeſchlagen; kurz, es iſt durch keine andre Veränderung gegangen, als durch die, welche Zeit und Natur gewöhnlich bewirkt.

Allgemeine Ueberſicht. a) Land.

Man irrt auch, wenn man der ſo ſehr gewöhnlichen Eintheilung in ein ſteinigtes, wüſtes und glückliches Arabien beytrit; eben ſo ſehr, als wenn man alle Länder, in welchen die Araber durch

Erobe-

Eroberungen oder kolonienweiſe ſich angeſeſſen gemacht haben, mit zu dieſer Landſchaft rechnet. Ihre Kolonien erſtrecken ſich von Morgen gegen Abend, von den Ufern des Senegals bis an die Ufer des Indus, und von Norden gegen Süden, von dem Euphrat bis auf die Inſel Madagaskar; jedoch machte das ſo genannte eigentliche Arabien, ſchon bey den Alten die Halbinſel, welche zwiſchen dem perſiſchen und dem arabiſchen Meerbuſen liegt, gegen Süden an das Weltmeer gränzt, und nordwärts in einer, von der Spitze von beyden Meerbuſen geraden Linie fortgehet. Allein ſelbſt dieſe Linie war eine unſichere Gränzſcheidung, und nur eine Folge der Unwiſſenheit in der Abſtammung der Völkerſchaften, da ſich die Araber auch in den Wüſten von Syrien und Paläſtina angeſetzt hatten; ſo daß alſo das Land dadurch eine größere Ausdehnung empfängt, und ſich gegen Norden bis an den Euphrat, gegen Weſten an den arabiſchen Meerbuſen, insgemein das rothe Meer genannt, gegen Süden an das arabiſche Meer, und endlich gegen Oſten an den perſianiſchen Meerbuſen anſchließet. Man verſteht darunter einen Flächeninnhalt von 55000 geographiſchen Quadratmeilen, und eine bey den Einwohnern gebräuchliche Landeintheilung in ſechs große Provinzen. Die erſte iſt Hedsjas, die zweyte Jemen, die dritte Hadramant, die vierte Oman, die fünfte Lachſa, und endlich die ſechſte Nedsjed, welche vorläufig geſagt, das ganze innere Arabien begreift, auf allen Seiten mit den übrigen Provinzen umgeben iſt, und beſonders gegen Norden an diejenigen Ländereyen reicht, welche die Araber in Syriens Wüſten zu Wohnplätzen eingenommen, angebauet, und gleichſam zur ſiebenden Landſchaft Arabiens gemacht haben. Ob übrigens dieſe oder jene Entſtehung

ſtehung des Namens Arab die richtige ſey, und weswegen ſich ein Theil der Araber den Namen Saracenen beylegen, daß endlich alles Land, welches ſich von Aegypten und dem arabiſchen Meerbuſen, bis an den perſiſchen Meerbuſen und den Euphrat erſtreckt, das **Morgenland** und die Einwohner deſſelben **Morgenländer** genannt werden; iſt theils ſchon geſagt worden, theils wird uns die Geſchichte einen hinlänglichern Wink davon geben, um uns deſto geſchwinder zu der natürlichen Beſchaffenheit eines Landes hinzuarbeiten, welches von ſo viel Seiten unſere Erwartung gereizt hat.

Ehe man ſich ein richtiges Urtheil über Arabiens Klima zu erwerben vermag, muß man nie vergeſſen, daß eine lange Kette von Gebirgen, die auf allen Seiten mit weiten Heiden, dürren und ſandigten Bodens umgeben ſind, gegen Norden und dem feſten Lande zu, von dieſen Heiden das ſogenannte ſteinigte Arabien gebildet wird; und daß hingegen die Ebenen, die in Arabien Tehama heißen, von den untragbaren, Luft und Witterung verändernden Felſen, weit von einander verſchieden ſind, im ganzen Lande aber mit einander abwechſeln, und alſo eine Ungleichheit des Bodens, eine richtige Folge von der Ungleichheit des Klima ſeyn muß. Seiner natürlichen Lage, zum Theil zwiſchen zween Wendezirkeln zufolge, iſt die Luft freylich in manchen Gegenden, bis zum unerträglichen, heiß. In den wüſten, flachen Ebenen, wo nichts als nackte Felſen anzutreffen ſind, verſengt jeder Sonnenſtrahl um ſo gewiſſer, da nichts ſeine Wirkung zurückhält, ja Jahre können verfließen, ehe ein mäßiger Regen dieſe Hitze abkühlet. Ganz anders iſt es in den Gebirgen, die Ausdünſtungen ſind hier aufgenommen, die Wolken ſammlen ſich, und

nicht ſelten fällt Schnee, Eis und Reif, zwar jedes von ſehr kurzer Dauer, aber doch öfters den Bergbewohnern ſo empfindlich, daß ſie ihre Kleidung in Pelze verwandeln müſſen, während die Einwohner der Ebenen beynahe für Hitze erſticken. Dieſelbe Verſchiedenheit hat auch die Würkung der Winde durch ganz Arabien, und zwar feucht oder trocken, je nachdem der Ort iſt, von wo ſie ausgehen, oder nachdem die Zwiſchenräume ſind, die ſie durchwehen. So iſt z. B. der Südoſtwind an den Küſten des perſiſchen Meerbuſens ſo feucht, daß er bey großer Hitze ermattenden Schweiß treibt. Noch brennender iſt der Nordweſtwind, der zwar an manchen Orten wenig beſchwerlicher, an manchen aber, wo er plötzlich überraſcht, den Menſchen und Thieren gefährlich wird, und für den ſich zu ſichern, die Araber auf ihren Reiſen beſtändig getrocknete Trauben, oder Knoblauch als ein Hülfs- und Gegenmittel bey ſich führen. Auch wird man ſich des ſchon an mehrern Orten gedachten Sam erinnern, der eigentlich nur an Arabiens Gränzen als tödend berüchtiget iſt, und deſſen Annäherung ſie an der Röthung der Luft, oder an einem ſchweflichten Geſtank erkennen, um ſich mit gegen die Erde gekehrtem Geſicht einigermaßen zu ſichern. Uebrigens hat Arabien dieſelben Lufterſcheinungen, als andre heiße Länder, einen eben ſo heitern und wolkenloſen Himmel, eben ſo wenig Gewitter, daß alſo auch manches ſchöne, zwar öfters ſchädliche Phänomen der Natur für ſie fremd und ungeſehen bleibet, welches ſich in gemäßigtern Erdſtrichen ereignet. Dafür könnte man faſt ſagen, blüht auch hier ein ewiger Sommer, denn hier vermißt das Auge das ſanfte, im ſproſſenden Keime prangende Grün nie; die Blätter welken nur, weil ſie von andern verdrängt werden; und ſo treibt die Natur ihr Spiel ununterbrochen

fort, weil Froſt oder Winter nie Aufenthalt erzeugen, ausgenommen, wo Ort oder Boden, von der Natur zur Wüſte oder zu einem ſteinigten Thale beſtimmt iſt. In beſtändiger Hinſicht auf die ſo ſattſam beſchriebene Verſchiedenheit, wird es gewiß nicht ſchwer fallen, ein immer getreues Bild zu haben, wenn in der Folge von Arabiens Naturgeſchichte, ſeinen Produkten und beſonders ſeinem Boden, deſſen wir zuerſt gedenken wollen, die Rede ſeyn wird.

Hinderniſſe an Hinderniſſe haben ſich von jeher und gegenwärtig noch in den Weg geſtellt, daß Arabiens Naturgeſchichte und ſeine genaue Bekanntſchaft, immer ein unſicheres und mehr noch ein leeres Feld unſerer Wiſſenſchaften geblieben iſt. Selbſt die kleine Anzahl unſrer glaubwürdigen Reiſenden ſind offenherzig in dieſem Geſtändniſſe, auch ihnen wurden ihre Abſichten nicht immer erfüllt, und vorzüglich muß es ja faſt unmöglich werden Gewißheit zu erlangen, wo den Unterſuchern unter der Arbeit die Hände gebunden ſind, wie dies in Arabien eben der Fall iſt. Es liegt entweder in dem Karakter der Einwohner, oder die Europäer haben ſich in einen ſo ſchlechten Verdacht geſetzt, daß jede Bemühung nach Kenntniſſen für eine Abzweckung nach ihren Schätzen angeſehen wird, gegen die man ſich (je nachdem die Nation iſt) oft die größte Plünderung erlaubt. Mehr dürfen wir gewiß nicht anführen, um obige Wahrheit zu beweiſen, und unſre Leſer werden nicht mehr von uns verlangen, als unter ſo äußerſt mangelhaften Hülfsmitteln geleiſtet werden kann.

Wenn die Alten, Arabien ein glückliches Land nannten, und wir es ihnen gerade ſo nachſagen; ſo dürften wir wohl ſchwerlich die Urſache zu

dieſer Benennung getroffen haben; die, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nur eine Folge der Neuheit, nicht aber, wie wir glauben, den Ueberfluß ſeiner Produkte zum Grunde hat. Im Ganzen genommen, (denn von der Abweichung ſprechen wir noch beſonders) iſt der dürre, ſandichte Grund, weder für Pflanzen, noch für Thiere ſehr behaglich. Der dürre Strich, den die Araber Tehama nennen, wendet ſich rings um die Halbinſel, fängt bey Sues an, bis an die Mündung des Euphrats, iſt ungleich in ſeiner Breite, und alle Vermuthungen ſcheinen hier wahrſcheinlich, daß ehedem das Meer ſeinen Gang hieher genommen; wie der Boden, der aus feinen Letten, ſo mit Sand vermiſcht iſt, und Seekörper enthält, ingleichen Salzklumpen, die kleinen Hügeln gleichen, ſattſam beweiſet. Mit jedem Jahrhundert ſcheint das Tehama an Größe zu gewinnen, allein nur auf die Fruchtbarkeit hat es weiter keinen Einfluß; der neue Boden iſt eben ſo dürr und unfruchtbar, wie der, ſo viele Jahrhunderte unverändert geblieben iſt. Ein mit Sand vermiſchter Lett iſt die Haupterde der Schiefergebirge, denn in Arabiens Gebirgen iſt dieſe Ungleichheit eben ſo erheblich; ja die Erde würde auf obigen Bergen fruchtbar ſeyn, wenn nicht die natürliche Lage und Form der Berge ſie hinderte. Ihre zu ſchnell aufſteigende Höhe erſchwert des Landmanns Arbeit, und lieber läßt er ſeinen Boden unbebaut liegen, da auch noch von einem andern Hinderniſſe ſeine ſaure Mühe vereitelt wird, und dieſes iſt, daß zwar ſelten, doch zuweilen ſtarke Regengüſſe, die Erde nebſt ihren Pflanzen von ihrer Stelle wegſpülen. Fleiß, Boden und Kenntniſſe bewirken Abweichungen von dem, was wir jetzt noch über die Fruchtbarkeit des Bodens hinzuſetzen, und ſo ſagen wir nur im allgemeinen, daß in Arabien, nahe bey Maskat, und

im übrigen Oman, der Waizen nicht über zwölfmal die Ausſaat liefert, und daß hingegen, im gebirgigten Jemen, der Ackerbau vollkommener als im ganzen Orient ſey, daß nicht ſelten in guten Gegenden der Waizen 50, und der Dürra von 140 bis auf 400 für eins eintrage. Allein nur die Art zu ſäen und zu wäſſern hat es zu dieſer Erndte gebracht, wiewohl der Dürra diejenige Getraideart iſt, welche den Fleiß am meiſten belohnet. Um ſich hievon zu überzeugen, muß man wiſſen, daß die Araber keine Mühe ſcheuen, den Boden zu bauen, und nur unter einer glücklichen Regierung, aber bey den armſeligſten Ackergeräthen ins Werk zu richten vermögen. Der gewöhnlichſte Pflug iſt noch ein Ueberreſt der älteſten Griechen, der mit Ochſen oder Eſeln beſpannt, und wodurch die Erde in die Länge und Breite befahren, und locker gemacht wird. Mühſamer aber iſt die Arbeit an Stellen, wo kein Pflug hinkommen kann, und da iſt es nur durch Hülfe eines Spadens und einer Hacke das Werk von Menſchenhänden. Die Felder laufen terraſſenweiſe bis an die Gipfel der Berge, von welchen das Waſſer in kleinen Kanälen, Rinnen und Furchen bis an den Fuß geleitet werden muß; hingegen in den Ebenen iſt jedes Feld mit weit aufgeworfenen Dämmen umgeben, um dem dahin geleiteten Waſſer den Ausgang zu verwehren. Um aber auch nach der Regenzeit nicht Mangel am Waſſer zu leiden, bauen die Araber zwiſchen den Gebirgen und am Fuß derſelben Behälter von verſchiedener Größe, die theils auf öffentliche Koſten unterhalten werden, theils wo die Ebenen zu ſandigt und von den Bergen zu entfernt ſind, müſſen es nur tief gegrabene Brunnen verrichten, wohin das Waſſer zur Aufbewahrung hingeleitet, und im Nothfall durch Pumpen oder in Gefäßen herausgeſchöpft wird. Noch eine andere

mühevolle Arbeit koſtet ihnen das Säen und die Beſchützung ihrer Früchte. Das Erſte geſchieht, wenn der Landmann hinter dem Pflug gehet, ſo ſtreut er ſparſam auch ſeinen Saamen oder Dürra-körner drein, und ſtößt von beyden Seiten der Furche die Erde mit dem Fuße über denſelben; oder in andern Gegenden wird er in ſchnurgraden Furchen nicht geſäet, ſondern ſorgfältig mit der Hand geſteckt, und wenn dann dieſe Ausſaat aufgekeimt iſt, ſo bewachen ſie dieſelbe; ja in den Gebirgen ſetzen ſie ſich auf die Bäume, oder auf erbaute Gerüſte, um den Vögeln und andern Thieren Schrecken einzujagen. Von der Erhöhung oder Bewäſſerung der Orte hängt daher auch die Zeit ihrer Erndte ab. An einigen Orten ſäet man Waizen und Gerſte im December, und erndtet ſie im März, oder der Dürra im Auguſt geſäet, reiſt im November; während daß in andern Gegenden die Gerſte im Julius reift u. ſ. w. Auch dieſe Arbeit iſt hier mit mehrerer Mühe belaſtet, als da, wo man erfinderiſcher in Handgeräthen iſt. Sie ſchneiden z. B. alles Gras, grünes Korn und alles Futter für das Vieh nur mit der Sichel, und die zu ſchärfen ſelbſt äußerſt mühſam iſt: denn nur ein hin und her reiben auf Sand, mit Waſſer begoſſen, verſchafft ihnen einige Schärfe, und denn ſetzen ſie ihre Arbeit wieder auf dieſelbe Weiſe fort. Alle Kornfrüchte hingegen werden mit der Wurzel aus der Erde geriſſen, im Zirkel auf einen Haufen, Aehre gegen Aehre geworfen, und ſo durch Ochſen, die im Kreiſe gehen, und einen ſchweren Stein nachſchleppen, ausgedroſchen. Nur ſoviel erlaubt uns für jetzt der Raum, über das Land, und ſeine Benutzung zu ſagen, in der Folge wird ſich mehrere Gelegenheit hierzu darbieten, und wir eilen nur unſere Leſer mit den Produkten Arabiens etwas bekannter zu machen.

Das

Das Pflanzenreich hat ohnſtreitig noch manche Neuheit für die Naturforſcher aufbehalten, obſchon die hohen Kettengebirge ſo wenig, als die von der Sonnenhitze ausgemergelten Sandebenen, zu einem großen Reichthum des Pflanzen- und Baumgeſchlechtes geſchickt ſind. In ſo weit wir Arabien kennen, und allemal die Ungleichheit der Gegenden darunter verſtehen, ſo gehört zu den erſten und als Nahrungsmitteln dienenden Gewächſen der Durra, (Holcus L.) oder der Sorgo, ein gewiſſer großer Hirſe, oben an: ſein Anbau iſt (wie oben geſagt,) ziemlich mühſam; ſein Wachsthum erfordert weniger Bewäſſerung, als die übrigen Getraidearten, er bedarf großer Hitze, um reif zu werden, und ſteigt in überaus hohen Halmen empor. Getraide, Reiß und noch mehr Gartenfrüchte wachſen zum Theil ſehr gut, nur daß der genügſame, mit wenigem zufriedene Araber lieber den Anbau der letztern betreibt, als daß er auf Mittel denken ſollte, dem Boden mehr die erſten Früchte abzunöthigen. Es wachſen daher ſehr gut und hinreichend unſre Küchengewächſe, als Spinat, gelbe Rüben, Portulak, wovon es eine überaus zarte Gattung giebt, Rettig, von welchem nur die Blätter genoſſen werden, und mannigfaltig die Gurken, Kürbiſſe, Melonen und Kukummern, von welcher letztern Art viel von ſelbſt in den Wäldern ſich zeuget, und eine Speiſe der Kamele iſt. Hingegen die Melone wird an manchen Orten bis zum Ueberfluß gepflanzt, und daraus ein ſehr vortreffliches Getränke bereitet. Andre aus Indien hierher verpflanzte Küchengewächſe ſind die Sida, der Hibiskus, die Juſtiäa, der Bumias, eine Art Kohl, der Kleome, dem Senf ähnlich, die Stapelia, eine Art Hundskohl, die Dolichos,

eine Gattung Bohnen u. a. m. Denſelben Reichthum hat aber auch Arabien an Pflanzen, die ſich ſowohl durch Schönheit, als Wohlgeruch in unſern Gärten den Rang der Schönheiten erwerben, z. B. Lavendel, Majoran, Lilien, Nelken u. ſ. w. Aber weit vortrefflicher an Geruch und Farbenmiſchung ſind diejenigen, welche von Indiens Boden hierher gepflanzt ſind, und unter dieſen vorzüglich das Ocymum, oder Baſilienkraut, die Inula und Cacalia, ja in den Sandwüſten wächſt eine Pflanze, welche ein eignes Geſchlecht ausmachet, Moſcharia genannt wird, und ſtarken Biſamgeruch düftet; ja die arabiſchen Bauern lieben unter andern eine Art Hibiſkus (eine ungemein große und lebhaft rothe Blume) ſo ſehr, daß an den Feſttagen eine Blumenkrone auf ihrem Kopfe hievon den größten Schmuck ausmachet. Viele ihrer Pflanzen liefern ferner entweder den Stof für ihre Fabriken, oder ſie dienen ihnen zum Hausgebrauche auf tauſendfache Weiſe. So bedienen ſie ſich zum Waſchen der Pflanze Sudda, ſo verfertigen ſie aus einer beſondern Gattung Schilf ſo feine Teppiche, daß die Araber an der Küſte einen nicht unbeträchtlichen Handel damit nach Konſtantinopel und allen angränzenden Ländern treiben. Der Dolichos und die Glyzina (unſern Feldbohnen ähnlich) tragen ſo ſchöne Bohnen, daß man Halsbänder und Armbänder daraus verfertiget und allgemein achtet. Der Anill (Indigofera L.) wird durch ganz Arabien gepflanzt, und hat wegen ſeiner blauen, als der Araber Lieblingsfarbe ausnehmend viel reizendes. Indeſſen wachſen auch noch andre, als wilde Pflanzen; in Ermangelung beyder Arten aber, bereiten ſie ihren Indigo aus einer Gattung Kreuzblumen, welche ſich überall erzeuget. Das gewöhnliche Salzkraut (Salſola L.) iſt ein Produkt

längſt

längſt der ganzen Küſte und an den Inſeln des arabiſchen Meerbuſens, ja es würde bey nur mäßiger Aufmerkſamkeit eben ſo ſehr den Kunſtfleiß lohnen, als das Zuckerrohr, welches in ihrem Lande ſo vortrefflich gedeihet, und doch verdirbt, oder aufs höchſte roh genoſſen wird. Da nun in heißen Ländern ſowohl die Wieſen, als ihre Fruchtbarkeit ſelten iſt, ſo kann man leicht erachten, daß ſich auch hier wenig Futterkräuter befinden, daß ſich Eſel und Kamele nur von den trockenſten Pflanzen nähren, daß ſich das Hornvieh mit harter Nahrung begnügen, und deſſen Fleiſch unſchmackhaft ſeyn muß. Nur dadurch werden die Pflanzen allen einfachlebenden Nationen intereſſant, weil ſie faſt ihr einziges Zufluchtsmittel in Krankheiten ſind, deren Würkung ihnen entweder durch mündliche Erzählung, oder durch häufige Erfahrung bekannt iſt; und in demſelben Fall befinden ſich auch die Araber, die, ob ſie zwar wenige zu dieſer Abſicht kennen, doch unter andern die Aloe, die Euphorbia u. a. ſtatt aller andern Arzneyen gebrauchen, ja ſie würden vielleicht nicht einmal ſo weit in dieſer Unterſuchung gekommen ſeyn, wenn ihnen nicht noch ein anderes Uebel die Mittel aufſuchen hieße, ſich davon zu heilen, und zwar des zum öftern tödlichen Biſſes giftiger Thiere, deren Verletzung durch einen geſchwinden Gebrauch eines immergrünen Holzwurzes, eines dornichten Lappenſtrauches u. dgl. unſchädlicher gemacht wird. Hat auch die Natur hier ihre ganze Mannigfaltigkeit in Rückſicht der Pflanzen nicht bis zum Uebermaaß ausgeleeret, ſind Arabiens Bäume und Stauden immer ſehr ſparſam zerſtreuet; ſo hat es doch auch an allen dieſen nicht Hauptmangel, denn außer einer Gattung Birn- und Kornelkirſchbäume, die Arabien eigen ſcheinen, pflanzen die Einwohner beynahe alle unſere Obſtarten,

Aepfel, Birnen, Pfirſchen, Aprikoſen, Mandeln, Granaten, und über dieſe eſſen ſie Früchte mehrerer Geſträuche, als Schwalbenwurz und Rhamnus. In großer Menge und in verſchiedenen Gattungen bauen ſie Wein, zwar mehr für Fremde als für ſich, weil ihre Geſetze ihnen den Gebrauch verſagen. Hingegen preſſen ſie aus dem Moſt einen Syrup, den ſie Dub nennen, oder trocknen die kleinſte Gattung, Namens Kiſchmiſch, und treiben mit beyden einen beträchtlichen Handel in entlegene Gegenden. Zitronen, Pomeranzen, Datteln, Kokos, Feigen, Tamarinden, Baumwolle, Manna und andere Baumarten ſind theils urſprüngliche, theils aus Indien verſetzte Gewächſe, ob zwar einige wenige Palmbäume abgerechnet, wenig Gegenden anzutreffen ſind, die Bäume haben, oder Wälder angetroffen werden, deren Holz den europäiſchen gleich zu rechnen wäre. Noch gehört unter das nützliche arabiſche Geſträuch die Sodada, deren Beeren roh gegeſſen werden, die Zebatha, aus deren Frucht ſie einen ſtarken Brandewein brennen, der Meckabalſambaum, ein von jeher berühmtes arabiſches Produkt, deſſen Werth die Einwohner in Jemen aber ſo wenig kennen, daß ſie damit nur räuchern oder ihn brennen, und nur die Einwohner von Hedsjas ſind von deſſen Nutzen beſſer unterrichtet, wenigſtens ſind ſie die einzigen, die dieſen Balſam ſammlen, und nach Mecka führen, von wo er durch alle türkiſche Länder verkauft wird. Der Senes, (Caſſia Senna L.) ein in Krankheiten heilſames Gewächſe, der Kaffee, die Athenna, aus deren Blättern im ganzen Orient eine ſehr geſchätzte Schminke verfertiget wird, die Glycirrhiza, eine Art Süßholz u. dgl. ſind allgemein bekannte und häufige Gewächſe, und vorzüglich ziehen ſie aus ihrem Kaffee

ungleich

ungleich größern Nutzen, als aus der Baumwolle, ungeachtet ſie zwey verſchiedene Gattungen haben. Noch gedenken wir des Fühlkrauts, von dem es verſchiedene Arten giebt, davon die eine ſich bey der Annäherung eines Menſchen mit ihren Zweigen herabſenkt, und für ſo heilig gehalten wird, daß die Verletzung eines ſolchen Gewächſes aufs nachdrücklichſte geahndet werden würde. Giftige Pflanzen hat Arabien überhaupt wenig, wohl aber, wie oben geſagt, heilſame und ſolche, die zum Gegengift dienen.

Billig ſollte man denken, Arabiens Mineralien müßten den Abgang ſeines Pflanzenreichthums erſetzen, da uns noch dazu die kleine Ueberſicht ſchon auf ungeheure Bergketten aufmerkſam gemacht hat; ja es zu dem wohl eine Zeit gab, wo man glaubte, es lägen unermeßliche Schätze in Arabiens Goldminen verborgen; und doch widerſpricht die Erfahrung dieſer Vermuthung nur zu ſehr: denn ſo groß auch die Anzahl der Berge immer ſeyn mag, ſo ſcheint doch Arabien an nichts ärmer, als an Metallen zu ſeyn. Zwar iſt man bis jetzt noch zu wenig in die innern Werkſtätte der Natur gedrungen, immer ſind es nur noch obenhin angeſtellte Unterſuchungen, und dieſe haben wenigſtens bewieſen, daß ſich von ihren verborgenen Schätzen nichts hoffen laſſe. Außer den häufigen Baſalten (welche nur Spuren ausgelöſchter Volkane ſind) finden ſich mehr kalchartige und ſandichte Steine, zwiſchen welchen ganze und halbe Lagen von eiſenhaltigen Feldſpath zu ſehen iſt. Zwar trifft man auch Eiſen, Erzkörner, Magnete und Bley, als vorzüglich in der Landſchaft Oman, auch Steine von größerm Werthe an, als Onych, einen dunkelrothen oder hellbraunen Stein, von den Arabern

Ayek

Ayek Jemani genannt und hochgeſchätzt. Zwey kleine Hügel, der eine bey Loheja, der andre bey Hodrida, enthalten unter einer Kruſte von Kalchſteinen etwas Bergſalz, welches in großen faſt durchſichtigen Maſſen aufgethürmt liegt, und ehemals von den Arabern gegraben wurde. Allein ſeitdem die Berge zuſammengeſtürzt ſind, hat auch die Ausbeute aufgehöret, und nur einige fremde Schiffe ſuchen ſich zuweilen eine Beute zn machen. Alles Gold, was jetzt in Arabien angetroffen wird, kommt nur aus Europa für Kaffee, oder für oſtindiſche Waaren, ja das venetianiſche Gold iſt faſt das einzige in Arabien, woraus ſie ihre Münzen ſchlagen, welches auch die Einwohuer, wegen der wenigen Bekanntſchaft mit andern Nationen auf die Gedanken gebracht hat, als wären die Venetianer die reichſten der Welt, oder hätten wenigſtens geheime Künſte, Gold zu bereiten.

Auch bey dem Thierreiche müſſen wir die unvollſtändige Bekanntſchaft Arabiens mit in Erwähnung bringen, wiewohl über dieſen Theil der Naturgeſchichte noch das meiſte geſagt werden kann. Sie haben **Pferde, Eſel, Maulthiere, Kamele, Dromedare, Kühe, Ochſen, Büffel, Schafe, Ziegen, Federvieh,** und überhaupt alle, den warmen Ländern gewöhnliche Hausthiere; allein in einer vorzüglichen Klaſſe ſtehen die Pferde, welche auch bey den Ausländern ſogar den Beynamen edle erhalten haben, im Lande ſelbſt aber dieſen Namen in einem noch vorzüglichern Sinne führen. Dieſe Thiere werden in den fruchtbarſten Provinzen in großer Menge gefunden, und die Araber bilden ſich nicht wenig auf ihre Zucht ein; jedoch theilen ſie dieſelben in zwey Hauptklaſſen, in Kadiſchi und Kochlanj. Die erſten behaupten

weder

weder einen vorzüglichen Rang, noch haben ſie ein anderes Schickſal, als Laſten zu tragen, zu ziehen, oder Feldarbeiten zu verrichten: die andern aber werden ſo hochgeachtet, daß man ſogar ihre Ahnen auf 2000 Jahr zurück rechnet, und ſie nur zum reiten benutzen kann. Man macht aus der Richtigkeit dieſer Berechnungen eine ſo wichtige Sache, daß allemal von Geſchlecht zu Geſchlecht Zeugen aufzuſtellen ſind, die es eidlich bekräftigen, und Lebensgefahr laufen würden, wenn ſie falſch zeugten. Nicht die ungegründete, fabelhafte Behauptung, als ſtammten ſie aus den Stuttereyen des König Salomons ab, iſt der Stoff dieſer Hochachtung, ſondern vielmehr ihre vorzügliche Treue und Ertragung der größten Beſchwerden. Sie können im Nothfall Tage lang ohne Nahrung hinbringen, können in ſeltener Geſchwindigkeit einen Weg zurücklegen, und ſelbſt im Treffen einen unerſchütterlichen Muth, verbunden mit möglichſter Beſchützung ihres Reiters, an den Tag legen. Außerdem ſind ſie weder groß noch ſchön, nur bedienen ſich ihrer die herumſchweifenden Araber, oder Beduinen am häufigſten, und kein Schech, oder Anführer würde ein andres Pferd beſteigen: ja ihre Schätzung (beſonders der Stutten) geht ſoweit, daß ſie keine für Geld verkaufen, ſondern ſie nur unter der Bedingung an ihren Füllen Antheil zu haben, verſchenken oder verlehnen. Soviel Aufſehens aber auch das Alter dieſes Adels machet, ſo wenig ſchätzt man ihn, ſeinem Verdienſten nach, außerhalb ſeines Stammortes: denn ſchon die Türken verachten dieſe Pferde, und lieben mehr diejenigen, ſo unter einem prächtigen Geſchirr an Stärke und Größe prangen, und nur Engländer ſcheinen noch allein den höchſten Werth in dieſe Gattung zu ſetzen, indem ſie dieſelben zuweilen für 800 bis 1000 Thaler kaufen, und

noch

noch dabey gewinnen. Auch der Eſel giebt es zweyerley Gattungen, einige, die wegen ihrer Furchtſamkeit und Trägheit wenig geachtet, andre, die groß, muthig, zu langen Reiſen geſchickt, und von den Arabern theuer bezahlt werden. Daſſelbe iſt auch in Abſicht der Kamele zu ſagen. Es ſind ihrer verſchiedene Arten, und dahin gehören auch die Dromedare, welche nur durch ihre Leichtigkeit von den übrigen Kamelen unterſchieden werden. Ochſen und Kühe ſind nicht ſonderlich groß, aber fett und wohlgewachſen. Jene werden vor den Pflug geſpannt, ſelten aber dieſe. Ueberhaupt haben die Araber Hornvieh in ſehr großer Menge, auch in Rückſicht deſſen, weil ſie es ſolange leben laſſen, als möglich iſt, und das oft aus einer abergläubiſchen Behauptung, indem ſie ſagen, um der Auferſtehung willen. Wenn ſie dieſe ſchlachten, ſo verkaufen ſie den größten Theil des Fleiſches an die Chriſten, daher ſich auch weniger Käſe und Butter unter dieſen befindet, als unter jenen. In ungleich größerer Anzahl, als Ziegen, finden ſich bey ihnen Schafe, welche ſich des Jahres zweymal vermehren, und unter ihnen befindet ſich beſonders eine ſehr fette Art mit einem großen, runden Schwanz, der entweder in die Höhe gebunden wird, oder den ſie wegen ſeines Fettes auf einem kleinen Karn mit zwey Rädern nach ſich ziehen. Allein dergleichen Schafe befinden ſich nur in Städten, nicht in Wüſten, und nur bey reichen und begüterten Perſonen. In den hohen Gebirgen des ſteinigten Arabiens befinden ſich eine große Menge **wilde Ziegen, Gazellen, Pharaonsratzen,** (mus jaculus) welche letztere von den Arabern ohne allen Widerwillen gegeſſen werden. Die Waldungen des ſüdlichen Arabiens ſind voll von Affen mit rothen Hintertheilen, nackt und ohne Schwanz, deren ſich bey

hun-

Hunderten zuſammenhalten, niemanden aber, als den daſigen Kaffeebäumen ſehr nachtheilig ſind, und die Einwohner nöthigen, ihnen durch häufige Wachen Einhalt zu thun. Unter den wilden Thieren iſt die Hyäne das gefährlichſte, wenn es nicht auch zugleich das häßlichſte iſt. Ihr Aufenthalt iſt in den Hölen der kahlen Gebirge, und ihren Raub ſucht ſie nur zur Nachtzeit zu erjagen, und dann iſt Menſchen und Thier für ihr nicht ſicher, ja öfters hat ſie den im freyen ſchlafenden Arabern ihre Kinder von der Seite weggeriſſen. Friedlicher iſt das **Nemer**, oder ein kleines Pantherthier, deſſen Nahrung höchſtens Hunde oder Katzen werden. **Bäre, Wölfe, Füchſe** ſind ebenfalls vorhanden; aber ein dem zahmen Hunde gleichendes Thier, und nur dem Federvieh gefährlich, iſt das zahlreichſte, bey den Arabern el **Wari** genannt: allein ſein Fell wird wenig geachtet, und lebt alſo ruhig ohne Nachſtellung. Zwar ſind das nicht alle die Thierarten der Araber, aber doch die, welche ſich am meiſten auszeichnen: und eben ſo verhält es ſich mit dem Federvieh, das zwar ebenfalls in nicht geringer Anzahl, aber lange nicht gehörig von den Einwohnern gekannt und benutzt wird. Ihr Klima ſowohl, als ihre ſtrengen Religionsgeſetze machen ihnen die Jagd der Thiere ſowohl unnöthig, als beſchwerlich: denn ein zu häufiger Genuß des Fleiſches würde theils ihrer Geſundheit nachtheilig ſeyn, theils würden ſie ſelbſt bey Erlegung der Thiere wider manche Religionsceremonie verſtoßen, die ihnen aufs pünktlichſte zu beobachten gelehrt wird. Gewiſſe Gebete, oder eine gewiſſe Menge Blutes, eine ſchnelle Tödtung und dergleichen iſt ihnen aufs ſorgfältigſte vorgeſchrieben, und deswegen lehnen ſie lieber dieſe Beſchäftigung von ſich ab, als daß ſie ihr Gewiſſen dabey beunruhigen ſollten. Alle Arten von Hausfeder-

federvieh ſind übrigens in Arabien ſehr zahlreich, und ohne ſie alle anzuführen, nennen wir Hüner, Perlhüner, Faſanen, Turteltauben, Rebhüner, Lerchen u. dgl. Waſſervögel können in einen ſo trocknen Lande nicht ſo zahlreich ſeyn. Indeſſen giebt es doch auch hie und da Störche, und eine beſonders ſchöne Art Kibitze, Möven, Pelikane u. a. In den Wüſten finden ſich Strauße, und an den Küſten die ſchönſten Wiedehopfe, die die Araber Hudhud nennen. Auch Adler, Falken, Sperber und der ägyptiſche Geyer ſind nicht ſelten, welcher letztere dem Lande vorzügliche Dienſte leiſtet, indem er mit der äußerſten Freßbegierde alles todte Aas aufſuchet, und eben ſo die Feldmäuſe, welche ſich in einigen Provinzen ſo ſchnell vermehren, auf die wohlthätigſte Weiſe wegſchaffet: ja die Araber würden ſich ein großes Verbrechen daraus machen, eins dieſer Thiere zu tödten, deren Leben ihnen ſoviel Vortheile verſchaffet. Denſelben Nutzen verſchafft ihnen ein andrer Vogel, auf arabiſch Samarmar genannt, und zwar durch die häufige Tödtung der Heuſchrecken, die ſich oft in entſetzlich großen Schwärmen einſtellen, allgemeine Verwüſtung anrichten, und nur durch einen günſtigen Wind oder Regen wieder zurück getrieben werden. Ohnſtreitig giebt es verſchiedene Arten dieſer Thiere, denn eine Gattung derſelben wird von den Einwohnern als eine vortreffliche Speiſe angeſehen. Wenn ſie gefangen ſind, werden ſie an Fäden gezogen und gedörrt, oder an der Luft getrocknet, oder auch lebendig gebraten und genoſſen, und ſollen einiger Behauptung nach, faſt denſelben Geſchmack haben, als die kleinen Sardellen des baltiſchen Meeres, die man in einigen holſteiniſchen Städten dörrt und verzehret. Noch ein andres ſchädliches Inſekt iſt, zwar nur in der Größe eines

Ge-

Gerſtenkornes, bey den Einwohnern Arda (Termes fatale L.) genannt. Es hält ſich in großen Geſellſchaften zuſammen, iſt nur bey Nacht ſichtbar, und baut ſich im Gehen kleine bedeckte Gänge, die es aus Staub und Letten bereitet, und iſt dabey ſo unermüdet, daß man ſeine Werkſtätte zehnmal vernichten kann, ehe es dieſelbe unterläſſet. Sind ſie aber einmal an ihren beſtimmten Ort durch dieſe Gänge gekommen, dann iſt auch ihrer Verwüſtung nichts entgegen, alle Lebensmittel, ja Kleider, Möbeln und Bäume werden zernagt, und nur das einzige den Arabern bekannte Mittel, ſie zu vertreiben, iſt der Schafmiſt, den man um die Bäume breitet, und deſſen Geruch ihnen zuwider iſt. Unter die übrigen ſowohl verwüſtenden, als verletzenden Thiere, gehört noch die große Anzahl Ameiſen, Skolopen, oder kleine Waſſerſchlangen, der Dintenfiſch, der oft die Schwimmenden in Gefahr bringt, indem er ſie zwiſchen ſeine lange Zangen klemmt, woraus nicht ſelten Lähmung der Glieder, wenigſtens Geſchwulſt und innerer Schmerz entſtehet. Eben ſo, die Mehlkäfer, deren eine Gattung den Kornhalmen ſchädlich, eine andre Gattung aber, welches am wenigſten zu erwarten ſtehet, dem türkiſchen Frauenzimmer in Butter gebraten, Abends und Morgens, drey an der Zahl, nicht nur ein leckerhaftes Gerücht abgeben, ſondern vorzüglich aus dem Grunde von ihnen genoſſen werden ſoll, weil es die Stärke des Körpers vermehre, und ihren Begriffen nach ſie ſchöner mache. Da die Araber ihren Reichthum in ihrem Meer nicht zu nützen wiſſen, ſo weiß man zwar, daß ihre Wäſſer nicht leer von Fiſchen ſind, allein die Gattungen derſelben ſind lange nicht hinlänglich bekannt. Zwar giebt es Stockfiſche, Makrelen, Hadern, Skaten, Barſchen, Chäroden, Sciäna, fliegende

Fiſche u. a. von denen einige Arten nur den heißen Ländern eigen ſind. Noch müſſen wir der Korallenbänke gedenken, welche im arabiſchen Meerbuſen ſo groß und ſo zahlreich ſind, daß die meiſten Häuſer im Tehama von Korallfelſen aufgeführt werden.

b) Einwohner. Ehe wir über Arabiens **Einwohner** etwas beſtimmtes ſagen können, müſſen wir nothwendig erſt einige Vorkenntniſſe feſtſetzen, welche unſre Beſchreibung leichter zu überſehen machen: ja ohne dieſelben würde es uns faſt unmöglich werden, unſern Leſern verſtändlich zu ſeyn. Nicht der älteſte Urſprung dieſer Völker, und ihre von Zeit zu Zeit veränderte Benennungen, ſondern die verſchiedene Benennung jetzt in Arabien lebender Nationen iſt es, was in ein helles Licht geſtellt zu werden bedarf, und dem zufolge ſind die Araber in Anſehung ihrer Lebensart, erſtens **Beduinen**, zweytens **Mardi**, drittens **Hadheſi** und viertens **Felloch**. Hierzu gehört aber auch noch eine andre Anzeige der verſchiedenen muſulmänniſchen Sekten, ohne der kleinern zu gedenken, welche an den Orten ihres Aufenthaltes beſchrieben werden ſollen. Die vornehmſten dieſer arabiſchen Sekten ſind alſo **Sunniten**, wozu auch die Türken gehören, und die in Arabien ſich am zahlreichſten befinden, weil ſich die Scherifs von Mecka und Medina, die als Nachfolger Mohämmeds angeſehen werden, mit allen ihren Unterthanen zu derſelben bekennen. **Schijten**, die eigentlich in Perſien herrſchend ſind, in einigen Gegenden des öſtlichen Arabiens aber Anhänger haben. Die **Zeiditen**, die **Bejaſiten**, die durchgehends in Oman ausgebreitet ſind, und von den Feinden des Chalifen Ali dort ausgebreitet wurden, nachdem ſie ſich auf ihre von ihm erlittene Niederlage dahin geflüch-

geflüchtet hatten. Meſſalichiten Mekramj, Abdul Vochheb, Dſiedsjal, Schabrearj und Merdinar, alle dieſe genannten ſind vorläufig geſagt, Mohämedaner, erkennen einſtimmig den Koran für ihr geiſtliches und politiſches Geſetz, und dennoch behandeln ſie ſich gegenſeitig bey aller Gelegenheit als Ketzer. Nach dieſer Beſtimmung kehren wir alſo zu den erſten genannten Einwohnern zurück, und ſehen dann bey allen übrigen, ſo viel uns der Raum verſtattet, wie ſich dieſe Miſchung von Nationen untereinander zu erhalten vermag.

Beduinen werden ſie eigentlich nur von den Europäern genannt, die Griechen hießen ſie Nomades, die Syrer Bar, woraus endlich Barbarus gemacht wurde, und Kinder der Wüſte eigentlich heißen ſollte. Dieſe letzte Benennung kömmt ihrer angenommenen Lebensart auch aufs allerbeſte bey. Sie ſind zwar wieder von ſehr verſchiedener Art, wie wir das an gehörigen Orten allemal anzeigen werden; allein in dieſen Dingen kommen ſie doch ziemlich überein, daß ihre Beſchäftigung nichts anders und liebers ſey, als Reiten, Jagen, Viehzucht, Streifereyen gegen ihre Feinde, (worunter ſie alle diejenigen rechnen, welche ſich nicht unter ihren Schutz begeben) Plündern, aber auch wieder gegen ihre Schutzgenoſſen Treue, Dienſtfertigkeit, Gaſtfreundſchaft u. dgl. in einem eben ſo hohen Grade beweiſen. Diejenigen Beduinen oder Hirtenaraber, welcher Wohnungen nur Zelter ſind, haben eine unzählbare Menge von Schechs, deren jeder in ſeiner Familie eine faſt unumſchränkte Gewalt beſitzt, jedoch erkennen die Familien des gleichen Stammes ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, welches ſie Scheches Scheinch nennen, und deſſen Macht durch Sitten und Ge-

bräuche immer eingeſchränkt bleibet. Dieſe Würde bleibt in der Familie erblich; allein die Unterſchechs werden allezeit nur nach Verdienſten, und ohne Rückſicht auf Erſtgeburt erwählet, daher der Oberſchech die untern allezeit mehr wie Bundsgenoſſen, als wie ſeine Unterthanen behandelt, und gleichſam einen Theil ſeiner Regierung auf ſie verleget: ja es würde bey einem ſo kriegeriſchen und freyheitliebenden Volke unmöglich ſeyn, ſich Zwangsgeſetze anzumaſſen. Doch iſt leicht zu erachten, daß diejenigen Araber, welche in Städten und beſonders in Seeſtädten wohnen, ihren Nationalcharakter merklich abgeändert haben, daß, wenn von den Sitten und Gebräuchen dieſer Völker auffallende Züge der Kindheit des menſchlichen Geiſtes angeführt werden, nur diejenigen darunter verſtanden ſind, welche immer in abgeſonderten Stämmen herumſchweifen. Um noch beſtimmter über den Karakter dieſer Nation zu ſeyn, müſſen wir hier ſchon etwas mehr von ihrer Lebensart ſagen. Sie ſcheuen die Städte und leben beſtändig in freyer Luft, und das nicht ſowohl, weil ſie jede Art von Einſchränkung ſcheuen, als weil ihnen, wie man ſagt, ein natürliches Gefühl dieſe Lebensart lehret: daher auch die Sage entſtanden iſt, daß ihr Geruch viel feiner, daß es ihnen keinesweges beſchwerlich iſt, etliche Tage ohne Waſſer zu leben, daß ſie mit dieſem feinen Geruch ſogar ihre verlorne Kamele ausſpüren können u. ſ. w. Ob man aber ihren übrigen Tugenden nicht zu nahe tritt, wenn man ihre Räubereyen immer nur von einer Seite betrachtet, wollen wir hier nicht entſcheiden. Sie ſind den Karavanen gefährlich, dies iſt gewiß; allein eben ſo gewiß iſt es auch, daß ſie nicht grauſam ſind, und den Geplünderten nur dann umbringen, wenn er in ihrer Gegenwart einen Beduinen tödtet, da ſie ſich nach ihrem Grundgeſetze

geno-

genöthiget ſehen, das Blut ihrer Brüder zu rächen. Wer wird ſich alſo wundern, daß Menſchen der Art, mit ganz andern Begriffen von dein und mein, nicht wie aufgeklärte Nationen handeln, und wer wird nicht zugleich in den eben ſo auffallenden, groß-müthigen Handlungen, deren ſie fähig ſind, immer mehr Menſchliches als Barbariſches an ihnen entdecken. Um denjenigen, die hierdurch noch nicht überwieſen ſeyn ſollten, aus vielen andern nur ein Beyſpiel der Großmuth anzuführen, erzählen wir die Geſchichte eines Engländers, der ſich von Bagdad aus mit zwey Arabern auf den Weg gemacht hatte, um nach Indien zurückzukehren. Er wurde von einigen Schechs angegriffen, und, weil er ſich mit Piſtolen gegen ſie vertheidigte, auch einen davon verwundet hatte, ſo übel mit Schlägen zugerichtet, daß er kaum zu ſtehen vermochte: anſtatt aber ihn liegen zu laſſen, nahmen ſie ihn in ihre Zelte, unterhielten ihn, warteten ſein, und begleiteten ihn dann noch bis Bagdad. Meiſt ſind dieſe Anfälle nur kriegeriſche Unternehmungen gegen ihre Feinde, von welchen ſie um die, ihrem Stamm zugehörigen Abgaben verkürzt werden, oder welche Truppen mit ſich führen, welche mit den Stämmen in Feindſchaft leben. Dieſelben Anfälle ſind auch noch ganz neuerlich vorgekommen, da nämlich die Karavane von Mecka angegriffen und geplündert wurde, weil der Paſcha von Damaſcus dieſelbe mit ſeinen Truppen bedeckte. Daß dieſe Karavanen niemals ohne eine ſehr vortheilhafte Beute verloren gehen, iſt bekannt: allein bey dieſer letztern, die dem Stamm Anſſe zu Theil wurde, ſollen ſie ihren Vortheil ſo wenig zu benutzen gewußt haben, daß ſie die koſtbarſten Waaren nicht nur für Kleinigkeiten verkauften, ſondern ſogar Perlen für Reis anſahen, ſie kochten, und weil ſie nicht eßbar werden wollten, als unnütz

wegwarfen. Mehreres über ihre Regierungsform und die Abartungen ihrer Stämme, werden wir in der Folge zu beſchreiben, Gelegenheit nehmen, jezt nur noch etwas von ihren Sitten und Gebräuchen.

Sie bedienen ſich zwar des Bogens und der Pfeile, allein meiſt nur bey der Jagd. Ihre Waffen ſind mehrentheils Lanzen von Röhren, Säbel und Dolche. Bey aller ihrer ſcheinbaren Herzhaftigkeit und den ſteten kriegeriſchen Uebungen, fehlt es ihnen aber doch ſehr am eigentlichen Muth und Tapferkeit, zumal wenn ihre Feinde Schießgewehr führen und Europäer ſind, deren wenige einen ziemlich anſehnlichen Haufen verjagen können. Ihren kühnſten Anfall äußern ſie zu Pferde, daher auch die meiſten beritten ſind, und nur arme müſſen ſich zu Fuße durch Lanzen vertheidigen, außer einer noch andern Gatttung, welche gar kein andres Gewehr führen, als Schleudern. Männer und Weiber färben ihre Arme, Lippen und andre ſichtbare Theile des Leibes mit Uſciam, welches eine Violetfarbe iſt, am beſten von einer Fiſchgalle bereitet wird, und um ſie deſto tiefer in die Haut zu bringen, die Haut auf eine empfindliche Weiſe mit Nadelſtichen in verſchiedenen Figuren zerſtochen wird. Ihre Geſichtsfarbe vorzüglich iſt entweder ganz braun, oder ſchwarzbraun, jedoch die vornehmen Frauen ausgenommen, welche ihr Geſicht ſeltener der Sonne blosſtellen, und dabey ſtets einer Europäerin gleichen. Vornämlich ſuchen ſie ihre Reize dadurch zu erheben, daß ſie ſich kleine ſchwarze Flecken an den Seiten des Mundes, am Kinne und auf den Wangen machen, und zur höchſten Vollkommenheit auf die Armen und Hände Figuren ſtechen. Ingleichen färben ſie die Nägel an ihren Fingern roth, den

Rand

Rand der Augenlieder aber ſchwarz: dann ziehen ſie eine Linie von gleicher Farbe nach dem Augenwinkel, damit die Augen größer und geſpaltener ausſehen, weil nach dem Urtheil arabiſcher Schönen ihre Vorzüge in großen, wohlgeſpaltenen und hervorragenden Augen beſtehen. Die Kleidung der Vornehmern beſtehet in Beinkleidern und Hemden von Neſſeltuch, welches letztere auch ſehr lange Ermel hat, die bis zur Erde herabhängen; kurze Kamiſöler oder Abas, d. i. ein Oberkleid, welches vorn offen und wie ein Mantel über die Schultern hängt, jedoch auch auf den Seiten Oeffnungen hat, um die Arme durchzuſtecken. Ihre Wintertracht ſind Kaftane, welche weit ſind, bis an die Erde reichen, und mit einem Gürtel befeſtiget werden. An den Füßen, welche bloß ſind, tragen ſie Pantoffeln, und auf dem Kopfe eine Mütze, welche die Geſtalt eines Kelches hat. Jedoch verſchieden von dieſem iſt der Anzug, wenn ſie ausgehen, dann ziehen ſie kleine Stiefeln von Saffianleder an, und hängen einen großen Schleyer von Neſſeltuch über den Kopf, welcher ſie bis über den Gürtel bedeckt. Dieſer Schleyer wird um den Hals und den Untertheil des Geſichtes bis an den Mund gewickelt, und Jungfrauen bedecken das ganze Geſicht, wenn ſie ausgehen. Außer den Gehängen in Ohren und den Ringen an Fingern, haben ſie noch dicke Ringe um die Arme und über den Knöcheln an Füßen, welche bey den Vornehmen aus Gold, bey andern aus Silber, Elfenbein, Horn oder Metall ſind. Selbſt an den großen Zehen ihrer Füße tragen ſie Ringe, und viele, in der durchborten Scheidewand zwiſchen den Naſenlöchern einen Ring, der ebenfalls von großem oder geringem Werthe iſt, und über den Mund herabhängt. Die armen Frauen tragen aber nur über ihren Beinkleidern ein blaues oder violetfarbenes

Hemde mit einem Gürtel, und wenn es kalt iſt, ein grobes Ueberkleid ohne Ermel. Das männliche Geſchlecht macht aus Al Hanna und Al Catam eine Schminke, mit welcher ſie dem Haupt- und Barthaar eine röthliche, glänzende Farbe geben. Den letztern Gebrauch ſoll Mohämed eingeführt haben, der erſte aber iſt älter. Außer einer langen Locke auf dem Wirbel, welche hinten herabhängt, ſcheeren ſie ihren Kopf ganz, beſchneiden oder ſcheeren auch den Knebelbart, hingegen den rechten Bart laſſen ſie wachſen, nicht ſowohl, weil man ihn für eine große Zierde hält, ſondern weil man eine große Achtung dafür hegt, und derſelbe beym Begrüßen allezeit geküſſet wird. Außerdem beſteht die Kleidung der Männer in einem langen Hemde, das blau von Farbe iſt, und oft bis an die Erde reicht; ferner aus leinenen Unterhoſen und einem Unterrock oder Kaftan ohne Ermel, der bis mitten auf die Lenden herabgehet und mit einem ledernen Gürtel befeſtiget iſt, oder ſie tragen über dem Hemde nur ein eben beſchriebenes Aba. Viele der geringern Beduinen haben keine Abas, ſondern wickeln ſich ein großes Stück weiße Sarſche um den Leib und über die Schultern, ja viele gehen nackend. Nur Vornehme tragen noch Ueberhoſen von Tuch von rother oder violetter Farbe, und daran Strümpfe mit leichten Stiefeln von gelben Saffian befeſtiget. Ohne dieſelben gehn ſie mit bloßen Füßen in Pantoffeln, welche in den Zimmern ausgezogen werden, und Arme ſchlagen nur Stücke von rohen Häuten um die Füße, welche oben zuſammengebunden werden. Auf dem Kopfe tragen die Vornehmen einen Turban, oder ein Stück Neſſeltuch, um eine rothe ſammetne Mütze gewickelt und mit Baumwolle ausgenähet, wovon ein Zipfel herabhängt.

Sie

Sie wohnen in Zelten, die meiſtentheils rund und in der Mitte mit einer langen Stange unterſtützet, oder nach der Länge auf der Erde eben ſo, wie die Zelte auf den Galeeren ausgeſpannet, insgeſammt aber mit dickem, aus ſchwarzen Ziegenhaar gewebtem Tuche bedeckt ſind. Die Zelte der Emirs ſind nur durch ihre Größe und Höhe unterſchieden, außerdem aber von demſelben Stoff, und ſtehen allezeit in der Mitte des Lagers. Ein ſolches Lager iſt allezeit rund, wo nicht die Beſchaffenheit des Bodens es unmöglich machet, und wird zur Nachtzeit durch viele dazu abgerichtete Hunde bewachet. Die Speiſen der Beduinen beſtehen aus Milch, Käſe, Honig, Fiſchen, und Fleiſch von Kamelen, Schafen, Ziegen, Rindvieh, Hünern, Korn, Reis und Hülſenfrüchten, welche letztern ſie entweder kaufen oder eintauſchen. Ihr Getränke iſt Waſſer und Kaffee. Diejenigen, welche Korn haben, tragen die äußerſt mühſame Beſchäftigung den Weibern auf, daſſelbe zu Brod zu bearbeiten: daher dieſe Arbeit durchaus ein weibliches Geſchäft iſt, daß ſie es auf ihren Handmühlen mahlen, in großen Kuchen ohne Sauerteig, und bey getrocknetem Kuhmiſte entweder auf einem ſteinernen Kruge, in welchem Feuer angelegt iſt, oder unter der heißen Aſche, einen Finger dick backen. Im letztern Fall legt man den Teich auf den durch Feuer erhitzten Boden, und zieht hierauf Kohlen und Aſche darauf, kehrt ihn dabey ſo oft um, bis er ausgebacken iſt, und nur wenige wiſſen ſich ihr Brod reinlicher auf kupfernen Platten über dem Feuer zu bereiten. Dies ſind einige allgemeine Schilderungen einer Nation, derer wir noch oft erwähnen werden. Oben haben wir einer zweyten gedacht, Mardi genannt, eigentlicher **Schwärmer**, weil ſie das Mittel zwiſchen Beduinen und Hadheſi ſind; denn ſie halten ſich mit

ihren Heerden bald in den Wüſten, bald in den Städten auf, und ſind vorzüglich Viehhirten, deren Gewerbe Verkauf der Milch ihres Viehes iſt. Tellah, deren auch oben gedacht iſt, heißen Araber, welche den Acker bauen, und Hadheſi ſind endlich diejenigen, welche in den Städten und Dörfern wohnen. Weil nun die Beduinen dafür halten, ihre Lebensart ſey allein ächt arabiſch, und dieſe Handwerke, Künſte und Landbau treiben, unächt, ſo ſind dieſe letztern immer ſpottweiſe von ihnen mit dem Namen Mauren benannt worden.

c) Kultur. Nach dieſer vorläufigen Anzeige von Arabiens Einwohnern werden wir bey der Beſchreibung der allgemeinen Kultur unſern Leſern hoffentlich deſto verſtändlicher werden. Die Lehrſätze und gottesdienſtlichen Gebräuche der Mohämedaner ſind theils bekannt, theils oben ſchon die verſchiedenen Nebenſekten namentlich angegeben worden; allein noch ſcheint es uns nothwendig, etwas beſtimmter über dieſe religiöſen Abweichungen zu ſprechen. Alle Sekten erkennen den Mohämed für ihren Propheten, und unterwerfen ſich willig den ihnen heilig gewordenen Geſetzen im Koran: bey allen ſteht aber die Sekte und Abkömmlinge des Mohämeds in großem Anſehen, ausgenommen bey den Bejaſi, welche ſie von den andern Arabern keineswegs auswählen, und deren Meynung nach der ganz alte Adel allein Anſprüche auf Unabhängigkeit und Oberherrſchaft zu machen hat. Aus dieſer Urſache führt der Fürſt von Maskat, der zu dieſer Sekte gehört, den Titel eines Imans, ob er gleich kein Nachkömmling von Mohämed iſt. Uebrigens ſind die religiöſen Sitten der Bejaſi eben ſo friedlich als ihre bürgerlichen. Ihr Karakter iſt gefällig, gaſtfrey, ohne Aufwand und Pracht; der Fürſt verwaltet die Ge-

Gerechtigkeit ſelbſt, und allen ſeinen Unterthanen iſt er mehr ein Vater als ſtrenger Geſetzgeber. Auch iſt es mehr als zu wahrſcheinlich gewiß, daß alle die Kriege, welche die Türken mit den Perſern unterhalten, und die gleichſam durch einen unverſöhnlichen Haß zur Nothwendigkeit geworden ſind, nicht ſowohl aus Religion, als aus Ehrgeiz und Eroberungsſucht ihren Urſprung herleiten. Denn überhaupt ſind die Mohämedaner gleichweit von Verfolgung und Bekehrungsſucht entfernt, und nur in dem höchſten Fall, d. i. wenn ein Fremder das Band ihrer Ehe verletzt, oder ihren Propheten durch unedle Worte entheiliget; dann muß er entweder im erſten Fall ihre Religion annehmen oder ſterben, und im andern iſt er durch nichts vom Tode zu erretten, da eben dieſe Geſetze auch den Muſelmann nicht losſagen können. Ueberhaupt äußern die Araber nicht ſowohl einen auffallenden Religionshaß, als eine auffallende ſtufenweiſe Verachtung, unter der die Banianen aus Indien oben an ſtehen. Nächſt dieſen kommen die Juden, wiewohl man ihrer in den meiſten Provinzen Arabiens antrifft, ja im bergigten Hedſias, nahe bey Cheikar, giebts einige unabhängige Stämme, die unter ihren eignen, wie ſie, jüdiſchen Schechs ſtehen, anderwärts aber ſind ſie in Städten und Dörfern zerſtreut. Auf dieſe folgen die Chriſten, wohin auch die Sabeer oder Chriſten des heiligen Johannes gehören, deren Lehrſätze ein Gemiſche aus verſchiedenen Religionen iſt. Auch wird ein Mohämedaner gar kein Bedenken tragen, eine Chriſtin oder Jüdin zur Frau zu nehmen, und ſie bey ihrem Glauben laſſen, wo er hingegen für einer Banianin fliehen würde, weil dieſe Sekte eine der verabſcheuteſten in ihren Augen geworden iſt. Doch faſt in demſelben Lichte ſind die Araber oft den Ausländern geſchildert wor-

den, und nur wenige Reiſebeſchreiber haben uns durch den dicken Schleyer von Raubſucht, Dieberey und Verſtellung einen etwas beſſern Blick auf ihren Karakter werfen laſſen. Ihr eignes und unpartheyiſches Geſtändniß hierüber hat unſern ganzen Beyfall, und ſo viel Wahres zum Grunde, daß man es billig bey jeder Nation oben an ſchreiben ſollte, nämlich ſie geſtehen, „daß nicht alle ihre Landsleute gleich gut denken und gleich ehrlich handeln,“ ja ſie rechnen es ſich oft zum Verbrechen ihrer Religion an, daß ihre Nation oft nicht ſo gewiſſenhaft in Erfüllung ihrer Verſprechen ſey, als die Europäer; allein wir glauben, ſie würden dieſes gutherzige Zutrauen nicht ſo ſehr allgemein machen, wenn ſie bedächten, wie viel die Europäer unter den Türken gezwungen ſind, gut zu ſeyn, und wenn ſie ſich in Europa anders davon überzeugen könnten. Inzwiſchen ruhen ihre Nationalkarakterzüge gleichſam auf drey unerſchütterlichen Stützen, und dieſe ſind: Klima, politiſche Verfaſſung und Erziehung. Auf die erſte gründet ſich ihre natürliche Lebhaftigkeit, die freylich zu einer noch weit höhern Stufe ſteigen würde, wenn ihr nicht körperliche Trägheit ſteten Schrittes als Begleiterin folgte; die zweyte unterhält dieſe Leibesunthätigkeit, und giebt ihr zum öftern die Mittel in die Hände, beſſer zu ſcheinen als zu ſeyn; die dritte endlich formt gleichſam den äußern Kontur von Würde und Ernſt, ja ſie werden nicht ſelten das Hauptmittel ihrer zum ausarten geneigten Lebhaftigkeit Feſſeln anzulegen. Nichts iſt wenigſtens einander ſo unähnlich, als die Erziehung der Araber gegen unſre europäiſche, wo man in mancher Provinz grade das Gegentheil zu ſchätzen pflegt. Hier iſt z. B. des Vaters erſte Sorge, das Kind ſo früh als möglich den Händen der Weiber zu entreißen, und es ſobald als möglich zum Mannesſinn zu gewöh-

gewöhnen. Iſt er zu wenig bemittelt, ihm Lehrer zu halten, ſo vertritt er die Stelle eines Lehrers, ſucht ihm jedes Kinderſpiel zum vergeſſen zu bringen, um früh ſeiner jungen Seele zu der Stärke zn verhelfen, ernſthaft zu denken und ernſthaft zu reden. Hierzu kommt noch ein andres Hülfsmittel, welches dem Hange zur Sinnlichkeit wenigſtens nicht ſchon an den Händen der Eltern den Weg bahnet, nämlich da Muſik, Tanz u. dgl. bey den Arabern wenig geachtet, ferner alle Frauensperſonen von öffentlichen Geſellſchaften ausgeſchloſſen ſind, (wider welche Sitte ſich freylich etwas einwenden ließe) auch ſtarke Getränke durchaus nur heimlich getrunken werden; ſo bleibt wenigſtens ihre junge Seele frey von dem Anblick des Laſters, und wird auf eine unmerkbare Weiſe von ſeinem Feuer gedämpfet. Nichts deſtoweniger lieben die Erwachſenen große Geſellſchaften, ihre zahlreichen Zuſammenkünfte auf den Kaffeehäuſern in Städten, auf Meſſen und Dörfern, deren jedes wöchentlich die ſeinigen hat, beweiſen, daß dieſes Bedürfniß der Geſellſchaft immer einen gewiſſen Grad von Sittlichkeit anzeigt, den man unter ihnen nicht ſuchen ſollte, der aber eine Empfänglichkeit verräth, die unter günſtigern Verhältniſſen an Künſten und Wiſſenſchaften aufblühen könnte. Wie ſichtbar aber auch eine günſtige Himmelsgegend, oder lachende Thäler Einfluß auf den Karakter der Einwohner haben, zeiget die Verſchiedenheit der Einwohner in Jemen, für jenen in Hedſias und der großen Wüſten, wo bey den erſtern in ihrem reizenden Klima weit mehr Heiterkeit angetroffen wird, als bey dieſen, deren Anblick von dürren Sande, oder kahlen Felſen, ſelbſt ihrer Einbildungskraft Zwang anzulegen ſcheinet. Ueberhaupt werden uns Ausländern oft ihre Tugenden wie ihre Fehler nur von einer Seite dargeſtellet, und unſre

Urtheile

Urtheile über ſie können ebenfalls nicht anders als einſeitig ausfallen. Dahin gehört die an ihnen ſo allgemein verſchriene Blutrache, oder die mit Blut befleckte Beleidigung wieder durch Blut zu verſöhnen. Doch ehe wir etwas über dieſes Laſter ſagen, müſſen wir zuvor ihre Tugenden berühren. Es iſt natürlich, daß ihre brennenden Leidenſchaften auch zu größerer Wirkſamkeit aufbrauſen, und daß ihre angethane Beleidigungen weit ſchnellere Schritte zur Befriedigung nehmen müſſen. Nur wenn ihre Ehre gekränkt iſt, ſind ſie zankſüchtig, und weichen außerdem öfters Beleidigungen aus, ja ſelbſt in dem größten Tumult, bey Geſchrey und bloßen Dolchen kann ſie der Zuruf eines Unpartheyiſchen, „gedenket an Gott und ſeinen Propheten!„ augenblicklich beſänftigen, auf der Stelle wird Friede gemacht, oder ein Schiedsrichter zum gütlichen Vergleich beſtellet. In einigen Provinzen, wie z. B. in Jemen, wo der Mord als ein Verbrechen wieder mit ähnlichen Strafen begleitet iſt, kömmt die grauſame Rache, die die Beleidigten perſönlich betrifft, nicht zu der Stärke, als in andern Gegenden, wo es der Familie des Erſchlagenen freyſtehet, ſich das vergoſſene Blut mit Gelde bezahlen zu laſſen, oder die Auslieferung des Mörders zu fordern, um ihn ſelbſt zur Strafe zu ziehen, ja endlich ihre Rache auch ſogar an der Familie des Mörders zu ſuchen. Der Beleidigte ſchwört ſeinem Feinde oder deſſen Angehörigen einen unverſöhnlichen Eid der blutigen Rache, und ſollten Jahre dahin gehen, ehe er dieſen Fleck auszulöſchen vermag, ſollte er verſchiedene Gegenden durchreiſen, einen von der Familie (welches meiſt auch den Vornehmſten betrifft) aufzuſuchen, ſo wird er deſſen nicht nur nicht müde, ſondern würde ſeiner beleidigten Familie einen ewigen Schimpf hinterlaſſen, wenn er es ungerochen dahin gehen laſſen wollte. Und auf dieſe

Weiſe

Weiſe ereignen ſich nicht ſelten kleine Familienkriege, welche nicht eher beygelegt werden, bis in der gegenſeitigen Familie wieder ſoviel Glieder getödtet worden ſind, als in der angegriffenen: und 30 bis 50 Jahre können dahin gehen, ehe dieſe Zwiſtigkeiten gänzlich zu Ende kommen. Doch immer noch ſind dieſe Schilderungen ihres Karakters nur einzelne ausgehobene Züge: ihre häusliche Lebensart, welche mit ihrer natürlichen Lebhaftigkeit in offenbarem Widerſpruche ſtehet, giebt uns viel treuere Schilderungen von ihnen.

Wer in Arabien prächtige oder nur zierliche Gebäude ſuchen wollte, würde ſich durchgängig betrogen finden. Die ſteinerne Häuſer der Reichern ſind zwar beſſer, als die zerbrechlichen Hütten der Aermern, wovon die erſtern allemal ein plattes Dach, und die andern ein zugeſpiztes, mit Kräutern bedecktes Dach haben, ja an den Ufern des Euphrats gleichen ſie mehr geflochtenen Körben von Dattelzweigen mit einem rund gewölbten Deckel von Schilfmatten, als Häuſern, und die Wohnungen der Beduinen ſind, wie ſchon oben geſagt, von groben Filz, welchen die Weiber verfertigen, und in Form der Kiurden und Turkomannen. Führen ja die Wohnungen der Perſonen vom Stande den Namen Paläſte, ſo verräth doch ihr Aeußeres, ſo wie ihr Inneres, daß ſie dieſen Namen ganz unrecht führen, indem alle Verſchönerung oder Aufwand des männlichen Geſchlechtes ſich mehr auf Kleider, Waffen, Pferde und Bedienten einſchränkt, wiewohl der Araber ihre Zimmer durch koſtbare Teppiche auf dem Fußboden, bey den Aermern durch Strohmatten allezeit eine angenehme Reinlichkeit verrathen, und der Gebrauch allgemein angenommen iſt, daß man die Schuhe beym Eintritt ins

Zim-

Zimmer ableget. Der Vordertheil des Hauſes iſt allezeit nur der Männer Aufenthalt, und ſehr verſchieden von den hintern Wohnungen der Frauen, welche auf die ausgeſuchteſte Weiſe verſchönert ſind, wo alle entbehrliche, nur die Weichlichkeit nährende Möbeln im höchſten Grade europäiſcher Verſchwendung anzutreffen ſind. Nur diejenigen, welchen viele Zimmer zu beſitzen verſagt iſt, machen von der allgemeinen Regel eine Ausnahme, da man ſelten oder nie einer weiblichen Perſon begegnet, wenigſtens muß dieſer Zufall nicht Gelegenheit zu einer Begrüſſung oder genauer Betrachtung Anlaß geben, wenn nicht gegen die Höflichkeit verſtoßen, oder die Eiferſucht der Männer angereizt werden ſoll. Bey den niedern Klaſſen verhält es ſich übrigens, wie bey den obern; und da dieſe ſelten mehr Stuben zu beſitzen vermag, oder durch häufigen Zuſpruch überraſcht werden könnte, ſo ſchlagen die Krämer und Handwerker gewöhnlich ihre Buden in den gangbaren Straßen auf, und bleiben den Tag über in denſelben. Dieſe ſtete Abſonderung vom männlichen Geſchlechte erzeigt bey den Araberinnen eine gewiſſe ehrfurchtsvolle Zurückhaltung gegen alle Mannsperſonen überhaupt, ja nicht ſelten küſſen Frauenzimmer Männern vom Stande die Hand, oder wohl gar knieend die Füße; eine Erniedrigung, die in der müßigen und eintönigen Lebensart der Araber ihren Grund hat, und jeden Fremden um ſo weniger befremden muß, da ihm der Eintritt in das Haus gewiß nicht verſtattet wird, bis vorerſt der Hausherr verſichert iſt, daß ſich auf ſeine Nachricht alles Frauenzimmer ins abgelegene Zimmer begeben habe. In den Audienzſälen großer Herren, wo manche vielleicht den größten Aufwand ſuchen würden, trifft man gewöhnlich nur ſpringende Waſſerbecken von Marmor an, welche zur Abkühlung der Luft ungemein

mein viel beytragen; ingleichen den Fußboden mit reichen Teppichen belegt, und rings den Wänden umher mit Polſtern ausgeſchlagen, auch zu mehrerer Bequemlichkeit bey ihrem ſtarken Tabakrauchen, hinter den Polſtern Spuckkäſtchen, wiewohl ſie ſich derſelben äußerſt ſelten bedienen. Eben ſo wenig giebt es in ihren Zimmern Stühle oder Seſſel, und wo deren ſind, werden ſie nur als Polſter auf den Fußboden gebraucht, auf welche man ſich mit übereinander gekreuzten Beinen ſetzet, oder doch ſo, daß die beyden Ferſen auf dem langen Stuhl oder auf dem Polſter aufliegen, und beyde Knie gegen die Bruſt erhöhet ſind; welche letztere Sitte gewöhnlich Ehrfurcht gegen diejenigen anzeiget, in deren Gegenwart ſie ausgeübet wird. Schon einmal haben wir erwähnt, daß die einförmige Lebensart der Araber ihrer natürlichen Lebhaftigkeit ſehr entgegen zu ſeyn ſcheint, und daher iſt ihnen auch jede Zerſtreuung angenehm, wäre ſie auch auf die fadeſten und lächerlichſten Dinge gerichtet. Daher ihre Liebe und häufige Beſuchung der Kaffeehäuſer, ihre häufige Beſuchung der Meſſen, ihr Zuſammendrängen auf den Gaſſen u. dgl. Tabak wird allgemein ſtark geraucht, noch mehr als bey den Bewohnern der nördlichen Provinzen Aſiens: und um ihren Freunden Zeichen der Gewogenheit abzulegen, führen ſie ſtets einen Beutel bey ſich, worin ſie wohlriechendes Holz verwahren, wovon ſie etwas weniges in ihre, und desjenigen ſeine Pfeife legen, dem ſie Achtung erzeigen wollen. Eine andre Sitte iſt das Kauen junger Sproſſen eines Baums, Kaad genannt, der in Jemens Gebirgen wächſt und weit durch Arabien verkauft wird. Uebrigens ſind die Vergnügungen der untern Klaſſe von Menſchen dieſelben, wie ſie auf dem ganzen Erdboden anzutreffen ſind: für ſie ſind rauſchende, die Sinne betäubende

Freuden die angenehmſten, und der Genuß ſolcher dahin einſchlagenden Speiſen oder Getränke am liebſten, ohne allezeit auf ihre Geſundheit Rückſicht zu nehmen. Und ſo ſucht ſich auch hier der arabiſche Pöbel, in Ermangelung berauſchender Getränke, an einer Pflanze zu erholen, die eine Art Hanfblätter iſt, Haſchiſch genannt, welche er raucht, und dadurch eine Umnebelung ſeines Kopfes erzeuget.

Ihre Sitten bey Tiſche und der Aufwand ihrer Gerichte iſt ebenfalls der Verſchiedenheit ihres Standes und ihres Vermögens angemeſſen. Es pflegen z. B. alle Araber auf der Erde zu ſitzen, nachdem über den Fußboden Teppiche und über dieſelbe ein großes Tuch ausgebreitet iſt. Auf dieſes Tuch kömmt ein Tiſch, höchſtens anderthalb Schuh hoch, zu ſtehen, und über denſelben wird eine große, runde und ſtark verzinnte Kupferblatte gelegt, auf welche man endlich das Eſſen in kleinen, runden, kupfernen Geſchirren hinträgt. Um dieſe Tafel geht ein langes, weißes Tuch anſtatt der Servietten, und liegt jedem auf ſeinem Knie, nur gemeine Leute bedienen ſich des Tuches, ſo ſie ſtets bey ſich tragen und zum Abtrocknen nach dem Waſchen gebrauchen. Ihre Hände dienen ihnen ſtatt aller Meſſer, Gabeln oder Löffel, wiewohl letztere von Horn zuweilen bey den Türken angetroffen werden. Ihre bis zur Aengſtlichkeit vorgeſchriebene Sorgfalt der Reinigung, die Sitte, allenthalben die Speiſen kleingeſchnitten aufzutragen, und eine andre, ſich der linken Hand ohne unhöflich zu ſeyn, bey Tiſche nicht zu bedienen, erklärt einigermaßen dieſen Uebelſtand, und mildert dieſe ekelhafte Gebräuche. In der Zahl der Speiſen, wie auch in der Art, ſich in Geſellſchaft zu Tiſche zu ſetzen, giebt es dieſelben Verſchiedenheiten. In der Wüſte wird z. B. bey

den vornehmſten Schechs nicht mehr als eine große, runde Schüſſel aufgetragen, in der ſich meiſt gekochter Reis oder Pilaus mit kleingeſchnittenem Fleiſch befindet, und ihre Tiſche ſind ſo klein, daß ſelten die ganze Geſellſchaft auf einmal Platz findet, ſondern parthenenweiſe ſich ſättiget. Daſſelbe geſchiehet bey Leuten von Stande in den Städten, die ſich ihre Mahlzeit in mehrern kleinen, pyramidal auf einander gelegten Schüſſeln auftragen, und dann den Reſt von Bedienten verzehren laſſen. Ihre Speiſen werden eben in ſo kurzer Zeit genoſſen, als ſehr kurz ihre Gebete ſind, wobey ſie aber allezeit die höchſte Andacht bezeigen. Im ganzen Orient iſt dieſe Gewohnheit üblich, ſchnell zu eſſen, und eine Mahlzeit von zwölf und mehr Gerichten iſt in einer Zeit von zwanzig Minuten völlig geendiget: wer ſatt iſt, ſteht auf, dankt Gott in kurzen Worten, wäſcht ſich und trinkt hinterher friſches Waſſer oder Kaffee. Sowohl die nördlichen als öſtlichen Araber lieben dieſes Getränke, das bey ihnen ebenfalls Kahwe heißt, ſo ſehr als die Türken, nur daß ſich die Einwohner in Jemen deſſen nicht ganz, ſondern nur der Schale von der Bohne bedienen, ob er gleich bey ihnen am beſten wächſt, weil ſie ſich überzeugt haben, daß es ein Getränke iſt, welches der Geſundheit geradezu entgegen ſtehet. Obſchon alle hitzige Getränke durchaus verboten und bey der Mahlzeit nicht anzutreffen ſind, ſo bedienen ſich doch viele heimlich derſelben; im ganzen aber ſind die Araber ein mäßiges und nüchternes Volk. Ihr Getränke iſt Waſſer, und ihre täglichen Speiſen ſind Reis, Gartenfrüchte, Milch, Butter, dicker Milchrahm und Fleiſch, jedoch dieſes letztere genieſſen ſie nur ſehr mäßig, und nur in der Wüſte muß Schaffleiſch die gewöhnlichſte Speiſe ſeyn. Der gemeine Mann begnügt ſich mit Durra, einer Art

Hirſebrod, das mit Butter, Oel oder Kamels-milch geknetet und als Kuchen gedörrt wird.

So zufrieden der Arme bey ſeiner geringen Koſt zu leben gewöhnt wird, eben ſo iſt es mit ihrer Kleidung: doch die Nationaltracht der Araber iſt keinesweges ganz einfach und ganz beſtimmt, und auch hier hat die Mode ihren ſichtbaren Einfluß. Nichts iſt unbequemer und dabey auch koſtbarer, als der Kopfputz der Araber von der Klaſſe des Mittelſtandes, denn oft ſind ihnen kaum funfzehn Mützen genug, um ihren Kopf zu decken; eine iſt über die andere geſteckt, und die unterſte zwar nur von Leinwand, die folgenden aber von Lacken oder mit Baumwolle ausgeneht, und die oberſte allemal mit Gold geſtickt, auch gewöhnlich mit einem Spruch aus dem Koran geziert. Die Menge dieſer Mützen umgiebt ferner ein feines Neſſeltuch oder ein Saſch, das mit beyden Enden, wo es mit goldenen oder ſeidenen Franzen ausgeziert iſt, auf die Achſeln hängt. Daß aber dieſer ganze Putz in einem ſo heißen Lande allerdings läſtig ſey, fühlen ſie ſehr wohl, daher ſie dieſen Thurm zu Hauſe oder bey Freunden bis auf zwey Mützen ablegen, und nur dann beym Ausgehen die übrigen wieder überziehen; bey einem Vornehmen aber darf niemand ohne ganzen Turban erſcheinen, und vorzüglich ſuchen ſich die Gelehrten durch die Höhe ihres Turbans auszuzeichnen. Doch leichter, aber unnöthig iſt das Stück feine Leinwand, das die vornehmen Araber gegen die Sitte aller übrigen Morgenländer über die Schultern werfen, wenn ſie aus dem Hauſe gehen, und ehedem wohl für den Regen beſtimmt geweſen ſeyn mag. Der gemeine Mann hingegen begnügt ſich mit zwey Mützen und einem nachläßig umgewundenen Saſch; einige tragen Hemden und

Bein-

Beinkleider; die größere Zahl aber hält Arme und Beine nackt, kennt weder Strümpfe noch Schuhe, und wirft nur ein großes Stück Leintuch über die Achſel, wickelt ein andres um die Hüften und wenn es die Kälte erfordert, als z. B. in den Gebirgen, ſo hüllet er ſich in einen Schafpelz. Dieſe Tracht hat für ſie mehr als einen Vortheil, nicht nur bey Tage, ſondern auch bey der Nacht iſt es ſeine Decke, ſein Bette, der Gürtel ſeine Matratze, und das Achſelkleid die Oberdecke, nur mit dem Unterſchied, daß die Bergbewohner in einen Sack kriechen, um ſich für die in der Nacht ſehr häufigen Inſekten zu verwahren. Anſtatt der Schuhe tragen die Mannsperſonen von Mittelſtande, hölzerne oder lederne Sandalen, die, wie bekannt, aus einer dünnen Sohle beſtehen und mit Riemen über den Fuß gebunden werden; nur Reichere bedienen ſich, ſo wie das Frauenzimmer, der platten ledernen Pantoffeln oder Babuſchen genannt.

So auffallend der Kopfputz der Araber auch iſt, ſo einfach iſt ihre übrige Kleidung und ſo wenig künſtlich, daß ſo gar blinde Schneider ſich nicht irren können. Ihre Abbas oder Oberkleider ohne Ermel, (weche in Jemen nur Reiſende, in der Provinz Lachſa hingegen beyde Geſchlechter in der Stadt tragen,) ſind ganz ohne alle Kunſt, und gleichen einem oben und unten offenſtehenden Sack mehr, als einem Kleide. Eben ſo iſt es mit der Kleidung der Weiber des gemeinen Standes: in den Gebirgen beſteht ſie aus Beinkleidern, und einem Hemde von blaugefärbter Leinwand: in der Tehama verſtecken ſie das Hemde in den Hüftengürtel und wiſſen nichts von Beinkleidern. In Hedſias fügen ſie der letztern Tracht noch eine Art

von Schleyer bey, der wegen ſeiner Schmähle nur die Naſe, den Mund und das Kinn bedeckt, aber Augen und Wange frey läßt. In Jemen iſt dieſer Schleyer größer und verdeckt das ganze Geſicht bis auf ein Auge. In Sana, Taäs und Mochha hängt ein Flor von Gaſe über das ganze Geſicht, und oft iſt er mit Golde geſtickt; mehrere Abweichungen zu geſchweigen, die Ort und angenommene Denkart erzeugen. Bey alle der wenig glänzenden Kleidertracht wiſſen ſie jedoch ein andres Mittel ſich prachtvoll zu machen, und dies geſchieht durch Ringe an Fingern, Armen, Naſen und Ohren, mit Glasperlen um den Hals, mit rothgefärbten Nägeln, mit braungelb geſchminkten Füſſen und Händen, durch Schwärzen der Augenlieder, durch Einſtechung verſchiedener Figuren u. dgl. und bey alle dem ſpricht man den Schönen in nördlichen Gegenden ihre Reize in keinem Stücke ab, nur die gegen Süden und im flachen Lande, haben durchgängig eine braungelbe Farbe, und wenn das Urtheil nicht partheyiſch iſt, ſo verſtünden beyde ſich ſchöndünkende Mädchen, ohngeachtet ihres neidiſchen Schleyers, doch die Kunſt, auf Augenblicke ihre Reize darzulegen. Nichts ſcheint aber bey den Arabern der Mode mehr unterworfen zu ſeyn, als das Haar und Bart, denn in den Staaten des Imans von Sana z. B. laſſen ſich alle Mannsperſonen den Kopf raſiren; in andern Gegenden von Jemen läßt wieder jedermann, ſelbſt der Schech, ſeine Haare wachſen; alle laſſen ſie hängen und fliegen und nur der Schech windet ſie in ein Tuch, das hinten am Kopf geknüpft iſt, ja ſtatt des Turban, wickeln ſich die übrigen ein Paar Stricke um den Schädel. Alle Araber tragen ferner ihren Bart ſo lang er nur wächſt; den Knebel-

bart

bart hingegen ſehr kurz: meiſt iſt er von ſchwarzer Farbe, und nur alte Thoren ſuchen ihn, wenn er grau wird, roth zu färben. Auch die Juden tragen ihre natürlich gewachſene Bärte, tragen aber keinen Turban, ſondern eine kleine Mütze, und ihre ganze Kleidung übrigens von blauer Farbe.

So vieler Gebrechen ſich auch die Bewohner dieſes Welttheiles, in den Augen europäiſcher Nationen ſchuldig machen, ſo viel man über Grauſamſamkeit, Verfolgung und Barbarey zu ſchreyen von Jugend auf gewöhnt wird, ſo viel ſich endlich Reiſende Mühe gegeben haben, die türkiſchen und arabiſchen Völker, als ſtolze, unhöfliche und unduldſame Menſchen auszuſchreyen; ſo wenig haben alle dieſe Beſchuldigungen allezeit Wahrheit zum Grunde, und viele derſelben beruhen meiſt nur in einer völligen Unbekanntſchaft mit der ganzen Nation, oder auf falſchen Beobachtungen und Erzählungen. Wer eine unpartheyiſche Parallele ziehen will, ob z. B. in Arabien, (von dem wir hier eigentlich ſprechen,) nicht eben ſo viel oder wohl mehr Duldſamkeit angetroffen werden mag, als in manchen europäiſchen Staaten, der wird ohne Zweifel auch den Grund eben ſo leicht finden, warum an manchen Orten und beſonders bey den Türken, die Verachtung der Europäer durch nichts gemildert werden kann. Schon oben iſt der Duldung, als einer Tugend der Araber, mit mehrerm gedacht worden, hier ſoll ſie nur Hinzufügung ihrer eben ſo gutherzigen Gaſtfreyheit und Höflichkeit erhalten. Vorher muß man nicht vergeſſen, daß alle Chriſten in Arabien Naßara heißen, und nach Landesgeſetzen zu keinem öffentlichen Amte gelangen können, wohl aber als Kaufleute geduldet ſind und

mit dem Namen Barſagan benennt werden: nur eine kleine Ausnahme leidet dieſe Benennung, weil diejenigen, welche in ihrem Anzuge kein Aufſehen machen, nicht Kaufleute, ſondern Mallim, d. i. Handwerker genannt werden. Auch die Juden gehen von dieſer Schonung aus, die bey einer ſehr großen Anzahl und einem ausgebreiteten Handel, auch alle die Beynamen ertragen müſſen, wodurch man nicht allemal die geſitteſte oder beſte Gattung Menſchen bezeichnet. Den weſentlichſten Theil von der Höflichkeit der Araber macht ihre Gaſtfreyheit, und dieſe Gewohnheit hat ſich im ganzen Lande, wie in ſeiner ganzen treuherzigen Einfalt, aus den Zeiten der Voraͤltern erhalten. Bey ihnen trift man gewiß auf den Straßen und in den Doͤrfern Khans und oͤffentliche Haͤuſer an, wo der Reiſende nicht nur beherbergt, ſondern auf einige Tage ohne Bezahlung verpflegt wird. Ihr Tiſch iſt bey dem Aermſten wie bey dem Reichſten für jeden gedeckt: der Reiche ladet gewiß den Ankommenden oder Voruͤbergehenden zu ſeinem Tiſche ein, und ſelbſt der geringſte Kameltreiber theilt mit allen Zeichen der Gutherzigkeit, ſeinen geringen Vorrath von Datteln oder Brod, wer es nur annehmen will, und was dieſer Tugend den hoͤchſten Werth beylegt, iſt: Arme und Reiche ſind gaſtfrey ohne Anſehen der Perſon und Religion, ja es gewaͤhrt ihm die Annahme und Bewirthung auch ſogleich die Verſicherung, auf eine unverletzbare Beſchuͤtzung gegen allen ihm vorkommenden Unwillen zu ſichern. Begegnen ſie ſich auf den Straßen. oder beſucht einer den andern, ſo iſt ihr gewoͤhnlicher Gruß, „Friede ſey mit euch“, (Salam Aleikum,) wobey denn immer die rechte Hand auf das Herz gelegt, und noch hinzugefuͤgt wird, „und der Segen und die Barmherzigkeit Gottes“. Treffen ſich bekannte Araber

in der Wüſten, ſo küßt jeder ſeine Hand, giebt ſie dem andern wohl zehnmal, immer mit der Frage begleitet: „Freund wie lebſt du“? Dieſe Gebräuche ſind jedoch der Abweichung unterworfen und nicht immer dieſelben. Bey Beſuchen z. B. in Jemen, umarmen ſie ſich dabey, oder berühren einander den Mund mit dem Finger u. dgl. iſt es ein Ceremonienbeſuch, ſo muß außer dem gewöhnlichen Tabak, Kirſcher und Kaad, noch Roſenwaſſer und Salbe da ſeyn, um das Geſicht und die Kleider des andern zu beehren.

Eine andre Gewohnheit, und die ſowohl in der Erhaltung der Geſundheit, als auch in pünktlicher Beobachtung religiöſer Frömmigkeit ihren Grund hat, iſt die äußerſte Reinlichkeit, als öfteres Baden, Waſchen, die Nägel zu beſchneiden, die Haare abzuſcheeren, oder wo es Sitte iſt, ſie auszuraufen, der auch eine gewiſſe Enthaltſamkeit beygeſellt iſt, aller der Handthierungen, welche Schmuz, Ekel oder Uebelgeruch mit ſich führen; wiewohl dieſe Abneigung nicht von den Perſonen, die ſie verrichten, als von der Sache ſelbſt wohl zu unterſcheiden iſt. Dahin gehören Badwaſcher, Barbirer, Fleiſcher, Gerber u. ſ. w. die aber alle auſſer ihren Verrichtungen wieder am geſellſchaftlichen Leben Antheil nehmen. Eben ſo die Verunreinigung mit den Todten, und ihre Ausſchlieſſung auf eine Zeitlang aus den Moſcheen und Tempeln; mit welcher Gewohnheit aber die Araber nicht zu ſtrenge umgehen, denn nach einer mäßigen Reinigung kehren ſie wieder zu ihren Geſchäften zurück.

Noch ſind uns die Araber von der Seite unbekannt, die eigentlich einen hellern Begriff ihrer

Seelenkräfte darbietet, noch haben wir ſie unſern Leſern nicht von der fähigſten Seite gezeiget, und deßwegen iſt es unſre Pflicht, auch hierüber etwas zu ſagen, und ſowohl über ihre Sprache, als gelehrte Kenntniſſe beſtimmter zu ſeyn. Wahr iſt es, daß abergläubiſche Vorurtheile aus Unwiſſenheit mit der Natur hier ihren feſten Sitz genommen haben, daß Glauben an Zauberey, böſe Geiſter, Hexen u. dgl. das Tragen der Talismane auf der Bruſt, und andere Gegenmittel nothwendig machet, daß in der feſten Ueberzeugung, ſonſt unerhört zu beten, ſie ſich alles Goldes, Silbers und Edelſteine entledigen, und da ſie doch oft beten müſſen, es nur Ringe von Eiſen, Glas oder Kupfer ſeyn dürfen. Wem ſollte aber bey dieſem Beſtreben, der Gottheit zu gefallen, ein Lachen erregt werden? Wer kann ein Volk der Unwiſſenheit wegen verdammen, deſſen obere Beherrſcher ſich lange nicht Mühe genug geben, oder ihre Mittel nicht alle wirkſam machen können, den Wiſſenſchaften Aufnahme zu verſchaffen? Und wie ſehr irren diejenigen, welche glauben, Arabien leide hieran Hauptmangel! Wer aus Erfahrung weiß, daß es in unſerm Europa, ſelbſt in den Hauptſtädten, wo die Gelehrſamkeit ihre Werkſtatt hat, unter verſchiedenen Klaſſen von Menſchen auch Leute giebt, die weder leſen noch ſchreiben können, der wird ſich um ſo mehr wundern, wenn er hört, daß hier in Arabien dieſer Fall nur ſelten, ſelbſt unter der niedern Klaſſe, anzutreffen iſt, und wenigſtens den Unterſchied, wo es iſt, nicht zu unerhört finden. Leute von einigem Stande und Nachdenken halten ihren Kindern, ſelbſt jungen Sklaven, einen Hauslehrer, und Arme lernen daſſelbe in öffentlichen Schulen. (Maddraß genannt.) Ja in einigen großen Städten giebt es Schulen auf den Marktplätzen, offen wie die Kramerbuden, in denen

nen jeder Knabe vor ſeinem Pulte ſitzt, wo laut geleſen wird, und er durch das Getöſe in nichts gehindert wird. Ihre Hauptbeſchäftigungen ſind, Leſen, Schreiben, Rechnen und Religion. Mädchen werden zu Hauſe und von Weibern unterrichterrichtet. Noch giebt es in mancher großen Stadt höhere Schulen oder Gymnaſien, in welchen man die ſogenannten höhern Wiſſenſchaften treibet, und in den Staaten des Imans ſind ſeit langer Zeit zwey gute Akademien, eine für die Sunniten zu Zebit, und die andre zu Damar für die Zediten, welche beweiſen, daß der Geiſt der Wiſſenſchaften ſogleich wirkſam ſeyn würde, wenn Aufmunterung, Bücher, Lehrer u. ſ. w. jedes das ſeine beytragen würde, ſich eine Stufe höher zu ſchwingen. Daß ſie in einzeln Theilen der Wiſſenſchaften weder unwiſſend noch leer ſind, beweiſt zuforderſt ihre bekannte Liebe zur Dichtkunſt; ſollten es freylich auch mehr Reime als Gedichte ſeyn, ſo wiſſen ſie doch noch bis auf den heutigen Tag, die Thaten ihrer Helden, oder Einfälle ihrer eigenen Phantaſie, auf das nachdrücklichſte herzuleſen, aufzubehalten, und nicht ſelten an öffentlichen Orten, als z. B. auf Koffehäuſern, ihre oder Anderer Werke des Geiſtes herzuleſen, welches wenigſtens nur von den Arabern und nicht von den Türken geſagt werden kann. Sind ſie auch keine großen Aſtronomen, ſo iſt ihnen doch dieſe Wiſſenſchaft nicht ganz fremde. Sie theilen ihre Tage in vier und zwanzig Stunden, fangen aber allemal mit dem Untergange der Sonne an zu zählen, welches freylich in Ermangelung der Uhren eine große Unrichtigkeit und Verwirrung der Tags- und Stundenlänge erzeiget. Der Lauf des Mondes beſtimmt die Monate und zwar, der Tag, an welchem der Neumond über ihrem Horizont trit, iſt allemal der erſte des Monats, unbekümmert, ob er, wenn Wolken die

Luft

Luft verdunkeln, vielleicht etliche Tage früher da geweſen iſt: daher die Gelehrten auch ihre Jahrbücher mehr nach den Sonnenlauf halten, um Tage und Monate darnach zu berechnen. Ein andrer Beweis, wie ſorglos ſie in der Feyer ihrer Feſttage ſind und welche ſichtbare Verwirrung ihre Rechnungen hervorbringen, iſt: ſie feyern nämlich die zwey großen Feſte der Muſelmänner, wovon in Abſicht der Jahrszeit ſo abgewichen wird, daß oft der Araber, welcher das Feſt ſonſt in ſeiner Jugend im Frühling feyerte, es im Alter gar leicht im Winter feyern muß, ja daß dieſelben Feſte in nur ſehr nah gelegenen Orten, an ganz verſchiedenen Tagen, früher oder ſpäter anheben. Dieſe ihre ſchwachen und äußerſt mangelhaften Kenntniſſe, beruhen aber nicht ſowohl in ihnen ſelbſt, denn ihre Neigung dafür iſt mehr als zu lebhaft, als vielmehr an Mangel der Inſtrumente und Bücher in ihrer Sprache. Der aufgeklärtere Theil weiß z. B. ſehr wohl die Urſachen der Hauptnaturerſcheinungen anzugeben, als Sonn- und Mondfinſterniſſe u. dgl. aber nur der meiſte Theil der Araber, ſchreibt beyde Begebenheiten der Verfolgung eines großen Fiſches zu; ſie ſetzen ihre metallene Gefäße vor die Thüren oder auf die Dächer und machen damit ein ſtarkes Getöſe, um, wie ihnen die Fabel lehrt, mit dieſer Muſik, bis zu den Ohren des Khalifen zu dringen, der an die Vorherbeſtimmung einer Mondfinſterniß, durch einen gewiſſen Aſtronomen nicht glauben wollte. Woher ſie aber auch dieſe Gewohnheit haben mögen, ſo gehn ſie dabey mehr mechaniſch als ängſtlich zu Werke, und ſcheint ſie mehr ein Vergnügen als Schrecken anzuzeigen. Viele der arabiſchen Völker und vorzüglich die Schijten, hegen, wie ſchon oben geſagt, die albernſten Meinungen und Ahndungen, wenn ſie nur ihrer Leichtgläubigkeit Nahrung ver-

verſchaffen: und hierher gehört vorzüglich die ſteife Anhänglichkeit an der Auslegung künftiger Schickſale, oder die kindiſchen Fragen an lebloſe Dinge bey wichtigen Unternehmungen, und ſollte es bey Schlieſſung eines Kaufs oder dergleichen, in der vorhergegangenen Zählung ihrer Kleiderknöpfe oder Steine des Roſenkranzes seyn. So auffallend aber ähnliche Handlungen ſeyn müſſen und ſo ungereimt die übrigen ſind, die wir noch zu nennen haben; ſo können wir uns doch dabey immer des Gedankens nicht erwehren, daß die Unwiſſenheit dieſer Völker lange noch nicht dieſelbe Verlachung verdient, als die, ſo unter einer nur zu großen Anzahl Menſchen in Europa, bey viel mehr Mitteln, in eben ſo hohem Grade anzutreffen iſt, daß, während ein Araber ſeine Knöpfe um Rath fragt, ein Europäer von einer Karte oder Koffeſchaale daſſelbe zu wiſſen verlangt. So rühmen ſich ferner die Araber einer beſondern Wiſſenſchaft, die den künſtlichen Namen, die geheime, führt, und die ohne Erlaubniß eines groſſen Meiſters, eigentlich niemand treiben darf. Dieſe Meiſter ſind mehrentheils aus dem erſten Adel Arabiens; unter denen ſich in neuern Zeiten ein gewiſſer Jsm-Allah beſonders berühmt gemacht hat. Nach dieſer Wiſſenſchaft ſoll es möglich ſeyn, alles zu entdecken, was auf der ganzen Erde vorgeht, Winde, Wetter, Jahreszeiten, Geiſter, Schätze der Erde, Krankheiten, nach Gefallen zu lenken oder zu heben: ja man führt Heilige an, die es ſo weit gebracht hatten, daß ſie durch ein geſchriebenes Billet, zur Zeit des wütenden Sturmes an den Maſt genagelt, augenblicklich das Ungewitter geſtillet und Schiff und Menſchen vom Untergange gerettet haben. Weil aber dieſe geheime Kunſt auch verſchiedene Theile hat, ſo gelangen nicht alle bis zu dieſer Kenntniß, ſondern treiben nur einen oder den andern Theil

davon,

davon, und der beſteht in der Täuſchung, die Taſchenſpielerkünſte verlangen, als ohne Schaden Feuer und Schlangen zu eſſen, ein Ey unter einem Becher in Früchte zu verwandeln, ſich verſchiedene Eiſen durch den Leib zu ſtoßen u. dgl. und ob ſchon die aufgeklärtere Kleriſey der Muſelmänner dieſe Kunſt laut mißbilliget, ſo bedienen ſich einige Derwiſchorden *) derſelben, um den Pöbel zu blenden und die Heiligkeit ihrer Religion daraus zu beweiſen. Noch eine Untergattung der geheimen Wiſſenſchaft iſt die Kunſt, ſolche Zeddel zu ſchreiben, die wider böſe Vorfälle oder kleine Ungemächlichkeiten Dienſte leiſten ſollen. Man macht dieſe kunſtvolleu Billets in Leder ein, trägt ſie auf dem Kopf, am Arme, auf dem Leibe, hängt ſie wohl gar auch aus gleicher Abſicht den Thieren an, und glaubt dabey, Fröſche zum Schweigen zu bringen, Fliegen zu vertreiben, böſe Augen zu heilen, (wenn nämlich die Zeit, Tag und Stunde ſehr genau dabey beobachtet wird,) und was dergleichen mehr aus dem Namen

*) Derwiſche oder mohämedaniſche Geiſtliche gehen, gleichwie die andern Türken gekleidet, ausgenommen, daß ihre Tracht kürzer, und einerley Farbe grün oder roth iſt Sie gehen barfuß, haben einen Rock an, ohne Hemde, nnd tragen über dem Rock ein weites Kleid, in Form eines Mantels, das von vielen Stücken und Lappen zuſammengeſetzt iſt. Anſtatt eines Turbans, tragen ſie auf dem Haupt einen kleinen Filz oder Mütze, ohngefähr eines Daumens dick, und eines Fuſſes hoch. Man unterſcheidet ſie von den Quoveli, einer andern Art Geiſtlichen. Dieſe betteln, leben als Einſiedler und ſtehen unter keinem Oberhaupt. Ihre Kleidung iſt äußerſt ſchlecht, ihr Betteln nicht ſelten mit Stehlen verknüpft, und ſtellen ſich meiſtentheils närriſch, um für heilig gehalten zu werden. Noch eine andre Art ſind die Kalendar, ſie gehen faſt nackend, und leben äußerſt ſtrenge.

men eines Menſchen, aus der Stunde ſeiner Geburt, noch für unſinnige Auslegungen ſeines Schickſals geſchmiedet werden. Die letzte, aber auch ſelbſt von den Arabern verabſcheuete Kunſt, iſt die ſogenannte Hexerey, die nichts als den Schaden ſeines Nebenmenſchen zur Abſicht haben ſoll. Die Araber in Oman ſollen in dieſer Kunſt für den übrigen beſonders ſehr erfahren ſeyn, und die meiſten Künſtler beſitzen, nur Schade, daß, ob ſie zwar Menſchen und Vieh zu lähmen vorgeben, Haß, Zank und alle Leidenſchaften entflammen können, ſie es doch noch nicht, wie die Künſtler in Europa, es bis zu Blocksbergen und Hexentänzen haben bringen können. Der Hauptſchluß dieſer ihrer ſeltenen Kunſt und Wiſſenſchaft, macht die auch in Europa bekannte Narrheit des Steins der Weiſen, von dem ſie feſt überzeugt ſind, daß ihn die Venetianer beſitzen und wobey noch mancher, wie in Europa, ſich und ſeine Familie darüber zu Grunde richtet, um in das Innere dieſer geheimen Wiſſenſchaft einzudringen.

Haben wir bisher die Araber auf einer fehlerhaften Seite geſehen, haben uns ihre Schwächen mißfallen, ſo iſt es auch Pflicht, etwas von ihren Kenntniſſen zu erwähnen, die ſich auf ihre Tugenden gründen. Hierunter verſtehen wir zunächſt ihre mäßige Lebensart, die ihnen künſtliche Mittel, die Geſundheit zu erſetzen, unnöthig macht, oder, wenn ſie derſelben bedürfen, mehr zu den einfachen Hülfsmitteln der Natur ihre Zuflucht nehmen, als zu Arzneymitteln. Daher kömmt es, daß man bey ihnen äußerſt wenig Männer antrifft, welche dieſen Theil der Wiſſenſchaft betreiben oder Kenntniſſe darin beſitzen, und Chymiker, Apotheker, Wund- Roß- und Menſchenärzte, ſind meiſt immer in einer Perſon

ſon vereinet, und müſſen es ſeyn, wenn ihr Leben nur nothdürftig, oder ihre angewendeten Bemühungen nur einigermaßen vergolten werden ſollen. Selbſt die Einimpfung der Pocken, welche durchgängig bekannt iſt, verrichtet die Mutter ganz ſorglos durch Ritzen eines Dornes am Arme des Kindes, oder ſucht ſie dem Kinde auf andre Art beyzubringen. Es iſt nicht zu läugnen, daß ihre Kenntniſſe in Kräutern ſehr vielfältig, und deren Wirkung durch häufige Erfahrungen bekannt ſeyn muß. Ein Bauer aus den Gebirgen in Jemen z. B. macht ſich aus dem Milchſaft eines Baumes, in den er ſchneidet, ein Purgatif und geneſet, ob ſchon daſſelbe Mittel etwas ſtärker, zugleich auch den Tod befördert. Oder ſie ſchmieren ſich mit Salben, kochen Kräuter zum Bade oder zum Waſchen u. dgl. ja ſelbſt in dem gefährlichſten Zuſtande, wo der Biß eines giftigen Thieres die größten Uebel erzeigen könnte, wiſſen ſie die einfachſten Mittel zur Heilung anzuwenden. Des Baumöles zum Salben bedienen ſich die Araber, z. B. auf folgende Weiſe auch ſogleich an ihren Kindern. Sobald ein Kind geboren iſt, gießen ſie Baumöl in eine Pfanne und ſetzen es aufs Feuer: wenn es kocht, tauchen ſie ein Stück Tuch hinein und ſalben das Kind damit, dann ſtoßen ſie Salz zu Pulver, beſtreuen den Leib und reiben es dann wieder mit dieſem Tuch, worauf es allemal an die Sonne gelegt, und dieſelbe Arbeit einige Tage wiederholt wird, damit es für jeden Einfluß der Luft fühllos und weniger Krankheiten ausgeſetzt ſey. Ein Uebel hingegen muß aller hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit nach, in Arabien einheimiſch ſeyn und richtet noch heutiges Tages die traurigſten Verwüſtungen an: dieſes iſt der Ausſatz, der ſich jedoch auf drey verſchiedene Arten äußert, wovon aber die eine ſo abſcheulich und bösartig

artig iſt, daß diejenigen, ſo ſie beſitzen, nicht nur die entſetzlichſten Martern ausſtehen, ſondern auch bey einem gleichſam immerwährenden Sterben, andre vergiften. Die Zeichen, ſo ſolche Elende an ſich tragen, ſind beſonders Verzeichnungen des Geſichtes durch weiße und braune Flecken, allmählige Lähmung der Finger und andrer Glieder, von denen oft manche ganz abfallen oder an Wangen, Augen und Ohren verunſtaltet werden, einen unerträglichen Odem aushauchen, und in ſolchem engbrüſtigen Zuſtande, dem langſamſten Tode entgegen gehen. Es iſt übrigens den Arabern ſehr daran gelegen, dieſes Uebel immer mehr von ſich zu entfernen, und manche Schechs laſſen es ihre Hauptſorge ſeyn, für dieſe Elenden in beſondern Wohnungen oder Orten auf Hülfsmittel zu denken, wenn es nicht etwa nur eine andre unſchädliche, aber doch ekelhafte Art eines Ausſchlages wäre. Traurig iſt übrigens der Gedanke, daß dieſe entnervende Seuche auch in Europa nur zu ſehr bekannt iſt, und wenn Arabien auch nicht unglücklich genug ſeyn ſollte, die Urſache ihres Entſtehens abzugeben, doch die Veranlaſſung dazu in beyden Welttheilen, wohl gewiß nicht ein und dieſelbe ſeyn mag. Auch iſt dieſe Seuche keinesweges mehr im Orient ſo häufig, als ſonſt. Iſt jemand damit angeſteckt, ſo muß er ſich ſogleich nach Damaskus begeben, weil er hier weniger anſteckend, als in andern Gegenden ſeyn ſoll. In dieſer Stadt iſt ein Hoſpital für dieſe Unglücklichen angelegt, wohin auch Veneriſche gebracht werden. Man verſiehet den Ausſätzigen mit einem beglaubigenden Schreiben an die Obern in Damaskus, die Aufnahme in dieſes Haus betreffend. Man nimmt einen Eſel, bindet auf demſelben, auf der einen Seite einen Stuhl feſt, in welchem der Kranke ſitzt, und verſicht ihn mit allem, was er auf der

Reiſe nöthig hat. Ein Kerl, den man gegen gute Bezahlung dazu vermag, geht mit dieſem Elenden, aber ganz weit hinter ihm, und ruft allen, die ihm begegnen zu; „kommt dem, der da reitet, nicht zu na„he, er iſt ausſätzig,“ und jeder geht ihm denn ſo weit er kann, aus dem Wege. Wenn ſie vor das Stadtohor kommen, wird iu der Stadt die gehörige Nachricht davon gegeben. Auf der zum Hoſpital führenden Straße läßt ſich alsdann niemand ſehen; darauf wird er hineingenommen, bekömmt ſein Zimmer, und muß für ſeine Pflege ſelbſt ſorgen. Der Eſel wird hernach in die Wüſte gejagt, wo man ihn todtſchlägt, und, alles was auf und an ihm war, verbrennt. Ein Unglücklicher muß dem andern zu helfen ſuchen, niemand kömmt zu ihnen, Allmoſen werden ihnen hingelegt vor ein Gegitter und ſie werden übrigens ſorgfältig bewacht, nicht entfliehen zu können.

Soviel ſchien uns bis hieher nothwendig, über Kultur zu ſagen, und da wir in der Geſchichte die Revolutionen, die ſie etwa gemacht hat, noch nachzuholen haben, auch bey jeder einzelnen Provinz, die Abweichungen anzeigen können, wo es in Abſicht der politiſchen Verfaſſung vom Allgemeinen abgehet; ſo ſcheint es hier wenigſtens nothwendig, noch überhaupt etwas von der Regierungsform der Araber und deren Adel hinzuzufügen. Iſt die väterliche Herrſchaft ein ſicherer Beweis von dem Alter einer Nation, ſo darf Arabien Anſprüche darauf machen: denn ob auch hie und da in Arabien ſie keinesweges mehr der Regierung ihrer Voraltern gleicht, ſo findet man ſie doch bey den Beduinen noch völlig unverändert. Die Hirtenvölker oder Beduinen, haben eine unzählbare Menge von Schechs, wo jeder ſeine Familie als un-

umſchränk-

umſchränkter Monarch regiert, nur daß, (wie wir ſchon vorläuffig oben angezeigt haben,) dieſe Familien demohngeachtet einen Ober-Schech erkennen. Dieſe ungeheure Anzahl kleiner Fürſten zieht natürlich die traurigſten Uebel nach ſich. Was iſt gewiſſer, als daß häufige Streitigkeiten und Kriege entſtehen müſſen, wo allenthalben Regenten an zwey oder drey andre mit gegenſeitiger Intereſſe angränzen, und ob ihre Kriege auch weniger unmenſchlich ſind, oft auch bald zu Ende gehen, ſo lindert doch das der Unterthanen Abgaben eben ſo wenig, als es die Arbeiten vermehret. Hierzu kommt ein andres unheilſames Uebel, die Begierde der Fürſten, ihren und ihrer Söhne Nachkommenſchaft glänzenden Hofſtaat zu erhalten oder zu vermehren, und da dieſer nur auf den Abgaben der Aermern gegründet iſt, ſo bleibt den Unterthanen freylich nichts übrig, als mit ſaurer Mühe ein fruchtbares Land zu bauen, aber deſſen Erwerb den Müſſiggängern zu geben, und elende Koſt, in elender Kleidung und Hütte zu einem täglichen Looſe zu wählen. Daß die Beduinen freywillig ein ärmeres unthätiges Leben führen, iſt gewiß, aber eben ſo gewiß iſt es auch, daß die Einwohner der Städte und Feldbauer gezwungen werden, arm zu ſeyn, da ihnen die häufigen Bedärfniſſe ihrer Fürſten und eine erſtaunliche Anzahl Geiſtliche, dieſes Joch durch nichts zu erleichtern gedenkt. Wäre der Handel von Oſtindien nicht in die Hände der Europäer gefallen, und wäre er über den arabiſchen Meerbuſen fortgeführt worden: ſo würden die Foderungen der Fürſten vielleicht weniger die Einwohner drücken; ſo aber ſcheinen die armen Bewohner alles gethan zu haben, was ſie thun konnten, und wenn der Acker- und Landbau nicht mehr Ueberfluß gewähret, we-

nigſtens die Schuld nicht in ihrer Vernachläßigung zu ſuchen ſeyn.

So richtig die Benennung auch iſt, wenn man unter dem oft erwähnten Schech oder Schächh, allezeit einen edlen Araber verſteht; ſo ſehr ſie auf Titel, Geburt und Geſchlechtsregiſter ſtolz ſeyn mögen, ſo bedarf doch beydes eine etwas beſtimmtere Anzeige, um ſich hierinne nicht zu irren. Die berühmteſte Abſtammung aller arabiſchen Familien iſt die von Mohämed und dem Range nach die erſte, aus Urſache, da der Stifter ihrer Religion von einer urſprünglich alten Familie abſtammte und ſich im ganzen Orient zur höchſten Stuffe zu erheben wußte. Verſchieden ſind die Ehrentitel, wodurch ſie ſich von andern auszeichnen. In Arabien hießen ſie Scherifs und Seyid, in den nördlichen Gegenden der Muſelmänner, Scherifs und Emirs, in den öſtlichen Kolonien der Araber gemeine hin Seyd, in dem Diſtrict Haviſa an den perſiſchen Gränzen Maula, und ſo nennt ſich auch der Kaiſer von Marokko; und ein andres Unterſcheidungszeichen verſchiedener Gegenden iſt, ein grüner Turban, ſogar eine grüne Flagge an den dem Seyd gehörigen Schiffen. Eine für allen übrigen vorzügliche Hochachtung, empfänget der Scherifs im Hedſias, die ſo weit gehet, daß er ſich ohne Furcht, nur angetaſtet zu werden, unter das hitzigſte Treffen mengen darf, daß ſein Wohnort, ohne Thür und Schloß, für Raub geſichert iſt, und ſelbſt der Sultan ſein Todesurtheil nicht auszuſchreiben vermag. Nur die Nebenumſtände machen eigentlich den Titel erheblich: denn außerdem iſt er ſo allgemein und zahlreich, daß man in Jemen z. auf ganze Dörfer ſtößt, die ſich dieſen Titel

Titel zueignen. Vielleicht iſt der Titel Schech, eine der älteſten Ehrenbenennungen des arabiſchen Adels; allein er wird auch faſt für jedes Amt gebraucht, weil, die außerdem wortreiche Sprache, gerade für Titel am ärmſten zu ſeyn ſcheint, und daher führen Fürſten, Edelleute, Profeſſoren, Schulmänner, Moſcheenbeamte, Nachkömmlinge von Heiligen, Stadtſchützen, Vorſteher der Juden, ſogar Wahnſinnige ꝛc. denſelben Titel, wiewohl ſie eigentlich nie in den Adel erhoben worden.

Will man daher den Arabern Liebe zum Ahnen zuſchreiben, ſo kann das nur von den uralten Geſchlechtern der Schechs, Seyids und Scherifs zu verſtehen ſeyn, wiewohl auch derer Geſchlechtsregiſter äußerſt mangelhaft iſt, da ihnen alle Mittel fehlen, der Zukunft ſichere Urkunden zu überlaſſen. Ihr einziges Hülfsmittel, ein Stammregiſter zu unterhalten, iſt, ſie bewahren allezeit in der Familie den Namen desjenigen auf, der bey der Nation berühmt iſt, und von dem ſie ohne Widerſpruch abſtammen; auf dieſe Art ſteigen ſie immer von einem zu dem andern fort und gelangen nicht ſelten bis zum erſten Stammvater, der lange vor Mohämed gelebt haben ſoll. Aus dieſen unvollkommenen Geſchlechtsregiſtern erklärt ſich es gar leicht, weswegen die Nation ihren Namen und Geſchlechtern endloſe Namen und Titel beyfügen, wenn ſie einzelne Perſonen bezeichnen wollen, und keinesweges iſt es Eitelkeit, wenn neben den Stammnamen, noch deſſen Vaterſtadt, Gewerbe, Gelehrſamkeit ꝛc. anzutreffen iſt.

Ehe wir dieſen reichhaltigen Artikel ganz verlaſſen, müſſen wir nur noch eine kleine Anzeige der arabiſchen Mundart beyfügen, einer Sprache, welche eine der älteſten und ausgebreiteſten iſt, die aber

 auch

auch das Schickſal aller andern erfahren, daß der eigentliche Dialekt derſelben, theils an vielen faſt ganz unkenntlich, theils nur noch zum Theil im Einzeln übrig geblieben iſt. Muſelmänner und Araber behaupten zwar, daß die Sprache im Koran, die einzige reinſte ſey; allein ſie iſt von der jetzigen ſo ſehr verſchieden, daß ſie ſelbſt die Geiſtlichen an manchen Orten durch Unterricht lernen müſſen, und ſie würde vielleicht durch die Vermiſchung noch mehr ſeyn vernachläſſigt worden, wenn es nicht zuweilen Paſchas gäbe, die ihren Deſpotiſmus bis auf die Sprache auszudehnen wagten, und wie der zu Kayſar z. B. Todesſtrafe darauf ſetzte, wer die griechiche, die ihm zuwider war, der türkiſchen vorziehen würde. Die Kiurden ſollen mit ihrer halben Unabhängigkeit, ihre Sprache zum Theil rein erhalten haben, ſo wie die Sabeer. Die neuern Schriftzüge aber rühren ihrer Ausſage nach, von einem gewiſſen **Wiſir ibn Mockla** her. Auch finden die in Europa gedruckten arabiſchen Schriften bey ihnen keinesweges Beyfall, und ihre geſchriebenen ſind weit angenehmer für das Auge. Dabey bedienen ſie ſich einer künſtlichen und faſt unnachahmlichen Namens-Unterſchrift, die es dem ſchwer machen würde, wer ſie ihnen nachmachen wollte. Ob ſie übrigens mehr oder weniger der jetzigen perſiſchen, tartariſchen, türkiſchen u. dgl. nahe kommt, oder in wie weit ſie der hebräiſchen verwandt iſt, liegt außer unſerm Urtheile, und deswegen eilen wir, zu der ſpeziellern Landesbeſchaffenheit überzugehen, deren erſte Beſchreibung uns bey der Provinz Hedſias oblieget.

Einzelne Provinzen. 1. Hedſias.

Die Landſchaft Hedſias gränzt zuförderſt oſtwärts an die Provinz Nedsjed, gegen Norden an den Meerbuſen von Akaba, gegen Weſten an

das rothe Meer und gegen Süden an Jemen, in derjenigen Gegend von Arabien, die nach dem Begriff der Araber, das peträiſche ausmacht. Die natürliche Beſchaffenheit dieſer Landſchaft ſoll den einhelligen Berichten zu Folge, eine gute Gegend, ein tragbarer Boden ſeyn, und ob ſich auch das Land etwas Bergan erhebt, auch eine Kette von Gebirgen bildet, doch an allem, Koffe ausgenommen, überaus fruchtbar ſeyn, und vorzüglich den ſogenannten Balſam von Mekka, welcher auf dem Berge Safra am beſten wächſt, in ſehr großer Menge liefern. Da aber die meiſten Reiſenden nur längſt der Küſte dieſer Landſchaft hingereiſet ſind, und viele das Innere deſſelben nur durch Vermuthungen kennen, ſo läßt ſich eigentlich über die Güte des Landes nichts Zuverläſſiges beſtimmen; als daß es hie und da Ebenen von ungleicher Breite giebt, auf denen keine Spur eines Baums oder Gräsgens anzutreffen iſt, ſondern ein brennender Sand, welcher in einigen Gegenden Seen von Flugſand bildet, dem Auge einen traurigen Anblick gewähret, wenn nicht einige Stellen durch Flüſſe, ſo ſich in den Gebirgen ſammlen, einige Fruchtbarkeit hervorbrächte. Daß unter ſolchen Verhältniſſen die Bevölkerung nicht anſehnlich ſeyn wird, iſt leicht zu erachten, und bey dem Mangel an Nachrichten hierüber, muß uns durch die Bekanntſchaft mit den darin vorkommenden Oertern, eine willkührliche Annahme zum Maaßſtabe dienen. Unter den mehr oder weniger erheblichen Orten, zeigen wir alſo zuerſt eine kleine Stadt auf einem Berge, Namens Juſoreb, an; ihre Lage iſt meiſt am Wege, welcher von Damaſchk nach Medina führt und von der erſten etwa funfzehn Tagereiſen entfernt iſt. Außer daß ſich an dem Fuſſe des Berges, auf welchem ſie ſteht, Bäche und Waſſergruben be- Juſoreb und Tabuk.

 finden,

finden, und ihre Einwohner meiſt Juden ſind, deren Farbe ſchwarz, ihre Statur klein, und ihre Körper faſt nackend ſind, läßt ſich von dieſem Orte weiter nichts Erhebliches ſagen, eben ſo wenig, als von einer andern Stadt und Kaſtell **Tabuk**, die auch auf demſelben Wege liegt. Ingleichen

Hadſcher. **Hadſcher**, eine Stadt und feſter Platz zwiſchen Bergen, in welchem die Wohnungen ausgehauen

Jambo. ſind. **Jambo**, eine erhebliche Stadt und Kaſtell, auf dem Wege, den der ägyptiſche Kierwan nach Mecka nimmt, liegt acht Tagereiſen von Medina und eine vom arabiſchen Meerbuſen, woſelbſt ein Hafen iſt, in welchem die afrikaniſchen Pilgrimme anlanden, um ſich mit den Kierwanen zu vereinigen. Wieſen, gut gebauete Aecker, Dattelbäume u. dgl. ſind hieſelbſt zwar nicht überflüßig, aber doch vor den übrigen Orten anzutreffen, und nicht weit von hier gegen Oſten, befindet ſich auch der Berg **Redevai**, deſſen Umfang nicht nur ſehr groß iſt, ſondern der auch vorzüglich gute Mühlſteine liefert.

Badr. **Badr** ein unbeträchtlicher Ort, wenn ihn nicht die Schlacht berühmt machte, welche hieſelbſt im zweyten Jahr der Hedſchrah, zwiſchen Mohämeds Anhängern und den Koraiſchiten vorfiel und in welcher die erſtern ſiegten; zweytens weil hier der Ort iſt, wo die Kierwanen von Kahira und Damaſchk zuſammenſtoßen, und unter allerhand Ceremonien gottesdienſtliche Uebungen verrichten.

Eine andre mit einer Mauer umgebene Stadt, welche dabey auf einem ſehr hohen Gebirge und in einer ſo angenehmen, als fruchtbaren Gegend liegt,

Taaif. iſt **Taaif**. Sie verſorgt nicht nur viele ihrer benachbarten Gegenden, mit vielen friſchen Früchten, vorzüglich Weintrauben; ſondern ſie treibt auch eine

nicht

nicht unbeträchtliche Handlung mit Mandeln, die in ihrem Gebiete häufig wachſen.

Zwey Tagereiſen von der Stadt Mecka liegt die Stadt Dſchedda, eine nicht ganz geringe Stadt, mit einem noch beſſern Hafen am arabiſchen Meerbuſen. Aus Indien kommen jährlich hieher eine Menge reichbeladene Schiffe, und durch die Vorſorge eines Paſcha hat ſie auch gutes Waſſer erhalten, da man erſt durch viele Koſten und durch Felſen ſich Wege dazu bahnen konnte. Dſchedda.

Ungleich wichtiger iſt die berühmte, volkreiche und mit ſchönen Häuſern verſehene Stadt Mecka, drey Tagereiſen von dem arabiſchen Meerbuſen, wo vorzüglich eine Niederlage der Kaufmannsgüter für Syrien, Aegypten und Indien anzutreffen iſt, und jährlich viele Tauſende von Kaufleuten und Pilgrimmen hieher ziehet, deren Antrieb entweder Liebe zum Gewinn oder Frömmigkeit öfters Miſchung von beyden iſt. Sie iſt die Geburtsſtadt Mohämeds, der es ſeinen Anhängern zur heiligſten Religionspflicht zu machen gewußt hat, einmal in ihrem Leben hieher zu reiſen, und dadurch auch anſehnliche Reichthümer hieher zu bringen, und wenn es unmöglich werden ſollte, dieſe Pflicht zu erfüllen, auch erlaubt hat, andre für ſich dieſe Reiſe verrichten zu laſſen. Da wir unten noch etwas über die Wallfahrten der Pilgrime zu ſagen gedenken, ſo wollen wir jezt nur noch etwas umſtändlicher über den Ort ſelbſt handlen. Sein Lage hat weder etwas Gefallendes, noch der um ihn befindliche Boden viel natürliche Fruchtbarkeit. Dürr und unfruchtbar ſind die Ebenen, in Sommermonaten die Hitze unerträglich groß, und nur durch ſein religiöſes Anſehen iſt er ſtets in dem Beſitz der Achtung verblieben. Für ſein Feſtigkeit hat gleichſam die Natur Mecka.

Sorge getragen: denn rings um her ſind Berge, welche ihn einſchließen, die zum Theil nicht ganz felſigt, ſondern auch an allen Arten guter Früchte reich ſind. Da ſich nun niemand, außer wer ein Mohämedaner iſt, dieſem Ort bey Verluſt ſeines Lebens, oder ſeiner Religion nähern darf, weil jede Nation in ihren Augen dieſen heiligen Ort verunreinigen würde; ſo hat man auch immer nur unvollkommene Beſchreibungen von der eigentlichen Beſchaffenheit der Stadt erhalten, und nur ſoviel weiß man, daß ſie für den übrigen arabiſchen Städten viele große und ſchöne arabiſche Gebäude hat, da ſie nicht nur der Sammelplatz ſovieler Handlungen, ſondern auch der Wohnſitz des vornehmſten Adels der Provinzen iſt. Man hält durchgängig unter den vornehmſten Gebäuden die Kaaba für das anſehnlichſte, deren Stifter Mohämed war, und die ſeiner Auslegung nach, von Adam errichtet, durch die Sündfluth zerſtört, durch Abraham und Iſmael aber wiederhergeſtellt worden wäre, in der Abſicht, damit der Einige Gott von den Gläubigen darin angebetet werde. Soviel übrigens von der Schönheit dieſes Gebäudes geſagt werden mag, ſo dürfte doch wohl die Auſſage und Abbildung ſovieler glaubwürdigen Pilgrime nicht ganz ungegründet ſeyn, daß nämlich dieſes ſo hoch geprieſene Haus nur ein elendes, unförmliches Gebäude, eine Art viereckigten Thurms ſey, der oben rund und mit einem ſchwarzſeidenen, in Gold geſtickten Tuch, das alle Jahr vom Großſultan erneuert wird, bedeckt iſt. Der Eingang iſt ſo hoch, daß man auf Stufen hinanſteigen muß, und ihre Eröffnung geſchieht nur des Jahres zweymal, wo meiſt nur die Vornehmen zum Eintritt hinzugelaſſen werden. An Koſtbarkeiten fehlt es übrigens dieſem Heiligthume nicht, z. B. die Dachrinnen ſind von gediegenem Golde,

und rings um die Kaaba geht ein Gelender von metallnen Säulen, die durch Ketten, an welchen ſilberne Leuchter hängen, verbunden ſind; auf dieſes Gelender folgen bedeckte Gänge, die den Pilgrimen zur Zuflucht für die Hitze, und der Menge von Kaufleuten, welche ſich hier aufhalten, zum Budengewölbe dienen, wo ebenfalls eine Menge goldne und ſilberne Lampen und Leuchter anzutreffen ſind, dem Heiligthume ein Geſchenk damit zu machen. In dieſem Gebäude iſt das merkwürdigſte ein nahe an der Erde eingemauerter ſchwarzer Stein, der in Silber eingefaßt iſt, und ehedem ein Gegenſtand der Abgötterey der heidniſchen Araber war. Die Fabel ſagt, dieſer Stein wäre dem Altvater Abraham durch den Engel Gabriel bey dem Bau dieſes Tempels vom Himmel überbracht worden, und anfangs ſchneeweis geweſen, durch das zunehmende Verderben der Menſchen aber in ſchwarz verwandelt worden. Dieſer Stein iſt für jeden Muſelmann ein Gegenſtand der Begrüßung, entweder durch einen Kuß, oder doch durch die Berührung der Hand; eine Ceremonie, die freylich einem lebloſen Geſchöpfe nicht gebühret, die aber vielleicht zu manchen ernſten Nachdenken Anlaß geben dürfte, wenn anders die Ceremonie nicht ganz gedankenlos und dies die Abſicht des Religionsſtifters dabey war, ſie ſtets als Kinder an ihre ſchwache Seite zu erinnern. Bey der Kaaba iſt auch ein Brunnen befindlich, welcher ebenfalls ein Wunder zur Entſtehung gehabt haben ſoll, und der Fabel nach zu der Zeit entſtand, als die aus dem Hauſe Abrahams vertriebene Hagar, ihren dürſtenden Sohn Iſmael habe erquicken wollen. Außer den Schätzen, ſo dieſer Kaaba gehören, hat ſie noch überaus große Einkünfte, indem ihr in vielen Städten und Gegenden, Häuſer, Ländereyen und Grundzinſen angewieſen ſind. Sie ſteht übrigens

gens nebſt ihrem Gebiete unter einem Fürſten, welcher ein Abkömmling Mohämeds iſt und Scherif von Mecka heißt. Auch führt der Großſultan den Titel eines Schutzherrns der heiligen Stadt Mecka und Medina, er hat das Recht, den Scherif ein und abzuſetzen, (mit der Bedingung, daß der Regent ſtets aus dem Geſchlecht des Propheten iſt,) er ſchickt ferner Cadis oder Richter von Konſtantinopel hieher, und hält Soldaten, die nebſt den Arabern zur Beſatzung dienen. Diejenige Linie, welche heut zu Tage das ausſchließende Recht an die Oberherrſchaft über Mecka hat, nennt ſich Al Bunemy, iſt über dreyhundert Perſonen ſtark, und theilt ſich in zwey Hauptſtämme, Davy Sajid und Davy Barkad, welche wechſelsweiſe den Thron beſitzen. So gleichgültig es auch dem Großſultan iſt, welcher die Regierung führet, ſo gern ſucht er doch auch die öftern Familienſtreitigkeiten zu unterſtützen, um die Familie deſtomehr zu ſchwächen. Weil nun durch keine Geſetze die Thronfolge beſtimmt iſt, ſondern jeder gleiches Recht dazu hat, ſo hält ſich ſelten ein Scherif lange auf dem Thron, uud noch ſeltener iſt es, daß nicht ſeine nächſten Verwandten dieſe Empörung veranſtalteten, um ſich die Oberherrſch;aft zuzueignen, ſollte auch der Oheim den Neffen, oder der Neffe den Oheim zu ſtürzen ſuchen: ein Beweis, daß auch die Muſelmänner die Geſetze ihres Propheten nur zum Theil mit Genauigkeit erfüllen, da ihnen eben ſo ſtrenge anbefohlen iſt, im heiligen Lande alle Kriege zu vermeiden. Obſchon die Ländereyen, welche in der Provinz Hedſias liegen, und dem Oberherren zinsbar ſind, nicht ſehr einträglich ſind, ſo bleiben ihm jedoch immer noch Wege genug offen, ſeine Einkünfte zu erheben. Jeder Pilgrim z. B. bezahlt ſeinen Vermögensumſtänden nach von zehn bis hundert

dert Thaler, und die muſelmänniſchen Monarchen liefern eine freywillige Beyſteuer. So bezahlte ehedem der Großmogel alle Jahr 60,000 Rupien, die vom Nabob von Surate entrichtet wurden, jetzt aber, da es in den Händen der Engländer iſt, nicht mehr pünktlich entrichtet werden. In Religionsſachen hat der Scherif weiter keinen Einfluß, denn die vier orthodox erklärten Sekten der Sunniten glauben ihm und ſeine ganze Familie der mildern Sekte des Zeidy geneigt, und hängen für ihren Glauben lieber von ihren vier Muftis *) ab, ſo ſich zu Mecka aufhalten, und mit dem alle Jahre abwechſelnde Kady im Obergericht ſitzen.

Zu dieſem jetzt beſchriebenen, für heilig gehaltenen Ort, geſchehen nun (wie oben erwähnt worden,) nach der Vorſchrift Mohämeds andächtige Wallfahrten, die aber wohl das wenigſte mal aus Religionstrieb unternommen werden, da viele der Muſelmänner nicht nur dieſer Pflicht ausweichen, ſondern Handel die meiſte Haupttriebfeder zu ſeyn ſcheint, und daß tauſend nicht in Mecca geweſen ſind, die ſich in ihrem Gewiſſen eben ſo ruhig fühlen,

*) Der Mufti iſt das Oberhaupt der türkiſchen Religion: nur der Sultan kann ihm wählen und abſetzen, und wenn er ihm das erſtemal vorgeſtellt wird, ſo iſt das gewöhnlichſte Geſchenk vom Sultan ein mit Zobel gefütterter Kaftan, wobey er ihm noch ein Schnupftuch mit tauſend Thalern in den Buſen ſtecket. Seine übrigen Vorzüge ſind, er darf ſich verheyrathen, er kleidet ſich grün mit einem großen Turban, von gleicher Farbe, das er nur an Feſttagen mit einem weißen verwechſelt. Seine Reſidenz iſt Konſtantinopel, ſeinen drey Bedienten ſind alle Geſchäfte aufs ſorgfältigſte angewieſen, und ſeine Einkünfte ſollen täglich auf zweytauſend Aſpers betragen.

len, als Tauſende zu mehrern malen da geweſen, um ihren Waaren ſchnellern Abſatz zu verſchaffen, oder irgend eine Unternehmung unter dieſem Vorwand deſto beſſer auszuführen; zumal noch eine ganz beſondere Ehre damit verbunden iſt, wer ſich dieſer heiligen Wallfahrt beygeſellt hat. Welcher Zweck es auch im einzeln bey den Pilgrimen ſeyn mag, ſo geſchiehet dieſe heilige Reiſe doch auf folgende Weiſe. Man bezeiget unterwegens eine große, oft ſehr verſtellte Andacht, und übt ſich auf der ganzen Reiſe in nichts mehr, als im Singen, Beten, und Almoſen geben. Zwey Tage vor der Ankunft in Mecka zieht ſich jedermann bey einem Ort, Radack genannt, alle Kleider aus, und bedeckt nur die nöthigſten Theile des Körpers mit einem Tuche. Aus derſelben Ehrfurcht ziehen ſie auch ihre Schuhe aus, und gehen die letzten acht Tage nur in Solen, um die heilige Erde nicht zu beflecken. Während dieſer Zeit iſt ihnen unterſagt, weder ihre Haare zu ſcheeren, weder zu kaufen noch zu verkaufen, weder ſich in Worten, noch Handlungen auf irgend eine Weiſe zu vergehen, oder zu verunreinigen. Nach Verlauf dieſer acht Tage müſſen ſie einen Hammel ſchlachten und den Armen geben. Endlich wenn ſie näher an Mecka kommen, allwo die Zeichen ausgeſteckt ſind, welche den Karavanen anzeigen, daß ſie ſich nun in ihr Jhhram oder Pilgrimkleid, mit dem ſie zu Mecka erſcheinen und darin gehen müſſen, einzuhüllen haben; gelangen ſie dann nach der Stadt ſelbſt, wo ſie drey Tage lang bleiben und zur Beſuchung der heiligen Orte anwenden, wobey jeder in einen dieſer drey Tagen, ſiebenmal in einem langen Wege um die Kaaba, unter beſtändigem Beten und unter Anführung eines Imans gehen muß.

Nach

Nach dieſen drey Tagen reiſen ſie nach **Minnet**, wo ſie gegen den kleinen Bayram, oder das Oſterfeſt ankommen. Am Oſtertage ſchlachtet wieder ein jeder ſeinen Umſtänden nach, einen Hammel, gleichfalls für die Armen. Hierauf ſcheeren ſie ſich wieder zum erſtenmale die Haare, kleiden ſich wieder ordentlich, und gehen nach dem Berge **Arafat**, der ohngefähr eine kleine Tagereiſe weit iſt, und hier verweilen ſie wieder drey Tage, wo jeder, wenn er zurückkehrt, zwey und vierzig Steine mit nehmen muß. Am erſten Tage werfen ſie nach verrichtetem Gebet ſieben Steine gegen den Fuß des Berges, am zweyten vierzehn und am dritten ein und zwanzig. Die fromme Einfalt glaubt, ſie werfen dieſe Steine dem Satan am Kopf, weil er den Abraham an dieſem Orte in Verſuchung geführt habe, als er ſeinen Sohn Iſmael opfern wollen; denn ihrer Meynung nach ſey es nicht Iſaak geweſen. Dieſen ſeltſamen Erzählungen fügen ſie noch eine Menge andre bey, als: Adam und Eva hätten ſich nach etlichen hundert Jahr langen vergeblichen Suchen hier wieder gefunden, und was dergleichen fabelhafte Erzählungen mehr ihre bilderreiche Phantaſie beſchäftiger.

Eine andre, ebenfalls im Rufe der Heiligkeit befindliche Stadt iſt **Medina**, auch die Propheten Stadt genannt, weil Mohämed im Jahr Chriſti 622 dahin floh, (von welcher Flucht die Zeitrechnung der Mohämedaner angehet,) und weil er daſelbſt in einer von ihm erbauten Moſchee noch dazu, wie ſie glauben, unverweſet begraben liegt. Die Stadt ſelbſt iſt nur mittelmäßig groß, mit ſchlechten Mauern umgeben, und liegt in einer Ebene auf einem viel ſchlechtern, ſalzigten und unfruchtbaren Bo-

Medina.

Boden. Die Anzahl ihrer Häuſer iſt nicht viel über 300, wozu noch ein andrer Mangel, nämlich der an Waſſer hinzukommt, welches ſie nur aus einigen Brunnen erhält. So wenig das von einer Stadt geſagt iſt, die ſo allgemein geprieſen wird, ſo iſts doch alles, was von ihr geſagt werden kann; alles andre giebt ihr religiöſe Schwärmerey. Man zeigt nämlich noch bis jetzt in Medina das Grab Mohämeds, und alle Muſelmänner nahen ſich dieſer Stelle mit der tiefſten Verehrung, doch immer noch mit der Einſchränkung, nicht mit halb ſo vieler Abgötterey, als man ſich dem Grabe zu Jeruſalem nähert. Auch iſt es kein unverbrüchliches Geſetz für den Muſelmann, nach Medina zu reiſen; daher die Karavanen von Syrien und Aegypten faſt die einzigen ſind, welche hier Beſuche abſtatten. Aus Vorſicht hat man rings um dies Grab ein eiſern Gegitter geführt, und es kann daher auch nur von Ferne geſehen werden. Es ſtehet dieſes einfache Gewölbe in Form eines Kaſtens, neben welchem noch drey andere angebracht ſind. Der Sarg iſt von weißem Marmor, und ſteht zwiſchen den Särgen der Kalifen **Abubekr** und **Omar**, auf der Erde mit koſtbaren Tüchern bedeckt. Gemeine Pilgrime bekommen ihn gar nicht zu ſehen. Dieſes Propheten Grabmal wird, um allen Unordnungen vorzukommen, von vierzig ſchwarzen Verſchnittenen bewacht, andern Theils auch, wie man ſagt, den großen, ſeltenen und meiſt aus Edelſteinen beſtehenden Schatz zu verwahren, der zum Gebrauch des Großſultans bereit liegt, wenn er ihn gegen die Ungläubigen anwenden könnte. Daß aber der Sarg Mohämeds von allen Seiten durch magnetiſche Kraft in der Luft ſchwebe, iſt weder gegründet, noch vernünftig. Medina ſteht übrigens unter dem

Scherif.

Scherif zu Mecka, der einen Statthalter und Beſatzung hieher ſchickt, auch einige Soldaten des türkiſchen Kaiſers ſind hieſelbſt.

Zwey arabiſche Meilen gegen Süden liegt der Flecken Coba, den ſeine Moſchee berühmt macht. Als Mohamed nach Medina floh, ſo ſtiftete er auf dieſer Flucht den Tempel, welcher der Tempel der Furcht Gottes genannt wird, und dieſes wäre auch nun alles, was in der Provinz Hedſiàs einer Anzeige verdiente. Da uns Zeit und Raum nicht verſtatten, jede Ebene und jedes Oertchen, jeden Berg und jedes Wäſſerchen anzuzeigen, ſo begnügen wir uns mit der Anzeige der Hauptörte und ihrer Merkwürdigkeiten, fügen aber jedoch um mehrerer Vollſtändigkeit willen hinzu, daß die bergigte Gegend der Landſchaft Hedſias, noch unter viel mehrere unabhängige Schechs getheilt iſt, von denen einige mehr erheblich ſind, als die andern. Coba.

So iſt derjenige Schech, z. B. welcher den Stamm Harb beherrſcht, unter allen der Mächtigſte, der auf jedesmaliges Verlangen 2000 Mann ins Feld ſtellen kann, und außer ſeiner Reſidenz Makſcheus, enthält ſein Gebiet verſchiedene Städte und manche Dörfer, die alle auf den Gebirgen zwiſchen Medina und Mecka liegen. Von dieſem Stamme weiß man, (von andern wenigſtens nichts Zuverläßiges,) daß die Vornehmſten in Frühlingsmonaten ſich mit der Viehzucht beſchäftigen und unter Zelten wohnen; den übrigen Theil des Jahres aber ſich in den Dörfern und Städten aufhalten. Allein das gemeine Volk hat weiter nichts, als elende, mit Gras bedeckte Hütten, das ſie Eigenthum nennen könnten, und leben von dem, was ſie durch Erbeutung von den vorbeyziehenden ſyriſchen und ägyptiſchen Karavanen zum

Eigenthum machen, zu welchem Geſchäfte ſich ihre Nachbarn nicht willig finden laſſen, wenn ſie ſich ſelbſt nicht ſtark genug dazu fühlen. Nordoſtwärts gegen Medina in den Bergen iſt eine andre unabhängige Herrſchaft, das Gebiet **Cheibar** genannt, welches von freyen Juden bewohnt wird, die unter dem Namen **Beny Cheibar** bey den Arabern berüchtigt ſind. Ihre Schechs ſind unabhängig und theilen ſich in drey Stämme, **Beny Mißnad, Beny Schahen** und **Beny Anäſſe**, ſind aber dabey den Muſelmännern ſo ſehr verhaßt und verdächtig, daß nicht leicht eine Plünderung vorgehet, die nicht auf ihre Rechnung gebracht würde, oder nicht leicht ein Schimpfwort dem beykömmt, welches die Benennung **Beny Cheibar** in ihrem Sinne ausdrücket.

Wie gering übrigens die Herrſchaft des Sultans von Konſtantinopel ſey, ob er ſich ſchon Oberherr von **Hedſias** nennt, darf man endlich nur wiſſen, wie ſehr dieſe Herrſchaft einem Schattenbild gleiche. Er darf z. B. alle Jahre nur eine Karavane nach Mecka ſenden, und dennoch hat man ſo wenig Achtung dafür, daß ſie ſich ihren Durchgang meiſt mit den Waffen verſchaffen muß. So theilt ferner der Sultan zwar die Abgaben der Zölle mit dem Scherif von Dſjidda, allein dieſe Summe iſt kaum hinreichend für den Paſcha, der ſeiner Rückkehr meiſt mit Verlangen entgegen ſieht. Wohl aber ziehen die Araber größere Vortheile von dem Sultan. Er bezahlt Penſionen an alle Scherifs, und an den vornehmſten Adel der ganzen Provinz, die als Bewacher der heiligen Kaaba belohnet werden. Er ſendet alle Jahre vier bis fünf große, mit Getraide beladene Schiffe nach Mecka und Medina. Er läßt während des Aufenthaltes der Karavane in

Mecka

Mecka ſoviel Waſſer herbeyſchaffen, als 2000 Kameele tragen können; und ſo fließt den Arabern noch mancher Vortheil aus dieſer Scheinherrſchaft zu, den ſie gar bald vermiſſen würden, wenn ſie ſich dem Schutz des Sultans entziehen wollten. Eben ſo unvollkommen iſt ſeine Herrſchaft auf dem arabiſchen Meerbuſen, und da es ihm an hinlänglichen Mitteln fehlet, ſein Anſehen überall geltend zu machen, ſo muß er öfters ungeahndet zuſehen, daß ſeine Schiffe eine Beute der Küſtenbewohner Arabiens werden.

Ehe wir uns nach der zwoten Landſchaft Jemen wenden, wird es zuförderſt nothwendig ſeyn, noch etwas über die zwey hieher gehörigen Berge Sinai und Horeb zu ſagen, deren Beſchreibung ſowohl, wie ihre Abbildung noch ſo vielen Widerſprüchen ausgeſetzt iſt, und von denen die wahrſcheinlichſte Vermuthung wohl dieſe ſeyn mag, daß ein und derſelbe Berg nur unter zwey Namen bekannt iſt. Auf dem bergigten Lande, welches die beyden Arme des arabiſchen Meerbuſens einſchlieſſen, iſt ein Berg, der ſich hoch über ſeinen Fuß in zween Berge theilet, welche alle umliegende Berge an Höhe übertreffen. Der Name des Höchſten iſt der St. Katharinenberg, der andre Sinai und Horeb. Am Fuß des Berges Horeb ſteht in einem tiefen Thal das St. Katharinenkloſter, welches auch den Namen das Kloſter des Berges Sinai führet. Es wird von griechiſchen Mönchen bewohnt, iſt von aller Gerichtsbarkrit befreyt, und ſteht unter einem Erzbiſchof, den der Patriarch von Jeruſalem einweihet. Der Eingang zu dieſem Kloſter iſt durch ſtarke, hohe Mauern, und zwar ohne ein Thor unmöglich gemacht, und wird nur bey Einſetzung eines Erzbiſchofes geöffnet. Man wird

Sinai und Horeb.

vermittelſt einer Winde in einem Korbe, durch ein Fenſter aus und eingelaſſen, welches etwa 30 Schuhe hoch über der Erde iſt, und durch welches man auch alle Nahrungsmittel hineinwindet. Von dieſem Kloſter an bedarf man drey Stunden, um den Gipfel des Berges Horeb zu erreichen, wozu eine Menge ſteinerne Stufen dienen, ſo in den Felſen eingehauen ſind. Hat man den größten Theil des Berges erſtiegen, und iſt man durch zwey in dem Felſen ausgehauene Thore gegangen, ſo kömmt man auf eine ziemlich lange, aber nicht breite Ebene, auf welcher verſchiedene Kapellen, vorzüglich die Kapelle Eliä ſtehet. Hier theilt ſich der Berg in zwo Spitzen, eine gegen Norden, oder da, wo man den Berg aus dem Katharinenkloſter erſtiegen hat, und eine gegen Süden: jene die niedrigſte heißt Horeb, dieſe die höchſte, Sinai, und wird von der Kapelle Eliä erſt in einer Stunde erſtiegen. Die Araber nennen dieſen Berg Dſchebel el Muſa, d. i. Berg Moſes. Wenn man auf der Abendſeite des Berges herabſteigt, kommt man in zwo Stunden zu dem Kloſter der vierzig Märtyrer: alle dieſe Thäler und Anhöhen aber ſind reich an Geſchenken der Natur. Sie enthalten koſtbare Früchte in Ueberfluß, vortreffliche Quellen und Ciſternen, in ihren Gärten wachſen Oliven, Aepfel, Birnen, Pomeranzen, Granaten, Oliven-, Feigen-, Mandeln-, Nuß-, Datteln- und Zibebenbäume, ingleichen Weinſtöcke im Ueberfluß, und würden noch reichhaltiger ſeyn, wenn nicht zuweilen eine ungeheure Anzahl Heuſchrecken viele Verwüſtung anrichtete. Von allen Seiten dieſes Gebirges kömmt man in Dörfer, Thäler, kleine Städte oder Berge, die aber für eine weitläuftige Anzeige zu unintereſſant ſind.

Die zwote Landſchaft Jemen, in dem ſogenannten glücklichen Arabien gelegen, und von den Arabern deswegen Jemen genannt, weil dieſer Theil der Kaaba zu Mecka, wenn man das Geſicht nach Morgen richtet, zur rechten Hand und gegen Mittag liegt; iſt eine in aller Betrachtung weitläuftige und nicht vollſtändig bekannte Landſchaft. Ihre Gränzen ſowohl, als die erſtaunliche Anzahl kleiner Fürſten, die alle von einander unabhängig ſind, machen dieſe Provinz gleichſam zu einem kleinen Labyrinth, und doch wird uns eine nähere Bekanntſchaft mit ihr zeigen, daß eben Jemen, wenn es durch Künſte und Wiſſenſchaften näher zuſammengedrängt wäre, und ſich einem einzigen Fürſten unterwürfe, ſich über alle ſeine Nachbaren ſchwingen würde. Die Gränzen dieſer Landſchaft ſind erſtens Hadramant, Nedsjed, Hedſias und der arabiſche Meerbuſen, zwiſchen welchen genannten Gränzen ſie liegt, und von der Natur in zween Hauptſtriche getheilt wird. Der Vermuthung nach ſollte die natürliche Beſchaffenheit durchgängig ausgezeichnet ſchön ſeyn, weil uns ſchon von Jugend auf, unter dem glücklichen Arabien von einem Lande erzählt wird, wo Milch und Honig fließt; allein man findet, daß hier die Fruchtbarkeit weder zu übertrieben, noch zu unvollkommen ſey. Sehr verſchieden aber iſt ſie, und zwar die Gegenden am Meer ſind größtentheils eben und ſandigt, mithin auch unfruchtbar, und leiden nicht wenig durch die drückendſten Sonnenſtrahlen, zumal ſie nur ſelten durch Regen abgekühlt werden. Der mittlere Theil des Landes iſt bergigt, abwechſelnd mit ſandigten und unfruchtbaren Strichen, hat aber jedoch auch fruchtbare Berge, gutes Waſſer, reine Luft, reizende Gegenden, und gute Erd- und Baumfrüchte im Ueberfluſſe. Zuckerrohr, Reis, Getraide, Zwiebeln, Knob-

II. Die Landſchaft Jemen.

lauch, Gurken, Melonen, Limonen, Quitten, Pomeranzen, Zitronen, Granatäpfel, Feigen, Apricoſen, Pfirſchen, Pflaumen, Aepfel, Datteln, Mandeln, Zibeben, Weintrauben (oder auch Roſinen) und vorzüglich Kaffee, dies ſind die vorzüglichſten Naturprodukte, denn Manufakturen und künſtliche Produkte können bey einem an Kunſtfleiß ſo armen Volke nicht beträchtlich ſeyn. So viele Vortheile die Araber durch die Menge der Kaffeebäume erhalten, ſo iſt dies doch nur von der Gegend Jemen zu verſtehen, zumal die anderwärtige zu große Sonnenhitze den Anbau deſſelben nicht verſtattet. Unter die übrigen hieſigen Produkte kann man ferner den Baum Selem rechnen, deſſen Rinde und Laub Caradh genannt, zu den Gerbereyen gebraucht wird. Jngleichen unter den Specereyen, erſtens Aloe, deren Blätter im Julius abgepflückt, der Saft ausgepreßt und gekocht, hernach in Schläuchen verwahret, und im Auguſtmonat in der Sonne getrocknet wird. Ferner die Myrrhe oder das Harz einer Staude, und die, ſo den Weihrauch giebt; ingleichen das Drachenblut, Manna, etwas Muſcatennüſſe, und unter den Steinen findet man Karniole, Achate, Kriſtalle und bisweilen gute Rubinen. Am zahmen Vieh iſt ebenfalls kein Mangel, wovon die Pferde die oberſte Stelle einnehmen, und zwar ſo, wie unter den nützlichen die Kamele, deren Daſeyn für den Araber ein unvermeidliches Bedürfniß iſt.

Ohnſtreitig zeichnen ſich die Staaten des Jmans von Sana für allen übrigen aus: denn obſchon allenthalben eine ungleiche Miſchung von Produkten und Kunſtfleiß angetroffen wird; ſo ſcheint doch Jemen die reichſte, angenehmſte und intereſſanteſte Gegend

zu ſeyn. Beyſpiele hievon können dieſe Vermuthung beſtätigen. Der Jman, der zu Sana reſidirt, iſt von allen Fürſten, die ſich in dieſer Gegend befinden, der mächtigſte und ſein Gebiet das größte, und ob ſich auch deſſen Gränzen nicht ſo ganz genau beſtimmen laſſen, ſo weiß man doch ſoviel, daß ſein ganzes Gebiete auf acht und vierzig teutſche Meilen in die Länge und zwanzig in der Breite ausmachet. Ferner iſt der Beherrſcher von Jemen in ſeinem Gebiete durchaus unbeſchränkt, Prieſter und König zugleich, und nur das höchſte Gericht von Sana mäßiget dieſe unumſchränkte Gewalt zum Scheine. Sein Thron iſt erblich, und dem Wunſche der Unterthanen zufolge, ſein Nachfolger allemal der älteſte Sohn, wenn er nämlich von einer Freygebornen herſtammt, welcher Wunſch aber nicht allemal erfüllt werden kann, weil ſich bey dem Rechte, mehrere Weiber zu haben, oft Zweydeutigkeiten und Gunſtbezeigungen einſchleichen. Zwar haben ſich oft mehrere Jmans durch Erpreſſungen und Grauſamkeiten bey den Unterthanen ſo ſehr verhaßt gemacht, daß viele verjagt und abgeſetzt worden ſind; allein nur iſt es immer ihre eigne Schuld, denn als kluger und weiſer Beherrſcher genießt er alle die Liebe von ſeinen Unterthanen, die ein jeder guter Vater an ſeinen gutgezogenen Kindern einerndten kann. Seine Hofbedienung iſt zahlreich, nur die Ehrentitel ſelten. Er hat Staatsminiſter, Miniſter, Oberaufſeher der Maſquen, geheime Staatsſekretäre, Kriegsminiſter, Finanzaufſeher, Sekretäre u. ſ. f., die meiſt alle den Titel Fabich führen, ob er auch eigentlich nur den Staatsminiſtern zukömmt. In jedem Amte der Staaten des Jmans iſt ein Statthalter, der aus fürſtlichem Geblüt von Adel, oder auch zuweilen geringern Herkommens iſt, und deren

letzteres Anzahl gemeiniglich um der äußern Ruhe willen die zahlreichſte ausmacht, weil jeder an und für ſich in ſeinem Amte ohngefähr die Rechte eines türkiſchen Paſcha führet. Er kommandirt die Truppen, iſt Aufſeher über die Policey, hebt die Einkünfte, die er perſönlich auf dem Zollhauſe einnimmt und von Zeit zu Zeit in Rechnung bringt. Meiſt währet die Bekleidung eines der wichtigen Aemter nicht über drey Jahr, doch geſchieht es auch, daß er bey ſeinem Poſten verbleibt, und dann ſchickt der Iman ein Pferd, einen Säbel und ein Ehrenkleid, die er außerhalb der Stadt in Empfang nimmt. Hingegen muß auch jeder zurückkehrende ſeine Rechnungen unterſuchen laſſen, und wenn er der Untreu überwieſen wird, mit Einziehung ſeines Vermögens, auch Gefängnißſtrafe, ſelten aber Lebensſtrafe leiden. Allein öfters treten ſie aus dem Gefängniß in einen viel höhern Poſten, als den, ſo ſie ungewiſſenhaft verließen, und beweiſen, daß in einem deſpotiſchen Staate der Begriff von Ehre und Schande, nur Töne ohne Bedeutung ſind. Unter der Benennung Emir und Dola werden Statthalter verſtanden, welche aus geringem Herkommen ſind, unter einem dieſer ſtehen die Emir Bahhr, d. i. die in den Städten an der Küſte die Aufſicht über die Boote und Schiffe führen, ohne deren Vorwiſſen ſich keins vom Lande entfernen darf, weil alle von ihnen durchſucht werden müſſen. Ein andrer iſt wieder der Emir es Stück, deſſen Geſchäfte in der Aufſicht des Maaßes, des Gewichtes und der auf den Markt gebrachten Waaren beſtehet. Ein andrer Schech el Bellad genannt, beſorgt die Ausgaben der Stadt; endlich der Emir Sab el Medim, der die Wache am Thore hat, und eben ſo ehrenvoll iſt, als der Aufſeher der Nachtwache und der Kerkermeiſter. In jeder

Statt-

Statthalterſchaft iſt ein Kadi, der unmittelbar unter dem erſten Kadi von Sana ſteht, und über geiſtliche und weltliche Sachen ſpricht, ohne daß der Dola etwas an ſeinem Ausſpruche zu ändern wagte. Eine Würde, welche lebenslang verbleibt, und mit der eine vorzügliche Ehre vergeſellſchaftet wird, weil ſolche Perſonen als Muſter der Tugend und Rechtſchaffenheit allgemein geprieſen werden. Aus dieſem in jeder Hinſicht wohl eingerichteten Regierungsweſen, kann man ſchon einigermaßen das Uebergewicht dieſes Königreiches abnehmen, und ob man ſchon ſeinen Reichthum und ſeine Einkünfte nicht beſtimmt wiſſen kann, ſo hat man doch ſoviel Nachricht, daß ſie ſich jährlich zu 4 bis 500,000 Thalern betragen; die aus den Auflagen auf die Ländereyen, auf die Perſonen und Kaufmannsgüter, aus den Zöllen und vorzüglich aus dem Kaffee erhoben werden. Vielleicht daß aber auch eine Menge Ausgaben dieſe anſehnlichen Einkünfte ſchwächen, die ihn ſonſt zu einem der mächtigſten Fürſten machen müßten.

Er unterhält beſtändig eine Armee, die zwar nicht in ordentliche Regimenter eingetheilt iſt, aber aus Reuterey und Fußvolk beſtehet, und die auch nicht aufs genaueſte angegeben werden kann. Gewöhnlich beſteht das Fußvolk in Friedenszeiten aus 4000 Mann, und die Reuterey aus 1000, die von einem General oder Nakib angeführt werden. Alle dieſe Mannſchaft iſt jedoch ſo wenig an Kriegsdienſte und Uebungen gewöhnt, ihre Sorgfalt für tüchtige Gewehre oder Vertheidigungsmittel ſo äußerſt ſchlecht, daß man ſie für irgend etwas eher, als für Soldaten halten ſollte. Ihr ganzer Dienſt beſteht (eines Kavalleriſten z. B.) darin, alle Freytage müſſen ſie zu Sana den Iman, in den Aemtern den Dola zur

Moſchee begleiten, die übrigen Tage ſind ſie ſich ſelbſt überlaſſen. Selbſt ihre Pferde ſtehen im Stall des Imans, oder des Dola, und werden ſo behutſam gewartet, daß faſt jedes Pferd ſeinen eignen Wärter bekömmt. In Kriegszeiten laſſen ſie ſich ihre Lanzen durch den Stallknecht nachtragen, ſie ſelbſt aber führen einen Säbel, ein krummes Meſſer im Gurte und zuweilen etliche Piſtolen am Pferde. Eben daſſelbe iſt auch beym Fußvolk. Sie begleiten ihrer 40 des Freytags den Dola in Gliedern unter Anführern, halten ihre Flinten in die Höhe, und zeigen ſich durch Singen und Tanzen mehr als Wahnſinnige. Dieſer ihre Kleidung iſt auch ſchlechter als jener, wiewohl jeder ſeine eigne Tracht wählet, und die letztern meiſt nur ein Tuch um die Lenden, und ein andres um den Kopf, das ihre Haare umwickelt, tragen; die übrigen haben ein blaues Hemde und blaue leinene Hoſen, alle aber nicht den mindeſten Begriff von gefallendem Anzuge oder Uniformen. Kaum ſollte man in einem ſo ungeſitteten Haufen Menſchen das allgemeine Feuer des Krieges in ihren Seelen ahnden, das ſie jedoch im Treffen zu ergreifen ſcheint, und nicht ſelten beweiſen ſie, wiewohl auf eine ebenfalls ſeltene Weiſe, daß ihre Abſicht nur dahin geht, zu ſiegen oder zu ſterben. Wenn ſie nämlich ihren Oberherren Beweiſe von ihrer Tapferkeit ablegen wollen, ſo binden ſie ſich das eine Bein krumm zuſammen, und feuren ſo lange auf den Feind, bis er weicht, oder ſie niedergehauen werden. Wüßten ſie ſich ihrer Artillerie zu bedienen, denn dieſe liegt in den Kaſtellen und Städten, vertraueten ſie die Anwendung nicht ungelehrigen Landläufern an; ſo kann man leicht denken, wieviel dieſe Truppen Wunder der Tapferkeit thun würden, wenn ihre geringen Begriffe von Kriegsweſen nur einigermaßen bereichert würden.

Allein

Allein zur See iſt der Iman deſto ärmer, er hat zwar auf dem arabiſchen Meerbuſen keine Feinde zu fürchten, aber ſeine Unterthanen ſind auch nicht nur ungeſchickte und unerfahrne Seeleute, ſondern auch ſeine Schiffe, deren Segel aus Strohmatten beſtehen, können nicht einmal die Dienſte thun, die etwa ein arabiſcher Fiſcher mit dem elendeſten Kahne, ohne Segel und Ruder verrichten würde.

Künſte und Wiſſenſchaften müſſen daher, ohngeachtet der natürlichen Anlagen der Nation, im ſchlechteſten Zuſtande ſeyn. Beweiſe hiervon ſind der gänzliche Mangel an gedruckten Büchern, nicht ſowohl weil einer Menge Abſchreiber der Unterhalt dadurch geſchmälert würde, als vielmehr, weil ihre neuern, in einander geſchlungenen arabiſchen Schriften, mehr Gefallendes für ſie haben. Dieſelbe Vernachläſſigung alles deſſen, was ihre Kenntniſſe verfeinern könnte, muß auch von den bildenden Künſten und Handarbeiten geſagt werden. So lieben z. B. die Araber außer der Trommel und Schalmey, faſt kein Inſtrument, ſo werden alle in Gold und Silber verfertigte Arbeiten, nur durch Juden und Banianen betrieben, ſo wiſſen ſie ſich durch Inſtrumente, als Mühlen, Maſchienen u. dgl. nicht im geringſten ihre Arbeit zu erleichtern; und überall laſſen ſie es entweder bey alten angenommenen Gebräuchen, oder es muß Werk des Zufalls ſeyn, wenn etwas Beſſeres zu Stande kommen ſoll. Es arbeiten ferner alle Handwerker, faſt ohne Ausnahme, ſitzend, und wiſſen mit einer ſeltenen Geſchicklichkeit, ſich ihrer Füße dabey ſo gut, als ihrer Hände zu bedienen. Ihre Leinwand, welche grob und lange nicht zureichend iſt, muß durch die aus Indien und Aegypten erſetzt werden; ja ſie ſind in dem Gebrauch der wollenen Tücher ſo ſehr fremd, daß, da

Englän-

Engländer einige Ballen nach Mochha brachten, ſie ihre Tücher unverkauft nach Indien zurückfüh- ren mußten. Die gekrümmten Meſſer, Jambra genannt, ſind ihre Arbeit, aber zu Säbeln oder guten Flinten haben ſie es noch nicht bringen kön- nen, und eben ſo bedienen ſie ſich auch der venetia- niſchen Dukaten, um Münze daraus zu ſchlagen, weil Jemen ſelbſt wenige prägen läßt. Daß alſo ein auf dieſe Weiſe eingeſchränkter Kunſtfleiß und Mangel an Produkten, auch keinen beträchtlichen Handel gewähren kann, iſt ſichtbar genug, und die- jenigen Waaren, welche bey ihnen mit gutem Vor- theil abgeſetzt werden können, ſind meiſtentheils nur Dinge, die mehr den Geſchmack ſchwächen als er- höhen; als da ſind geſchliffene Gläſer, Spiegel, Glasperlen, auch Säbel Meſſer, Leinwand u. ſ. w. und dagegen vertauſchen oder verführen ſie ungemein viel Koffe, etwas Medizinal - Aloe, Myrrhen, Weihrauch, Gold aus Habeſch, El- fenbein eben daher, Perlenmutter, Kupfer, Wer- muth u. dgl. und dies iſt wenigſtens eine Ueberſicht des Statiſtiſchen der Staaten von Jemen, ſo wie von ſeinen hiſtoriſchen Veränderungen in der Ge- ſchichte umſtändlich gehandelt werden ſoll.

Da wir für jetzt von der geographiſchen Be- ſchaffenheit der Staaten des Imans ſprechen wol- len, ſo ſcheint es uns nothwendig unſre Leſer noch einmal auf die eigentlichen Gränzen dieſes Gebiets aufmerkſam zu machen, weil weiter unten von den dazu gehörigen einzelnen unabhängigen Fürſten und Herrſchaften, umſtändlicher die Rede ſeyn wird. Es laſſen ſich die Gränzen der eigentlichen Staaten von Jemen, wegen der kleinen durchſchnittenen Länder von unabhängigen Fürſten, nicht ſo genau beſtim- men; allgemeine Gränzen aber ſind gegen Norden

Haſchid

Haſchid und Bekil, nordweſtlich das Fürſtenthum Abu-ariſch, gegen Weſten der arabiſche Meerbuſen, nach Süden die Herrſchaft Aden, und nach Oſten die Landſchaften Dsiôf und Jafa, in einer Länge von 48, und 20 Meilen in der Breite. Ein Theil davon heißt Tehama, ein ebenes, dürres Land, der andere Dsiâbbal gegen Oſten von Tehama, und beſteht aus einer Kette ſehr hoher, ſteiler, doch fruchtbarer Gebirge, welche meiſtens Behälter großer Bäche ſind, die ſich von ihnen in die Thäler ergießen. Das ganze Gebiet aber begreift 30 Dola oder Statthalterſchaften, wovon 6 im Tehama und 24 in den Gebirgen liegen. Nicht alle dieſe Diſtricte enthalten bekannte oder wichtige Plätze und Städte, auch würde es eine ſehr unbedeutende Liſte ſeyn, wenn wir jeden arabiſchen Flecken anzeigen wollten, daher wir unter andern nur folgende anführen.

Mokha, eine Stadt und berühmter Hafen am arabiſchen Meerbuſen. Sowohl die umliegende Gegend auf funfzehn franzöſiſche Meilen, iſt eine fruchtbare, durch eine erſtaunliche Hitze unerträgliche Gegend; als auch die Stadt ſelbſt, ob ſie ſchon mit Mauern umgeben iſt, ſo ſind dieſe meiſt nur aus einer Miſchung von Steinen, Stroh und Erde, ſo wie die Straßen unordentlich und die Häuſer ſchlecht gebaut ſind. Man ſchätzt die Anzahl von Einwohnern auf 10000, worunter Araber, Türken, Armenier, Juden und Habeſſinier zu verſtehen ſind, und welche von einem Statthalter regiert werden, unter dem wieder die Befehlshaber ſieben anderer Orte ſtehen; er ſelbſt aber ſoll dem König von Jemen jährlich auf 30000 Piaſter entrichten, welches theils durch Abgaben an Waaren, oder aus den Auflagen vom Volke zuſammen gebracht Mokha.

bracht wird. Mokha würde bey aller ſeiner Niedrigkeit auch immer das noch nicht ſeyn, wenn ſeine Lage am Meerbuſen nicht das Beſte dabey thäte, denn auch unterſchiedene europäiſche Nationen beſuchen dieſen Hafen, als Franzoſen, Engländer, Holländer und die oſtindiſche Kompagnie in den Niederlanden unterhält hier ein Comtoir. Die Zeit vom May bis zum Auguſt iſt diejenige, wo die Handlung am ſtärkſten getrieben wird, denn in derſelben Zeit kommen 90 bis 100 Schiffe aus Europa, Aſia und Afrika an, und zugleich iſt auch der Handel um dieſe Zeit zu Lande erheblich, weil zwey Karwanen, von Aleppo und Suez, die gewöhnlich aus tauſend Kamelen beſtehen, und vieles baares Geld mitbringen, hier zuſammenſtoßen.

Zabid. Eine andre große und gute Handelsſtadt, iſt die an der Seeküſte von Jemen liegende Stadt Zabid. Ihre Gegend umher, ſo wie die Stadt ſelbſt, hat alles, was ihr den Namen einer ſchönen Stadt verſchaffen kann, und ob auch dies nicht ſowohl von der Zierlichkeit der Stadt ſelbſt zu verſtehen iſt, ſo hat doch die ganze Gegend ſchöne Gärten, einen großen Ueberfluß an guten Früchten und manchen andern Dingen, die in andern arabiſchen Orten gänzlich mangeln.

Breit-al-Fakih. Ohngefähr 35 franzöſiſche Meilen von Mokha, liegt die ihr an Größe weit überlegene Stadt Beit-al-Fakih, zwar ohne Mauern, aber von einem Kaſtell beſchützt, welches nicht weit von ihr abſteht, nur daß ſie kein anderes Waſſer hat, als das man aus einem ſehr tiefen Brunnen, vermittelſt eines Kamels ſchöpft und welches, wenn es heraufkömmt, ſo heftig rauchet, als ob es kochte, daher auch nur erſt nach etlichen Stunden genoſſen werden

werden kann, aber ſehr guter Art iſt. Auch hier ſind die Häuſer nur ſchlecht von Backſteinen, ein oder zwey Stockwerk hoch erbaut, und nur der ſtarke Handel mit Koffee, welcher von dem nahgelegenen Gebirge hierhergebracht, und von reiſenden Kaufleuten aus Aegypten und der Türkey gekauft wird, giebt der Stadt eine ziemliche Nahrung. Das Oberhaupt von ihr iſt der Statthalter, welcher in ihr wohnet.

Aden mit dem Zunamen Abyan, liegt am Weltmeere, auf einer Landſpitze, welche aus einem felſichten Berge beſteht, der in viele Klippen getheilt und die an ſeinem Fuß liegende Stadt, faſt von allen Seiten einſchließt. Ehedem war ſie die ſchönſte, angeſehenſte und blühendſte Handelsſtadt in Jemen, und noch zeigen ihre Ueberreſte von ehemaliger Größe. Der Berg oder vielmehr das Vorgebirge kann auf zwanzig franzöſiſche Seemeilen weit, in der See geſehen werden, und auf demſelben ſind verſchiedene kleine Kaſtelle und Forts angelegt, und die Stadt ſelbſt iſt mit Mauern und Bollwerken befeſtiget, auch mit Kanonen beſetzt, welches die Anfälle der Portugieſen im Jahr 1513 und 1530, der Türken 1538 und ſo zu verſchiedenenmalen mehr, nothwendig machte. Zwar ſind auch noch verſchiedene gute Häuſer in ihr befindlich, allein ſie hat ſich demohngeachtet nicht wieder zu ihrer erſten Stufe erheben können. Es wohnen hier vorzüglich viel Juden, und was die Einwohner beſonders karakteriſirt, iſt: ſie ſind von einer ſchwarzbraunen Farbe, hager und klein, und müſſen wegen des ungünſtigen, ſandigen und dürren Bodens, ihre Lebensmittel, Holz u. dgl. von andern Orten herholen; ſelbſt das Waſſer mußten ſie, ehe ſie eine Aden.

Waſſer-

Waſſerleitung bekamen, aus einem Brunnen, eine Tagereiſe weit holen *).

Irame. Irame, eine große, zwar offene, aber in der ſchönſten und fruchtbarſten Gegend liegende Stadt, mit ohngefähr 2000 Feuerſtellen. Wie geſund und wohlthätig hier die Landſchaft ſeyn muß, kann das hohe Alter der Einwohner ſchon einigermaßen beweiſen, die nicht ſelten an hundert und mehrere Jahre reichen. Sie ſollen ebenfalls ſehr ſchwarz von Farbe, dabey aber reiche und wohlhabende Kaufleute ſeyn. So fruchtbar aber auch dieſe Gegend iſt, ſo ſchwindet ihre Anmuth doch ſehr, wenn man von hier nach Damar reiſet: nur hohe, kahle Berge auf unfruchtbaren Boden bieten ſich daher, bis eine neue, ſchöne und tragbare Gegend um Mahwahib die erſte verdrängt.

Mahwahib. Mahwahib oder Mouab, ſonſt die Reſidenz des Königes von Jemen, der ſie erbauete. Sie iſt nicht groß, auch nur mit einer Mauer von Erde umgeben, ſo wie die meiſten Häuſer der Stadt; allein die reine, geſunde Luft, die Ebnen mit gutem Reiß und Getraide, die Hügel und Thäler mit Koffeebäumen, Weinſtöcken und andern guten Fruchtbäumen beſetzt, ergänzen den Mangel an innerer Schön-

*) Waſſerträger, werden in Arabien Saka genannt, und bringen ſolches in einem ledernen Schlauch auf dem Rücken in die Häuſer; in großen Familien aber unterhält man dergleichen Sakas, die es auf einem Pferd in die Küche führen. Sie nehmen es meiſt aus den Brunnen, damit die Ciſternen nicht erſchöpft werden. Außerdem giebt es auch türkiſche Ordensperſonen Saka genannt, ſo aus Wohlthätigkeit in der Stadt das Waſſer umherführen und es den Durſtigen umſonſt geben.

Schönheit der Stadt und des Pallaſtes des Königes.

Ohngefähr funfzehn franzöſiſche Meilen von Mouab, liegt die ſchöne, berühmte, alte und Hauptſtadt von ganz Jemen, Sana genannt. Immer war ſie die Reſidenz der Könige, und ihre vortreffliche, geſunde Lage, ihr fruchtbarer Boden, wie nicht weniger gute Bevölkerung, haben ihr den Vorzug der erſten im Reiche nie ſtreitig machen können. Diejenigen, ſo ſie geſehen haben, berichten, daß man 4000 Feuerſtellen, und Mauern von 10 Ellen hoch und 20 dick anträfe, worauf acht Pferde neben einander gehen könnten. Uebrigens hat ſie einen eben ſo guten Ueberfluß an Waſſer, als an guten Weinbergen und Fruchtbäumen, und ihre auf einem Berge befindliche Lage, verkündiget ſie rings umher als den Wohnort des Königes. Nordweſt von Sana iſt eine bergichte, große Gegend, welche zwar unter die Ländereyen des Imans gerechnet wird, in der aber mehrere Schechs wohnen, welche die Oberherrſchaft des Königs nicht anerkennen, und ſein Anſehen erſtreckt ſich nur über einige Städte, welche durch Dolas regiert werden. Zu dieſen Städten meiſt ohne Gebiet gehört Sana.

Tulla, eine feſte mit einem Bergkaſtell verſchanzte Stadt. Die übrige Gegend iſt unter mehrere Schechs vertheilt, die alle unabhängig ſind, ſo wie die Bewohner des nahe liegenden Gebirges Schahhara, auf welchem an 30 Dörfer angebaut ſind. Einige andre gut befeſtigte Städte ſind Khamir, Medem, Amram u. a. m. Tulla. Khamir. Medem. Amram.

Bis hierher haben wir uns alſo bemüht, die geographiſche Beſchreibung von Jemen mitzutheilen: ehe wir aber dieſes Gebiete verlaſſen, ſcheint es noch

nothwendig, eine Lücke auszufüllen, die vielleicht im Begriffe von den unabhängigen Staaten in dem Gebiet des Iman geblieben ſeyn möchte. Wir haben zwar ſchon oben geſagt, daß der größte Theil des Landes aus großen Wüſten oder unzugänglichen Gebirgen beſteht. Die Bewohner von beyden ſind noch nicht unterjocht, der übrige Theil hingegen, der ſich in flachen Ebenen längſt den beyden Meerbuſen erſtreckt, iſt ſchon oft, ob gleich ſelten für lange, durch die zu beyden Seiten angränzenden Mächte, bezwungen worden, oder in ziemlich große arabiſche Königreiche geformt geweſen: und daher muß man in dieſen Flächen, weder unabhängige Stämme, noch Schechs ſuchen. Sie leben entweder in den Wüſten als Beduinen, und ohne daß ihnen ein feindliches Heer in ihre unfruchtbare Wohnungen nachſetzen kann, entgehen ſie den Unterdrückungen, oder ſie bauen auf ihren unzugänglichen Gebirgen von den Früchten ihres Fleiſſes, geſichert durch ſteile Berge und enge Päſſe. Von dieſer letztern Art ſind die unabhängigen Schechs in Jemen. Die Gebirge, ſo ſie bewohnen, ſind bis an die Spitze bebaut, auch hinreichend für ein mäßiges Volk, fruchtbar und doch auch unüberwindlich durch Naturfeſtungswerke. Ja ſelbſt diejenigen Schechs in Jemen, welche die Oberherrſchaft des Königs anzuerkennen ſcheinen, ſind mehr ſeine Schutzverwandten, und ſeine Herrſchaft nur ein ſchwacher Schatten.

Die andern unabhängigen Staaten, freylich nicht ſo mächtig als Jemen, ſind unter andern 1) die Herrſchaft Aden, ſo ehedem unter der Bothmäſſigkeit des Imans ſtand, bis ihre Bewohner ſich im Jahr 1730 bis 1740 einen eignen Schech wählten und den Dola des Imans wie ſeine Soldaten

baten zwangen, zurück nach Mochha zu kehren. 2) **Das Fürſtenthum Raukeban**, welches faſt auf allen Seiten an die Staaten des Imans gränzt. Die Reſidenzſtadt führt denſelben Namen und liegt auf der Höhe eines ſo ſteilen Felſens, daß ſelbſt die beladenen Kamele ſchwer hinauf können. In den verſchiedenen Diſtricten, worein dieſes Fürſtenthum getheilt iſt, liegen noch eine große Anzahl Städte und Dörfer auf den höchſten Bergen, um ſich für ihren mächtigen Nachbarn in ſteter Sicherheit zu erhalten. 3) Die Landſchaft **Haſchid und Bekil** hat, welches in Aſien Seltenheit iſt, eine große Anzahl Schechs, deren jeder ſein Gebiet unabhängig von dem andern beherrſcht, und führen eine wirklich republikaniſche Freyheit. Nur das Gefühl ihrer Schwäche im Einzeln, hat ſie zu einem gemeinſchaftlichen Beyſtand gegen ihre Nachbarn gezwungen, deren Zahl wohl auf 50 beträgt, und manche mitten in den Staaten von Jemen gelegen ſind. 4) Die Landſchaft **Abu-ariſch**, mit den **benachbarten Beduinen** liegt eigentlich in **Tehama** und wäre durchaus unfruchtbar, wenn nicht die von den Bergen herabkommenden Bäche, dieſelbe einigermaßen verbeſſerten. Die Hauptſtadt, wo der Scherif wohnt, iſt gleiches Namens, eine ſtark befeſtigte Stadt, und die Bewohner dieſer Gegend ſind meiſt von allen Bequemlichkeiten des Lebens entfernt, daß ihnen faſt nichts übrig bleibt, als, um ihr Leben zu erhalten, ſich von der Beute zu ernähren, die ſie den Kaufleuten abnehmen. 5) **Die Gebiete Sahan und Kaulan** machen eine große Kette von Gebirgen und eine der reichſten an Fruchtbarkeit, ſelbſt an Eiſenwerken, die aber wegen Mangel des Holzes und der Kenntniß der Araber, theuer und ſchlechtes Eiſen liefern. Sie haben es ſich gleichſam zum Geſetz gemacht, mit nie-

manden umzugehen, und das halten ſie auch ſo treulich, daß man kaum weiß, wer ſie eigentlich ſind. So viel weiß man von ihnen, daß ſie auch, in Abſicht ihrer Sitten und Denkart, eigenthümlich handeln, ſich z. B. von Fleiſch, Honig, Milch und Kräutern nähren, ſich niemals vor dem 15ten Jahre verheyrathen, ob es auch in den Staaten von Jemen, oft ſchon im 9ten geſchieht. Sie werden ferner alt; ſie ſind gegen Fremde ſehr gaſtfrey und gefällig, wenn ſie nämlich in Karavanen, unter dem Schutz einer ihrer Schechs reiſen, außerdem aber halten ſie ſich gegen jene alles für erlaubt. Staade iſt die Haupt- und Reſidenzſtadt des Iman, (denn auch er führt dieſen Titel,) dabey aber ſehr unbedeutend. 6) **Die Herrſchaften Nedsjeran und Rachtan**, gewiß eine der vortrefflichſten an Lage und Produkten, ob ſie ſchon eben nicht ſehr groß iſt. Der Schech, ſo ſie beherrſcht, hat ſich bey den Einwohnern in den Ruf eines groſſen Schriftforſchers geſetzt, ſo wie bey den ſämtlichen Gränzorten, als großer und unüberwindlicher General. 7) **Die Gebiete Nehhm und Chaulan**, gleich den vorigen, von einem ſehr tapfern Schech regiert, aber eben ſo fruchtbar. 8) **Die Landſchaft Dsiôf**, meiſt große Wüſten, bey ihrer beſondern Größe aber auch ſtrichweiſe fruchtbar an allen Bedürfniſſen, und manche Produkte, als z. B. Pferde und Kamele im Ueberfluß. Dieſe Landſchaft theilt ſich eigentlich in drey Theile und die Einwohner ſind ſehr kriegeriſch. Sie ziehen auf Pferden oder Kamelen zu Pferde, führen einen Säbel, eine Lanze, ein großes Meſſer im Gurte, oft auch eine Flinte mit Lunten und hüllen ſich in ein Panzerhemde, das von Eiſendrath geflochten, bey den übrigen Arabern aber nicht mehr üblich iſt. 9) **Die Landſchaft Jafa**, welche vorzüglich frucht-

bar

dar an Kaffee iſt und an Hornvieh ſogar Ueberfluß hat, und nur erſt gegen das Ende des letzten Jahrhunderts machten ſich die Einwohner unabhängig von Jemen und ſtehn nun unter drey kleinern Fürſten, welche ſich auch einen Theil der künftigen Landſchaft Hadramut unterwürfig gemacht haben.

Aus dieſem Wenigen kann man ſich nun einen Begriff der ariſtokratiſchen Verbindung in Arabien bilden, ihre Einrichtungen ſind weder durch Zufall gebildet, noch neu; ſondern ſie ſind ſo alt, als die Geſellſchaft ſelbſt, und werden ſich auch wahrſcheinlich ſo lange erhalten, bis Arabien unter ein Oberhaupt verſammlet werden ſollte.

III. Die Landſchaft Hadramut.

Die dritte große Provinz iſt **Hadramut**, deren Größe um ſo beträchtlicher iſt, wenn die Ebene **Mächhra**, die ſich von den Küſten des Oceans bis an die Berge erſtreckt, und dem Tehama an Dürre und Größe ähnlich iſt, dazu genommen wird. Die Gränzen dieſer Landſchaft ſind gegen Weſten, Jemen, gegen Südoſt, das Weltmeer, gegen Nordoſt, Oman, gegen Norden eine große Wüſte, und dieſelbe Verſchiedenheit der Fruchtbarkeit und das Klima hat ſie wegen ihrer Lage auch ganz mit Jemen gemein. Es herrſcht auf den hohen bergichten Gegenden eine gemäßigte Fruchtbarkeit und Luft; in den unten liegenden, in tiefen Krümmungen fortlaufenden Thälern, giebt meiſt das vom Berge herabkommende Waſſer die Fruchtbarkeit, und dieſe ſind ziemlich bebaut; hingegen die Fläche gegen die Küſten hin iſt ſandigt, öde und unerträglich heiß. Beduinen, Städter oder Bergbewohner ſind daher die Bewohner dieſer Gegend, deren erſteres Gewerbe die Viehzucht und Räuberey iſt; der zweyten die Handlung, und der dritten, vorzüglich der Feldbau. Auch ſind ſie an Künſten, Wiſ-

ſenſchaften, Manufakturen u. dgl. noch ſehr im Stande der Kindheit, und in vielen, noch unter den Bewohnern von Jemen. Ohnſtreitig waren die beträchtlichen, in Hadramut gelegene Städte, den Alten beſſer bekannt als uns, deren Vortheil es erforderte, ſich ihrer natürlichen Produkte, der Handlung wegen zu bedienen. Unter den jetzigen bekannten iſt **Schibam** unter allen die größte und die Reſidenz eines der mächtigſten Fürſten, ohngefähr acht Tagereiſen von Sana entfernt. Eine andre, noch ſchönere und größere, ohngefähr fünf und zwanzig Tagereiſen von Sana iſt die Reſidenz eines Schechs, **Doan** genannt, welche beyde aber nicht ſo bekannt ſind, als **Dafar**, eine gute Stadt, die ihren eignen Schech und Hafen hat, aus welchem ſehr viel Weihrauch ausgeführt wird. Ein andrer Seehafen iſt **Koſchim** und zugleich die Reſidenz eines Prinzen, der nebſt ſeinen Unterthanen vorzüglich in den Ruf ſteht, ſich gegen Fremde freundſchaftlich zu betragen, und daher auch von Indien aus, oft von den Engländern beſucht wird. **Merbat** und **Haſek** ſind gleichfalls zwey unbeträchtliche Städte und nur durch die Ausfuhre des Weihrauchs bekannt. **Ainad** iſt eine ziemlich große Stadt, in deren Gegend ſich das Grab eines heiligen, vor Mohämed gelebten Propheten befindet, zu deſſen Andenken Wallfahrten und eine groſſe Meſſe gehalten werden.

Schibam und Doan.

Dafar.

Koſchim.

Merbat und Haſek.

Ainad.

Ohnſtreitig haben die Beduinen und Bergbewohner auch hier eine eben ſo große Menge unabhängiger Schechs, als die übrigen arabiſchen Landſchaften, denn die Küſten, ſo wie die ganze Fläche bis an die Gebirge, ſtehet unter mehrern, oft ſehr mächtigen Fürſten, die von ihren Unterthanen oft Sultane genannt werden. Unter mehrern iſt z. B.

der

der Schech von Schibam einer der mächtigſten, auf ihn folgt der von Doan, und der mächtigſte von allen iſt der Schech von Roſchim, welcher oft den Titel König von Sartack führet.

IV. Die Landſchaft Oman.

Die Landſchaft Oman gränzt zuförderſt gegen Oſten an das Weltmeer, gegen Norden an den perſiſchen Meerbuſen, gegen Weſten und Süden an große Wüſten, die unter mehrere Fürſten getheilt und deren mächtigſter ſich Iman von Oman nennt. Nur der kleine, fünf Meilen lange Strich Landes zwiſchen dem Dorfe Sib und der Stadt Sobar iſt ſandicht, nur zur Zeit des Regens mit Waſſer verſehen; außerdem iſt die ganze öſtliche Küſte von Oman reich an Bergen, Hügeln, Flüſſen und Bächen, mithin auch fruchtbar, wovon der Fleiß der Bewohner ſpricht. Sie bauen Weizen, Gerſte, Maiz, Linſen, Weintrauben und vorzüglich ſo viel Datteln, daß jährlich viele Schiffsladungen davon ausgehen. Ihre Küſten am Meer, liefern einen ſo überflüßigen Vorrath an Fiſchen, daß ſie nicht nur ihre Hausthiere damit füttern, ſondern ſogar die Aecker damit düngen müſſen. Ihre Gärten ſind zahlreich und reichhaltig an Obſt; ihre Berge enthalten Kupfer- und Bleyminen, und wenn irgend eine Gegend in Arabien verdient, die glückliche genennt zu werden, ſo iſt es Oman. Die Einwohner des Landes theilen ſich in zwey Sekten, wovon die Unterthanen des Imans Bejáſi, die übrigen meiſt Sunniten ſind. Die erſtern lieben ihren Oberherrn mit ausnehmender Treue und Zufriedenheit, und er weiß ſich durch Klugheit und Recht, die Herzen ſeiner Unterthanen zu erhalten. Er beherrſcht ſie mit möglichſter Ruhe, übt ohne Anſehn der Perſon und des Glaubens ſchnelle, aber gelinde Juſtiz, und legt an der öffentlichen Sicherheit ſo

ſichtbare Proben ab, daß Kaufmannswaaren unangetaſtet die ganze Nacht auf freyem Markt liegen, die Häuſer offen ſtehen, und von Diebereyen nur äußerſt ſelten gehört wird. Seine Soldaten ſind meiſtens Negerſklaven, deren Wildheit durch eine ſtrenge Zucht ſorgfältig eingeſchränkt wird. Nur ſehr gering ſind die Einkünfte des Imans, höchſtens an 100,000 Thaler; und dieſes erfordert, daß er ſelbſt Handlung treibt, zu welchem Ende er zwar einige Kriegsſchiffe hält, die ſich aber in Friedenszeit auch damit abgeben, wiewohl er noch mehrere kleine Fahrzeage hat, die zur Ausfuhre der Waaren gemiethet werden, um meiſt nach der öſtlichen Küſte von Afrika zu ſchiffen. Die anſehnlichſte Schiffahrt treiben zwey zahlreiche Stämme, die ehedem an der Küſte des perſiſchen Meerbuſens wohnten, durch räuberiſche Nachbarn gezwungen, ſich in den Staaten des Imans von Oman niederlaſſen mußten. Wären ihre Schiffe aber in beſſerm Zuſtande, (denn dieſe ſind faſt mehr zuſammen gebunden als feſt gemacht, und nur mit Strohmatten ſtatt Segel verſehen,) ſo würde ihr unermüdeter Fleiß und ihre jetzt ſchon anſehnliche Ausfuhre an Kaffee u. dgl. beträchtlicher und lohnender für ſie ſeyn.

Roſtack. Unter den meiſt unbeträchtlichen Städten in Oman, findet man Roſtack, die Reſidenz des Imans, die zum Policeyaufſeher auch noch einen Dola hat, in deren Gebiete ſich das höchſte Gebirge in Oman, Namens Dsiebbel-Akdar, erhebt und in ſeinem weiten Bezirk, viel Getraide, Datteln und Trauben liefert. Viele der ehedem groſſen und anſehnlichen Städte ſind jetzt von ihrer Höhe geſunken und verdienen kaum einiger Erwähnung; allein die wichtigſte und bekannteſte Stadt

im Gebiet Imans, iſt **Maskat**, wo die Natur faſt alles gethan hat, ihr den Ruhm der Schönheit zu ertheilen. Sie liegt am Landesende eines 1800 Schritt langen und 800 Schritt breiten Meerbuſens, welchen gegen Oſten und Weſten unerſteiglich ſteile Felſen umſchließen und für die größten Schiffe einen ſichern Hafen bilden. Hinter der Stadt ſind gute Mauern und hinter dieſen wieder große fruchtbare Ebene, die ſich allmählich an die Gebirge aufhügelt und nur drey ſchlechte Zugänge offen läßt. Sie iſt die Niederlage der Handlung zwiſchen Perſien, Arabien, Indien und der öſtlichen Küſte von Afrika. Die Handlung iſt groß und in keiner muſelmänniſchen Stadt halten ſich ſo viel Banianen auf als hier, deren Anzahl man auf 1200 ſchätzt, die alle nach ihren Geſetzen ungeſtört leben dürfen. Maskat.

Unter dem Fürſtenthum Seer, deſſen wir hier noch mit gedenken müſſen, wird die Gegend begriffen, ſo ſich an der Seeküſte von Chorfakan nach Norden, bis an das Vorgebirge **Muſſendom**, und am perſiſchen Meerbuſen nach Weſten, bis zu der kleinen Inſel Scheradſie erſtreckt. Ihr Schech, der auch auf der perſiſchen Küſte einige Beſitzungen hat, entriß ſich nur vor wenig Jahren erſt der Oberherrſchaft des Imans, indem er ſich mit den übrigen Unabhängigen, auf der weſtlichen Seite von Oman, verband, und dadurch ſeine Unabhängigkeit behaupten konnte. Seine Seemacht iſt in dieſen Gegenden ſehr beträchtlich, und ſeine Fahrzeuge treiben einen eben ſo guten Handel in und außer dem perſiſchen Meerbuſen. Seer.

Die gegen Oſten an dem perſiſchen Meerbuſen, gegen Weſten an Nedsjed, gegen Süden an Oman, V. Die Landſchaft Lachſa.

Oman, und gegen Norden an das Gebiet der ſchweifenden Araber um Baſrah gränzende fünfte Landſchaft iſt Lachſa, auch Hadsjar genannt, nebſt noch einer andern Benennung, die ſie aber nur ehedem führte, nämlich Bahhrein; heut zu Tage aber iſt dieſer Name nur von der Inſel Aual und einigen kleinern zu verſtehen, welche von dieſer abhängen. Dieſe Provinz iſt weder fruchtbar, noch unfruchtbar, wenn man ſich des Ausdrucks bedienen darf, d. i. das Land hat Quellen und Bäche, in Arabien allerdings von Erheblichkeit: und wenn man nur einigermaßen in drn Erdboden gräbt, ſo entdeckt man faſt überall gutes Waſſer; es wächſt Baumwolle, Reis und unterſchiedliche Arten von Baumfrüchten, vorzüglich Datteln in vorzüglicher Güte: dabey iſt aber auch hier die Hitze wieder ſo groß, daß man nur eigentlich die Morgen und Abende genüßen kann. Starke Winde wehen den leichten brennenden Sand in Hügel zuſammen, zerſtreuen ihn wieder, und machen Straßen, z. B. die, ſo von Hedſcher nach Oman führt, iſt durch Flugſand ganz unbrauchbar gemacht worden. Im Innern des Landes ernähren ſich die Einwohner von Datteln und der Viehzucht, vorzüglich von Eſeln und Kamelen, deren ſie jährlich bey tauſenden nach Syrien zum Verkauf führen; hingegen an den Küſten fängt man Perlen und verführt ausländiſche Waaren. In der Religion ſind ſie getheilt und zwar in den Städten Schijten, die Beduinen und Bauern hingegen ſind Anhänger der ſunnitiſchen Sekte; doch findet man auch Juden und eine noch größere Anzahl Sabeer oder S. Johanneschriſten, deren Stifter Johannes der Täufer ſeyn ſoll, dem zu Ehren ſie jährlich Feſte feyern und beſondere Schriften geheim halten, deren Urſprung und Inhalt für heilig gehalten wird, dabey aber ganz unſchädliche, freundliche

liche Leute ſind. Sie ſtehn unter türkiſcher Herrſchaft, und zwar unter dem Paſcha von Syrien.

Jetzt ſind die Paſcha aus der Provinz vertrieben, und diejenigen türkiſchen zurückgebliebenen Familien, deren Vermögen meiſt groß iſt, auch durch ihre Tracht leicht von den Arabern unterſchieden werden können, haben bereits keine Anſprüche und keinen Antheil mehr an der Regierung; denn das Gebiete gehört dem Stamm Benj Khaled, einem der mächtigſten in Arabien, und iſt ſo weit ausgebreitet, daß die Karavanen zwiſchen Haleb und Bagdad ſeine Ueberlegenheit gar oft empfinden müſſen. An den mehreſten Orten wohnen Beduinen, die aber die Oberherrſchaft des erſten Schechs erkennen; ob aber die Zahl der Städte im Innern des Landes ſehr groß ſeyn mag, iſt unbekannt. Nur von der Haupt- und Reſidenzſtadt des Schechs Lachſa weiß man, daß ſie ſehr groß und in arabiſchem Geſchmack gebaut ſey. Eine andre am perſiſchen Meerbuſen gelegene Seeſtadt, nebſt einem guten Hafen iſt Katif, die ohngefähr fünf deutſche Meilen von der Inſel Bahhrein liegt. Das Hauptgeſchäfte dieſer Einwohner beſteht in Perlenfiſchen, die ſich, wenn ſie es nicht auf eigne Koſten treiben können, oft an fremde Kaufleute vermiethen, die gewöhnlich in den heißen Sommermonaten hieher kommen, ungeachtet man die Luft zu der Zeit für die ungeſundeſte hält. Eine ihr ähnliche, ſehr große mit 10,100 Einwohnern beſetzte Stadt, und deren Geſchäfte gleichfalls Perlenfiſcherey iſt, um derentwillen ſie gegen 800 Schiffe unterhalten, iſt Koueit, von den Europäern Gräen genannt. So groß die Zahl der Einwohner auch ſeyn mag, ſo iſt doch die Stadt in den heißen Monaten, wo die

Lachſa.

Katif.

Koueit oder Gräen.

die Perlenfiſcherey getrieben wird, und die übrigen die Karavanen begleiten, faſt öde und leer. Dieſe Stadt hat ihren eignen Schech, der aber unterdem zu Lachſa ſtehet, wiewohl dieſer zu verſchiedenenmalen verſucht hat, ſich unabhängig zu machen, ſo daß er und ſeine Unterthanen für der Armee aus Lachſa einen Zufluchtsort auf der kleinen Inſel Seludsje haben ſuchen müſſen. Noch befindet ſich zwiſchen dem Gebiet von Lachſa und Oman ein großer Stamm Araber, mit Namen Al Muſillim und ein kleinerer Benj As, die verſchiedene Städte im Beſitz haben, die aber ſo ſchlecht ſind, daß ſich bis jetzt noch kein Nachbar aufgeworfen hat, ſie in ihrer Ruhe zu ſtören.

VI. Die Landſchaft Nedsjed.

Die letzte und Arabiens größte Landſchaft, ſo an alle vorige nebſt an Syrien gränzt, iſt Nedsjed. Sie enthält den ganzen innern Theil der vorher beſchriebenen Landſchaften, und iſt meiſt unter dem Namen, des wüſten Arabien, bekannt. Dieſer Beyname iſt aber ſo wenig auf Nedsjed paſſend, als jener auf das obige Königreich Jemen, denn eigentlich ſollte man ſich hierunter eine Gegend vorſtellen, wo die Natur in ihrem Urſtoff, und kein Fußtritt eines Menſchen anzutreffen ſey: allein wenn hier größere und unfruchtbarern Ebenen ſind, als in andern Landſchaften, ſo iſt die Urſache mehr in der Lage der Gegend zu ſuchen. Sie iſt meiſt bergigt, allein auch dieſe ſind allen übrigen in Arabien ähnlich, und nur der Flüſſe giebt es wenig, meiſt ſind es Wald- oder Bergſtröme, welche beym Auslauf in die Thäler unter dem Sand verſinken, und deswegen die Ebenen öde und unfruchtbar laſſen. Auch die Fruchtbarkeit des Bodens iſt natürlicherweiſe nicht überall dieſelbe, jedoch kömmt alles eben ſo gut fort,

als

als anders wo und vorzüglich Dattelbäume. Nur ein großes Hinderniß liegt den Ackerbau im Wege, und macht ihn beſchwerlich, da die Einwohner gezwungen ſind, ihr Waſſer in tief gegrabenen Brunnen zu ſuchen. Den größten Theil dieſer Landſchaft bewohnen Beduinen, die auf den Ebenen umherſchweifen, die Städte verabſcheuen, aber dabey auch ein kümmerliches Leben führen. Hingegen iſt die Berggegend voller Städte und Dörfer, und unter ſoviel kleine Herrſchaften getheilt, daß faſt in jeder Stadt ein andrer unabhängiger Schech regieret. Unter allen Arabern haben die aus Nedsjed einen feſten Nationalkarakter, ſelten grauſam, zuweilen gaſtfrey, öfterer habſüchtig gegen Fremde, doch ohne Mißhandlung. Eigentlich theilt man dieſe Provinz in zwey Haupttheile, in El Ared, welcher an Oman gränzt und in El Kherdsje, der an Jemen ſtößt. Unbedeutend oder wenigſtens nicht ſattſam bekannt ſind die Städte Thima, Said, Kaibar, Jamamah, die Hauptſtadt dieſes Landes, Karjathain u. a. m. welche, wie geſagt, faſt jede ihre einzelnen Herren haben, und ſich vermuthlich des Joches entledigten, das ſie ſonſt nöthigte, Tribut nach Mecka zu entrichten. Nordwärts von Nedsjed erhebt ſich das große, berühmte und fruchtbare Gebirge, Schamer genannt, welches wieder an eine andre bergigte, gut bebaute und ſtark bevölkerte Gegend ſtößt, und eigentlich die Gränze zwiſchen Arabien und Syrien ſetzet.

Geſchichte in den älteſten Zeiten des Mohämeds.

Die ältere Geſchichte Arabiens gründet ſich meiſt auf Tradition, und iſt um ſo mehr vielleicht blos ein Gewebe voll Fabeln, da man die mündlichen vom Vater auf, den Sohn überlieferten Sagen, nicht durch griechiſche und römiſche Nachrichten prüfen,

ſen, und deren Glaubwürdigkeit beſtimmen kann. Dem Angeben der Araber zufolge ließ ſich Iſmael, jener unehliche Sohn Abrahams, in der Gegend ihres Landes nieder, wo gegenwärtig Mecka gebaut iſt, und legte da den Grund zu der berühmten Kaaba oder dem viereckten Hauſe, welches ihm auf göttlichen Befehl ſein Vater ſelbſt erbauen helfen mußte. Dies ward nun ein Tempel, zu welchem die Araber von allen Gegenden wallfahrteten, und der, ſo wie der Brunnen der Hagar, jetzt Zemzem genannt, ein Gegenſtand der allgemeinen Verehrung wurde. In dieſer heiligen Gegend ward nun die Stadt Mecka angelegt, deren erſte Beherrſcher die Abkömmlinge Iſmaels waren. Als aber Nabit, Iſmaels Urenkel, bey ſeinem Tode nur zwey unerwachſene Kinder hinterließ, bemächtigte ſich der Fürſt von Yatreb, das Haupt der Gioramiden, der Stadt und des Tempels, deſſen Nachkommen auch erſt dreyhundert Jahr nachher, und etwan 1383 Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung den Iſmaeliten wieder weichen mußten. Die Gioramiden zogen ſich nach Yatreb zurück, wo ſie ſich tauſend Jahr behaupteten, bis zwey durch eine große Ueberſchwemmung aus dem ſüdlichen Arabien vertriebene Stämme ſich ihres Landes bemächtigten.

Noch war die Religion der Araber ein ziemlich reiner Deiſmus geblieben, allein bald gieng ſie dem Götzendienſt einen Schritt näher, indem ſie die Geſtirne mit verſtändigen Weſen beſetzte, welche bald zu Mittelsperſonen zwiſchen Gott und den Menſchen, und dann zu Göttern ſelbſt erhoben wurden. Die Fürſten von Mecka gaben ſich zwar alle Mühe, dem Götzendienſt Einhalt zu thun; allein bald

bald blieb die reine Religion blos auf den Tempel in Mecka eingeſchränkt, und Amru, Oberhaupt eines benachbarten Stammes, vertrieb endlich den Koſa aus Mecka, und füllte den Tempel mit Götzenbildern aller Art an.

Erlangte nach Amrus Tode Koſa gleich die Herrſchaft über Mecka wieder, ſo blieb doch die Religion durch den Götzendienſt entſtellet, bis Mohämed erſchien und mit ihm alles eine andre Verfaſſung bekam.

Von Mohämed bis zum Ende des Kalifats.

So viele Unwahrheiten über den Karakter dieſes Mannes verbreitet worden ſind, eben ſo irrig iſt die Meynung derjenigen, welche ihm eine niedrige Herkunft andichten. Mohämed ſtammte aus derſelben Familie, welche ſich des Urſprungs von Iſmael rühmte und Mecka beherrſchte. Sein Urgroßvater Haſchem war der Stifter der Karavanen, und dadurch eines blühenden Handels; ſein Großvater Motalleb hatte den Brunnen der Hagar, welcher von den Gioramiden verſchüttet worden war, wieder geöffnet, und für die Erhaltung der reinen Religion einen blutigen Krieg mit ſeinen Nachbarn geführet. Mohämeds Vater, Abdallah, war damals der einzige Sohn deſſelben, und ſtarb, als er die Karavane aus Syrien zurückführte, zu Yatreb, als Mohämed erſt zwey Monate alt, oder nach andern noch gar nicht geboren war. Als Motalleb ſtarb, überließ er ſeinem Sohne Abutaleb, der ihm in der Regierung folgte, die Erziehung Mohämeds, welcher bis in ſein zwanzigſtes Jahr ſich in verſchiedenen Kriegen als einen tapfern, unternehmenden Jüngling zeigte. Nachher verheyrathete er ſich mit der Chadiſchah, einer reichen Dame, deren Karavanen,

welche

welche ſie nach Syrien ſchickte, er vorher angeführt hatte, woher das Mährchen, als ſey er Handlungsdiener dieſer Chadiſchah geweſen, entſtanden iſt. Schon vor dieſer Heyrath hatte er ſich durch ſeinen Eifer wider den Götzendienſt vor allen ſeinen Landsleuten ausgezeichnet, und Nachdenken über Religionsſachen war von jeher ſeine liebſte Beſchäftigung geweſen, nunmehr aber verdoppelte ſich dieſe Neigung und gieng zum Enthuſiaſmus über. Er begab ſich zu gewiſſen Zeiten in eine abgelegene Höle ohnweit Mecka, wo er wahrſcheinlicherweiſe das theils wirklich erhabene, theils durchaus ſchwärmeriſche Syſtem ausbreitete, welches er nachher im Koran bekannt machte. Funfzehn Jahre lang hatte er auf dieſe Weiſe ſeine ohnehin feurige Einbildungskraft erhitzet, und ſich eine Art allgemeiner Verehrung erworben, als er in ſeinem vierzigſten Jahre ſich als einen von Gott geſandten Propheten bekannt machte, welcher die wahre Religion Abrahams und Iſmaels wieder herzuſtellen, beſtimmt ſey.

Daß dies eine Lüge war, iſt zwar aus philoſophiſchen Gründen ſehr leicht erweislich; allein häufige Beyſpiele dieſer Art belehren uns hinlänglich, daß der Schwärmer ſich ſehr leicht von der Wahrheit ſeiner nichtigſten Viſionen zu überzeugen, im Stande iſt: und ſo konnte Mohamed ſehr leicht auf den Gedanken kommen, ſich wirklich für einen von der Gottheit außerordentlich erleuchteten Mann anzuſehen.

Die Religion, welche er lehrte, ſchärfte die Verehrung eines einzigen Gottes von geiſtiger Natur ein, wie ihn ſeine ganze Familie verehrt hatte, und alle von ihm vorgeſchriebenen Cerimonien, als

der

der Beſuch von Mecka, die Waſchungen u. dgl. waren keine neuen Erfindungen, ſondern blos Auffriſchungen alter ehrwürdiger, in Arabien üblicher Gebräuche. Seine abgöttiſchen Landsleute gaben ihm auch gar nicht Schuld, daß er eine neue Religion einführen wolle, ſondern daß er Dinge für heilig ausgebe, welche doch nichts weiter als Fabeln wären. Juden- und Chriſtenthum kannte er nur ſehr wenig, und hielt beyde für Verfälſchungen der alten patriarchaliſchen Religion, daher es auch ſehr irrig iſt, wenn ältere Schriftſteller ihm den chriſtlichen Mönch Sergius zum Gehülfen ſeiner Reformation geben, weil er dann den Chriſten gewiß keine Abgötterey vorgeworfen haben würde. Uebrigens aber ſprach er mit vieler Ehrerbietung von den jüdiſchen und chriſtlichen Propheten, die auch von ſeiner Ankunft geweiſſagt haben ſollten. Er predigte auf öffentlichen Plätzen und machte ſeine Vorträge in einzelnen Stücken bekannt, welche nach ſeinem Tode zuſammengetragen und Koran d. i. das Buch genannt wurden. Nicht in dieſem Koran, ſondern in der Sonnah, einer Sammlung alberner Traditionen, welche etliche einfältige Schüler des Propheten zuſammengeſtoppelt haben, ſind die Mährchen enthalten, welche eben ſo einfältige oder allzupartheyiſche Chriſten dem Stifter der mohämedaniſchen Religion Schuld geben.

Ob nun gleich ſein Oheim, der Fürſt von Mecka, Abutaleb, den Eifer für die Wiederherſtellung der alten reinen Religion mit ihm theilte, ſo empörten ſich die Mecker doch endlich wider beyde, und da Mohämed keine Wunder thun wollte, ſondern beſtändig behauptete, die Wahrheiten, welche er bekannt zu machen geſendet ſey, wären ſo gewiß,

daß ſie gar nicht durch außerordentliche Dinge bewieſen werden dürften, mußten er und Abutaleb Mecka verlaſſen. Nach ſieben Jahren ſtarb dieſer Prinz, welcher der Wahrheit ſeine Herrſchaft aufgeopfert hatte, und die Mecker wählten den Abuſofian, einen erklärten Anhänger der Abgötterey, zu ihrem Fürſten. Nun verdoppelten ſich die Verfolgungen, welche Mohämed zu erdulden hatte, und als er endlich in Yatreb, welches jetzt Medina heißt, ſich einen Anhang zu machen ſuchte, ſuchte man ihn gefangen zu nehmen, und ſetzte einen Preis auf ſeinen Kopf aus. Dieſer Gefahr zu entgehen, flüchtete Mohämed im J. 622 der chriſtlichen Zeitrechnung nach Yatreb, und dies iſt die Flucht oder Hedſchrah, von welcher die Mohämedaner ihre Zeitrechnung anfangen. Ohngeachtet die Yatrebiten Götzendiener waren, ſo empfiengen ſie Mohämed dennoch mit allen den Feyerlichkeiten, die ſie einem Propheten ſchuldig zu ſeyn glaubten, und litten es gern, daß ſich ſeine Parthey mit jedem Tage verſtärkte.

Bisher hatte Mohämed dem Druck der Verfolgung nichts als Geduld entgegenſetzen können; nun aber, da ſich Ehrgeiz in ſeine Schwärmerey zu miſchen anfieng, erklärte er, daß es erlaubt ſey, der Gewalt ſich zu widerſetzen, bewaffnete ſeine Anhänger, und ließ von Zeit zu Zeit die Karavanen der Mecker überfallen, welche, aufgebracht über ſeine Flucht, in das Gebiet von Medina oder Yatreb eingefallen waren. So wie ſich die Zahl ſeiner Anhänger und alſo auch ſeiner Siege vermehrte, wagte er auch immer größere Dinge, und wenn er ja einmal eine Niederlage erlitt, ſo war er gleich mit einer göttlichen Offenbarung da, durch welche

der üble Ausgang des Treffens dem Ungehorſam ſeiner Leute beygemeſſen ward. So bildete er ſich nach und nach einen kleinen Staat, zu welchem auch Medina gehörte, deſſen Einwohner ſo wie viele zerſtreute, unabhängige Stämme ſeine Religion angenommen hatten, der aber noch weit beträchtlicher ward, als Jemen, welches bisher perſiſche Oberherrſchaft anerkannt hatte, ſich ihm unterwarf. Er eroberte endlich auch Mecka im J. 630, reinigte den Tempel von den vielen darinnen befindlichen Götzenbildern, und verordnete bald darauf, daß einzig und allein ſeine Religion in Arabien geduldet werden ſollte. Nun war ihm das ganze Arabien als Herrn und Propheten unterworfen; aber er genoß dieſes Glück nicht lange, ſondern ſtarb zu Medina 632 im drey und ſechzigſten Jahre ſeines Alters ohne Reue, ohne irgend einige Unruhe ſpüren zu laſſen.

Mohämed hinterließ keine männliche Erben, die ſein kaum entſtandenes Reich erhielten, aber der Geiſt der Schwärmerey hatte nun zu ſehr unter den Arabern um ſich gegriffen, als daß ein Staat, der gänzlich durch Schwärmerey gegründet war, zu Grunde gehen konnte. Schon Mohämeds Nachfolger, Abubekr, der den Titel Kalif annahm, breitete ſeine Eroberungen über die Gränzen Arabiens aus, und Omar, der zwote nach ihm, drang in Aegypten, Syrien und Perſien ein. Es war unmöglich, dieſen durch den Fanatiſmus faſt mit übermenſchlicher Tapferkeit erhitzten Kriegern zu widerſtehen, die, wenn ſie ihren Tod in einer Schlacht fanden, für Märtyrer geprieſen und der höchſten Seligkeit des Paradieſes theilhaftig erklärt wurden. Oſman, der dritte Kalif, hatte ſchon eine Flotte,

mit der er die Küſten Siciliens verwüſtete, Cypern angriff, Rhodis wegnahm und ſogar Konſtantinopel bedrohte. Unter Ali entſtanden ſchon innerliche Unruhen unter den Arabern, indem Moavias, derſelbe Feldherr, welchem Oſman ſeine meiſten Siege zu verdanken hatte, unzufrieden mit der Wahl deſſelben, ſich mit Gewalt widerſetzte, und ihm endlich meuchelmörderiſcherweiſe ermorden ließ. Nach ſeinem Tode ward zwar ſein Sohn Haſſan einmüthig an die Stelle ſeines Vaters erwählet, allein er dankte nach einer kurzen unruhigen Regierung wieder ab, und ließ das Kalifat dem Moavias, ſeinem und ſeines Vaters erbitterten Gegner, welcher der erſte Kalife aus dem Hauſe Ommijah war. Bis zu Valids Regierung im Jahre der Hedſchrah 86 oder 705 der chriſtlichen Zeitrechnung, hatten die Kalifen faſt mit immerwährenden innerlichen Unruhen zu kämpfen, und konnten alſo wenig an Eroberungen denken: unter Valid kehrte der alte Eroberungsgeiſt wieder in die Saracenen zurück. Sie eroberten Chowareſme, verwüſteten die griechiſchen Provinzen, und unterwarfen ſich 711 Spanien, wo ſie dem Reiche der Weſtgothen den Garaus machten. Unter dem folgenden Kalifen, Sulejman, wagten ſie ſogar, Konſtantinopel zu belagern; allein mit ſo wenigem Glück, daß der größte Theil ihrer Landtruppen durch heftige Kälte umkam, die Flotte aber durch das griechiſche Feuer (welches im Waſſer noch ſtärkere Nahrung fand, und deſſen Zubereitung verlohren gegangen iſt) ihren Untergang fand. Sulejmans Nachfolger, Omar II. wiederholte dieſe Belagerung mit demſelben ſchlechten Erfolge, und ſtarb kurz nachher am Gifte, der ihn von einer Gegenparthey im Staate beygebracht wurde.

Unter

Unter Yezid und Heſcham fielen die Saracenen aus Spanien in Frankreich ein. Beydemal aber wurden ſie, und zwar das letztemal von Karl Martell in einem ſehr entſcheidenden Treffen bey Tours geſchlagen, und dieſe letztere Niederlage war es, welche Europa von Annehmung des mohämedaniſchen Geſetzes befreyte.

Mervan II. war der letzte Kalif aus dem Hauſe Ommijah; die Abbaſſiden, welche von Abbas, einem Onkel des Propheten, abſtammten, und ſchon längſt die Rechte des Hauſes Ommijah angefochten hatten, ſtürzten ihn nach einem blutigen bürgerlichen Kriege vom Throne, und Abul-Abbas ward im Jahr der Hedſchrah 134, nach chriſtlicher Zeitrechnung 742, der erſte Kalif aus dem Hauſe der Abbaſſiden. Der zwote Kalif dieſes Hauſes, Almanſor, verlegte die Reſidenz nach der von ihm neu erbauten Stadt Bagdhad und Harun-Al-Raſchid, der fünfte Abbaſſide, war einer der größten Männer ſeiner Zeiten. Er war ein Freund der Gelehrſamkeit, die er auf alle mögliche Weiſe blühend zu machen und in beſſere Umſtände zu verſetzen bemüht war, als worinnen ſie ſich unter den vorigen Kalifen befunden hatte, wo, den Koran ausgenommen, jedes andre Buch als unnütz angeſehen worden war. Auch ſuchte er die Juſtitz- und Policeyverfaſſung ſeiner Staaten auf einen beſſern Fuß zu ſetzen, und den Wohlſtand des Volks auf alle Weiſe zu befördern. Leider begieng er aber ſchreckliche Ungerechtigkeiten, beſonders gegen die in ganz Arabien im höchſten Anſehen ſtehende Familie der Barmekiden, die ſeinen Karakter mit Schande befleckten, und noch größer war der Staatsfehler, den er durch Theilung des Reichs unter ſeine drey Söhne begieng.

Nach dieſer Verordnung bekam Amin Chaldäa, Arabien, Meſopotamien, Medien, Syrien, Paläſtina und Afrika; Manum erhielt Perſien, Indien, Koraſſan und Mawrahalnahar; das Erbtheil des jüngſten aber beſtand in Armenien, Natolien, Georgien, Tſcherkaſſien und allen den übrigen am ſchwarzen Meer gelegenen Ländern: doch mußten ſich die jüngern Brüder von dem Kalifen, welcher allein der wahre rechtmäßige Oberherr blieb, mit ihren Staaten belehnen laſſen. Dies Teſtament war aber von keiner Dauer, ſondern es gab vielmehr zu Unruhen und Zwiſtigkeiten zwiſchen den Brüdern Anlaß, welche ſich damit endigten, daß Amin abgeſetzt und ermordet, Manum aber zum Kalifen ausgerufen wurde. Ihm folgte nach einer langen und meiſt glücklichen Regierung ſein jüngſter Bruder, Motaſſem.

Noch hatte unter den Kalifen aus dem Hauſe der Abbaſſiden der Ruhm der Saracenen nicht abgenommen, und noch waren ihre Gränzen nicht durch mächtigere Nationen verenget worden, im Grunde aber waren ſie doch dies bey weitem nicht mehr, was ſie vor hundert und mehr Jahren geweſen waren. Sie hatten ſich mehr Künſte und mehr Wiſſenſchaft erworben, waren geſitteter und geſchmeidiger worden, aber der wilde Religionsenthuſiasmus, dem nichts hatte widerſtehen können, war größtentheils verrauchet, die Einheit der Neigungen und Abſichten hatte dem Privatintereſſe und der Partheyſucht weichen müſſen, und nach Vatheck Billahs Tode, welcher ums Jahr 846 der chriſtlichen Zeitrechnung ſtarb, war die türkiſche Miliz, welche die Kalifen ſeit einigen Jahren, zum traurigen Beweiſe, wie ſehr die Nationaltapferkeit abgenommen

men habe, in Sold hatten, ſchon ſo übermächtig geworden, daß ſie bey der Wahl des neuen Kalifen ſchon den Ausſchlag gab.

Dieſe Uebermacht nahm auch von einer Regierung zur andern immer mehr zu; die Türken waren es nunmehr, welche die Stärke der Heere ausmachten und die Gränzen des Reiches vertheidigten, oder wenn ſie Urſache zur Unzufriedenheit zu haben glaubten, das Reich in Furcht und Schrecken verſetzten, und ſelbſt den Thron der Kalifen, den ſie bald nach Willkühr vergaben, erſchütterten. Hiezu kam noch, daß die Statthalter der Provinzen ſich immer mehr unabhängig zu machen ſuchten, und ſo nach und nach ſoviel von dem weitläuftigen Reiche der Kalifen abgeriſſen wurde, daß dieſen faſt gar kein Einkommen mehr übrig blieb, als dasjenige, welches ſie aus der um Bagdhad liegenden Landſchaft zogen. So ſtand es mit der Macht der Kalifen, als Jakem der Feldherr der türkiſchen Truppen den Kalifen Rhadi Billah ums Jahr 939 nöthigte, ihm alle weltliche Macht mit dem Titel eines Emir al Omrah zu überlaſſen, und ſich mit dem Amte eines oberſten Prieſters der Religion zu begnügen. Dies Unternehmen war das Signal zu einem allgemeinen Beutemachen, und ſo gieng unter dieſer Regierung das arabiſche Erak, Aegypten und Soriſtan verlohren. Jakem ward zwar unter dem folgenden Kalifen ermordet, allein die Macht der Türken blieb dennoch immer ebendieſelbe, ſie ſtifteten Reiche, welche aus den Trümmern des Kalifats zuſammengeſetzt waren. Mahhmud Gazni ſetzte ſich in Perſien feſt, und eroberte von da aus Indien. Die ſeldſchukiſchen Türken verdrangen die Kalifen völlig von der Regierung, die ſie

zwar 1136 einigermaßen wieder erlangten, aber doch nicht viel über hundert Jahre behaupteten, indem endlich die Mungln oder Mogolen, von deren Eroberungen wir in der Folge bey Hindoſtan und der Mungalei ſprechen werden, unter Anführung des Hulaku 1258 Bagdhad mit Sturm einnahmen, und den letzten Kalifen Moſtaaſem hinrichteten.

Wie nachher der größte Theil der den Kalifen ehemals unterworfenen Länder in die Hände der Osmanen gekommen, haben wir aus der Geſchichte des türkiſchen Reiches geſehen; gegenwärtig wollen wir nur noch etwas von dem eigentlichen Arabien hinzufügen, welches, nachdem die Macht der Kalifen geſtürzt war, wieder zu ſeiner urſprünglichen Freyheit zurückkehrte.

a) Geſchichte von Jemen.

Zu Ende des eilften Jahrhunderts war ſchon Jemen frey von der Herrſchaft der Kalifen, und in der Mitte des zwölften Jahrhunderts war das Reich unter mehrere Regenten vertheilt, nachher ſtand es wieder unter der Herrſchaft des Salaheddin, Sultan von Aegypten, unter den Kalifen und wieder unter den ägyptiſchen Sultanen. Als aber 1517 das Reich der Mamluken in Aegypten von Selim I. zerſtört ward, machten ſich die Araber in Jemen wieder frey, und hatten unabhängige Könige. Sulejman II. eroberte ſeit 1537 zwar einen Theil von Jemen, allein Morad IV. trat ihn 1630 an Sejid Khaſſen ibn Mohámed ab, und bedung ſich nur die Lehnsverbindlichkeit dabey aus, welcher ſich ſeine Nachfolger mögen erledigt haben. Im J. 1763 regierte El Mahadi Abbas, welcher funfzehn bis zwanzig Brüder hatte,

hatte, im J. 1777 aber ſoll deſſen Sohn regiert haben.

Dieſe Landſchaft iſt unter viele kleine, unabhängige Schechs vertheilt, von denen der Iman von Oman, der auch nach einer von ſeinen Städten von Maſkate genannt wird, der mächtigſte iſt und in ſeinem Gebiet unumſchränkt regiert. Bis auf 933 iſt die Geſchichte dieſes Landes unbekannt, von welcher Zeit es bis auf 1038 unter der Herrſchaft der buidiſchen Türken ſtand. Vor 1345 gehörte es zu dem Reich Ormuz; 1508 bemächtigten ſich die Portugieſen einiger Städte. Ums J. 1700 regierte Iman Sultan ben Malek, ein großer Eroberer, über Oman. Nach 1742 theilten, Maſkate und Sohar ausgenommen, drey Araber das Gebiete von Oman unter ſich, nachher aber hat das Land wieder einen Gebieter bekommen. b) Geſchichte von Oman.

Hedsjas erkennt eigentlich den türkiſchen Sultan als Oberherrn, im Grunde aber hat der Scherif von Mecka die meiſte Gewalt in Händen, und der übrige Theil iſt unabhängigen arabiſchen Schechs unterworfen. Der Scherif von Mecka hat eigentlich in Hedsjas nur über Mecka, Medina, Jambo, Tanif, Subir, Gunfude und noch dreyzehn andre Städte zu gebieten; er iſt ein weltlicher Fürſt und einer der mächtigſten in Arabien, indem er ſeinen Antheil von allen Einkünften der heiligen Städte ziehet. Von der eigentlichen Geſchichte des Scherifats weiß man wenig, doch iſt ſoviel bekannt, daß zuweilen auch auswärtige Prinzen, als die Sultane von Aegypten z. B. über Mecka und Medina geherrſcht haben. Ums c) Geſchichte von Mecka u. Medina.

J. 1516 unterwarf ſich der Scherif dem Sultan Selim I., wiewohl die türkiſche Herrſchaft bald wieder ein Ende nahm, wenn die Scherifs gleich ihre Staaten von den Türken zur Lehen haben.

Dies ſind die wichtigſten der arabiſchen Staaten; von den kleinern weiß man äußerſt wenig, und ihre Geſchichte, wenn ſie auch ſo genau als möglich bekannt wäre, würde noch weit unintereſſanter ausfallen, als die, von der wir jetzt einige unzuſammenhängende Bruchſtücke geliefert haben.

IV.

Perſien.

Allgemeine Landesbeſchaffenheit. a) Land.

Iſt irgend ein Land der Sammelplatz blutiger Unruhen geweſen; hat irgend ein Reich ſeine Größe auf eine glänzende Stufe zu erheben gewußt; iſt irgend ein Stück unſers Erdbodens; durch Veränderungen gegangen, und hat es in jeder dieſer Veränderung gelitten; iſt endlich ein Land, daß ſeinem erſten Wohlſtande unähnlich worden iſt; ſo iſt es Perſien, in welchem ſich alle dieſe Scenen vereiniget haben. Vom Spiel des unbeſtändigen Glückes ward Perſien bald gehoben, bald geworfen; bald dieſes, bald jenes Reiches Eigenthum. Selbſt gegenwärtig noch kann es nicht zu der Ruhe gelangen, die andre Staaten genüßen: ob auch dieſe Unruhen zwar in ſeinem eignen Schoos ernährt werden, ſo ſind ſie daher auch um deſto gefährlicher, jemehr ſich in dieſem weitläuftigen Lande ein Fürſt nach dem andern unabhängig zu machen trachtet. So wenig aber auch Perſien ſeinem Zuſtande ähnlich iſt, in dem es ſich unter Cyrus, dem Stifter, oder unter Alexander dem Großen, ſeinem zu Grunderichter, befand; ſo iſt es doch auch gegenwärtig noch immer ein großes Königreich in Aſien, obſchon nicht ſo groß, als es die geographiſchen Beſchreiber von Perſien wiſſen wollen, nämlich das größte Reich in der Welt. Bey ſeinen ehemaligen Gränzen, da es noch durch vier große Meere und durch ſechs große Flüſſe, eben ſo berühmt als dieſe Meere, geſichert war: damals wäre dieſe Benennung noch entſchuldiget worden; allein heut zu

Tage

Tage ſind dieſe Gränzen zurückgezogen, und jene entfernte Gränzländer ein Antheil fremder Völker geworden. Unbewohnte Wüſteneyen, wo der Reiſende in drey bis vier Tagen keine Spur eines Menſchen zu Geſichte bekömmt, ſind zwar auch noch auf allen Seiten um Perſien; allein ſeine beſtimmtern Gränzen ſind vielmehr, gegen Mitternacht das kaſpiſche Meer, gegen Morgen die Bucharey und Hindoſtan, gegen Mittag das ſüdliche Weltmeer, (hier das perſiſche Meer genannt) gegen Abend der perſiſche Meerbuſen und das türkiſche Reich; ſo daß dieſe perſiſchen Staaten vom Abend gegen Morgen vierhundert, und in der größten Breite vom Mittag gegen Mitternacht dreyhundert Meilen betragen. Mannigfaltig und ungewiß iſt die Benennung dieſes Reiches, ſie ſelbſt nennen es Jran, Jroun, auch Fars und wahrſcheinlicherweiſe verliert ſich die Abſtammung der beyden erſten Benennungen in die ſpäteſten Zeiten und in der Sprache der Tartarn, von welchen die Perſer urſprünglich abſtammen; ſo wie die letztere Benennung Fars eigentlich nur der beſondere Name derjenigen Provinz war, worin Perſepolis lag, hieß Perſis im ſtrengſten Sinn, und dieſes war ehemals die Hauptſtadt, von der hernach das ganze Reich ſeinen Namen empfieng; jedoch die eigentliche Abſtammung vom Wort Fars iſt dunkel und manchen Streitigkeiten unterworfen. Durchgängig nennen die Morgenländer (und die Araber beſonders) Perſien mit dem Namen Araken, Yeraken; und theilen es in zwey Theile, in Arak Arab und Arak Agem, jenes die Städte der Araber und dieſes die Städte der Barbaren, in eben dem Sinn, in welchem die Griechen ehedem alle andre Völker der Welt Barbaren nannten, und vorzüglich weil ſie nicht Abkömmlinge derjenigen Araber waren, die den eigentlichen

ſchen Stamm der mohämedaniſchen Religion ausmachten. In Rückſicht auf ihre Religion und ihre Eroberungen führen die Perſer auch noch die Namen Schica und Napheſi, auch Keſilbaſch, die in der Folge umſtändlicher berichtiget werden können.

Um richtiger über die Landesbeſchaffenheit von Perſien urtheilen zu können, und um die Ungleichheit des Klima in einem ſo weitläuftigen Lande beweiſen zu können, nennen wir nur zuförderſt Perſiens 16 große Landſchaften und ihre ehemalige Namen: Erak Agemi, worin die Haupt- und Reſidenzſtadt Iſphahan liegt; Adirbeizan, das alte Medien; Erivan an der türkiſchen Gränze; Ghilan am kaſpiſchen Meer und vor Alters Hyrkanien; Schirvan; Mazanderan; Aſterabat; Choraſan, vor Alters Baktriana; Sabliſtan; Sagiſtan, vor Alters Drangiana; Kandahar an den indiſchen Gränzen; Makran am perſiſchen Meerbuſen, das alte Gedroſia; Kirman am perſiſchen Meerbuſen, das alte Karamanien; Lariſtan; Farſiſtan, die alte Landſchaft Perſis; und endlich Suſiſtan am perſiſchen Meerbuſen.

Eine ſo erhebliche Verſchiedenheit der Lagen muß natürlich eine eben ſo große Verſchiedenheit des Klima erzeigen, die denn auch nirgends ſichtbarer iſt, als hier. Längſt dem kaſpiſchen Meer herrſcht eine große Feuchtigkeit bey einer oft unerträglichen Hitze, die nicht ſelten ſchädlich iſt; indeß es wieder Gegenden giebt, wo ein ewiger Sommer angetroffen wird, als z. B. auf der Mittagsſeite und auf der entgegengeſetzten Nordſeite im Gegentheil nur wenig Sommer. Ueberhaupt iſt es da, wo es kalt iſt, auch trocken, doch nicht allemal trocken, wo es warm iſt. Nur längſt dem perſiſchen

Meer-

Meerbuſen iſt beydes vereiniget, und hier giebt es Gegenden, deren Hitze erſtickend wird. Die Bewohner der heißen Gegenden am perſiſchen Meerbuſen, müſſen alle Jahre in das Innere des Landes zu den Palmwäldern, die von ausnehmender Annehmlichkeit ſind, eilen. Man kann daher überhaupt ſagen, daß Perſiens Luft trocken, rein und geſund ſey, wenn man das wenige ausnimmt, was eine Abweichung vom Ganzen macht. Hätte Perſien Europens glückliche Bewäſſerung, ſo würde der Mangel am Waſſer nicht ſo groß ſeyn; denn ob es zwar viele kleine Flüſſe hat, ſo ſind ihrer doch lange nicht genug, und unter ihnen kein einziger groß oder ſchiffbar; denn der Euphrat, Tigris, Aras und Indus bewäſſern nur die Gränzen, nicht aber das Land ſelbſt. Daher faſt im größten Theile des Landes der Mangel am Waſſer, daher kömmt es, daß man das Regenwaſſer (oft auch noch eine große Seltenheit) ſammlen und mühſam nach Quellen graben muß, die in den tiefſten, unterirdiſchen Gruben aufgeſucht werden müſſen. Doch ſo wenig es regnet, ſo ſelten oft ein trübes Wölkchen am reinſten blauen Himmel den ganzen Sommer hindurch zu ſehen iſt; ſo wenig leidet hierunter die Fruchtbarkeit, denn obſchon z. B. in der Gegend von Iſpahan, die Blätter der Bäume oder Kräuter, und das Lockere des Erdreiches, nicht die geringſte Feuchtigkeit zeiget, ſo ſind doch auch wenige Tropfen Regen wieder genug, ſie zu durchfeuchten, oder es erheben ſich des Abends Winde, welche die Luft abkühlen, und dergeſtalt erkalten, die dem Körper nachtheilig werden kann, oder endlich in einigen Orten, als in der Gegend von Lariſtan, bemerkt man ſogar, daß die Trockenheit der Luft den Schweiß zurücktreibt, wo er im Gegentheil in Karamanien tropfenweiſe vom Körper fließt. In den

innerſten

innerſten Theilen des Reiches weicht dieſe Beſchaffenheit ab, denn da fängt der Winter im November an, und dauert bis in den Monat März, allezeit aber mit vielem Schnee und Eis begleitet, ſtreng und rauh, je nachdem die Gegend flach oder gebirgigt iſt, auf welchem letztern die meiſten Monate im Jahr, ein ununterbrochener Winter anzutreffen iſt. Wenn dann vom Monat März bis Monat April heftige Winde die Gegend durchwehen, dann kommen die Vorboten des Sommers wieder zurück, und er tritt einher, zwar mit ſeiner oft unerträglichen Hitze, jedoch auch mit allen Reizen geſchmückt, die er, das Auge zu entzücken, zu geben vermag. Sieht man aber auch manche herrliche Naturſcene in Perſien weniger, die uns Europäern unſre Luft durch ihre wäſſerige und feurige Erſcheinungen gewähret; ſind Donner, Blitze, Regenbogen und dergleichen faſt Seltenheiten zu nennen; ſo ſind auch ihre damit verbundenen Verwüſtungen weit ſeltener. Selbſt Erdbeben haben nur geringe Folgen, die einzige Provinz Hyrkanien ausgenommen; Winde arten nie in Orkane aus, und nur längſt dem perſiſchen Meerbuſen weht zu gewiſſen Zeiten, der ſchon oft erwähnte tödtliche Wind, Samum genannt, für welchen, da man ihn durch ſein Brauſen ſchon in der Ferne hören kann, er auch ſelten über eine Viertelſtunde dauert; noch manches Rettungsmittel vorhanden iſt.

Kann alſo Perſien bey einer ſo ausgedehnten Landesgröße, bey einer ſo ſichtbaren Verſchiedenheit von Hitze und Kälte, wohl anders in Abſicht des Erdreiches beſchaffen ſeyn, als was es in Rückſicht des Klima iſt? Meiſt bergigt, und dieſe Berge größtentheils trocken und unfruchtbar, kaum etwas anders, als dürre Felſen ohne Schmuck von Wieſen

oder Kräutern; nur zwiſchen dieſen Bergen Thäler und Ebenen, fruchtbar und angenehm durch ihre Lage und Klima; ferner in einigen Gegenden ſteinigtes, ſandigtes, in andern lettig, ſchwer oder hart, durchgängig aber, ohne Benetzung auch nicht einmal zum Unkraut fähiges Land, ein ſolches kann wohl, im Ganzen genommen, auf keine Schätze der Natur Anſprüche machen; und nur da, wo man hinlänglich Waſſer hat, den Hauptmangel des Regens zu erſetzen, und das Erdreich gehörig zu befeuchten, leidet dies Ausnahme, weil alles, was man an ſolchen Orten pflanzt, reichliche Früchte trägt. Nur mehrere Menſchen, einige zweckmäßigere Anſtalten und Aufforderungen, würden dieſe Mängel weit ſeltener machen; denn wo Bäche fließen und Menſchen da ſind, um ſie, oft ſehr mühſam, am Fuße der Berge aufzuſuchen, oder durch unterirdiſche Kanäle oft viele Meilen weit in niedrige Gegenden leiten, oder Bäche auf die Felder führen, oder Brunnenwaſſer durch Menſchen oder Ochſen in ledernen Eimern heraufziehen, und auf die Aecker leiten; ingleichen dieſe Wäſſerung nach Nothdurft wöchentlich, oder monatlich wiederholt und dergeſtalt geſchöpft wird, daß das darauf geleitete Waſſer wohl etliche Schuhe hoch über die Felder fließt, und ſorgfältig jede Unreinigkeit auf den Gaſſen zur Düngung dazu genommen wird; dann lohnt es auch der angewendeten Mühe, ſo daß immer eine reifende Erndte die andre ablöſet. Nur in dieſer Hinſicht kann man daher ſagen, daß Perſiens Erdreich bey allen ſeinen Mängeln in vielen Gegenden, irgend einer andern Provinz das Gleichgewichte hält. Hieher gehören vorzüglich die Provinzen Armenien, Medien, Iberien, Hyrkanien, Koraſſan, Kandahar, wo nicht nur an Naturprodukten kein Mangel iſt, ſondern

dern auch in dem äußerſt geringen Preiße zu haben ſind.

Perſiens **Produkte aus dem Pflanzenreiche** und überhaupt Perſiens Naturgeſchichte würde uns bey dem Stoff, den ſie darbietet, gewiß zu weit von unſerm Wege verleiten, wenn wir nicht gleich zum voraus feſtſetzten, nur die Hauptſachen zu berühren, und diejenigen Produkte nur namentlich anzuführen, deren Nutzen allgemein bekannt, oder nur Studium der Kenner ſind. Es wachſen zuförderſt in Perſien alle diejenigen Früchte eben ſo gut, die uns in Europa bekannt ſind, allein aber auch andere, die wir nicht kennen. Zu den erſtern gehören **Weizen, Gerſte, Reis, Hülſenfrüchte**, nur Haber und Roggen wächſt gar nicht. Alle **Hülſenfrüchte, Wurzeln und Kräuter** ſind ausnehmend zart und weich, ſogar von ſo einem vortrefflichen Wohlgeſchmack, den man noch an keinem Orte dee Welt gefunden hat. **Medicinal- und Materialprodukte** ſind hier gleichſam als in dem größten Naturkabinet zu finden. Um ſie nur im kleinſten Auszuge zu überſehen, nennen wir, **Manna, Kaſſia, Senesblätter, Saffran, Süßholz, Tabak, Rhabarber, Opium, Aſa-Foetida**, ein um ſeines Geruchs wegen ſehr angenehmes Gewächs, und in jeder Speiſe befindlich, ob es uns gleich ein unerträglicher Geſtank zu ſeyn ſcheint. Etliche Arten **Mumien, Tabak, Baumwolle**, alle möglichſte **Blumen**, über zwanzig Arten **Melonen**, gegen vierzehn Arten **Weintrauben, Datteln**, alle **Obſtfrüchte, Maſtix, Weihrauch, Therebinthen, Mandeln, Krähaugen, Uſcioc, Mohn, Hannah, Bezoar, Ambra, Biſam, Aprikoſen, Pfirſchen, Granatäpfel, Quitten, Pflaumen, Piſta-**

zien, Nüſſe, Feigen, Oliven u. ſ. w. Einige dieſer Produkte ſcheinen aber zu der hinlänglichen Kenntniß dieſes Landes, einer etwas umſtändlichern Nachricht zu bedürfen, und deswegen verweilen wir, vielleicht nicht ganz ohne Beyfall unſerer Leſer, bey einigen etwas länger. Eine in Perſien vorzüglich merkwürdige Pflanze iſt der Mohn, ein Gewächſe, das in Europa wenig in Betracht kömmt, außer in einigen Orten Teutſchlandes, wo er häufig gebaut und genoſſen wird. Allein nirgends trifft man dieſe Pflanze ſo häufig und ihren Saft ſo ſtark an, als hier. Die Pflanze erreicht eine Höhe von vier Schuh, ihre Blätter ſind weiß, im Monat Junius wird ſie reif, und das iſt auch die Zeit, wo man den Saft ſammlet. Durch Einſchnitte kömmt ein dicker, leimigter Saft heraus, den man vor Sonnenaufgang ſammlet, der aber an den Sammlern eine ſichtbare Bleichheit erzeiget. So wie dieſer Saft hervorkömmt, ſo macht man daraus kleine Kügelchen, der Mohnkopf aber vertrocknet, und wird, ſo wie der Stengel, nebſt den Körnern ſchwarz. Dieſer Saft wird von den Perſern Afiun genannt, welches in unſerm Deutſchen in Opium verwandelt worden iſt. Zweytens, die beyden Arten Mumie, eigentlich ein perſiſches Wort, von Mum hergeleitet, welches ſo viel als Wachs, Gummi oder Salbe bedeutet. Dieſe erſte Art Mumie kömmt von den einbalſamirten, in trockenen und heißen Sand begrabenen Körpern, die nach vielen Jahrhunderten, bey Gelegenheit der Grabung unterirdiſcher Kanäle zu Waſſerleitungen, gefunden werden, und nicht ſelten Haare, Nägel, ja wohl noch kennbare Geſichtszüge an ſich haben. Die andre Art iſt ein koſtbarer Gummi, der aus zwey Felſen tröpfelt, der eine iſt in dem wüſten Karamanien, im Lande Sar, und dieſe iſt auch die beſte,

die andre iſt in dem Lande Koraſſan. Dieſer in Perſien allgemein als wunderthätig bekannte Balſam, iſt nur ein Schatz und Eigenthum des Königes, und ſeine Quelle ſtark verſiegelt, die nur des Jahres einmal in Gegenwart der Vornehmſten des Hofes geöffnet, und der Schatz in die königliche Kammer gebracht wird, von woher etwas davon zu erlangen, äußerſt viel Mühe koſtet. Die dritte Art ſind die Melonen, und wenn es nicht zu viel geſagt iſt, die beſte Frucht in Perſien; wenigſtens zählt man mehr als zwanzig Arten derſelben, und ihre Unſchädlichkeit iſt ſo ſichtbar, daß es Leute giebt, die viele Monate hindurch nichts als Melonen eſſen, ja dabey noch in einer Quantität auf einmal gegen dreyßig Pfund verzehren können. Der beſte Ort für dieſe Frucht iſt in der Provinz Koraſſan, nahe bey der kleinen Tatarey in einem Flecken, Namens Graguerde. Zu Iſpahan ſind ihrer in ſo großer Anzahl anzutreffen, daß man glauben ſollte, es wäre die Niederlage für ganz Aſien, und doch werden ſie ſämmtlich genoſſen. Dabey ſind ſie ungemein groß, eine Perſon vermag nur zwey davon zu tragen, aber von ausnehmenden ſüßen Wohlgeſchmack und das ganze Jahr hindurch eine Leckerheit auf den Tafeln der Reichen. Nächſt dieſer Frucht wächſt in Perſien noch eine andere, welche in Anſehung der Größe und Figur, alles mit einem Apfel gemein hat: man nennt ſie Deſtembuje, eigentlich daher ſo genannt, weil man ſie als einen wohlriechenden Strauß in der Hand hält, und ihre Benennung dieſen Geruch in der Hand ausdrückt. Dieſer Frucht folgen die Trauben und Datteln, von welcher erſten Gattung es zwölf bis vierzehn verſchiedene Arten, blaue, rothe und ſchwarze giebt. Ihre Größe iſt ſelten, und eine Beere von ihr macht ſchon den ganzen

Mund voll. Aus einer dieſer Arten macht man Roſinen, indem man ſie auf Böden aufhängt, und in der ganz vorzüglich guten trockenen Luft trocknet, und wenn ſie körnerweis abfallen, ſammlet. Da aber den Mohämedanern ihre Religion dieſen Weinbau unterſagt, ſo iſt theils der Nutzen hiervon nur ſehr geringe und den beſten empfängt man von den ſogenannten Gebern, die ſich dieſem Fleiße mehr ergeben und in dieſen Gegenden, wo man ihn häufig baut, macht man auch einen Syrup davon, Dibs genannt. Die andre Frucht, in Arabien zwar ungleich häufiger, iſt jedoch hier in Perſien, von ganz vorzüglicher Güte. Die beſten wachſen in Kureſtan, Siſtan, in der Gegend von Perſepolis, am perſiſchen Meerbuſen und vorzüglich zu Jaran, einem Flecken auf dem Wege von Lar nach Siras. Ihre Vermehrung iſt erſtaunlich groß und die Einwohner von Gamron, Baſſora und andern Städten am perſiſchen Meerbuſen, begeben ſich in das Innere des Landes, zu den Palmwäldern, die von ausnehmender Schönheit ſind. Hier verſammlen ſich die Karavanen der Käufer und Verkäufer. Fröhlichkeit und Herzlichkeit macht ihren ohnedies ſchon reizenden Aufenthalt noch reizender, ſie ſind dann nach Schlieſſung des Kaufs, nur ſorgfältig darauf bedacht, dieſe Früchte zu ſammlen. Mit der Morgendämmerung ſammlet man die abgefallenen Datteln auf, oder es klettert einer an den hohen Stamme bis zu ſeinem Gipfel, wirft die großen Klumpen, in welchen ſie wachſen, herab, und dann wird dieſe Frucht, entweder in ganzen Trauben, oder in einzelnen Beeren, in ihrem eigenen Safte, oder trocken, weit und breit verführt. Verſtünden die Perſer die Kunſt, ihre in aller Betracht ganz vortreffliche Garten- und Baumzucht, zu vervollkommnen, oder wenigſtens nur durch Pfropfen zu

erw.i.

erweitern, dann würden die Gewächſe Perſiens vielleicht die einzigen ſchönſten ſeyn; ſo aber ſind ihre Bäume zu alt, der Wärter zu wenig, und dieſe Wenigen unwiſſend, daß alſo bey allen den vortrefflichen Aprikoſen, Pfirſichen, Granatäpfel und andern, deren wir, um nicht zu weit abzukommen, nicht gedenken können, da wir noch etwas über die Gartengewächſe zu sagen haben, die Menge ihrer Gewächſe nur mäßig und ihre Güte, bloß Güte der Natur iſt.

Die dem Auge ſo wohlthätige Zierde der Natur, die Blumen, ſcheinen hier in Perſien, über alle ihres Geſchlechts verſchönert zu ſeyn. Ihre Farben ſind weit ſchöner und lebhafter. Es giebt in Hyrkanien z. B. (als einem dazu ganz von der Natur erleſenen Lande,) Blumen aller Art, die unſer Europa hervorbringt und viele andre, die es nicht hat, nebſt Wäldern voll Oragenbäumen; eben ſo der öſtliche Theil des Landes, welcher Mazenderan heißt, iſt faſt bloß nur ein Blumenbeet, und an manchen Orteu, wo die Hitze nicht gerades Weges entgegen ſteht, wachſen viele Gewächſe unſerer Kunſtgärten, ohne Pflege in weit ſchönerer Blüte. Und doch würde man ſich ſehr irren, wenn man bey allen den reichen Geſchenken der Natur, auch eben ſo ſeltene Gärten zu finden glaubte; dieſe haben bis jetzt weiter nichts gethan, als der Natur die Werkſtatt geliehen; denn die eigentlichen perſiſchen Gärten beſtehen gewöhnlich nur aus einer großen Allee, die den gazen geraden Weg einnimmt, auf beyden Seiten ſind Platanen, in der Mitte ein großes Waſſerbehältniß und auf beyden Seiten zwey kleinere, wo nur ſehr ſparſam, kleine Gewächſe oder Bäume, die Zwiſchenräume ausfüllen. So unvollkommen ſie uns aber auch ſcheinen mögen, ſo entſprechen ſie

doch der Perſer Bequemlichkeit genug, indem weitläuftige Spaziergänge oder künſtliche Labyrinthe für ſie unnütz wären, da ihre Gartenluſt, bloß in Ausſicht beſteht und ſie nur mehr in den Gärten, um zu ſitzen, als darin zu gehen, kommen.

Wenn Perſiens Einwohner nicht eben ſo ſorglos bey ihren unterirdiſchen Schätzen wären, dann würde auch das von Natur bergigte Land einen weit größern Reichthum aus ſeinen Innern heraufholen. Nur erſt in dieſem Jahrhundert fängt die Regierung an, ein aufmerkſameres Auge hierauf zu richten, und nie hat noch der Erfolg der Mühe gewährt. Die hier gefundenen Mineralien ſind, Eiſen vorzüglich und gut in den Minen von Hyrkanien, im nördlichen Medien und in Bactriane. Eben ſo Stahl, der ohne weitere Kunſt eine Diamantenhärte hat. Kupfer, vorzüglich in der Provinz Mazenderan zu Sary. Bley bey Kirman und Yezd, woſelbſt es auch etwas Silber enthält. Ferner Schwefel, Salpeter, Spiesglas und Schmergel, ſind keines ſehr ächt. Salz aber erzeugt Perſien auf zweyerley Art, eins auf der Oberfläche der Erde, das andere in Bergwerken. Man findet Ebenen von zehn Meilen, deren Decke Salz, Schwefel und Allaune iſt, und dieſe Salzfelder ſind beſonders in dem Lande der Parther, der Provinz Farſiſtan und Hyrkanien, ſo rein als es nur ſeyn kann. In Medien und Iſpahan aber wird es aus der Erde in ſo großen Stücken, als Quaderſteine gegraben und verführt, ſo daß in Karmanien eine beſondre harte Art davon angetroffen wird, deren ſich Arme zu Erbauung ihrer Häuſer bedienen. Marmor iſt ebenfalls von vielerley Art und am beſten und ſchönſten in der Gegend von Tauris. Auch erſparen die Perſer unſre harten

Feuerſteine ganz, weil ſie dafür, vermöge eines gewiſſen Holzes, auf dieſelbe Weiſe Feuer anſchlagen können. Erdpech, Bolus, Mergel, Bergtalch, Bergöl oder Naphtha, ſind mehr oder wenig an vielen Orten zu finden, und in dem Berge Phirus, auch Kaukaſus genannt, ſind die ergiebigſten Minen von Türkiſen. Nur Gold und Silber ſind bis jetzt noch unentdeckte Metalle, aber aller Wahrſcheinlichkeit nach da; weil man aber niemals mit Ernſt darnach gegraben, oder nicht Kenntniſſe genug hat, dieſen Schätzen der Alten nachzuſpüren, ſo leidet Perſien bis jetzt noch an Gold und Silber Mangel. Endlich iſt auch die Perle bey den Perſern ein angeſehenes Produkt, dem ſie in ihrer Sprache alle mögliche Beynamen von Würde und Glanz beylegen. In ältern Zeiten war dieſer Perlenfang um vieles anſehnlicher, und die in der Gegend der Inſel Bahrein gefundenen Perlen, machten auch allen andern den Vorzug ſtreitig. Allein ihre Menge iſt ſehr geſchwächt worden, und ſeitdem die Portugieſen nicht mehr Herren des perſiſchen Meerbuſens ſind, hat auch dieſes Produkt einigermaßen Ruhe gefunden.

Bey ſo wenig Waldungen und eben ſo geringer Aufmerkſamkeit auf die Landesprodukte im Thierreiche, ſollte man glauben, weit weniger Thiere in Perſien anzutreffen, als man bey näherer Unterſuchung wirklich trifft. Sind auch Arabiens Pferde, (wie wir bey Arabien umſtändlich geſehen haben,) edler, als die perſiſchen, ſo ſind ſie es doch nicht in allen Stücken, denn Perſiens anſehnliche Pferdezucht liefert im ſtrengſten Sinn, ſchöne Pferde, die im Lande ſelbſt ſehr theuer ſind und wohl an tauſend Thaler koſten, weil bey keinem Ueberfluſſe, doch eine zu große Menge nach Indien und der Tür-

ken verführt werden, obſchon dieſer Handel ohne beſondere Erlaubniß des Königes, nicht ſtatt haben ſoll. Niemand außer der König, darf Stutereyen anlegen, und ſelbſt die Statthalter der Provinzen müſſen es nur in ſeinem Namen thun. Außer den Pferden bedient man ſich der **Maulthiere** und der **Eſel**, deren zweyerley Arten ſind, die erſten nur zum Laſten tragen geſchickt, träge und klein, die andern aber, ſchön gebaute und allgemein beliebte Thiere. Ein anderes, bey allen Morgenländern in großem Werth ſtehendes Thier, iſt das **Kamel**, oder wie ſie es nennen, Ketſchty krnſch konion, d. h. ein Schiff auf dem feſten Lande, und wirklich trägt ein ſolches Thier oft Laſten von dreyzehn hundert Pfunden, auch ohne ſonderlich guter Pflege und Koſt, öfterer aber im äußerſten Mangel, wie bey Arabien gedacht worden iſt. Ohne jede Gattung der andern nutzbaren Thiere einzeln anzuführen, ſagen wir nur, daß in Perſien eben die Thiere anzutreffen ſind, wie bey uns. **Ochſen**, meiſt aber nur zur Arbeit, weil man hier wenig Fleiſch genüßt, **Schweine**, nur in den Provinzen Medien und Iberien; ingleichen **Hammel**, mit großen, oft dreyßig Pfund ſchweren Schwänzen, und in ſolcher Menge, daß es Heerden giebt, die oft einen Platz von etlichen Meilen weit einnehmen. In den Leibern der **Böcke** von den zahmen und wilden Ziegen, wird der in der Medizin bekannte **Bezoarſtein** gefunden *). Nur **Wildpret** und wilde Thiere

*) Es iſt ein weicher Stein, der ſich in kleinen Häutchen, die ſich über einander anſetzen, erzeuget, und in den Körpern der wilden und zahmen Böcke und Ziegen, längſt dem perſiſchen Meerbuſen, meiſt in der Provinz Koraſſan gefunden wird. Inwendig in dieſen Steinen findet man meiſt ein Stück von

Thiere ſind wegen Mangel an Waldung nicht häufig, demohngeachtet giebt es in Hyrkanien und Kurdeſtan, welches hiervon Ausnahme macht, viel Hirſche, wilde Schweine, Bären, Löwen, Leoparden, Tyger, und alles in Europa befindliche Geflügel, als Rebhüner, Hüner, Gänſe Enten u. ſ. w. obſchon eben nicht in ſo großer Menge als bey uns, auch dieſelben Geſangsvögel mit eingerechnet. Das im ganzen Orient gemeine Thier iſt die Taube, und hier in Perſien ſind ſie ſowohl zahm als wild in zahlloſer Menge zu finden. Weil zu Düngung der Melonen, (ein ſchon oben angeführtes Gewächs,) der Taubenmiſt faſt unentbehrlich iſt, ſo ſucht man ihre Vermehrung auf jede Weiſe zu erhalten, und in der Gegend von Iſpahan ſind wohl gegen dreytauſend Taubenhäuſer angelegt. So trifft man auch gewiß ſelten an einem Orte ſo viel Raubvögel an, wenn es ſich nicht aus natürlichen Urſachen erklärte, daß eben Perſien die meiſte Lage dazu hat. Auf den Berg Kaukaſus aus Circaſſien und Moskau kommen eine Menge derſelben, von denen die Einwohner, oft bey der Jagd, die beſten Vortheile erhalten. Unter dieſen zeichnet ſich beſonders der ſchönſte wilde Vogel Sakab oder Waſſerträger aus, der in dem Sack ſeines Schnabels oft Tagereiſen weit, für ſeine Jungen Waſſer holet, ſein Neſt weit vom Waſſer bauet, gleichſam als ob er wüßte, daß er dies thun müſſe, um ſicher zu ſeyn, weil man in Arabien, aus Mangel am Waſſer, nicht in der Mitte des Landes, ſondern an waſſerreichen Orten Wohnungen für Menſchen erbauet. Ein anderer, ſeiner ſonder-

von einem Dorn, oder andern Holz, um welches ſich der Bezoar, oder die Feuchtigkeit anſetzt und verhärtet.

ſonderbaren Eigenſchaft halber bekannter Vogel, iſt Abmelk, den man mit dem Waſſer aus den Brunnen bey der Stadt Guertſch geſchöpft, überall hinlocken kann, dabey auch der einzige größte Feind der Heuſchrecken iſt. Wäre Perſien nicht trocken, ſo würden vielleicht der ſchädlichen Inſekten auch weit mehrere ſeyn: ſo aber ſind nur einige Provinzen mit Heuſchrecken geplagt, die oft in ſo dicken, die Sonne verdunkelnden Wolken, meiſt über den perſiſchen Meerbuſen ziehen und da zuweilen das ganze Ufer bedecken. Ihr Flug iſt ſehr niedrig, und weil ſie weder ſchädlich noch ekelhaft ſind, ſo werden ſie von einigen Einwohnern häufig gefangen, aufgehängt, getrocknet und unter dem Namen die rothe, leichte, fette u. ſ. w. verkauft oder genoſſen. Der ſchädlichen Thiere, deren Stich in kurzer Zeit tödtlich iſt, ſind nicht viel, aber doch hat man eine Art große ſchwarze Scorpione, fürchterlich groß und dicke Eidexen und den, jedem, dem er ſich ins Ohr ſetzt, ſchädlichen ſogenannten Tauſendfuß, deſſen ganzer Körper, ſo zu ſagen, nur ein Fuß iſt und übrigens das Anſehn einer Raupe hat. Auch wird ſich es eben ſo leicht erklären laſſen, daß Perſiens Schätze im Waſſer nicht ſehr groß ſeyn können, weil, wie man weiß, Perſien wenig Flüſſe hat, und nur das kaſpiſche Meer und der Fluß Kur in Iberien machen hiervon eine Ausnahme, welche beyde ſehr fiſchreich ſind. Ueberhaupt hat man in dieſem ganzen Konigreiche nur drey Arten Fiſche, entweder aus ſtehenden Teichen, aus Flüſſen oder aus unterirdiſchen Kanälen. Vom erſtern haben ſie Forellen, Karpen, Aloſen, Barben u. ſ. w. Diejenigen, ſo man getrocknet überall hinführt, ſind beſonders der Tunfiſch, der Stör, Salmen, eine Art großer Karpen, und der Fiſche ſind, vorzüglich am perſiſchen Meerbuſen, ſoviel, daß, ob

man

man ſchon an den Ufern des Tages zweymal fiſchet, doch ihre Anzahl immer ſehr groß iſt, und der Vorrath oft wieder ins Meer geworfen werden muß.

In ſo viel Kürze wir bis hierher Perſiens Landbeſchreibung zuſammengedrängt haben, ſo hinlänglich glauben wir doch unſere Leſer befriedigt zu ſehen, da ohnedem eine nähere Bekanntſchaft mit dieſes Landes Einwohnern, manches noch fehlenlende erſetzen wird; gegenwärtig läßt uns Perſiens Ueberſicht ſehen, daß nach Verhältniß der Größe, die es umfaßt, lange nicht die Bevölkerung dieſer Größe entſpricht, und wohl zum zwölften Theil unbewohntes und unbenutztes Land hat. Bey der ein für allemal angenommenen Frage: „was iſt das Land jetzt?“ kann unſre Beſchreibung ſich nicht in die weitläuftigen Zirkel verlieren, „was es ehedem war?“ und wie abfallend würden nicht überhaupt dieſe beyden Schilderungen neben einander ſtehen. Nur ſoviel ſey uns hier erlaubt zu ſagen, bis uns die Geſchichte mehr Platz vergönnt, daß jene oben geſagte Wahrheit, Perſien ſey nicht hinlänglich bevölkert, ſeine völlige Gründe habe, und daß bey ſo vielen Hinderniſſen, die geweſen und noch ſind; es immer noch genug iſt, wenn dieſes Königreich ſeine Größe in der Folge zu erhalten oder zu erweitern vermag. Namentlich führen wir nur unter andern diejenigen Hinderniſſe der Bevölkerung an, die wohl in jedem Lande die beſten Quellen der Fortpflanzung verſtopfen würden, und dieſe ſind Weichlichkeit, die hier beſonders oben an zu ſtehen verdienet, Ausſchweifung in der Liebe, oder ſchicklicher, unmäßige Wolluſt, innerliche Unruhen, die bis jetzt noch in Gährung ſind, und unter andern auch Auswanderungen nach Indien, wo ſie ihre Ruhe

oder

oder ihr Glück weit ſicherer oder geſchwinder zu finden glauben.

Unbeſtimmt iſt es, wie viel Menſchen im Lande ſind, und nothwendig iſt es, ſich dieſe unter dem allgemeinen Namen, Perſer, in Klaſſen zu vertheilen, denn ob ſie auch unter ein und demſelben Himmelsſtrich wohnen, ſo ſind ſie doch unendlich weit von einander unterſchieden. Eine Gattung Einwohner ſind die übergebliebenen alten perſianiſchen Heyden, die jezt Guebern oder Ungläubige oder Feueranbeter genannt werden; ſie ſelbſt aber nennen ſich Anhänger des wahren Glaubens, oder Behendin, und finden ſich in dem wüſten Karamanien, gegen den perſiſchen Meerbuſen, und in noch größerer Menge, in den Provinzen Yezd und Keram, wie auch in Indien. So wenig bekannt und von ſo verächtlichen Seiten dieſes friedliebende Volk angeſehen wird, ſo glücklich ſind ſie, indem ſie ihr Elend nicht fühlen, und bey ihrer einfachen Lebensart alle die Dinge nicht zu wünſchen vermögen, die Luxus und Weichlichkeit fordern. Sie ſind einfältig und unwiſſend, allein deſto beſſere Arbeiter. Keiner geht gerne müßig, ſondern legt ſich mit allem Fleiß auf den Ackerbau und Viehzucht, eben gerade die Arbeit, für die man ſie im Morgenlande am meiſten hochſchätzen ſollte, da ſie die mühevollſte iſt. Man findet daher unter ihnen keine Gelehrte und Künſtler, wohl aber Tagelöhner und Ackersleute, Tuchwalker, Teppichmacher, Garten- und Weinarbeiter, für die ſie beſondere Neigung zu haben ſcheinen, weil ſie ſie als die urſprüngliche edelſte Menſchenbeſchäftigung anſehen. Ihre Sitten ſind ſo ſanft und ſtille, als ihr Herz nichts Arges hegt. Sie verſagen ſich viele Dinge nicht, wie die Türken, als

als z. B. ſie trinken Wein, eſſen alles Fleiſch, heyrathen nur eine Frau und leben im ſtrengſten Sinne mäßig. So dunkele und unrichtige Begriffe ſie ſich übrigens von dem Weſen machen, welchem ſie göttliche Anbetung erzeigen, ſo verabſcheuen ſie doch auch die Abgötterey und verehren nur ein einziges höchſtes Weſen, welches ſie ewigen Geiſt oder Yezd nennen. In Abſicht der himmliſchen Körper haben ſie zwar eigene Meinungen, als wären Sonne, Mond und die übrigen Planeten, Körper, durch verſtändige Weſen belebt, erkennen das Licht, als die Grundurſache des Guten, und die Finſterniß, als die Grundurſache vom Böſen, und beten endlich, wie man ſagt, das Feuer an, von woher ſie den Beynamen erhalten haben. Sie ſelbſt ſagen zwar nicht, daß ſie es anbeteten, ſondern ſie hegten nur darin ein Gegenbild des unbegreiflichen Gottes, weswegen ſie auch allemal ihre Gebete beym Feuer verrichten, und wie ſie vorgeben, an heiligen Orten ein immerbrennendes, ſchon 4000 Jahr brennendes Feuer unterhalten, welches Zoroaſter, als ihr größter Prophet, angezündet habe. Dieſer Mann war das Haupt der Sekte der Magier, und lebte ohngefähr 1300 Jahr nach der Sündfluth, brachte zuerſt die Religion und Wiſſenſchaft der Perſianer in eine gewiſſe Form, gab ihnen heilſame Verordnungen, hatte ſeine Fehler, ſeine eignen Meinungen, war Menſch, vom frommen Aberglauben aber, für einen göttlichen Geſandten gehalten, und ſeine außerordentliche Perſon wurde durch tauſend Fabeln und Wunder verewiget. Die Mohämedaner haben auch alle Achtung für ſeinem Andenken, allein bey den Guebern geht es weiter. Auch haben ſie die Gewohnheit, allenthalben auf den Thürmen ihrer Kirchhöfe, ihre Todten zu begraben, d. h. den Vögeln Preis zu geben, und ſehen

hen dabey genau zu, welchen Theil dieſe Thiere zu ihrer Speiſe zuerſt wählen, damit man der Vorbedeutung des Verſtorbenen künftigen Schickſals vergewiſſert ſeyn kann. Bey alledem weichen ſie nie in Unordnung oder Aufruhr aus, ſie leben ruhig, kränken niemanden, führen unter der Aufſicht ihrer Alten, aus denen ſie ihre Obrigkeit wählen, ein ſtilles Leben. Ihr vornehmſter Tempel iſt bey Yezd auf einem hohen Berge, wo zugleich auch die Wohnung ihres oberſten Prieſters, Deſtour-Deſtouran und ein Seminarium von verſchiedenen Prieſtern und Kandidaten iſt.

Die andre Gattung Einwohner ſind die eigentlichen eingebornen Perſer, aber mit vielem fremden Blut vermiſcht und daher ihren urſprünglichen Sitten und Denkart völlig unähnlich. Die Vermiſchung mit Georgiern und Circaſſiern, als zwey bekanntlich gut gebildeten Völker, haben vieles von dem eigentlichen Nationalbilde verwiſcht, manches Unförmliche des Körpers ausgebeſſert, und in Abſicht der Geiſteskräfte eben dieſelben erſten Vorzüge gelaſſen, oder noch beſſere hinzugefügt, wie uns eine nähere Beſchreibung ihres Karakters, ihrer Religion und Kultur ſattſamer lehren wird.

So giebt es auch viele Armenier, ein Volk ohne Gelehrſamkeit und Lehrer, jedoch ihrer Religion treu. Ingleichen haben auch europäiſche Chriſten ihre Religionsfreyheiten. Juden ſind zwar wenig und in vieler Verachtung, die Banianen oder heydniſche Indianer ſind häufig, und obſchon ihr Götzendienſt den eigentlichen Perſern zuwider und ein Greuel iſt, ſo ſind doch ſo viel politiſche Urſachen da, warum man dieſes Volk nicht aus dem Lande zu gehen nöthiget, und lieber ihren Götzendienſt

dienſt mit anſehen will, als dem Staate den Vortheil zu entziehen, der ihm durch ſie zufließt.

Da uns nun Perſien von ſo viel Seiten intereſſant worden iſt, ſo bleibt bis jetzt immer noch die Beantwortung übrig, was und wer ſind die eigentlichen Perſer? welches iſt ihr Karakter? ihre Sitten? ihre Religion? und in wieweit haben ſie Kultur? Auf das erſtere können wir nur in der Geſchichte umſtändlich antworten, ihr Karakter aber wird eben ſo ſchwer zu ſchildern ſeyn, als ihre Sitten, da fremde Karakter und fremde Sitten (ſoviel als in europäiſchen Völkerſchaften,) Einfluß gehabt haben, und überhaupt dieſes Kapitel faſt ein eignes Buch erfordert, um ſich ſattſam bey ihren Tugenden, wie bey ihren Fehlern zu verweilen.

Von ſo guter Seite des Herzens wir oben die urſprünglich alten Perſer (unter dem heutigen Namen Guebern,) gefunden haben, ſo müſſen ſie uns jedoch hier eigentlich zum Gegenſtand dienen, nach dem wir die ganze Nation beurtheilen und zu den jetzigen ausgearteten Fehlern oder Tugenden den Maaßſtab geben. Im Ganzen genommen dürfen wir ſagen, (ohne Anſpielung oder Beweiſe vom Klima,) daß ihr Blut dick, ihre Geſtalt mehr häßlich als leidlich, und überhaupt die Natur, an den noch alten Perſern gleichſam bewieſen habe, daß ſie in ihren Geſchenken gar wohl Ausnahmen machen könne. Sie ſind von ſchwarzbrauner Farbe, dabey von ſtarken Körpern und einer groben Haut; hingegen in den innern Provinzen von gutem, gefallendem Anſehen, und da die Vermiſchung ſchon einige Jahrhunderte fortgedauert hat, ſo hat ſowohl das weibliche als männliche Geſchlecht alles was den kultivirteſten Menſchen in Europa angenehm ma-

chen kann. Ein gerader, großer Wuchs, eine lebhafte Geſichtsfarbe, eine empfehlende Munterkeit, ſind Eigenſchaften der Männer, und ohne von Georgerinnen geboren zu ſeyn, hat das weibliche Geſchlecht eine verſchönerte, gefallende Bildung. Starke Augenbraunen und ſchwarze Haare, über den Augenbraunen ein ſchwarzer Fleck, und ein anderer von Violetfarbe am Kinn, der mit der Spitze einer Lanzette eingeſtochen wird, ſind allgemein geprieſene Schönheiten, und, um die Haut wider die austrocknende Hitze zu ſichern, ſchmieren ſie ſich noch Hände und Füße mit einer orangenfarbenen Salbe. Könnte man auf dieſelbe Weiſe eine durchgängige Verfeinerung in Abſicht der Geiſtesfähigkeiten finden, dann würde ihre Umſchaffung andern zum Beyſpiel aufgeſtellt zu werden verdienen; allein es iſt ſchwer abzuwiegen, um wieviel ſie dabey gewonnen oder verloren haben. Unter ihre lobenswürdigen Eigenſchaften gehören allerdings, ihre lebhafte und fruchtbare Einbildungskraft, ihr fähiges und geſchwindes Gedächtniß, ihre Anlage zu den Wiſſenſchaften, Künſten und Waffen, ihr Gefühl für Ehre, ihre gute Kindererziehung, ihre Höflichkeit, Artigkeit und feine Lebensart, wenn wir Europäer anders dieſen Vorzug über unſere Gränzen kommen laſſen, ihr unerſchütterlicher Muth in Widerwärtigkeiten, ihre Leutſeligkeit gegen Fremde, vergeſellſchaftet mit Gaſtfreundſchaft, und die Prieſter ausgenommen ihre Duldſamkeit, ja ſogar Beſchützung andrer Religionen oder um der Religion willen Verfolgter, ihre Mäßigung im Zorn, mit einem Wort, ihre Beyſpiele von Gerechtigkeitsliebe, ſind Tugenden, die nur der Verläumder an ihnen zu verkennen vermag. Allein eben ſo ſehr iſt es auch Pflicht, ihre ſchwachen Seiten zu berühren. Ihre im höchſten, beyſpielloſeſten

Grade

Grade Verſchwendung, ihre ſchmeichleriſche, bis zum Kriechenden Demüthigung, ihre überwiegende Neigung zur Wolluſt und Verſchwendung, ihre Liebe zum Müßiggang; und alſo die Folge von der Armuth des größten Theiles der Nation, ihre Fertigkeit, im Augenblick zu beten wie zu fluchen, ihre Falſchheit, Lügen und unnütze Komplimente, ſind nebſt vielen andern Laſtern auch ſo ſehr allgemein, daß es, wie ſchon geſagt, ſchwer iſt, ein billiges Urtheil zu fällen, und wo ſie ihren alten Karakter verleugnen, da ſcheinen ſie ſelten einen beſſern dafür angenommen zu haben.

Mit ihrem Karakter ſtimmen ihre Sitten völlig überein, und auch ſie ſind das nicht mehr, was ſie geweſen, da die Bewohner Perſiens noch frey und alſo glücklich waren. Wolluſt und Schmeicheley giebt die Loſung zu allen ihrem Betragen, Bedrückungen der Obern und blinde Anhänglichkeit an religiöſen Aberglauben, hemmen auf alle Art ihren von Natur fähigen Geiſt ſo ſehr, daß weder ihre Geſchicklichkeit und Künſte Fortſchritte haben, noch ihre Handlung oder Manufakturen eine Stufe höher gehoben werden. So wenig ſich Perſiens Einwohner unter dem Zepter der Mode zu beugen ſcheinen, indem ihre Kleidung immer noch das Gepräge ihrer Voraͤltern an ſich trägt, und ſie alſo dafür als ein ſehr kluges Volk angeſehen ſeyn ſollten, ſo widerſprechend iſt es im Gegentheil, wenn man ſieht, daß eine übertriebene Pracht die Urſache ihres Verderbens iſt. Die Männer tragen eine Art gefütterter Beinkleider, die ihnen bis auf die Knöchel herabhangen; über denſelben geht das Hemde bis über die Knie herunter, der Hals iſt bloß, und über dem Hemde tragen ſie eine Weſte, meiſt aus Baumwolle, welche bis ans Knie herabreicht; über der-

ſelben haben ſie einen weiten Rock, Cabai genannt, der oben enge iſt, und vorn unter dem linken und rechten Arm umgeſchlagen wird, auch dabey ſehr lange Aermel hat. Um die Mitte des Leibes iſt ein Gürtel, wodurch er einen Sack bildet, der ihnen ſtatt der Taſchen dienet. Ueber dieſem Rock haben ſie noch einen andern, entweder kurz und ohne Aermel, Courdi genannt, oder lang mit Aermeln, der Cadebi heißt. In dieſem Cadebi und an den Leibgürteln beweiſen ſie oft ihre Verſchwendung aufs höchſte, nicht ſelten ſind die erſtern von Gold-Brocad, von Atlas, mit Spitzen, goldenen oder ſilbernen Borden beſetzt, oder geſtickt; entweder mit Zobelpelz, oder tatariſchen Hammelpelzen gefüttert, welches gewiß das vortrefflichſte Futter ſeyn muß. Von dieſem Pelzwerk iſt auch die äußere Beſetzung, ſie hängt vom Halſe wie eine Palatine herunter, und eben ſo von koſtbarem Atlas oder Brokad ſind auch öfters die Gürtel, welche etlichemal um den Leib gehen, wiewohl ſie der Arme von Tuch machen muß. Ihre Strümpfe ſind von Tuch, doch ohne Form und reichen nur bis an die Kniee, unter welchen man ſie bindet, allein dieſe Sitte haben ſie erſt den Europäern abgelernt, denn die alten trugen keine Strümpfe, ſondern Lappen von Tuch, und in langen Streifen um die Beine gewickelt. Ihre Schuhe ſind zwar nicht überall nach einer Form, als in ſofern, daß ſie wie Pantoffeln geſtaltet ſind, und wegen ihrer koſtbaren Teppiche leicht ausgezogen werden können, ſind übrigens bey einigen ohne Abſätze, bey andern mit Abſätzen, und beym Armen oft nur von Lumpen, wie auch ihr Name Pabuſchquive, d. h. Lumpenſchuhe, anzeiget. Ihr prächtigſter und am höchſten geachteter Putz iſt der Turban, Dulbend, d. h. ein Band zum Umwickeln genannt, eine Kleidung auf dem Kopfe, die für Schwere

mehr

mehr läſtig, als reizend werden ſollte, da es ihrer von zwölf bis funfzehn Pfund am Gewichte giebet. Dieſer Kopfputz iſt nicht überall von derſelben Form, ob er gleich ſo genennt wird, dieſer iſt von groben, weißen Tuch als eine Form gemacht, oben darüber aber umwinden ihn ſeidene, oder mit Gold durchwürkte feine Zeuge. Die Prieſter tragen meiſt ſehr feinen, weißen Muſſelin über dem groben Tuch. Das Zeug, aus welchem der Turban beſtehet, hat an beyden Enden allerhand Blumen, die als eine breite Borde angeſetzt ſind, und aus der man oben auf dem Turban einen Buſch zu bilden weiß. Die Art der Zeuge und der Farben ihrer Kleidungsſtücke ſind übrigens ſehr verſchieden, und ſo prächtig mancher Turban (am Werth von zwölf bis funfzehnhundert Thalern) zu ſtehen kömmt; ſo richtet ſich doch auch, wie überall dieſe Verſchwendung nach der Ehre und nach dem Vermögen. Schwarz trägt ſich niemand, weil ſie dafür eine beſondere Abneigung haben, und in der Art, die Bärte zu tragen, haben ſie auch noch einige Abweichungen. Sie laſſen ihn mehrentheils nur kurz wachſen, die geiſtlichen und frommen Leute tragen ihn länger, Krieger nur Stutzbärte, aber die ihnen dafür bis an die Ohren reichen.

In der Form weicht das weibliche Geſchlecht mit ſeiner Tracht von dem männlichen eben nicht weit ab, allein ſie ſind auch oft deſto verſchwenderiſcher und prächtiger. Auch ſie haben Beinkleider, die ihnen bis auf die Knöchel herabhängen, jedoch tragen ſie keine Strümpfe; an den Füßen aber eine Art Halbſtiefeln, die entweder von Seide, oder anderer Stickerey ſind. Ihr Hemde, Camis genannt, iſt vorn offen und mit Perlen beſetzt. Ihre Weſten hangen bis an die Ferſen herunter und der Gürtel iſt ſehr

 ſchmal.

ſchmal. Ueber den Kopf geht ein Schleier bis auf die Schultern, und beym Ausgehen wird noch ein anderer großer über dieſen gedeckt, der vom Kopf bis auf die Füße reicht. In Abſicht der Formen dieſes Putzes richten ſie ſich auch in Perſien mehr nach den Vortheilen, um zu gefallen, als nach feſtgeſetzten Regeln; doch iſt der Kopfputz der Frauenzimmer ganz einfach. Ihre Haare ſind hinten am Kopfe zuſammengebunden, in viele Zöpfe geflochten, und je dicker dieſe Zöpfe ſind, und je länger ſie herabhängen, deſtomehr werden ſie ſchön genannt, auch wiſſen ſie die Kunſt, ihre fehlende Schönheiten durch Hülfsmittel zu erſetzen. Unter dem Schleier liegt auf dem Kopf ein dreyeckigtes Stirnband, die Spitze davon iſt über den Kopf gezogen, um den Scheitel zu bedecken, und über der Stirne mit einem ſchmalen Bande befeſtiget. Das Band iſt geſtickt oder mit Steinen beſetzt, je nachdem es der Stand oder Güter erlauben, jedoch iſt es nur ein Vorrecht verheyratheter Frauen; ledige tragen dafür kleine Hauben. Perlen, Edelſteine, ſilberne oder goldne Ketten und Ringe, wiſſen ſie in Haaren, am Halſe, am Arme u. ſ. w. ſo vortheilhaft und in ſo erſtaunlicher Menge anzubringen, (ja an manchen Orten tragen ſie ſogar Ringe am linken Naſenloche,) daß ihre von Natur ſo bewundernswürdige Schönheit, zumal in den erſten Jahren der Blüte, wo man die Mädchen noch nicht einſchließet, eine bezaubernde Annehmlichkeit erhält. Soviel man an andern Orten darauf bedacht iſt, der Pracht und übertriebenen Verſchwendung Hinderniſſe im Weg zu legen, ſo ſehr ſucht man in Perſien dafür alles hervor, was dieſe Verſchwendung aufrecht erhalten kann. Von ſo guter Dauer ihre Kleider ſind, ſo unſäglich theuer ſind ſie im Anſchaffen, und ſo unvernünftig gehn ſie damit um, glauben auch beym kleinſten Fleck, es

weg=

wegwerfen zu müſſen, daß auch in Perſien gar oft wie in Europa der Fall eintritt, daß des Mannes ganzer Jahrgehalt dazu erforderlich iſt, um den Putz der Dame vom Hauſe in Ordnung zu erhalten. Hof- und Kriegsleute tragen ein Schwerdt und einen Dolch an der Seite, ſonſt aber niemand, außer noch die Prinzeſſinnen vom königlichen Geblüte.

Wären ſie in ihrer häuslichen Lebensart und in ihren Wohnungen gleich verſchwenderiſch, ſo würde jeder ein König ſeyn müſſen, um auszukommen, ſo aber müſſen ſie es eigentlich im letztern weniger als Europäer ſeyn, weil ſie weniger Mittel haben, und ſelbſt nicht geſchickt ſind, ihrem Verlangen Genüge zu leiſten. Ihre Häuſer beſtehen nur aus getrockneten oder gebrannten Ziegeln, meiſt nur ein Stockwerk hoch, mit weißem Mörtel überzogen, und ohne alle Zierrathen. Die Decken ſind gewölbt, und über denſelben ſind Teraſſen, um friſche Luft zu ſchöpfen, dabey ſind ihre Wohnungen ſo eingerichtet, daß die friſche Luft überall durchſtreichen kann, und ſelbſt in den geringſten ſind Waſſerbaſſins. Aus Mangel an Glas ſind des Winters ihre Fenſter mit geöltem Papier überzogen, und im Sommer haben ſie Gitter von Ahornholz. Den Fußboden deckt ein dicker Filz, und über dieſem eine oder mehrere prächtige Teppiche, deren Laſt keine einzelne Mannesſtärke zu heben vermag. Ueber dieſe breitet man kleine Matratzen, ebenfalls mit ſchönen Decken, und an die Wand legt man Polſter, um ſich daran zu lehnen; um der Reinlichkeit willen ſetzt man neben ſich Spuckkäſtchen, (oft ſilberne,) die durch ihre Schwere dieſe Decken befeſtigen. Ohne irgend ein anders Hausgeräth ſind auf ſolche Weiſe ihre Zimmer möblirt; denn ihrer Gewohnheit nach ſitzen ſie auf ihren Teppichen mit unterge-

ſchlagenen Beinen, und durch die Gewohnheit bequem. Ohne Betten, oder Bettgeſtelle, von denen ſie gar nichts wiſſen, ſchlafen ſie eben ſo einfach auf Matratzen, zum Hauptküſſen ein Federbett, und zur Decke eine leichte, baumwollene Bedeckung. Im Winter ſuchen ſie ſich noch vortheilhafter zu helfen, denn in den Fußboden des Zimmers macht man ein Loch, etwan funfzehn Zoll tief, und acht Fuß im Diameter, und ſetzt über dieſe Höle einen hölzernen Tiſch, etwa einen Fuß hoch. Ueber dieſen breitet man eine dicke Decke, die auf allen Seiten eine halbe Elle lang herabhängt. Glühende und wohlausgebrannte Kohlen werden alsdann in die Höle gethan, und die Anweſenden ziehen dieſe Decke bis über den Gürtel über ſich, und ſo iſſet, ſchläft und wärmt man ſich um dieſen Ofen. Zur Erleuchtung der Zimmer haben ſie, in Ermangelung der Lichter, nur Lampen, aber anſtatt des Oels, weißen Talch, welcher an und für ſich rein, und ohne Dampf iſt, oder wenn ſie Wachs brennen, noch Zimmtöl darunter miſchen, um, da ſie den Wohlgeruch durchgängig lieben, einen angenehmen Duft zu unterhalten. So einfach dieſe häusliche Einrichtung genannt zu werden verdient, und ſo genügſam ſie ebenfalls bey ihren Speiſen und Getränken ſind; ſo ſehr leidet doch alles dies in dem Pallaſt des Königes eine Ausnahme, wie wir weiter unten ſehen werden.

Mäßigkeit iſt, wie ſchon geſagt, in Rückſicht deſſen, was ſie als Speiſen genießen, eine wahre Tugend, allein alle orientaliſchen Völker können bey ihrem heißen Klima, und dem faſt immerwährenden Tabakrauchen, nicht ſehr zur Lüſternheit gereizt werden. Die gewöhnlichſten Speiſen ſind alle Arten von Thieren, die ihnen ihre Religion als rein

vor-

vorſchreibet, aber ſelbſt Rind-Kalb- und Wildfleiſch, auch Fiſche achten ſie wenig. Früchte, Milchſpeiſen und Konfituren ſind ihre Mittagseſſen; Potage, Früchte, Kräuter, Hülſenfrüchte, vorzüglich Pilau ſind ihre Abendgerichte, und Pilau *) iſt unter allen ihren Speiſen die liebſte. Bey vieler Reinlichkeit genießen ſie alle dieſe Speiſen ohne Inſtrumente, bloß mit der Hand. Ihr Brod iſt gemeiniglich in Geſtalt kleiner Kuchen, ungeſäuert, mit Mohnſaamen oder andern einſchläfernden Körnern vermengt. Während ihrer Mahlzeit iſt auch für jeden, der da kömmt, der Tiſch gedeckt. Alle ausgeſuchte Kochkunſt iſt hier unbekannt, und ihr gewöhnlichſtes Getränke iſt Waſſer. Zwar trinken ſie auch Kaffee und Sorbet, Waſſer von Blumen und Früchten, beſonders Roſenwaſſer. Aus guten Gründen verſagte ihnen Mohämed den Wein, allein ſie weichen in Geheim oft von dieſem Verbote ab, und die es den Worten nach erfüllen, ſuchen dafür andre berauſchende, hitzige Getränke, die ihnen weit ſchädlicher werden, und unter andern am liebſten Mohnſaft oder Opium, oder einen daraus bereiteten Trank, Cocquenar genannt, der zwar für Augenblicke ihre Lebensgeiſter in Bewegung ſetzt, bey ihrer Erſchlaffung aber ihren Geiſt deſtomehr ſchwächt, wohin auch das übermäßige Tabackſrauchen gehört, deſſen ſie ſich bey keiner Verrichtung, ſelbſt bey Amtsgeſchäften und in Schulen, nicht enthalten können. Sie laſſen zwar den Rauch durch eine mit Waſſer gefüllte Bouteille gehen, um ſein gro-

*) Pilau iſt Reis, der in Fleiſchbrühe oder Butter ſo geſotten wird, daß die Hülſen doch nicht zergehen, dabey aber weder zu trocken, noch zu hart ſind, ſondern im Munde oder in der Hand als ein Teig zerfließen.

grobes Weſen zu mildern, allein die Folgen ihrer Entkräftung werden hiedurch nur wenig gehindert, und werden nebſt den ausſchweifenden Ehen ein großes Hinderniß der Bevölkerung.

Da die Ehen der Perſer vor den Ehen der Europäer ganz beſondere Freyheiten, und durch die Religion gebilligte Grundſätze haben, ſo müſſen wir uns hier etwas länger verweilen. Die Perſer heurathen auf dreyerley Weiſe, d. h. ſie nehmen ihre Frauen entweder durch Kauf, durch Miethkontrakt, oder ſie heurathen im eigentlichen Sinne. Dieſe dreyerley Arten halten ſie ſich nicht nur ſelbſt für erlaubt, ſondern ihre Religion und bürgerlichen Geſetze halten ſie in Abſicht auf die Kinder, die daraus erzeugt werden, für rechtmäßig. Wenn jemand mit ſeiner Sklavin einen Sohn zeuget, ehe er einen von ſeiner Frau hat, ſo empfängt er das Recht der Erſtgeburt für dieſem und genießt alle die damit verbundenen Rechte, und ſollte die nunmehrige Frau eine Prinzeſſin aus königlichem Geblüte ſeyn; daher in Perſien der Adel nur allein durch den Vater fortgepflanzt wird. Dieſe Sklavinnen, welche Weiber ihrer Herren ſind, werden Canize genannt. Das Geſetz erlaubt, ihrer ſoviel zu halten, als man ernähren kann, und niemand fragt darnach, in was für Umſtände ſo eine Frau geſetzt wird; indem nach ihrer Gewohnheit, jeder Mann ein unumſchränktes Recht über ſeine Sklavin hat. Er darf ſie benutzen, zu was er will, er iſt nicht nur Herr ihrer Ehre, ſondern auch Herr ihres Lebens.

Die andre Gattung und immer die ſchlechteſte Ehe, die durch den Miethkontrakt geſchieht, dauert nur, ſolange es den Ausſchweifenden gefällt, und um ſo hohen Preis, als ihnen Verſchwendung

auf

auf männlicher, oder Niederträchtigkeit auf weiblicher Seite darbietet.

Die rechtmäßigen Frauen werden *Nekaa* genannt, auch hier erlaubt zwar die Religion, viere derſelben zu nehmen, aber es geſchiehet ſehr ſelten. Da nun das Frauenzimmer nicht geſehen werden kann, ſo geſchehen die Heurathen durch einen Sachwalter, und ihre Ceremonien ſind folgende. Die Eltern beyder Perſonen kommen zuſammen, und zwar in dem Hauſe der Braut, und der Braut Vater, begleitet von ſeinen nächſten Anverwandten. Hier empfängt er ſeinen künftigen Tochtermann unter Umarmungen, führt ihn zu der übrigen Geſellſchaft, und geht ſodann wieder weg, um nicht bey der Einrichtung des Ehekontraktes zu ſeyn, wobey dem Bräutigam völlige Freyheit gelaſſen wird. Dieſer und der Prieſter, nebſt den Prokuratoren ſchlieſſen ihn in einen beſondern Orte, wo die Braut im Nebenzimmer hinter einem Vorhange alles mit anhören kann, aber nicht zu ſehen iſt. Hierauf fragt man die Braut, ob ſie das Verſprechen als gültig annehme? ſie ſagt Ja, und dies geſchieht auch auf des Mannes Seite. Hierauf wird dieſer Kontrakt mit zehn Siegeln beſiegelt, und die Frau behält ihn zur Aufbewahrung. Alsdann giebt man ſich Geſchenke, und veranſtaltet die Hochzeit in dem Hauſe des Bräutigams, welche meiſt zehn Tage währet. Am zehnten ſchickt man ihm bey Tage die Ausſtattung der Braut, welche ihre Eltern geben, als Kleider, Juwelen, Hausgeräth, nach Stand und Vermögen, unter Muſik und auf Laſtthieren, wie denn überhaupt Muſik, Tanz, Singen, Ringen u. dgl. Vergnügen während der Hochzeit ſind. Die Braut wird zur Nachtzeit in das Haus des Mannes gebracht, iſt ſie von mittlerm Stande, ſo

reitet

reitet ſie auf einem Pferd; iſt ſie von hohem Stande, ſo trägt man ſie in einer Art von Sänfte, Muſik, Bediente und Weiber mit Fackeln umgeben ſie. Ein und mehrere künſtlich gelegte, reiche Schleier verdecken die Braut, ſo daß man mit dem ſchärfſten Auge ihren Wuchs nicht ſehen kann. Eine Stunde nach der Ankunft führen ſie die Matronen in die Brautkammer, entkleiden ſie und legen ſie zu Bette. Der Mann folgt auch unter Begleitung in die Kammer. Sollten ſich dieſe Verlobte nicht zuſammen zu leben trauen, ſo haben ſie auch die Freyheit, ſich zu trennen, welches vermittelſt eines richterlichen Scheidebriefes, dreymal geſchehen kann, mehr aber wird nicht geſtattet. Ihre Prieſter ſuchen ſich bey ſolchen Fällen immer die geiſtliche Oberherrſchaft anzumaßen, und wiſſen durch tauſend Umſtände, der Sache die oder jene Wendung zu geben, eben ſo wie ihre älteſten Prieſter gleichfalls immer dem Staat eine Art von hierarchiſcher Geſtalt zu geben wußten.

Was ſie noch als Ueberreſte ihrer urſprünglichen Sitten aufzuweiſen haben, und was in allem Betracht, ihrem Körper Geſchicklichkeit, Behendigkeit und Lebhaftigkeit, auch dadurch ernſthaften Gebrauch der Waffen giebt, ſind ihre Leibesübungen und Spiele. Das erſte und vorzüglichſte iſt das Bogenſpannen, d. h. in jeder Stellung des Körpers, auch den größten und ſchwerſten Bogen, auf verſchiedene Art zu ſpannen, ſelbſt im Springen oder Laufen zu ſpannen, und ſo den Pfeil aufs höchſte zu ſchießen. Um Meiſter ihrer Kunſt zu werden, wie man ihnen auch das Verdienſt gar nicht ableugnen kann, haben ſie allerhand Ziele und Gegenſtände, woran ſie lernen, aufs genaueſte den Ort zu treffen, nach dem ſie zielen. Einen Beweis giebt

giebt das Beyſpiel eines allgemein verachteten Tyrannen Kambyſes, des Sohns und Nachfolgers des großen Cyrus, welcher ſeinen Günſtling aus Hochmuth fragte, was die Perſer von ihm hielten? Und als dieſer ſagte, man hielte ihn zwar für einen guten Fürſten, allein er ſey dem Wein zu ſehr ergeben, ſo begieng Cambyſes die Niederträchtigkeit, ſich widernatürlich zu betrinken, und dem Günſtling anzubefehlen, ſein Sohn ſolle an die andre Ecke des Saals treten, den linken Arm über den Kopf legen, und dann wolle er zeigen, wie wenig der Wein auf ſeine Sinne wirke. Wirklich ſchoß er auch den jungen Menſchen den Pfeil durchs Herz, wie er ſelbſt beym Eröffnen, dem Vater den Fleck zu zeigen, noch eine andre Niederträchtigkeit begieng. Ob auch die Gegenſtände nicht allemal blutend ſind, ſo haben wir ſchon geſagt, daß ſie es doch ſehr weit gebracht haben, und mit dieſer Geſchicklichkeit verbinden ſie noch eine andre, nämlich auf eben ſo gute Weiſe den Säbel zu führen, den Wurfſpieß auf 700 Schritt weit gut zu werfen, auf Pferden zu rennen, und in verſchiedenen andern Spielen mit Pferden. Die Kunſt zu Ringen führt zwar den Namen tapferer und unerſchrockener Leute, allein die Perſer ſind wenig für dieſes Gefühl geſtimmt, und überlaſſen es mehr einer Geſellſchaft Schauſpieler, bey welchen ſie ſich mehr mit Zuſehen beluſtigen, als ihre eigene Tapferkeit üben wollten, jedoch werden dieſe gedungenen Fechter oder Ringenden oft ſo hitzig, daß man dem Spiele Ende gebieten muß. Unglaublich iſt es, was uns Reiſende von der Geſchwindigkeit und Geſchicklichkeit der Seiltänzer, Voltigirer, Taſchenſpieler u. dgl. erzählen und verſichern wenigſtens, daß wir es in Europa ſoweit noch nicht gebracht haben. Wunderbar iſt es auch auf der andern Seite, daß im eigentlichen Verſtande

die

die Perſer ſelbſt, mit nichts gern, oder leidenſchaftlich ſpielen; wiewohl ihnen auch die Religion hierin, in Abſicht der verderbenden oder Hazardſpiele ein Verbot gegeben hat, welches ſie aber doch viel beſſer, als das vom Weine halten. Das gemeine Volk ſpielt mit hölzernen Karten, deren Spielart ganz ihrem Verſtande angemeſſen iſt. Außer dieſem haben ſie Würfel- und Ballſpiele, ein Spiel mit kleinen Steinen, die ſie bald in eine Grube treiben, bald in die Höhe werfen, und allerhand Dinge damit vornehmen; jedoch giebt es auch Spiele für die vornehmere Gattung. Ihre Vergnügungen auf den öffentlichen Kaffeehäuſern beſtehen in Triktrak, und ein anderes mit Muſcheln, eigentlich ein Spiel von den Türken und Armeniern entlehnt. Ein anderes mit allerhand farbigten gemachten Eyern, und eins der erheblichſten, ja ſogar der hochgeachteſten iſt, das Schach, oder wie ſie ſagen, hundert Gedankenſpiel. Sie können ſich Tage lang damit unterhalten, und behaupten die Ehre, ſie wären urſprüngliche Erfinder dieſes Vergnügens. Von allen dieſen Dingen kann man zwar kaum ſagen, daß ſie national ſind, denn die wenigſten aus der Nation beſchäftigen ſich damit, und eben ſo wenige lieben ſie, außer in der niedern Klaſſe vom Volke, oder wie ſelbſt Geſang, Tanz und Muſik, nur bey Gaſtereyen Vergnügungen der Vornehmern ſind, die nicht ſie, ſondern die am wenigſten geachtete Klaſſe treibet.

So auffallend dieſes auch ſeyn mag, und ſo ein ſchlechter Schatten eine ſo gröbliche Vernachläßigung der feinern Künſte und Wiſſenſchaften dadurch auf die Gelehrſamkeit, Künſte und Wiſſenſchaften der Perſer überhaupt verurſachet wird; ſo wahr iſt es demohngeachtet, wenn man ſie näher unter-

unterſuchet. verſtünde man unter höherer Kultur, Pracht und Verſchwendung? ſchätzte man Scharfſinn nach der Anzahl, oder nach dem Aufwande der Bedienten, nach Juwelen, prächtigem Pferdegeſchirr, Kleidern, Schuhen u. dgl. dann würde man gewiß niemanden geſchwinder kultivirt nennen, als die Perſer. Man würde uns hier ganz falſch verſtehen, wenn man glaubte, wir ſprächen von jenen alten, kriegeriſchen Perſern im erſten und zweyten Reiche; oder die heutigen gemiſchten Einwohner wären bey wenig Liebe zur Arbeit, ganz unnütze Bürger; vielmehr behaupten wir, daß ſie in einigen Künſten und Wiſſenſchaften einen nützlichen und ſinnreichen Fleiß angewandt haben: allein; es fehlt nur in Perſien zu ſehr an den Mitteln, ſie in eine thätigere Lage zu verſetzen. Es fehlt nur daran, daß geſetzmäßige Ordnung, Freyheit und Sicherheit die Einwohner in den Stand ſetzten, alles beſſer zu genießen und durch Handlung mehr auszubreiten. Durch den Druck der Regierung, durch innerliche Kriege, iſt auch die Aufmunterung zur Benutzung des Landes gefallen. Traurige Beweiſe ſtellen ſich überall nur zu lebhaft dar. Ueberall und bis an die eigentliche Hauptſtadt Iſpahan, ſieht man Spuren der Zerſtreuung und Verwüſtung, Gegenden ohne Bewohner, Aecker als Wüſten oder Brandſtätte. So in die Augen fallend dieſe Hinderniſſe auch ſeyn mögen, die in der verſchiedenen Regimentsverfaſſung zum Grunde liegen; in einem ſo hohen und wohl noch höhern Grade, liegt die Quelle des Uebels in dem Unterſchied der Religion. Anſtatt bey den alten Perſern, das ein Grundgeſetz der Religion war, ſich fleißig mit dem Ackerbau zu beſchäftigen, da es nach ihren Begriffen, die frömmſte und verdienſtlichſte Handlung war, wenn man einen Baum pflanzte, ein ödes Land anbaute, und von Dornen

und

und Unkraut reinigte, oder in einem unfruchtbaren Lande Früchte zog; an deſſen Stelle lehrt ihre Philoſophie nur auf den Genuß vom Gegenwärtigen bedacht, und unbekümmert deſſen, was folgen werde zu ſeyn. War die Regierungsform der alten Perſer gerecht, und überall nach den Geſetzen der Billigkeit und Gleichheit geformt; ſo ſeufzt dafür das jetzige Perſien unter einer deſpotiſchen Gewalt, und ſchwankt in Furcht und Hoffnung, ob es wohl irgend einmal wieder ſein Joch abwerfen werde.

Vorausgeſetzt deſſen, was wir alſo in wenig Worten geſagt haben, werden ſich unſre Leſer nicht jene alte, geſittete Nation, berühmt durch die Ruinen ihrer Kunſtwerke von Perſepolis, Zoroaſters Religion und Geſetzgebung, Schreibkunſt, Poſtweſen, öffentliche Schulen, goldene Münzen, Geſchichtbücher, Urkunden u. ſ. w. denken; ſondern die Geiſteskräfte der heutigen Perſer, welchen viel Anlage, große Neigung zu den Wiſſenſchaften, Hochſchätzung der Gelehrten, guter Fleiß im Unterricht ihrer Kinder u. ſ. f. nicht abgeſprochen werden kann, und beſonders verdient ihre Kinderzucht in mancher Rückſicht gut, und mancher europäiſchen Stadt zum Muſter dargeſtellt zu werden. Abgerechnet, was ſie als Religion lehren, werden ihre Kinder fleißig zum Unterricht angehalten, ihre Lehrer geſchätzt, ihre Kinder nie durch den zu häufigen oder allzu vertrauten Umgang mit dem Geſinde verdorben, außer der Schulzeit nie ein Gegenſtand der Verachtung, d. h. hier ſieht man ſie nie in ungeſitteten Haufen auf öffentlichen Straßen umherlaufen, ihre eignen Eltern nicht Muſter und Lehrer im Laſter, ſondern man ſucht ihnen in allem Betracht eine gute Erziehung zu geben, mehr als man denken ſollte.

ſollte. Doch wir ſprechen hier mehr von den Künſten und der Gelehrſamkeit der Größern.

Durchgängig herrſcht Liebe zu den Wiſſenſchaften, ja ſelbſt betagte Perſonen haben noch angefangen zu lernen, und ihre Meynung von ihren Mouchtehed, oder erſten Lehrern iſt ſo groß, daß ſie glauben, nur drey oder vier ſolcher Perſonen können in einem Jahrhundert hervorgebracht werden. Ihre Schulen heißen Mekteb, und die Lehrer Mektebdar, eigentlich lehren dieſe nur die perſiſche Sprache, und die arabiſche leſen und ſchreiben. Aus dieſen Schulen kömmt man in Kollegia, welche in allen Städten, ſogar auf Dörfern häufig und Stiftungen ſind: man nennt ſie Medreſe. Ihr oberſter Lehrer und Aufſeher heißt Muderris, und wohnen gemeinſchaftlich zuſammen. Der Koran, arabiſche Ueberſetzungen perſiſcher und griechiſcher und arabiſche Schriftſteller ſind ihre Lektionen, und da man in Perſien keine Buchdruckereyen hat, ſo ſind die Mektebdar auch zugleich Bücherabſchreiber. Alle ihre geiſtlichen Lehrer heißen Molla, wer aber den erſten Namen führen will, muß alle Wiſſenſchaften im höchſten Grade verſtehen. Unter die bey ihnen geſchätzten Wiſſenſchaften gehören Mathematik, worauf ſie ſich am meiſten legen, in verſchiedenen Theilen richtig denken, und worin Euklides ihr Lehrer iſt. Aſtronomie und Aſtrologie iſt ungleich beliebter, und die, ſo ſie treiben, geehrter. Ihre Vorliebe zu allem, was Aberglauben ernähren kann, läßt ſie auf dieſe Kunſt einen ganz beſondern Werth legen, weswegen ihr Anſehen ſehr groß und ihre Zahl Legion iſt. In der Zeitrechnung halten ſie es ganz mit den Türken. Sie theilen das Jahr in 354 Tage, und rechnen von einem Mond zum andern, nach Sonnenjahren aber

rechnen nur die Chriſten, Aſtronomen und Guebern, auch fängt ihre Jahrrechnung ebenfalls von der Hegira 622 nach Chriſto an. In der **Philoſophie** iſt Ariſtoteles ihr Lehrer, und die Philoſophie aller orientaliſchen Heiden, nämlich des Pythagoras, wird nur von der Sekte der Soufys gelehret. Sie lehren und lieben die **Moral**, **Fabeln**, und vorzüglich iſt ihr beſter Fabeldichter der berühmte Indier Locmann. **Geographie** und **Hiſtorie** ſind ſchon mehr außerhalb ihrem Kreis, und alſo weniger beträchtlich, da es nie ſehr Unruhe macht, ob ſie in dieſer Wiſſenſchaft fehlen oder nicht. In deſto höherm Anſehn und in deſto größerer Anzahl ſind die **Aerzte**, nur daß ihre Kuren zu ſehr auf Sterndeutereyen gebaut, mehr blenden als helfen; und **Wundärzte** haben ſie eigentlich gar nicht, denn dieſe ſind nur Barbierer, die meiſt ihre Kunſt in Aderlaſſen befaſſen. Obſchon Krankheiten aller Art hier gewöhnlich ſind, ſo ſind doch die Folgen derſelben nicht ſo ſchrecklich, ſelbſt die gemeinſte Krankheit, die Franzoſenpocken, die wohl die Hälfte der Einwohner angeſteckt hat, iſt durch die vornehmſten Mittel der Perſer, nämlich Bäder, weniger gefährlich. Von den übrigen ſchönen Künſten, als: **Muſik**, **Malkunſt**, **Bildhauerkunſt**, **Poeſie**, **Baukunſt** läßt ſich nur ſehr wenig ſagen. Sie lieben die Muſik, aber ſie verachten die, ſo ſich ihr widmen; ſie lernen dieſelbe nach Regeln, aber ihre Regeln und Noten zur Vokal- und Inſtrumentalmuſik, ſind mit erſtaunlicher Weitläuftigkeit verknüpft, und meiſt ſind die Namen ihrer Noten, Städte, Theile des menſchlichen Körpers, oder andre natürliche Dinge. Auch haben ſie mancherley Inſtrumente, die mit den unſrigen einige Verwandſchaft haben, allein ſowohl Harmonie der Töne als Geſchicklichkeit des Vortrages, liegen noch ſehr im unvollkommenen.

Daſſelbe gilt auch von der Mahlerey, an Reinigkeit der Farben fehlt es ihnen nicht, aber deſtomehr an Geſchmack und Grazie, ſie mahlen vortreffliche Blumenſtücke, entwerfen auch Gemälde; allein ihre Kopien ſind nichts mehr und weniger als Bilder. Der Bildhauerkunſt ſteht die Religion im Wege, denn dieſe verbietet ihnen, erhabene oder getriebene Bilder von Menſchen zu machen, und noch hat es niemanden gegeben, der Werth in dieſer Kunſt gefunden, oder dies Gebot übertreten hätte. An Geſchicklichkeit zu dichten, fehlt es ihnen dagegen nicht, ihre Arbeiten ſollen mehr als Gedichte ſeyn, ſie ſollen mit Recht als Arbeiten moraliſchen und philoſophiſchen Inhaltes, mit Geiſt und Schönheit gewürzt, die oberſte Stelle ihrer Künſte verdienen; und hiezu iſt ihnen auch ihre Sprache nicht ungünſtig. Sie iſt aus vielen andern erwachſen, hat die größte Verwandſchaft mit der arabiſchen, ja ſie hat auch manche ganz teutſche oder ihr ähnliche Ausdrücke. Der Baukunſt haben wir ſchon einmal oben eben nicht zum Beſten gedacht, allein ihre ſchlechten Häuſer ſind nicht bloß Folgen ſchlechter Baumeiſter; ihre Maurer haben ganz vorzüglich das Verdienſt, ſchön und für die Nachwelt zu arbeiten; ſie verſtehen die Kunſt, kühne Bogen und Gewölber anzulegen, und daß ihrer Arbeiten zu wenig ſind, ruht freylich in andern Hinderniſſen.

Für ſo faul oder unwiſſend manche die Perſer auch halten mögen, ſo ſind doch ihre Handwerker und Manufakturen, bey den ſchon angeführten Hinderniſſen, in ungleich erheblicherm Lichte aufzuſtellen, als man erwarten ſollte. Es iſt gewiß, daß wenig große, neue Entdeckungen oder Erfindungen unter den Handwerkern (die faſt dieſelben wie in Europa ſind) gefunden werden können, es iſt gewiß, daß

ſie (mit Ausname) lieber ruhen, als arbeiten, es iſt endlich gewiß, daß ſie mit Europa nicht zu meſſen ſind. Allein hier ſind auch Urſachen. Ohne Zunft oder geſetzmäßiger Erlernung des Metier, hat jeder das Recht, zu arbeiten, wenn er nur bey dem Chef des vorgeſetzten Handwerkes eingeſchrieben iſt. In Iſpahan z. B. iſt die Anzahl der Werkſtädte und der Arbeiter groß, denn es arbeiten da viele für den König und auf ſeine Beſoldung. Auch arbeiten viele von ihnen in gewiſſen Dingen nicht nur gut, ſondern beſſer als in Europa. Ihre **Drechsler** verfertigen allerhand gute Sachen von Holz und Metall; die **Waffenſchmiede** vortreffliche Bogen, damaſcirte Säbel u. dgl.; die **Zinnarbeiter** eben ſo ſchönes Küchengeräthe, dem Silber ähnlich; die **Schneider** koſtbare Teppiche und Küſſen von Scheerwolle, mit allen möglichen Figuren und der Stickerey ähnlich. Unnachahmlich ſchön färben die **Färber**, die **Gerber** bereiten guten Korduan und Chagrin, (aus dem Rücken der Eſelshaut bereitet, und im perſiſchen Sagri genannt) und in der **Stickerey** von Gold, Silber, Seide, auf Tuch oder Leder, im Golddratziehen und ſpinnen ꝛc. ſtehen ſie gewiß oben an. Ihre **Fayence** geben den chineſiſchen nicht nur nichts nach, ſondern man kann ſie nicht leicht ihrer Schönheit wegen unterſcheiden. Vortrefflich ſind ihre **Manufakturen** in **Brokad**, **Stoff**, **Sammt**, nebſt andern ſeidenen Tüchern und Zeugen. Die ſchönſten **Decken** und **Tapeten**, Zeuge aus Ziegenhaare, **Kamelotte**, **Etamine**, **Droguets**, nur kein **Tuch**, an deſſen Stelle aber ſehr leichte und feine Filze von Wolle. Da ſie Indien mit gemalten Zeugen und Kattunen verſorgt, ſo treiben ſie dieſen Artikel nicht ſehr; haben aber eine große Geſchicklichkeit, Gold und Silber auf Zeuge,

Taffent und Satin zu drucken, Buchſtaben, Blumen und Figuren mit ſolcher Treue nachzuahmen, als ob die Natur daſtünde. Auch arbeiten ſie ſchöne **Matten** und **Handkörbe** aus Schilf und Weiden. Doch bringen ſie es nicht in jeder Kunſt gleichweit. Sie haben z. B. **Glashütten**, aber es iſt ſchlecht, ſie verfertigen **Papier**, aber es iſt ſchmutzig und bricht, wenn man es beuget. Ihre **Goldſchmiede** und **Uhrmacher** ſind nicht die beſten, und nicht allemal von der Nation, und ſo würden wir ebenfalls noch ein langes Regiſter ihrer unvollkommenen Handwerker und Künſte anführen müſſen, wenn wir nicht glaubten, der Perſer Gutes und Schlechtes ſattſam geſchildert zu haben.

Wichtiger wird daher die Frage, wozu nützen ihnen dieſe Dinge, oder wodurch erſetzen ſie ihren Abgang? und beydes lehrt uns der **perſiſche Handel**, deſſen Anſehen und Ausbreitung eben ſo ſehr gefallen iſt, als das Land ſelbſt wenig mehr zum Handeln hat. Alles was von dem Werthe der Handlung übrig geblieben iſt, beſteht darin, daß man die Handlung für eine ſehr ehrenvolle Beſchäftigung hält, theils weil ehedem ſelbſt Könige Handlung trieben, ihre Magazine und Kommiſſionairs hatten, theils weil ihr Schickſal weniger Veränderungen unterworfen iſt, als etwa die Bedienungen und Aemter, oder andre durch Zufall erworbene Ehrenſtellen. Mit der Achtung ſolcher Perſonen, die einen großen, auswärtigen Handel treiben, verbinden ſie auch noch eine eben ſo große Würde, denn dieſe ſind gemeiniglich auch Geſandſchafter. Zwar legen ſich nur allzugroße Hinderniſſe im Weg, die Perſiens Handel zu keiner beträchtlichen Stufe kommen laſſen. Als erſtlich lieben ſie zu ſehr die Ruhe, fühlen für die Wolluſt mehr, als

für Arbeit und Nahrung, und ſind endlich auch durch Religionsbande gebunden, ihren Handel nicht außerhalb Landes zu treiben oder durch Reiſen mehr Menſchen kennen zu lernen, damit ſie nicht in den Fall kommen ſollen, ſich durch den Umgang mit Ungläubigen zu entehren, oder durch den Gebrauch der Geräthſchaften von Ungläubigen zu beflecken. Aus dieſen Urſachen iſt ihr Handel nur innländiſch, und die Schifffahrt unbeträchtlich, der auswärtige Handel alſo nur in den Händen der Armenier, Chriſten, Juden oder indianiſchen Heiden, und in keiner Stadt, eine in europäiſcher Form eingerichtete Börſe oder Wechſelort. Alles und jedes im Handel geſchieht durch Delals oder Wechsler, denen man bey aller Höflichkeit, Gefälligkeit und Bereitwilligkeit, doch auch das Verdienſt nicht abſprechen kann, daß ſie ihre Abſichten nicht immer auf geradem Wege zu erreichen ſuchen.

Aller Handel der Perſer beſteht zuförderſt in Seide, Perlen, Edelſteinen, goldgewürkten und ſeidenen Zeugen, Tapeten, Specereyen, Leder, Wein, eingemachten und trockenen Früchten, Pferden, Tabak, ziegenharnen Zeugen, eiſernem und ſtählernem Geräthe, Federn u. ſ. w. Die größten Summen kommen ohnſtreitig durch die Seide in das Land, denn die Ruſſen führen ſowohl eine große Menge ſeidene Zeuge über Aſtrakan und das kaſpiſche Meer, als auch nach der Türkey geht eben ſo viel, und die größte Menge nach Holland, England über das indiſche Meer nach Europa, denn dieſe haben zu Iſpahan und Gamron, als dem vornehmſten perſiſchen Hafen, große Niederlagen und Comtoirs. Dafür bringen auch die Holländer viel Gewürze, Tuch, Indigo, Zucker, Kupfer, Leinwand u. ſ. w.

nach Perſien zurück und England führt faſt nur Tücher ein. Immer zu unbeträchtlich bleibt jedoch der perſiſche Handel und dies aus den ſchon oben angeführten Gründen, und weil ſich es mit ihrem Handel eben ſo verhält als mit ihrem Vergnügen. Sie lieben weder Spazierengehen noch Reiſen, europäiſche Sitten und Künſte, Länderkunde, Landkarten, Reiſebeſchreibungen, Addreßcomtoir u. dgl. ſind ihnen ſo ſehr Dinge ohne Deutlichkeit, als ihnen Europa kaum ſelbſt mehr als dem Namen nach und durch die wenigen Engländer und Holländer bekannt iſt. Demohngeachtet leidet die Sicherheit auf Reiſen in ihrem Lande dabey nicht das geringſte, ja man wird nirgends mit mehr Sicherheit und wenigerm Aufwand reiſen können, als eben hier. Im ganzen Lande ſind eine Menge öffentliche Gebäude, ſowohl in Städten als freyen Felde, zum Vortheil der Reiſenden, durch milde Stiftungen errichtet, im ganzen Lande die Brücken und Wege wohl unterhalten und überall zeigen ſie gar ſichtbar, wie bald Perſiens Einwohner aufgeklärt denken könnten. Aus Mangel des Fuhrwerks muß alles auf Eſeln oder Maulthieren fortgeſchafft werden, und da die vielen Berge und Kanäle dem Fuhrweſen zuwider ſind, ſo reitet alles auf Pferden oder Eſeln, oder vornehme Weiber werden in einer Chaiſe von Kamelen getragen.

So ſchwer es iſt, bey einer ſolchen Entfernung, in welcher wir von den Morgenländern leben, und bey der Verſchiedenheit, welche ſich zwiſchen den Nachrichten der Reiſenden findet, die in jene Länder gekommen ſind, einen genauen Begriff von den Gewohnheiten und den feſtgeſetzten Gebräuchen, auch in Rückſicht des Handels, zu machen; ſo leidet doch dies keinen Zweifel, daß alle Zahlung

im Handel nur durch Silbergeld geſchiehet, denn das Gold hat keinen Cours. Ueberhaupt prägen ſie Münzen aus Gold, Silber und Kupfer, die goldenen ſind eigentlich nur Schauſtücke und werden bey Krönungen der Könige geſchlagen, die ſilbernen heißen **Dirhem** und das Gold **Dinar**. Die kleinſte Münze in Silber iſt **Chaye**, etwa zwey Groſchen werth, zwey derſelben machen ein **Mamondi**, vier oder achte ein **Abaſſi**, funfzig Abaſſi einen **Toman**, am Werth ſechszehn Thaler, iſt aber nur in der Einbildung; und endlich Kupfergeld, als **Kasbequis**, die den vierzigſten Theil eines Abas ausmachen und halbe dergleichen. Weil faſt jeder Stadt frey ſtehet, kupferne Münzen zu prägen, ſo ſind die Zeichen darauf eben ſo verſchieden, auf einigen Blumen, auf andern Thiere, oder auch das perſiſche Sinnbild, deſſen wir weiter unten gedenken werden. Die Silbermünzen haben auf der einen Seite das Glaubensbekenntniß der Perſer, nämlich: »**Außer Gott iſt kein anderer Gott. Mohámed iſt Gottes Prophet. Aly iſt Gottes Lieutenant.**« Umher ſieht man die Namen der zwölf Imans oder Nachfolger Mohámeds, und auf der andern Seite die Namen des Königes, des Ortes und die Jahrzahl. Ferner führen ſie zweyerley Ellenmaaß, die königliche, zu drey Fuß weniger einen Zoll, und die verkürzte Elle, welche zwey Drittel der erſten ausmacht, ihre Teppiche aber meſſen ſie nach Quadratellen, d. h. ſie vermehren allemal die Breite mit der Länge. Das Gewicht der Krämer heißt **Man**, es iſt das größte und etwa fünf Pfund etliche Loth, **Ratel** iſt der ſechste Theil davon, **Drachme** der funfzigſte Theil eines Pfundes, **Maskal** ein halber Drachme, **Dung** der ſechste Theil eines Maskal, und ein **Gerſtenkorn** der fünfte Theil eines Dung.

Edle

Edle Steine wiegen ſie noch verſchiedener, ſo auch Arzeneyen, und ſelbſt das Getränke wiegen ſie, weil dafür kein beſonderes Maaß angenommen iſt. Wunderbar bleibt es übrigens immer, wenn man die jezige Beſchaffenheit Perſiens mit den Nachrichten der Alten vergleicht, denen zu Folge ſie Perſiens Reichthümer, übee alle Schäze der Erde erheben, entweder muß damals die Menge des Geldes nicht ſo groß geweſen ſeyn, oder die jezigen Perſer müſſen durch Weichlichkeit jene Schäze erſchöpft und ſelbſt das Land unfähiger zu Naturprodukten gemacht haben und dieſes lezte bleibt bey einer umſtändlichern Unterſuchung, allemal das richtigſte.

Selbſt die Religion der Perſer hat Feindſchaft und manches Blutbad zwiſchen ihnen und den benachbarten Türken unterhalten. Sie führen zwar den gemeinſchaftlichen Namen Mohämedaner, allein ſie weichen von den Meinungen der Araber, Türken, Tartarn und afrikaniſchen Mohämedaner, gar ſehr ab. In der Auslegung des Koran richten ſie ſich bloß nach der Auslegung des Aly, dem Schwiegerſohne Mohämeds, dahingegen die Türken derjenigen folgen, welche von dem Omar, ſeinem General herſtammt. Ferner nehmen alle jene genannte Nationen, außer dem Koran, noch eine Sammlung mündlich fortgepflanzter Religionslehren an, die Sunna heißt, weswegen ſie auch Sunniten genannt werden; dieſe hingegen verwerfen ſie nicht allein, ſondern weichen in der Meinung von der richtigen Nachfolge des Aly vom Mohämed, kein Haar breit, anſtatt daß jene Völker den Abubeker dafür annehmen, und deßwegen nennt man auch die Perſer, die Abgeſonderten oder Schüten. Ihr beyderſei-

tiger Haß geht eben ſo weit, als es unmöglich iſt, dieſe Partheyen zu vereinigen; die Türken verſagen z. B. den Perſern die Rechte der bürgerlichen Geſellſchaft, und ſo viel Mühe ſich Schach Nadyr gab, die beyden Theile mit einander auszuſöhnen, auch zu dem Ende im Jahr 1736 einige türkiſche Geiſtliche nach Perſien kommen ließ, ſo fruchtlos iſt dennoch alles Bemühen geweſen. Die herrſchende **Religion** iſt alſo in Perſien, die Religion der **Gerechten**, wie ſie ſich nennen, oder der **Schiiten**, wie ſie die Türken nennen. Ihre Hauptreligionsgründe ſind unter andern dieſe, ſie glauben, **Mohämed Mehdi**, der letzte von den Imans, (welcher nach der Sage der Türken in einer Schlacht wider den Khalifen von Bagdad getödtet worden ſey,) lebe jetzt noch, ſey in völlige Sicherheit von Gott gebracht worden, und werde am Ende der Welt, unter Anführung Jeſu, des Sohnes Mariä, wieder zur Erde kommen, wozu noch die fromme Einfalt einen Gebrauch geſetzt hat, den man in den vornehmſten Städten Perſiens findet, nämlich, da ſeine Ankunft unbekannt iſt, zu Einholung dieſes großen Mannes, allezeit Pferde in völliger Bereitſchaft gehalten werden. Ingleichen iſt ihr einziges Glaubensbekenntniß: **Außer Gott iſt kein Gott, Mohämed iſt Gottes Prophet, und Aly iſt Gottes Statthalter,** und mit dieſem Glaubensbekenntniß beobachten ſie eine ſtrenge Reinigung, weil ſie ihnen verdienſtlich iſt, ſo auch das Ceremoniel Gebet, die Allmoſen an Arme und Stiftungen von Kollegien für Studirende, für Karavanſerien u. ſ. w. das alles ſehen ſie als den untrüglichſten Weg zum Paradies (ihrer ſchönſten Hoffnung,) an. Aus ähnlichen Urſachen ſind ſie genau im Faſten, in der Wallfart, zwar nicht zur Kaaba, von der ſie ausgeſchloſſen ſind, ſon-

dern zu den Gräbern der Imans. Im Aberglauben kommen ſie den Armeniern vollkommen gleich und in vielen ihnen zuvor. Sie glauben z. B. in allen Stücken ein unabänderliches Schickſal, alles iſt bey ihnen Vorbote des Glücks oder des Unglücks. Thiere tragen Sprüche aus dem Koran, Krämer um Kaufleute zu bekommen und ihr Hauptabgott iſt der Talisman. So bitter aber auch der Spott iſt, mit dem ſich dieſe Partheyen verfolgen, ſo viel Böſes ſie einander anwünſchen und andichten, ſo gut denken auch wieder die Perſer, wenn man ſich ihres Glaubens nicht überzeugen kann, und beweiſen gegen abfallende oder fremde Sekten, eine lobenswerthe Duldſamkeit, in der ihnen die Türken weit nachſtehen. Sie haben Tempel, Mesgids genannt, und achten dieſelben hoch; allein ſie laſſen jeden die Freyheit, ob er ſeinem Gott zu Hauſe oder in der Verſammlung dienen will, wenigſtens kommen die Großen und der König niemals deswegen im Tempel. Am Freytage kommen ſie in gottesdienſtlicher Abſicht zuſammen, ſo auch an Feſten, wo ſelbſt die Mollas zwar Predigten halten, die aber, wegen öfterm Schlafen, Leſen, Schreiben, Eſſen oder Tabakrauchen, wenig Nutzen ſtiften.

Das erſte der Feſte iſt, Hayt-Korban, d. h. das Feſt des Opfers, worunter ſie das Opfer Abrahams verſtehen, deſſen wir ſchon bey Arabien gedacht haben. Ein anderes iſt das Feſt des Todes, Hayt-catle genannt; dieſes Feſt dauert zehn Tage, wo jeder ein großer Trauertag iſt, zum Andenken des Todes des Hoſſein und Haſſem, der Söhne des Aly, welche in einem Treffen umkamen, welches Feſt auch bey Arabien gedacht iſt, ſo wie ihrer gottesdienſtlichen Perſonen, die wir des Raumes wegen, nur namentlich wiederholen. Sie

werden

werden **Molla** oder Geiſtliche genannt, **Moute-vely**, wenn ſie die Oekonomie der zeitlichen Güter der Menſchen beſorgen, ingleichen **Pichnamas**, welche für heilig gehalten werden, **Derwiſche** oder Mönche, eigentlicher aber Bettler, und dann, die in der Sekte der **Soufys**, welcher Lehrart ein Geheimniß iſt. Es ſind eigentlich gute Leute, aber ſchwärmeriſch, abergläubiſch, ihr Hauptbuch heißt **Gulchenras**, ſie leben mit der ganzen Welt ruhig und wiegen ſich bey göttlichen Offenbarungen, Umgang mit Gott, Entzückungen u. dgl. in Träumen und Meinungen. Der Perſer Geiſtlichen hingegen ſind Perſonen von nicht zu großem Anſehen, wenn ſie nicht die Kunſt beſitzen, ſich in die Familien einzuſchleichen, dann ſind ſie freylich Gewiſſensräthe, und wie man ſagt, überhaupt nicht immer vom beſten Karakter. Daß es endlich auch Armenier, Katholicken, Guebern, Juden und Banianen giebt, haben wir ſchon oben ſattſam erwähnet, und das führt uns zu der Perſer **bürgerlichen Verfaſſung**.

So ſelten wir eine Parallellinie zwiſchen den alten und jetzigen Perſern zu ziehen geſonnen ſind, ſo wenig können wir es hier umhin, und obſchon der Perſer älteſter Zuſtand dem jetzigen unähnlich worden iſt, ſo ſind doch auch wieder im einzelnem ſo viel karakteriſtiſche Dinge übergeblieben, die wir, zwar nur ſehr flüchtig nennen, deren Anzeige aber auch das Gegenwärtige um deſto verſtändlicher machen kann. Die Perſer hatten in den älteſten Zeiten uneingeſchränkte Erbkönige, und ihre Würde wie ihren Hof, umgab ein Glanz, welcher blendete. Ihre Geſetze waren mit Weisheit geſchrieben, und zielten oft mehr dahin ab, dem Laſter Hinderniſſe zu werden, als Laſter zu ſtrafen. Das ganze

Reich war in Statthalterſchaften getheilt, welche Satrapen regierten. Die Gerechtigkeit wurde theils vom Könige ſelbſt, theils von königlichen Richtern ausgeübt. Auflagen gaben nur die zinsbaren Völker, Perſer aber waren frey. Das Kriegsweſen war fürchterlich, jeder vom zwanzigſten bis funfzigſten Jahre war Soldat, und die königliche Leibwache führte den prächtigen Namen, die Unſterblichen. Welche Verſchiedenheit muß aber entſtanden ſeyn, da Perſien bald dieſes, bald eines andern Volkes Zepter erkennen, und ſich durch eine Reihe blutgieriger Beherrſcher regieren laſſen mußte. Noch iſt ihre Regierungsart ſo monarchiſch und ihr König im ſtrengſten Sinn deſpot, daß ſeiner abſoluten Gewalt niemand Schranken ſetzen kann, wohl aber das Leben und die Güter ſeiner Unterthanen, ein Spiel ſeines Willens ſind. Seine Befehle verlangen einen blinden Gehorſam, und ſeine Ausſprüche ſind kraft ſeines Anſehens als Gottes Statthalter, göttliche Befehle, die niemand zu ſchmälern vermag, niemand, wenn er befiehlt, aufſchieben darf, ſollten ſie noch ſo unnatürlich und grauſam ausfallen. Dieſer ſchreckenden Gewalt ſind vorzüglich diejenigen Perſonen unterworfen, die um ſeinen Thron ſind, denn nicht ihre Größe hält ſeinen Zorn auf, nicht Unterſuchungen oder Einwendungen finden hier ſtatt, die tödtliche Wirkung ſeines Zornes wird auf der Stelle vollzogen und nur gegen das Volk iſt dieſes Joch ſanfter, denn dieſe werden nach Geſetzen gerichtet Alles was Beziehung auf den Hof hat, iſt prachtvoll und glänzend, Briefe, Befehle, Beſtallungen, werden auf groſſes gefärbtes Papier mit großen, zierlichen Buchſtaben, mit Gold- oder andern Farben geſchrieben, in prächtige Beutel geſteckt und mit der unterthänigſten Ceremonie ausgefertiget, überbracht, empfan-

gen und befolgt. Die Krönung eines ſolchen Despoten geſchieht zu Iſpahan mit einer Pracht und Feyerlichkeit, die über alle Schilderung iſt. Man nennet dieſe Könige Sultan, Khan odr Schach, Padiſcha-Khan, und ſie geben ſich Ehrennamen, welche ihre ganze Gewalt ausdrücken. So nennen ſie ſich z. B. Brunnen der Macht, des Ruhms, der Hoheit; Hauptzweck der Wünſche aller Menſchen; Fürſt der Getreuen, Schatten des Allmächtigen, Haupt des vortrefflichen Gottesdienſtes; Vater der ſiegenden Herren; Beherrſcher aller Kronen und Thronen; Ausflüſſe aller Gnade Gottes. — Wer ſollte nicht für einer Macht zittern, wer es den Unterthanen verdenken, wenn ſie ſie beym Anreden Statthalter Gottes, Austheiler aller Gaben, dreymal glücklicher Herr, mein König, mein Heiliger, mein Geſetz u. ſ. w. nennen; da ſich ſelbſt die Königinnen und Prinzeſſinnen eben ſo prächtige Namen geben und ſich mit Sonnen, Monden, Augen, Blumen der Welt, Geſtirnen des Glücks, Samen aller Schönheiten, glänzenden Thronen ꝛc. vergleichen. Welcher Unterthan ſollte es wagen, ſich dieſen Beherrſchern zu widerſetzen, deren Namen ſchon Blitze des Schreckens ſind. Auch führen die jetzigen Könige nicht mehr das alte Wappen der perſiſchen Könige, welches in einem halben Mond beſtand; ſondern das Reichswappen iſt ein liegender und rückwärts nach einer aufgehenden Sonne ſehender Löwe. Jeder König wechſelt dagegen in ſeinem Siegel bald mit allerley Bildern, Denkſprüchen, Deviſen oder Sprüchen aus dem Koran ab.

Als Deſpoten, wie wir ſie nur flüchtig geſchildert haben, verläugnen ſie auch nur zu oft die ſanf-

ten Gefühle eines Vaters, und ſind lieber geneigt, ihren Günſtlingen den Zepter zu überreichen, als dem, dem er mit Rechte gebürte. Obſchon das Königreich erblich auf die männlichen Kinder iſt, ob ſie ſchon gleiches Recht zum Throne haben, ſie mögen des Vaters oder der Mutter wegen vom königlichen Geblüte ſeyn; obſchon das Succeſſionsrecht dem älteſten Sohne des Königes gehöret, ſo bedient man ſich doch ſehr oft, wie ſchon geſagt, der Grauſamkeit, ſie zu mißhandeln, ſie in beſtändiger Gefangenſchaft zu halten, ihnen öfters die Augen auszuſtechen, um ſie nach den Geſetzen der Thronfolge unfähig zu erklären, und dem die Regierung zu geben, der dieſe grauſame Politik beobachtet hat.

Der Sitz des Königes iſt in der prächtigen Hauptſtadt Iſpahan, und ſein Pallaſt mehr die Wohnung eines Gottes, als eines Menſchen. Der Pallaſt iſt von Porphyr, der Eingang heilig und die grüne Schwelle darf kein Menſchenfuß berühren, ſondern man ſpringt drüber. Wer dieſes Thor, die Küchen oder Ställe des Königes, als Zufluchtsort wählt, iſt ſicher, denn dieſe Oerter ſind heilig, und niemand als der König kann ſie ergreifen. Ueberall wo ſich dieſer Erdengott hinbewegt, iſt auch ſeine Leibwache, Sofys genannt, zum Gefolge, nur außer dem Pallaſte und wenn ihn ein Schwarm von Frauenzimmer umgiebt, begleiten ihn die Verſchnittenen. Ob er zwar Audienz giebt, und man ſeiner Hoheit Geſchenke vortragen muß, ſo würdiget er doch weder den Geſandten eines Wortes, noch ſeine Geſchenken eines Blickes. Auswärtige Geſandten werden nur in der öffentlichen Verſammlung des Hofes und des Reiches, welches ſie Medſſiles nennen, zur Audienz gelaſſen. Dieſe allgemeine Verſammlung wird

zwar

zwar mit der koſtbarſten Mahlzeit und mit einem Volksfeſte geſeyert, aber oft nur im ganzen Jahre einmal. Bey dieſer Feyerlichkeit ſoll eine alle Maaß überſchreitende Pracht erſcheinen, auch iſt der Ort zu dieſer Verſammlung nicht immer derſelbe; ſondern es wird ein Luſtſchloß des Schach gewählt, je nachdem es dem Monarchen geräumig oder gefällig iſt. Hauptkoſtbarkeiten ſind bey einer ſolchen Audienz unter andern dieſe. In einem prächtigen Saal, auf einem erhöheten, goldenen Throne, der die Geſtalt eines Ruhebette hat, und mit vier groſſen, mit Perlen und Edelſteinen beſetzten Küſſen belegt iſt, liegt dieſe irdiſche Gottheit. Eine Menge junge Verſchnittene ſtehen in einem halben Zirkel um den König, einige größere ſtehen hinter dieſem kleinen und halten des Königes reiche und glänzende Waffen. Die oberſten Staatsbediente ſtehen an der Seite des Thrones, die Vornehmen des Hofes auf der zweyten Erhöhung und der junge Adel ſteht unten. Außerhalb dem Sitze des Stolzes und der Pracht, ſieht man, ſchon am Eingange des Pallaſtes bis zum Throne, die ſtolzeſten Vorbereitungen. An dem Eingange des Pallaſtes ſtehen die königlichen Pferde, deren Geſchirr, von Edelſteinen, Gold und Silber ſchimmert, deren vor ſich ſtehende Tränkwannen aus dem feinſten Golde getrieben und von ſolcher Größe ſind, daß jede achtzig Pfund Waſſer faſſet. Ceyloniſche Elephanten, mit mannigfaltigen Farben übermahlt und mit Decken von Gold durchwürkt, erregen Ehrfurcht und Schauer für den Gebieter. Auch puprurfarbene Decken von weitem Umfange ſchmücken ein entſetzlich großes Naſehorn, mit Ketten gefeſſelt. Im Garten die Leibwache, deren Gewehr mit Silber belegt iſt, und an einem goldenen Gürtel hängt. Auf prächtigen Decken Panther, Löwen und Leoparden, gleich-

gleichfalls vor ihnen goldene Tränkgefäße. Dieſe prächtige Decken befeſtigen kegelförmige Goldklumpen am Boden, jeder ohngefähr zwölf Pfund ſchwer. Rauchfäſſer von Gold und von der vortrefflichſten Arbeit, enthalten das angenehmſte Rauchwerk, deſſen Duft ſich umher verbreitet und bey ihnen ſtehen goldene Leuchter, ebenfalls mit Kerzen, deren Geruch entzückt. Schüſſeln voll Jasmin und Blumen ſtehn dann näher um den Thron, den wir, ſo viel eine unvollkommene Schilderung zu ſagen vermag, ſchon beſchrieben haben. Werden Reichsgeſchäfte abgethan, ſo legen ſich während der Audienz, alle Fremden und mit ihnen die Geſandten vor den Monarchen nieder, vor welchen, da ſie oft viel Stundenlang dauert, Erfriſchungen ſtehen. Nach dieſem folgt eben eine ſo glänzende Tafel. Hundert Schüſſeln, an Schwere über Menſchenkraft, werden voll Reis, nach perſiſcher Art gekocht, aufgeſetzt. Für den Monarchen ſtehen allein auf zwölf gehaufte Schüſſeln, die auf einer goldenen Trage von acht Trägern, mit aller Beſchwerde vor ihn getragen werden. Ueberall und zu allem ſind goldene Gefäße oder Inſtrumente. Tänzerinnen, Sängerinnen, Fechter, Ringer, Seiltänzer, Schauſpieler u. dgl. wetteifern um den Preis zu gefallen bis auf den Wink des Königes, ſogleich die ganze Mahlzeit verſchwindet, und die Audienz ſich endet.

Mit ähnlicher Verſchwendung, wiewohl nicht ſo prächtig, bitten öfters die Großen des Reichs, den König zu ſich als Gaſt, und überlaſſen ihm dann, ſeine Geſellſchaft nach Gefallen auszuſuchen. Beym erſten Eintritt in das Haus, macht der Wirth dem König ein anſehnliches Geſchenk und ſowohl zahlreiche Gerichte, als auch alles, was nur

die Sinne reizen und unterhalten kann, wechſeln mit einander ab. Der Hausherr ſetzt ſich bey ſolchen Gaſtmählern nie, ſondern ſteht nahe beym König, um ihn zu bedienen, oder ihn zu begleiten, und diese Gaſtereyen nennt man eigentlich Geſellſchaft, Converſation oder Unterhaltungen.

Ein ſo glänzendes Anſehen die Perſon des Deſpoten ſelbſt umgiebt, ein eben ſo blendendes Licht muß ſein Hof und ſeine Bedienungen haben. Die Zahl der Haus- und Hofbedienten iſt erſtaunlich groß, ihre Titel verſchieden, und jeder Bediente hat immer wieder andere unter ſich. Ehe wir uns ganz auf das Hofweſen einlaſſen, müſſen wir nur überhaupt ſagen, daß man bey einer ſo hochtrabenden Nation weit mehr Geiz nach Titeln und Würden antreffen ſollte, wohl zu merken, nach Titeln der Geburt und der Aemter. Jeder fügt ſeinem Namen einen Titel bey, je nachdem er ihm prächtig genug ſcheint: geringe und angeſehene Bedienten geben ſich gleich prächtige, aber alle dieſe Titel haben nicht die geringſte Bedeutung. Gewiſſe Titel ſetzt man nie vor ſeinem Namen, als z. B. Herzog, Prinz, König, andere nie hinter demſelben, als Mirza, Fürſtenſohn u. dgl. Die Perſonen vom königlichen Hauſe unterſcheidet man unterandern dadurch, daß man dieſe Titel vor oder hinter ihre Namen, auf die Art, wie man ſie im gemeinen Leben braucht, ganz verkehrt ſetzt. Das Beywort Sklave, ſcheint für ſie einen ganz beſondern Reiz zu haben, denn man macht ſich eine beſondere Ehre daraus, ſich Sklaven des Königes, Sklaven der Heiligen u. ſ. w. zu nennen.

Unter diejenigen, ſo in dem Hofgefolge begriffen werden, gehört zuerſt der Generalintendant,

(Nazir) der die königlichen Finanzen und Domainen verwaltet, der Hofbedienten, Künſtler, Manufakturen, alle Handlungsſachen der Europäer, und alle Aufſicht des Hofes unter ſich hat. Die andern Hofbedienten ſind, der Generalcontrolleur (Mirzathaer); der Oberhofmarſchall; der Oberhofmeiſter, der zugleich vierzig Hofmeiſter unter ſich hat; der Geheimſchreiber; der Oberaſtrologe (Monadgen Baſcha); der Leibmedikus, (Hackim Baſcha); der Siegelbewahrer, (Meheurdar), welcher allezeit des Königs Siegel an einer goldenen Kette vor der Bruſt hangen hat, und fünf andere Siegelbewahrer unter ſich hat; der Großſtallmeiſter (Mirakor Baſcha); der Oberjägermeiſter, (Mir Chehar Baſcha); der Oberkleiderbewahrer (Rekibkana Agaſi); der die Abgeſandten zur Audienz führet (Mehmondar Baſcha). Alle Fußbedienten und Läufer des Königes führen den Namen Schabers und dieſe leztern müſſen, ehe ſie angenommen werden, eine Probe machen, die bey aller Feyerlichkeit darin beſteht, daß ſie einen Weg von anderthalb franzöſiſche Meilen, an einem Tage, zwölfmal hin und her laufen müſſen. Noch eine andre Art Hofbedienten, ſind die Culom Schach, welche eben dieſelbe Bedienungen haben, als die in Europa. Es ſind meiſt Kinder von gutem Stande, die von Jugend auf in dem Dienſt des Königes ſind, theils ihres eigenen Vortheils wegen. Der König weiſt ihnen ſogleich einen Gehalt, nach der Beſchaffenheit ihrer Familien, oder nach dem Dieſt, den ihm ihre Väter geleiſtet haben, an: denn das iſt ſo gut als Belohnung. Alle Befehle werden durch Eliboten überbracht, die man Tſchapar nennt, und ſoviel als Courier bedeuten, weil im ganzen Orient keine Poſten angelegt ſind. Die Rechte dieſer Boten ſind

ſehr groß und gehen ſoweit, daß ſie im Nothfall jedem, der ihnen unterwegens zu Pferde begegnet, nöthigen können, abzuſteigen. Man erkennet ſie an ihrer Tracht. Sie haben hinter ſich einen Mantel aufgebunden, einen Dolch, ein Schwerd, einen Köcher an der Seite und einen Stock in der Hand. Ueber dem Rücken haben ſie einen Bogen, und eine Scherfe, ſo ihnen zweymal um den Hals und kreuzweis über den Leib geht. Reiſende ſuchen ſich von weiten ſchon zu entfernen, weil ihre Pferde überall ihrem Gebrauch unterworfen ſind. Und dies iſt auch eine der größten Unkoſten, welche die Großen des Reichs auf ſich haben, wenn ihnen der König Befehle oder Geſchenke, durch einen Culom-Schach oder ſonſt eine Standesperſon zuſchickt, denn alle ihre Verehrungen nimmt der König als ihm gethan, und ahndet auch dagegen eben ſo alle Verletzung. Bey ihrer Ankunft muß man ihnen herrliche Kleider bringen und beym Abſchied große Geſchenke, ja der König ſchreibt wohl gar das Geſchenke vor. Vom Adel weiß man dagegen in Perſien und im ganzen Orient nichts, niemand iſt durch dieſes Vorrecht beſſer, geehrter oder vornehmer; ja Aemter, Würden, außerordentliche Verdienſte, werden nicht nach Wappen abgezählt, Reichthümer können nur Hochachtung verſchaffen, und nur die, ſo vom Blut Mohämeds oder der Imans abſtammen, werden wegen der Geburt etwas höher geachtet. Sie unterſcheiden ſich durch einen grünen Turban und die Namen Seyd und Mir, (ſoviel als Edle oder Prinze,) haben aber meiſt wenig Güter und Würden.

Sich fürchterlich zu machen, haben wir bey jeder Gelegenheit in der Perſon des Monarchen gefunden, wie könnten alſo die Geſetze, ſo er ihnen

vor-

vorlegt, anders, als deſſelben Innhalts ſeyn? In ihm iſt die ganze Gewalt der geiſtlichen und weltlichen Geſetze vereiniget, er iſt der oberſte einzige Geſetzgeber, und nur wo es ihm gefällt, läßt er den Koran gelten. Außer dieſem gelten auch noch Mohämeds Sprüche und Thaten, oder ein drittes Buch Cherajet, welches die Lehren und Regeln der zwölf Imams enthält, aber nur in Fällen, wo es die Schwierigkeit der Entſcheidung erfordert und in wiefern der Monarch gütig iſt. Lange Proceſſe oder Verhöre ſind ihren Richtern ganz unbekannt, einige wenige Unterſuchungen entſcheiden über Recht oder Unrecht und jeder Kläger trägt ſeine Sachen mündlich, oder durch einen ſeiner Freunde vor. Im ganzen Königreiche ſind den weltlichen Richtern (**Kazis**) die geiſtlichen Richter (**Naib Sedaret** und **Madarre**,) als die rechten Ausleger der Geſetze, an die Seite geordnet, doch erſtrecken ſich der letztern Rechtsentſcheidungen nur auf Verträge, Eheſachen, Eheſcheidungen, Erbſchaften, Stiftungen, u. dgl. und eben ſo ſind dem oberſten Reichsrichter (**Divan-Begui**) der **Sadre Elman Alek** an die Seite geſetzt. In wichtigen weltlichen Dingen wird an den oberſten Reichsrichter appellirt, wie im geiſtlichen an den Alek: um aber alles zu verſtehen, muß man die vollſtändigere **Reichsverwaltung** wiſſen.

Man nennt die vornehmſten Staatsbedienten **Reichsſäulen**, an der Zahl ſechſe, welche Oberhäupter von ſo vielen Staatskammern vorſtellen, woſelbſt die Reichsgeſchäfte verwaltet werden, und zu denen noch ein Vicepräſident, einige Beyſitzer und Sekretaire gehören. Die Geſchäfte der erſten Reichsſäule (Grundfeſte der Macht genannt,) ſind, alle Befehle des Königes unter ſeiner Aufſicht

zu haben. Der andere iſt das Haupt der Lehnsleute, welche die Ritterpferde halten und zu Kriegszeiten dem Aufgebote folgen müſſen. Der dritte iſt der General der Edelleute, die unter den Sklaven des Königes verſtanden werden. Der vierte und fünfte haben das Kommando über die Leibwachen. Der ſechſte iſt der Oberhofgerichtspräſident, welcher im Namen des Königes das Recht ſprechen muß. Die erſten fünf Reichsſäulen verwalten aber auch noch dabey andre Gouvernements in den Provinzen durch Vicegouverneurs, und vermittelſt der königlichen Beſtätigung gehen alle Bedienungen im ganzen Lande, durch ihre Beſtallungen.

Nächſt dieſen haben die vier geiſtlichen Sadres zum Theil denſelben Rang, zum Theil über die Reichsſäulen in Verſammlungen, zu denen ſie angewieſen ſind. So vertrit der Groß-Vaka-Nuviez die Abweſenheit des Viziers und iſt eigentlich ſein Beobachter; desgleichen ſind in allen Provinzen ſolche Beobachter, die allemal die Vorfälle an die Gouverneurs melden, und dieſe alsdann an den König. Andre Bedienungen ſind z. B. Chans, ehedem Satrapen, welche alle Autorität eines Königes in ihrer Provinz annehmen, und auſſer daß ſie eine gewiſſe Anzahl Truppen ſtellen, nur ſehr geringe Abgaben geben. Die vornehmſten in den Gränzprovinzen heißen Beglerbegs, und führen im Kriege den Titel Generals oder Serdar. Die Befehlshaber, ſo unter dem eigentlichen Gouverneur ſtehen, heißen Sultans, oft ſind ſie zwar auch unabhängig; ſo wie einige Provinzen Domänen des Königes ſind, in welchen bloß Intendanten regieren, die ihm die Einkünfte berechnen, oder als Gouverneurs ſelbſt ziehen. Daroga heißen die, welche Städte und Feſtungen beſorgen,

ſorgen, und ſo hat jede Stadt ihre Magiſtråte, jeder Flecken ſeinen Amtmann, jede obrigkeitliche Perſonen ſuchen ſich mit den vorgeſetzten Aufſehern zu vertragen, um ſich ſchadlos für die Macht des Königs zu halten, und auf dieſe Weiſe werden zwar die Befehle des Königes, wenn ſie ungerecht ſind, weniger ſchrecklich, das Volk aber gewinnt deswegen nicht das geringſte, da jeder vom erſten bis letzten, nur zu ſehr darauf bedacht iſt, den Deſpoten im Kleinen zu ſpielen und ſeine Schätze zu vermehren.

Je nachdem die Regenten blutdürſtig ſind, nachdem ſind auch die Strafen der Verbrecher ſchrecklich und ſelten dem Verbrechen angemeſſen. Ein Todtſchläger iſt ganz allein in der Gewalt der hinterlaſſenen Verwandte, und kann er die Rache nicht durch ein Stück Geld erkaufen, ſo iſt kein Ort ſicher, überall verfolgen ihn ſeine Rächer, ja Jahre und Zeiten machen dieſe Strafen nicht vergeſſend. Wird jemand Schuldenhalber angeklagt und für ſtrafbar erkannt und iſt er außer Stande zu bezahlen, ſo übergiebt ihn der Richter dem Gläubiger mit aller Haabe, und zugleich die Freyheit, ihn nach Gefallen zu ſchweren Arbeiten zu nützen. Hausdieben haut man die rechte Hand ab, ſo auch den falſchen Münzern: ergreift man ſie aber noch einmal bey dieſer That, ſo wird ihnen der Bauch aufgeſchnitten. Wird jemand ermordet oder auf der Straße beraubt, und der Thäter entkömmt, ſo hält man ſich in den Städten an die Nachtwachen, oder auf dem Lande an die Dörfer der Gegenden, wo die Beraubung geſchehen iſt, welche den Diebſtal erſetzen müſſen. Geldbußen, Gefängniß, Stockſchläge, Abkneipen eines Gliedes vom Finger oder Zehen u. dgl. ſind auf ſehr leichte

Verbrechen geſetzt, und beym zweifelhaften Geſtändniß braucht man die Tortur, als Schläge auf die Fußſohlen, Geißelung u. ſ. w. Die gewöhnlichſte Todesſtrafen ſind auch die grauſamſten, als Spieſen, lebendiges Eingraben bis an die Knie, das Herabſtürzen von einem hohen Thurme, Ausſtechen der Augen, Abhauen der Hände und Füße, das Aufſchneiden des Leibes, und was noch die Unmenſchlichkeit mehr hinzuſetzt. So hat es ſtets eine Reihe Regenten gegeben, welche Grauſamkeit und Gerechtigkeit nicht von einander zu unterſcheiden wußten, ſo haben ſie ihre eigenen Kinder auf bloßem Argwohn dahingerichtet, und auf ſolche Weiſe entſtanden Verſchwörungen, wo die Königsmörder dann auch kein anderes Erbarmen äußerten, als, da ſie ſelbſt keinem Menſchen Gnade erwieſen hätten, ſie auch keine verdienten.

So lange ſich aber ein ſolcher Monarch auf ſeinem glänzenden Throne zu erhalten weiß, ſo lange ihn nur ſeine Unterthanen fürchten, wenn ſie ihn auch nicht lieben; ſo lange iſt er auch auf dem erhabenſten Poſten, ſeine Ehre göttlich, ſein Anſehen demüthigend, ſeine Befehle Donnerworte, ſein Zorn ſchrecklich und ſeine Einkünfte königlich. Mit Gewißheit läßt ſich über das letztere, nämlich die Einkünfte des Königes nichts ſagen, jedoch die Kenntniß woher ſie fließen, kann ſchon einigermaßen ihre Größe anzeigen. Sie beſtehen aus ordentlichen und außerordentlichen, und zwar die erſten ſind Einkünfte von bebauten Ländern, welche in den meiſten Provinzen, des Königes Eigenthum ſind, oder aus ſolchen, welche vermittelſt eines Lehnbriefes auf beſtimmte Zeit an den Eigenthümer ausgethan ſind, und jährlich an den König den fünften, ſiebenteu und zehnten Theil aller Produkte

dukte von Gartenfrüchten u. dgl. abgeben. Dieſe Abgaben werden meiſt in Natur geliefert, als z. B. Feld- und Baumfrüchte, Seide, Oel und alles was die Erde trägt, dieſes kömmt in die königlichen Vorrathshäuſer, und zur Unterhaltung des Hofſtaates, der Soldaten, der Garden u. ſ. w. die Amtleute und Gouverneurs aber, nebſt der Reuterey, werden aus beſondern dazu beſtimmten Ländereyen beſoldet. Auch bekömmt der König von den großen Viehheerden, als Schafe, Pferde, Eſel, Kamele u. dgl. die in unbebauten Ländern geweidet werden, allemal das ſiebente Junge. Ingleichen die Bergwerke und Türkisgruben gehören dem König allein, jedoch iſt dieſer Ertrag nur mäſſig, da ihre Anzahl nicht groß iſt, eben ſo die Zölle. Deſtomehr aber bringt die Religionsſteuer ein, da jeder, der nicht der herrſchenden Religion zugethan iſt, jährlich einen Dukaten Kopfgeld geben muß, und endlich die Waſſerleitungen. Man kann aber faſt ſagen, daß die außerordentlichen Einkünfte ungleich erheblicher, obgleich viele davon, unrechtmäſſiger ſind. Dahin gehören z. B. alle die Geſchenke der Großen des Hofes, die ihm am Neujahrstage oder zu ſeinem Geburtstage gemacht werden müſſen, und wo jedem daran gelegen ſeyn muß, durch Uebergröße die Gunſt des Monarchen zu gewinnen. Oder es fließen dem König große Summen aus der Conſiſcation der Güter derjenigen zu, welche in die Ungnade des Königes gefallen ſind; alles wird ſodann auf Rechnung verkauft, oder in beſondere Magazine des Königes gebracht, oder auf irgend eine Weiſe alles Haab und Gut veräußert. Von denjenigen Abgaben, welche reiſende Kaufleute von ihren Gütern an die Weghütten abgeben müſſen, und wovon die europäiſchen frey ſeyn ſollen, bekommt der König nichts, dieſe ſind nur zum Unterhalt de-

ter, die auch zugleich auf die öffentliche Straßenſicherheit Acht haben ſollen. Sonſt waren der Könige Einkünfte ungleich wichtiger, als beſonders die aus dem Hauſe Sophi, anſehnlichen Vortheil aus der Handlung zogen, die ſie, als die größten Kaufleute nothwendig mit unſäglichen Schätzen bereichern mußte, allein dieſe Vortheile ſind durch die unglücklichen Unruhen aufgehoben, und nur eine innerliche Glückſeligkeit, könnte dieſen Verluſt ergänzen.

Schade, daß man bey einem ſo großen Lande immer auf das zurückkommen muß, was es ehedem geweſen iſt, und doch iſt es überall nothwendig, wenigſtens da wir etwas über die Mittel der allgemeinen Sicherheit, oder über die **Kriegsmacht** ſagen müſſen. Jene alten kriegeriſchen Perſer ihres erſten und zweyten Reiches würden, wenn ſie ihre Nachkommen ſuchen ſollten, zweifeln, ob ſie wohl jemals ihre Voraͤltern geweſen wären und nur die Gebern kann dieſer Vorwurf nicht treffen. Vor Abas dem Großen war noch an keine ſtehende Armee zu denken, ſondern aus den Provinzen wurden die Streitbarſten gewählt und beſoldet. Er errichtete auf ſeine Koſten einen Haufen Fußvolk, die er mit Musketen bewafnete, an der Zahl 12000 Mann und unter dem Namen **Tunfinktchi**. Einen andern Haufen Kavallerie von 10000 Mann, welche Sklaven des Königes genannt werden; hierzu kommen nun noch zwey Leibwachen, **Sophis**, an der Zahl 200, und die, ſo die Wache im Pallaſt halten, 600 Mann und **Ziezairi** heißen. Die Truppen des Staats theilt man daher in ordentliche Landmiliz, oder ſolche, welche der Anzahl nach die meiſten, und in Kortſchis d. h. ſolche, die von der Turkomannen herſtammen, deren Lebensart äußerſt einförmig und ihr Umgang durch-

durchaus nur unter ſich, in Zelten auf dem Felde iſt, die auch allemal ein General aus ihrem Geſchlechte anführet. Wenn man die Behandlungen ausnimmt, die ſie ſich gegen Feinde, die in ihrer Gewalt ſind, erlauben, ſo könnte man faſt ſagen, ſie wären ſanftmüthiger geworden, und liebten nichts weniger als Menſchenblut koſtende Kriege. Es darf niemand den Feind angreifen, ſondern man ſchweift nur um ihn herum, die Lebensmittel abzuſchneiden, oder bietet der Feind Krieg, ſo iſt das erſte die Flucht hinter Gebirge, in hole Wege und Defileen, oder im äußerſten Nothfall ſucht man den Feind truppweiſe zu beſiegen. Worinnen ſie es beſonders ſehr weit gebracht haben, iſt, wenn ihnen der Zugang zu einer Stadt überall verſagt iſt, ſo miniren ſie ſich unter der Erde einen Weg und überhaupt glauben ſie ſich am ſicherſten für den Feind zu halten, wenn ſie weit um ſich her Oeden anrichten, wo kein menſchliches Geſchöpf zu leben vermag. In eben ſo unvollkommenem Zuſtande, oder richtiger, in gar keiner Betracht iſt ihre Schiffahrt; ſchützte Perſien nicht ſeine vortheilhafte Lage; ſeine Feſtungen, Schlöſſer, Soldaten und Schifffahrt würden nicht dem kleinſten europäiſchen Heere Widerſtand thun. Ohne Wachen und Kriegsübungen ohne Subordination, und ohne die Kunſt zu verſtehn, aus der großen Maſchiene, ein leicht zu bewegendes Rad zu machen, leben in Friedenszeiten die Krieger daheim in Weichlichkeit, die Großen und Anführer der Truppen gehn ihnen darin zum Beyſpiel vor, der Soldat glaubt ſchon alles gethan zu haben, wenn er Mann für Mann beym Muſterinſpector vorgeht, und dem Könige ſelbſt liegt mehr daran, ſich im Glanze als Gott anbeten zu ſehen, als einen Tag die Geſchäfte eines europäiſchen

Köni-

Königes, wie Joſeph und Friedrich, zu über- nehmen.

Dies wäre ohngefähr die allgemeine Ueberſicht der Verfaſſung und Kultur von Perſien, und um dieſe Kenntniſſe vollſtändiger zu machen, wollen wir nun Zuſtand der einzelnen Provinzen beſchreiben, ſo weit uns hinlängliche Gründe die Hand bieten werden. Noch ſind die Gränzen dieſes großen Reiches nicht ſattſam beſtimmt, noch zerrütten innerliche Unruhen dieſe Gränzen, und ſcheinen es faſt zur Unmöglichkeit zu machen, jemals die einzelnen Provinzen in gehörige Größen und Zirkel zu bringen. Wir haben oben geſagt, daß Perſien aus ſechszehn großen Provinzen beſtehet, wir haben die allgemeine Beſchaffenheit dieſer Provinzen allezeit bey der Landesbeſchreibung für Augen gehabt; allein bey ihrer ſpeciellern Anzeige erfordert dies mehrere Beſtimmtheit, und dieſe wird uns manchmal aus erſt gedachten Gründen unmöglich werden. In der Geſchichte werden wir ebenfalls Stoff finden, von den Revolutionen zu handeln, die Perſien bis in die neueſten Zeiten erfahren hat; aber doch müſſen wir, um allem Mißverſtand vorzubeugen, jetzt ſchon erinnern, daß Perſien nicht unter Einem König ſtehet, ſondern daß die öſtlichen Provinzen von Achmed Schach zu einem Reiche erhoben, und in den weſtlichen Provinzen Mohämed, Kerim, Chan, der Beherrſcher iſt.

Einzelne Provinzen.
1) Erivan.

Wenn wir die Karte von Perſien anſehen, ſo finden wir zu oberſt der türkiſchen Gränze, Armenien, welches einige perſiſche Erdbeſchreiber in drey Theile theilen, und zwar erſtlich in Armenien an ſich, zweytens Turkomannien und drittens Georgien; allein die meiſten theilen es nur in zwey Theile, in Ober- und

und Niederarmenien. Nieder- oder Kleinarmenien ſteht, wie bekannt, unter türkiſcher Herrſchaft, Ober- auch Großarmenien aber, (auch das öſtliche genannt,) iſt eine perſiſche Provinz, und dieſe iſt es, die wir unter dem Namen **Erivan** befaſſen. Seine Gränzen ſind ohngefähr gegen Norden, Cirkaſſien und Rußland; gegen Oſten das kaſpiſche Meer, gegen Weſten das türkiſche Armenien und Georgien, von dem es umſchloſſen wird. So unbeſtimmt die Gränzen dieſer Provinz ſind, ſo beſtimmt iſt auch ihr Name, und eben ſo fabelhaft ſcheint die Erzählung der Einwohner, die faſt darauf beſtehen, Noah ſey der Bebauer dieſer Gegend, und hier ſey der zuverläßigſte Ort, woſelbſt ſein Kaſten ſtill geſtanden habe. Allein uns intereſſirt ſie von einer andern Seite, ſie iſt nämlich eine der ſchönſten und fruchtbarſten Provinzen im Reiche. Sie hat vor vielen andern eine geſündere Luft, zwar etwas dick und der Winter lang anhaltend, denn es ſchneyt oft noch im Monat April, demohngeachtet iſt das Erdreich fruchtbar, die Früchte gerathen im Ueberfluß, und vorzüglich gut der Wein, deſſen Anpflanzung eben Noah angebracht haben ſoll. Sieben große Flüſſe helfen dieſer Fruchtbarkeit auf; alle dieſe Flüſſe, und der nicht weit von der Hauptſtadt entfernte See liefern gute Fiſche, vorzüglich Forellen und Karpfen, die im ganzen Orient berühmt ſind. Wäre dieſe Provinz nicht durch Kriege ſo ſehr entſtellt worden, wäre es nicht meiſt das Schlachtfeld der Feinde und Freunde geweſen, hätte es ſich nicht von dem und jenem bald beſiegen, bald beherrſchen laſſen müſſen, ſo würde ſie in ungleich wichtigerm Anſehen ſtehen.

Die Hauptſtadt und Feſtung heißt ebenfalls **Erivan**, oder **Irvan**, eine große, aber an ſich Erivan.
ſehr

ſehr wenig gefallende, viele ſagen, häßliche Stadt. Sie liegt auf einer Ebene, die aber rings um mit Bergen eingeſchloſſen iſt. Man kann die Feſtung leicht für die Stadt ſelbſt halten, ſie iſt länglicht, hat 4000 Schritt im Umfange, und gegen 500 Häuſer, unter denen ſich aber ſehr wenige auszeichnen. Nahe bey der Stadt fließen zwey Flüſſe, der Zengui und Queurtbulak. Die Feſtung hat drey Mauern aus gebrannten Ziegelſteinen, aber ſo unregelmäßig und unſicher, daß wenig Kugeln eine große Vernichtung anrichten würden, und ſo ſehr auch die drey Thürme der Feſtung mit Eiſen beſchlagen ſind, ſoviel ſich die Perſer auf dieſe Feſtung einbilden, ſo ſehr ſie die darin befindlichen 2000 Mann beſchützen wollen; ſo wenig Widerſtand würde ſie auszuhalten vermögen. Der Pallaſt des Statthalters iſt in der Feſtung, groß und ſchön, dabey im Sommer ſehr angenehm, auch haben die Armenier Arbeitshäuſer und Läden in der Feſtung, die ſie aber des Nachts verlaſſen müſſen. Etwa 5000 Schritt von der Feſtung gegen Norden iſt eine Anhöhe, von der man ſie beſtreichen kann, und mit doppelten Mauern und Kanonen beſetzt. Die eigentliche Stadt aber liegt etwa einen Kanonenſchuß weiter davon, deſſen Zwiſchenraum mit Marktplätzen und Häuſern angefüllt iſt, allein ſoviel ihrer auch da ſind, ſo iſt ihre Bauart ſo geringe, daß eine kleine Anzahl Menſchen, mit wenig Kräften, den ganzen Platz räumen könnten. Die Stadt ſelbſt hat viel Kirchen, und die erſte derſelben iſt die biſchöfliche, mit Namen Jrku-Yerize, d. i. zwey Geſichter, und nächſt dieſer Catovike, die erſte ſtammt noch von den beyden letzten Königen in Armenien her, die andern ſind neu, klein und tief in der Erde, ohne alles Anſehen. Alle große Plätze werden in Aſien Meydan genannt, hier iſt ein ſolcher zu 400

Schritt

Schritt im Durchſchnitt, und ringsum mit Bäumen beſetzt. Man hält hier Ringen, Wettrennen und allerhand Leibesübungen zu Pferde oder zu Fuße. Auch ſind in der Stadt, wie in der Feſtung, viele Bäder und Karvanſerien, unter welchen das ſchönſte das 500 Schritt vom Schloß befindliche iſt. Es ſind darin drey große und ſechszig kleine Wohnungen, nebſt vielen Gewölbern und Ställen, auch vor denſelben iſt ein großer Marktplatz mit vielen Buden, worin man allerhand Mundvorrath verkauft.

Welches Urſprunges und von welchem Alter übrigens auch Erivan ſeyn mag, ſo iſt doch ſoviel gewiß, daß ihre Einwohner alten Urſprunges ſind, und daß im Jahr 1583 die Türken ſich Meiſter davon machten, die Feſtung über die Stadt baueten, die hernach die Perſer 1655 eroberten, und durch Artillerie verſtärkten. Nach dem Tode Schach Abas wurde ſie wieder den Türken zum Raube, allein ſie wurde bald wieder befreyet, und ſeit 1635 wurde ſie nicht mehr belagert, bis 1724 die Türken abermals Meiſter wurden, jedoch ſie kam bald wieder an ihre alten Beherrſcher.

Zwey Meilen von Erivan iſt das berühmte Kloſter der drey Kirchen, ein bey den Armeniern großes Heiligthum. Sie nennen es die Herabkunft des Eingebornen, und behaupten, dieſer Name ſey dem Ort beygelegt worden, weil Jeſus dem heiligen Georg, als erſten Patriarch erſchienen ſey. Die Mohämedaner nennen es auch Dreykirchen, weil außer der Kloſterkirche noch zwey andere da ſind, die aber ohne Kunſt und Geſchmack erbaut, wohl aber mit einer großen Anzahl Reliquien angefüllt ſind, wodurch die Mönche den Aberglauben der Leute befeſtigen. Auf dem Thurm der einen ſind ſechs

Glocken, wovon eine ſehr ſchöne und 2000 Pfund ſchwer iſt, in dem Kloſter ſelbſt ſind Wohnungen für Fremde und für achtzig Mönche. Im Gebiete von Erivan, welches ſich auf allen Seiten über 20 Meilen erſtreckt, befinden ſich 23 Manns- und 5 Frauenskloſter, welche aber alle arm und ſehr übel gebaut ſind.

Zwölf Meilen von Erivan gegen Morgen ſieht man den berühmten Berg, da jedermann dafür hält, er ſey derſelbe, wo ſich der Kaſten Noah darauf niedergelaſſen habe. Die Armenier behaupten ſogar, er ſey noch auf dem Gipfel zu finden, den man wegen der Höhe des Berges nicht erſteigen könnte, allein dieſer berühmte Berg hat bey alledem ein ſehr ſchlechtes Anſehen. Man findet auf demſelben weder Bäume noch Stauden, auch nirgends, als am Fuß deſſelben, ein lebendes Geſchöpf, und zwar einige Heerden ſchlechter Schafe, Krähen oder Tieger. Was von dem darauf liegenden Schnee ſchmilzt, fließt in den Abgrund des Fußes, Sand und Schnee ſind die Beſtandtheile des Berges.

Macſchivan. Macſchivan iſt eine große, aber zerſtörte Stadt, etliche Tagereiſen von Erivan, in einer ſehr unebenen Gegend und über den Fluß Harpajuy, welcher Armenien in zwey Haupttheile theilt. So gut dieſe Stadt ehedem war, ſo iſt ſie jetzt faſt nur ein ungeheurer Haufen von Ruinen, die man zwar nach und nach wieder in eine Stadt verwandelt. Das Inwendige derſelben iſt auch bereits ſchon ziemlich hergeſtellt, es ſind in derſelben anſehnliche Marktplätze mit Läden beſetzt, desgleichen fünf Karvanſerais, viele Läden, große Tabak- und Kaffeehäuſer, und in allen auf 2000 Häuſer. Ehe die Araber Herren dieſes Landes wurden, ſoll man auf 40000 Häuſer, alle im beſten Zuſtande angetroffen

troffen haben, und wovon die Ruinen ſattſam zeigen. Daſſelbe Schickſal, was Nacſchivan traf, hatten auch noch verſchiedene armeniſche Städte in dieſer Gegend. Der große König Abas mußte hier lauter Wüſten ſchaffen, weil die Türken dieſen Weg am meiſten wählten, und hier die meiſten Lebensmittel antrafen. Daher iſt nichts trauriger, als dieſe Gegend, auf viele Meilenweges nach Alt-Schúlva, das jetzt ein Steinhaufen, ſonſt eine vortreffliche Stadt war. Hier müſſen wir eines Fluſſes gedenken, Araxes genannt, welcher auf demjenigen Berge entſpringt, auf welchem der Kaſten Noah ſtillgeſtanden haben ſoll. Er iſt reiſend und groß, wird vergrößert, indem er viele andere aufnimmt, und überſchwemmt beym Schmelzen des Schnees die Gegend ſo ſehr, daß alle Brücken und Dämme fruchtlos, und ſein Brauſen grauſam wird.

Ueber dieſen Fluß gegen Südoſten liegt Marant, von der man ſagt, Noah ſey hier begraben. Ihre Lage iſt vortrefflich, und hat das ſchönſte Thal, das man ſehen kann. Sie ſelbſt iſt eine ſchöne Stadt, ohngefähr aus 2500 Häuſern nebſt vortrefflichen Gärten, die faſt eben ſoviel Raum umfaſſen. Ihre Lage iſt an einem kleinen Berge, am Ende eines Thals, welches eine Meile breit und fünfe lang iſt, auch fließt mitten durch daſſelbe ein kleiner Fluß, Zelula genannt, der den Einwohnern die wichtigſten Dienſte leiſtet, denn aus ihm leiten ſie viele kleine Bäche ab, um ihre Felder zu bewäſſern. Ueberhaupt iſt Marant ſchöner und volkreicher als Nacſchivan, ſo auch die Fruchtbarkeit größer. Hier wachſen Früchte im Ueberfluß und im beſten Geſchmack, dazu ſammelt man auch, zwar ſehr wenig Cochenille, oder wie Perſer ſagen, Kerms, von dem Worte Kerm, oder Wurme. Marant.

Julfa. Am oben genannten Fluß Araxes lag ehedem auch noch eine andre glorreiche und mächtige Stadt, Namens Julfa, die aber jetzt ſehr von ihrer Höhe geſunken iſt. Abas kam auf den Argwohn, als ob der Reichthum und die Menge der Einwohner, denen er dazu mehr türkiſche als perſiſche Geſinnungen zutrauete, bey einem Vorfall, Perſien mehr Schaden als Nutzen bringen könnte, und wies daher den reichen Kaufleuten eine andere Stadt zu ihrem Wohnort an, ſo daß eine gänzliche Vernachläßigung und Einäſcherung Julfa jetzt in einen Flecken verwandelt hat.

9) Adirbeizan. Noch einmal müſſen wir des Fluſſes Araxes gedenken, der Armenien und Medien, eben die zweyte Provinz, welche als Königreich ehedem die Herrſchaft über ganz Aſien behauptete, gegenwärtig aber nur einen Theil einer perſiſchen Provinz ausmacht, und von den Perſern Adirbeizan genannt wird, von einander trennet. Sie iſt nicht allein eine der größten Provinzen, ſondern auch eine der beſten im perſiſchen Reiche. Sie gränzt gegen Morgen an das kaſpiſche Meer und an Hyrkanien, gegen Süden an die Provinz der Parther, gegen Weſten an den Fluß Araxes und an Oberarmenien, gegen Norden an Dageſtan, in einer Länge von 97 und 55 Meilen in der Breite. Ihr Name ſoll, wie man behauptet, die Wohnung der alten Feueranbeter anzeigen, und hier ſoll auch der Ort geweſen ſeyn, wo der berühmte Feuertempel geſtanden, und der oberſte Prieſter deſſelben ſeine Wohnung gehabt habe, weswegen ſie auch noch bis jetzt zwey Tagereiſen von Schamaky, den Ort des immer brennenden Feuers anzeigen, das alles, was ſich ihm nähert, verbrenne. Zwiſchen Gebirgen, die ſich immer mehr einander nähern, aber niemals zuſammen kom-

kommen, durch waſſerreiche Ebenen und ſchöne, fruchtbare Gegenden, wo lauter gearbeitetes Feld und viele Dörfer anzutreffen ſind, führt der Weg von Erivan bis Tauris drey und funfzig perſiſche Meilen, jede zu 5000 Schritt gerechnet.

Tauris hat die Stadt Agur von ſeiner Höhe herabgeſetzt, und ſie iſt bereits eine große und mächtige Stadt, die unter allen perſiſchen Städten, ſowohl an Größe, als auch an Reichthum, Handel und Bevölkerung die zweyte Stelle einnimmt. Sie liegt in einer Ebene am Fuß des Gebirges Sehend, in einer flachen, mit Gärten umpflanzten Landſchaft, welche ſie zu einem reizenden Aufenthalt machen. Sie hat weder Mauern noch Feſtungswerke, nur ein kleiner Fluß geht quer durch dieſelbe, wird aber oft ſo gefährlich, daß er nicht ſelten Häuſer an ſeinen Ufern mit fortreißt. Ein anderer fließt gegen Mitternacht nahe an ihr vorbey; ſechs Monate iſt ſein Waſſer geſalzen, wegen der Ströme, die hineinfallen. Wegen der Größe dieſer Stadt wird ſie in neun Quartiere getheilt, wogegen 15000 Häuſer, und eben ſoviel Kramläden anzutreffen ſind, welche nach perſiſcher Art nie in den Häuſern befindlich, ſondern das Innere der Stadt ausmachen, und welche Plätze man Marktplätze nennet. Die Gebäude in Tauris ſind eben nicht ſehr ſchön, wohl aber die Marktplätze. Hier ſind täglich eine erſtaunliche Anzahl Menſchen und Kaufmannswaaren anzutreffen, an denen ſich das Auge nie ſatt ſehen kann, zumal in dem Quartier, wo Edelſteine und andre Koſtbarkeiten ausgeſtellt ſind. Man zählt über 300 Karavanſerai; und Kaffee-, Tabak-Häuſer, Bäder und Moſcheen, ſtimmen mit ihrer Anzahl der Größe der übrigen Gebäude überein. Der letztern zählt man 250, unter denen ſich viele an Tauris.

innerer und äußerer Schönheit empfehlen. Auch giebt es drey Hoſpitäler, wo man Lebensmittel im Ueberfluß austheilt. Am weſtlichen Ende der Stadt iſt auf einem kleinen Berge eine ſchöne Einſiedeley, oder Wallfahrtsort, die man das Auge des Ali nennt. Wegen der großen Anzahl Fremden, die ſich zu allen Zeiten aus allen Gegenden Aſiens hier aufhalten, iſt es unmöglich, die Anzahl der Einwohner zu beſtimmen, wenigſtens ſind ihrer gewiß mehr als weniger von 550000 Seelen. Hier wird nicht leicht eine Art von Waare zu denken ſeyn, die nicht da wäre, denn die Stadt ſelbſt iſt angefüllt von Fabriken, ſowohl an baumwollenen, als ſeidenen und Goldwaaren. Man kann alſo leicht, als wahr annehmen, daß jährlich über 6000 Ballen Seide allhier verarbeitet werden, da ſich ihr Handel durch ganz Perſien, Moskau, Türkey, Tatarey, bis nach Indien und dem ſchwarzen Meer erſtreckt. Bey alle der großen Volksmenge ſind jedoch wieder gewöhnlich die Lebensmittel im Ueberfluß und wohlfeil. Auch iſt die Luft gut und geſund, mehr kalt als heiß, und nirgends Mangel am Waſſer. Noch müſſen wir eines Platzes in der Stadt gedenken, der jetzt eigentlich nur zum Vergnügungen beſtimmt iſt, des Paradeplatzes, wo die Türken mehr als einmal 30000 Mann in Schlachtordnung darauf geſtellt haben. Meiſt beſucht man Abends dieſen Platz, und Gauckler, Ringer, Seiltänzer, Kämpfer, Bärentänze u. dgl. ergötzen den dafür leidenſchaftlich eingenommenen Pöbel. In der Gegend um Tauris ſind Steingruben von weißem Marmor, ingleichen Bergwerke von Salz und Gold, wovon aber das letzte eingegangen iſt. Ingleichen vortreffliche mineraliſche Waſſer, worunter die, eine halbe Meile weit, zu Baringe am meiſten beſucht werden.

So

So ſchön dieſer Ort immer auch ſeyn mag, ſo muß man doch auch wiſſen, daß er durch die wiederholten Einfälle der Türken unendlich viel gelitten hat, unter welchen wir nur des letztern 1725 gedenken, wo jedoch aber 1736 die Perſer wieder Beſitz nehmen konnten. Aber noch mehr als dieſes hat Tauris durch die häufigen Erdbeben verloren, die ſich bald nach ſeiner Erbauung ſchon äuſſerten, (im 165ſten Jahre der Hedſchra,) und nur zu oft widerkehrten, bis 1722 am 9ten April Tauris faſt ganz verſank, und mit dieſem großen Erdbeben viele ſeiner Schönheiten verlor.

Die Stadt Ardebil, bey den Alten Arbela, iſt auch noch eine große und volkreiche Stadt, zwar ohne Mauern und zwiſchen Bergen, die ſehr hoch und mit beſtändigem Schnee bedeckt ſind. Nur eine Akademie und das Grab des erſten Sophi *), ein großes Heiligthum, machen dieſen Ort erheblich. Ardebil.

Eine Menge Ebenen, Berge, angenehme und rauhe Wege wechſeln auf dieſer ganzen Fläche beſtändig mit einander ab, kleine Flecken und Dörfer, Flüſſe und Buſchwerk ſind überall zerſtreuet, bis man über große Berge in die nächſt folgende Landſchaft kömmt. Beyde große Provinzen trennt eine Kette von Bergen, welche ein Arm vom Gebirge Taurus iſt. Sein ganzer Umfang erſtreckt ſich von Europa bis nach Sina, es durchläuft Moskau, Cirkaſſien, Mingrelien, Georgien, das

*) Der Name Sophi wird daher geleitet, weil Ali, Mohämeds Eidam, von welchem die perſiſchen Könige abſtammen wollen, ſich in Souph, d. i. aus Ziegenhaaren verfertigtem Kamelott geklei- det habe

Land der Parther, Baktrianer, die Provinz Kan- dahar und Indien.

3) Erak Agemi. Gleich beym Annähern an die Provinz fühlt man den Abſtand der vorigen ganz lebhaft: hier iſt die Luft äußerſt trocken, und kaum regnet es im halben Jahre einmal, der Boden iſt ſandig, und erfordert erſtaunliche Mühe. Ihre Gränzen ſind gegen Morgen die Provinz Koraſſan, gegen Mittag die Provinz Fars, gegen Abend Adirbeizan, gegen Mitternacht Güilan und Mazanderan. Bey einer Größe von 200 Meilen in die Länge, und gegen 150 Meilen in die Breite herrſcht auch eine ſehr große Ungleichheit der Bewäſſerung, der Luft und des Bodens, und iſt ſeiner Größe nach lange nicht gehörig bevölkert. Ueberhaupt ſind hier mehr Berge als Ebenen, und dabey meiſt nur kahle, nackte Felſen, aufs höchſte mit Diſteln bewachſen, und wo Waſſer genug iſt, ſind auch die Felder beſſer und angenehm.

Die natürliche Geſtalt des Landes hat auch Veranlaſſung zu ſeinem Namen gegeben, einmal heißt es Erak Agemi, zum Unterſchied des Erak Arab, und dann auch aus obiger Urſache Balad-el-Gebel, d. h. das Land der Berge. Dieſe Provinz ſteht ganz unmittelbar unter dem König, und hat keinen Statthalter, gleich den übrigen Provinzen, auch ihrer geringen Bevölkerung nach doch vierzig Städte, und unter dieſen die Hauptſtadt Iſpahan.

Iſpahan. Ehedem hieß Iſpahan, von den hundert Thoren, die ſie hatte, Hekatompylus, war und iſt noch eine prächtige, große und gegen 1500000 Menſchen faſſende Stadt, dabey die Reſidenz der perſiſchen Könige, und liegt in einer Ebene mit ho-

hen Bergen umgeben, an beyden Seiten des Fluſſes Senderut. Ihre Schönheit hat ſie zu der Königin unter den morgenländiſchen Städten erhoben, wenigſtens iſt ſie doch vielleicht, nächſt Nanking in Sina, die gröſte unter allen. Die Vorſtädte mit eingeſchloſſen, rechnet man ihren Umfang eilf Stunden. Außer dem feſten königlichen Schloſſe ſind die Häuſer nur auf zwey Stockwerk gebauet, nicht ſonderlich ſchön, bey jedem aber ein Garten. Die Stadt iſt eigentlich nur mit einer ſchlechten Mauer umgeben, aber das königliche Schloß iſt dafür befeſtiget, welches täglich von 6000 Mann bewacht wird. Bey demſelben iſt der Maydan, oder der große Handelsplatz und Kaufmannsbörſe, welche viereckigt gebaut, 600 Schritt lang und 400 breit, überdies mit Mauern eingefaſſet iſt, an deren inwendigem Theil viele tauſend Lampen eingemauert ſind. So ſchön der Platz zu Erivan iſt, ſo kommt er mit dieſem an Pracht und Schönheit keinesweges in Vergleichung, außer in ſoweit, daß ebenfalls hieſelbſt auch allerhand Spiele und Künſte getrieben werden, ingleichen der Ort iſt, wo ſich eine erſtaunliche Anzahl Menſchen, des Vergnügens oder der Geſchäfte halber verſammlet. Am königlichen Marſtall ſteht ein hoher, ganz im ſonderbaren Geſchmack erbauter Thurm. Er iſt von vielen tauſend Hirſchköpfen aufgeführt, und ihre Hörner ſind auf das ſeltſamſte und künſtlichſte in einander geſchlungen. Des Pallaſtes, oder man möchte faſt ſagen, des Heiligthums des Königes in dieſer Hauptſtadt, haben wir ſchon oben gedacht, hier erinnern wir nur noch, daß er auch zugleich das Serail oder den Haram enthält, welcher mit hohen Mauern umgeben, und die Wohnung der königlichen Frauenzimmer iſt, welche von alten, ſchwarzen Eunuchen bedient wird. In dieſem Haram darf niemand treten, er habe denn als Handwerksmann ſeine Be-

ſchäftigung darinne, und dann wird er auch überall von den Eunuchen begleitet, wo er gewiß alle Zimmer leer findet. Reitet der König mit ſeinen Frauen aus, dann iſt jede Mannsperſon in Lebensgefahr, die den Eunuchen zu Geſichte kömmt. Die Gemahlinnen und Prinzeſſinnen heißen Begumen, und die vornehmſten Frauen des Serails Khanumen. Vorzüglich müſſen wir bey dieſer großen Stadt bemerken, daß alles, was wir über den Karakter und Sitten der Nation geſagt haben, hier wie überall in großen Städten, Ausname leidet, und daß die Laſter hier viel mehr Gelegenheit und Verehrer findet, als in kleinern Städten oder Flecken, welche mehrentheils erſt angeſteckt von der großen Stadt, jene Fehler nachäffen. Vergnügungen aller Art haben hie ihren Wohnſitz, und leider müſſen wir noch hinzuſetzen, die Wolluſt ihren Thron; tauſende reißt der Strom von Prachtliebe, Verſchwendung und Luſtbarkeit hin, tauſende finden aber auch wieder bloß in der übermäßigen Ausſchweifung und Entkräftung ihres Körpers, bey der erſtaunlichen Anzahl ſchlechter Frauensperſonen, ihr Grab. Nur die Frauensperſonen, deren Ruf der ſchlechteſte iſt, ſind in Perſien eigentlich die Tänzerinnen, ſo wie überhaupt Muſik und Tanz, Ringen, Kämpfen, Singen u. dgl. Lieblingsvergnügungen der Nation, und bey jeder großen Feyerlichkeit in Menge zu ſehen ſind, ſo ſind ſie doch auch überall im ſchlechteſten Anſehen, und meiſt mit allem Grunde im ſchlechteſten Ruf, weil ſie ihre Kunſt, nicht bloß um Geld zu erwerben, treiben, ſondern ein Mittel ſeyn laſſen, die erhitzte Leidenſchaften der Perſer, in aller Fülle zu befriedigen und zu reizen. So machen z. B. die Tänzerinnen verſchiedene Geſellſchaften aus, ihre Vorſteherin iſt meiſt eine ältere ihres Geſchlechtes. Wenn der Hof reiſet, haben

ben ſie ihr eigenes Gepäck und Zelte, ihr Gehalt beſteht in Stoffen und andern Vorrath, nebſt 1800 Livres, ohne was ſie ſich durch andre Gefälligkeiten zu erwerben wiſſen, welches bey den verſchwenderiſchen Perſonen nicht ſchwer hält. In ſo ſchlechtem Rufe aber auch eine Weibsperſon ſtehet, deren Aufführung ein allgemeiner Uebelſtand iſt, ſo iſt zu Iſpahan demohngeachtet ihre Zahl entſetzlich groß. Man ſchätzt ihrer auf 14000, und muß ſie entweder aus phyſiſchen Urſachen leiden, oder der Gewinn, den man jährlich von ihnen einziehet, giebt dieſer Lebensart einen Freybrief, denn dieſe Geſchöpfe ſollen jährlich nicht mehr als 200000 Thaler an Abgaben entrichten, und wie tief müſſen dieſe Geſchöpfe geſunken ſeyn, daß ſie eine Ehre darin finden, Brandmahle am Arme von dem zu tragen, dem ſie ſich eine Zeitlang zum Eigenthum überließen, und nach der Zahl derſelben ihre Liebesgegenſtände und ihre Unehre zählen können.

Das Betragen der beſſern Einwohner hat zwar auch das volle Gepräge erkünſtelter Sitten, aber es iſt doch weniger ſchimpflich und vieles davon Nationalſitte. Sie ſtatten einander z. B. häufige Beſuche ab; die Hofleute gehen des Morgens und Abends zu den Miniſtern, und begleiten ſie nach Hofe. Hier werden allerhand Gebräuche im grüßen, ſtehen oder ſitzen aufs ſtrengſte beobachtet; ihre Reden ſind Ceremonien voll, ihre Komplimente, Bittſchriften, Titel u. dergl. ſind weitläuftig, und überall zeigen ſie ſich zwar an Artigkeit, Gefälligkeit und Herablaſſung als Leute, die jedem modelirten Europäer an die Seite geſetzt werden können; aber auch auf der andern Seite als ſolche, denen ächter Lebensgenuß ein Wort ohne Bedeutung iſt. Eine große Anzahl Perſonen findet man in Iſpahan, welche die Arzney-

kunſt treiben, ohne etwas davon zu verſtehen. Man darf nur einige Bücher in dieſer Wiſſenſchaft geleſen haben, die Kunſtſprache etwas verſtehen, und eine Bude mit Kräutern und Arzneyen beſitzen, um für einen Arzt gehalten zu werden. Wir würden zu weit abkommen, wenn wir mehr über dieſe Stadt ſagten, und wir verlaſſen ſie mit der kurzen Nachricht, daß ſie zwar im J. 1725 den Türken zu Theil wurde, aber bald wieder in der Perſer Hände kam.

Zerigan. Zerigan hat eine angenehme Lage, iſt mittelmäßig groß, von etwa 1000 Häuſern, und in dieſer ſchmalen Ebene kommen die Berge, ſo ſie einſchließen, kaum eine halbe Meile weit von einander. Nur das gute, fruchtbare Erdreich, die angenehme Luft und ſchönen Gärten machen im Sommer dieſen Ort angenehm, das Innere der Stadt ſelbſt aber iſt äußerſt traurig, denn alles, was man findet, ſind Ruinen.

Von hier führt der Weg in einer vortrefflichen Gegend, bey unzählig vielen Dörfern und Quellen, Karavanſeraien und Stuttereyen, zu der in der Ferne viel verſprechenden Stadt,

Sultanie. Sultanie am Fuß eines Berges, war ehedem wohl etliche mal ſo groß, jetzt von 3000 Häuſern, die aber ſehr wenig Empfehlendes haben, ſo wie die ganze Stadt der Erwartung nicht entſpricht, die man ſich von ihr in der Entfernung machet. Vielleicht iſt ſie auch, wie die Perſer ſagen, die größte Hauptſtadt des Königreiches geweſen, da nirgend dergleichen große Ruinen von Kirchen, Moſcheen und Thürmen anzutreffen ſind, als hier. Das Schönſte allhier iſt, die ausnehmend wohlfeilen Lebensmittel, und die reine Luft, die demohngeach-

ver

tet ſo abwechſelt, daß man ſich Abends erkälten kann, wenn man gleich am Tage für Hitze bald verbrennen müſſen. Ihre Erbauung iſt ſehr im Streite, wenigſtens giebt ihr Name Sultanie, d. i. königliche Stadt, den ſtärkſten Beweis, ſie habe vielleicht irgend einem Könige ihr Daſeyn zu verdanken.

Die Vormünder des Königes Iſmael Sofi, haben im dreyzehnten Jahrhundert ſchon hier ihre Reſidenz gehabt. Abas der Große verlegte zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts die Reſidenz von hier nach Iſpahan, nachdem ſein Vater Kodabende daſelbſt geſtorben, und in der großen, hier befindlichen Moſchee begraben war.

Faſt auf jeder Meile kömmt man von hier auf ein Dorf, oder ſieht in der Ferne, im angenehmſten Ueberraſchen, andere liegen. Von dieſen auf kleine Städte, als z. B. Ebher, eine Stadt von 2500 Häuſern, und wenn man die Gärten mitrechnet, eine halbe Stunde in der Länge. Ein kleiner, nach ihr benamter Fluß, geht mitten durch ſie hin, und ſowohl iſt die Lage der Stadt reizend, als die Luft geſund und der Erdboden fruchtbar durch fleißiger Arbeiter Bemühen. Die Herbergen, Buden und die drey großen Moſcheen geben ihr ein gutes Anſehen. Mitten in ihr ſieht man Ruinen eines Schloſſes, daß aus Erde gebauet war, und vom ihren Alterthum, ſo wie von ihren Schickſalen ſpricht, ob es gleich nicht ganz ausgemacht iſt, daß Alexander der Große dieſen Ort erbauet habe. Ebher.

Durch eben ſo vortreffliche Wege wird man nach Casbin in eine ſchöne Ebene, drey Meilen vom Berge Aluvent, geleitet; ein Berg, der wegen ſeiner Höhe in ganz Perſien berühmt, und ein Casbin.

Arm

Arm von dem Gebirge Tauris iſt. Ehedem hatte Casbin Mauern, wovon jetzt noch ihre Ueberreſte zeigen, gegenwärtig aber iſt ſie offen, hat etliche Meilen im Umfange, 1100 Häuſer und etwa 10000 Einwohner, die aber alle in Dürftigkeit leben. Die Handlung, die hier ehemals ſo blühend war, iſt jetzt ſehr gefallen, jedoch ſind in der Stadt noch viele Dinge, die ihr wenigſtens einiges Anſehen geben. So hat z. B. Schach Nadir einen neuen Pallaſt erbauen laſſen, der in dem vortrefflichſten, morgenländiſchen Geſchmack iſt; ſie hat verſchiedene Plätze und Herbergen, war ehedem im funfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert die Reſidenz der Könige, und ſeitdem hat ſie an ihren Vortheilen ſo verloren, als ihr durch Ueberfälle von Türken und Tatarn an Schönheit abgegangen iſt.

Sava. In einer ſandigten und unfruchtbaren Ebene, in dem Geſicht vom Berge Aluvent, liegt die Stadt Sava; ſie iſt mittelmäßig groß und mit Mauern befeſtigt, aber deſto weniger bevölkert, und bey einem Umfange von zwey Meilen, nur in der Mitte bewohnt. Daß ſie ſchön geweſen ſey, beweiſen ihre Ruinen, dazu iſt der Erdboden unfruchtbar, die Luft heiß und ungeſund. Gegen Sava über auf der Oſtſeite, etwa vier Meilen davon, iſt ein Wallfahrtsort zum Grabe Samuel, über welches eine prächtige Moſchee erbaut iſt; und neun Meilen davon ſieht man noch hie und da Ueberreſte der ehemals ſo berühmten Stadt Rey, welche für die größte in Aſien gehalten wird, ſo daß Babylon noch kleiner als ſie geweſen ſeyn ſoll.

Kom. Durch ein ſchönes, ebenes Land führt der Weg über verſchiedene Kanäle, und bey Karavanſeraien vorbey nach der Stadt Kom. Sobald man ſich ihr nähert, ſind die erſten Gegenſtände auf allen

Seiten

Seiten die Gräber und Moſcheen, worinnen die Enkel und Nachkommen des Ali begraben liegen: ihre Anzahl iſt im Königreiche unglaublich groß, denn ſelbſt um Kom ſind ihrer auf 444. Die Stadt ſelbſt iſt groß, liegt in einer großen Ebene, an einem Fluß und eine halbe Meile von einem hohen Berge. Sie macht ein längliches Viereck, hat einen Graben, eine mit halbverfallenen Thürmen verſehene Mauer, auf der einen Seite Gärten, auf der andern Waſſer und gegen 15000 Häuſer. Unter der Menge von ſchönen Gärten zeichnet ſich derjenige beſonders aus, worin das Grabmal des Ruſſan-Khan, eines Fürſten aus der Familie der letztern Könige von Georgien befindlich iſt. Dieſer Garten iſt auch zugleich der gewöhnliche Vergnügungsort der Einwohner von Kom. Längſt dem Fluß ſind zwey ſchöne Dämme, eine vortreffliche Brücke in der Stadt, wohlgezierte Marktplätze, Karavanſeraien, Moſcheen und Alleen. Der jetzige Handel von Kom iſt nicht mehr ſehr groß, demohngeachtet verführt man von hier friſche und trockene Früchte, beſonders Granatäpfel, ingleichen viel Seife, Degenklingen und viel Töpferarbeit. Was Kom ſtets im Anſehen erhält, iſt die im ganzen Orient berühmte Moſchee, wo die zwey Könige von Perſien, Sefi der Erſte und Abas der Zweyte begraben liegen. Der Anblick des Gebäudes im Aeuſſern und Innern ſpricht ſogleich, daß ſein Erbauen Millionen gekoſtet haben müſſe. Lampen von gediegenem Gold, Silber, Edelſteine, Gallerien von der ſchönſten Arbeit, prächtige Portale und Innſchriften aus dem Koran, nebſt einer Menge der herrlichſten Decken, geben ein reizendes Anſehen. Bey dieſen beyden Gräbern iſt auch noch ein drittes von gleicher Pracht und Herrlichkeit, der Fathme, einer Tochter des Muſa-Kaſem, einer der zwölf Kalifen, welche

die

die Perſer für die wahren Nachfolger des Mohâmeds halten. Dieſe Orte werden für heilig und von den Unwiſſenden für wunderthätig gehalten. Die Wallfahrten hieher ſind groß, eben ſo die Einkünfte dieſer Kapellen, und ſteigen bis zu 144,000 franzöſiſchen Pfunden, die man zwar wieder nützlich anwendet, und wovon viele tauſend Arme Unterhalt bekommen. Drey der Großen des Reichs haben, ein jeder über eine Kapelle die Aufſicht, und führen die Namen Grabwächter. Kom würde in aller Hinſicht ein guter Ort ſeyn, wenn hier nicht die Hitze unerträglich wäre. Dabey richtet der Fluß, der im Sommer nur ein kleiner Bach iſt, und mit dem geſchmolzenen Schnee wächſt, ſo große Verwüſtungen an, daß z. B. 1634 durch eine Ueberſchwemmung beynahe 1000 Häuſer ruinirt, und dieſes Unglück 1670 wiederholt wurde.

Der Sage nach iſt die Stadt ſehr alt, und ehedem noch viel größer geweſen, ob es auch nicht erwieſen iſt, daß zur Zeit Mohâmeds hier ſieben Dörfer geſtanden, die im 83ſten Jahre der Hedſchra, vom Abdallah Saydan, mit einer Mauer umgeben und zu einer Stadt erhoben worden ſind.

Kaſſan. In einer großen Ebene, nahe an einem hohen Berge, liegt die Stadt Kaſſan, ſie iſt eine franz. Meile lang, und eine halbe breit, in der Ferne gleicht ſie einem halben Mond, und hat viele unterirdiſche Kanäle, tiefe Quellen und Ciſternen. Es umgiebt ſie eine doppelte Mauer, in derſelben 5 Thore, und auf ihr große Thürme, die aber alle wenig beytragen, die Stadt zu verſchönern, und ungleich ſchöner ſind ihre Vorſtädte. Man zählt in allem 1500 Häuſer, 40 Moſcheen, drey Kollegia und mehr als 200 Grabmäler von den Nachkommen des Ali. Schöne Gebäude findet man in Kaſſan nicht,

nicht, wohl aber ſchöne Bäder und Karavanſeraien, unter welchen letztern ſich die vor der Stadt, die königliche genannt, im ganzen Orient als die ſchönſte empfiehlt, und über deren Eingang die abſichtsvollen Worte ſtehen; „die Welt iſt eine Karavanſerai, und wir eine Karavane; macht aus einer Karavanſerai keine beſtändige Wohnung;“ ſchicklicher deucht uns, und klüger könnte wohl keine Innſchrift angebracht ſeyn, und die in allem Betracht ihren Stifter, Abas des Großen, würdiger wäre Nahe dabey iſt der königliche Pallaſt, und der für die Abgeſandten, beyde ſehr prächtig, voll ſchöner Gärten und auch vom Abas erbaut. Das Angenehme von Kaſſan iſt ihre Lage, der Reichthum und Wohlſtand ihre Manufakturen, wo alle Arten von Seidenzeugen, goldene und ſilberne Brokaden, Atlas, Sammet, Taffent u. dgl. verfertiget werden; ja in einem einzigen Gebiete dieſer Stadt ſind über 1000 Häuſer von Seidenwebern bewohnt (er heißt Aran, liegt eine Meile von der Stadt, und beſteht aus 2000 Häuſern und 600 Gärten). Das Uebel der Stadt hingegen iſt auch, ihre unerträglich heiße Luft, und die große Menge der Skorpionen, nebſt einer Art großen Spinnen, deren Stich empfindlich und ſchädlich iſt.

Die perſiſchen Schriftſteller behaupten, daß die Stadt der Zebd-el-caton, der Gemahlin des Kalifen von Bagdad, Harun Raſchid, ihren Urſprung zu verdanken habe, ſie habe dieſelbe nach dem Namen ihres Großvaters, Kaſſan genannt, der ein Enkel des Ali war, und wenigſtens hat ſie das Glück gehabt, ſeltener ruinirt zu werden.

Die Städte **Isharum**, **Yesdekaſt** und **Yesd**, ſind zwar nicht groß, aber noch gute Städte in dieſer Provinz. Bey der erſtern wachſen ungemein

Isharum, Yesdekaſt u. Yesd.

mein viel Datteln, die den Einwohnern die Stelle des Brods vertreten; die andre iſt im Gegentheil ihres ſchönen Brodes wegen berühmt; und die dritte wegen ihrer ſchönen Frauenzimmer und Tapeten, daher die Perſer im Sprichwort ſagen: um fröhlich zu ſeyn, muß man Brod aus Yesdekaſt, Wein aus Schiras und Frauen aus Yesd haben.

4) Guilan. Die folgende Provinz Guilan, auch Kilan genannt, wird gewöhnlichermaßen zu Dilem gerechnet: da beyde eigentlich auch nur eine ausmachen, ſo gränzen ſie der Länge nach an das kaſpiſche Meer. Man theilt ſie in das ebene Land und in die gebirgigten Gegenden; die erſte iſt eine ſchmale und lange Ebene, welche nordwärts der Gebirge von Dilem, bis an das Meer reicht, und ſich längſt ſeinem Ufer erſtreckt, auch ohngefähr eine Tagereiſe in der Breite beträgt. An manchen Orten fließt das Meer neben den Bergen, und läßt nur ſoviel Platz, als die Landſtraße auf ebenem Lande breit iſt. In andern Gegenden erweitert ſich dieſe Ebene, und ihre größte Breite beträgt zwey Tagereiſen. Sie enthält ferner zwölf Städte, nicht von vorzüglicher Schönheit, jedoch mittelmäßig, und ihre Einwohner karakteriſiren ſich für den übrigen beſonders dadurch, daß ihre Sprache ſehr unrein, und ihre Leibesbeſchaffenheit ſehr ſchwächlich iſt, wiewohl der hieſige Boden vortrefflichen Wein, Manna, Wachs, Honig, Feigen, Oel, Reis, Tabak, Granaten, Citronen und viel Seide hervorbringt. Ehedem hieß dieſe Landſchaft Hyrkanien, ward auch in neuern Zeiten von den Ruſſen erobert, 1732 aber wieder Perſiens Antheil.

Chadjan. Chadjan iſt die Hauptſtadt dieſer Provinz, und liegt in einer Ebene an dem Fuß der Gebirge Dilem, eine große Stadt, zwey Tagereiſen vom Meer,

Meer, voll Gärten, Weinberge und fließenden Waſſers. Die hier gezogene Seide iſt allgemein berühmt, und übertrifft ſelbſt die für ſchön geachtete in einer andern hier gelegenen, kleinern Stadt Salous in Dilem.

Eine große Stadt, unweit dem kaſpiſchen Meer, iſt Ferhabad; ingleichen Reſcht, deren Häuſer von Ziegelſteinen erbaut, und welche mit Pomeranzenbäumen eingefaſſet ſind. Dieſe letztere iſt beſonders wegen der Friedensſchlüſſe, die zwiſchen den Perſern und Ruſſen in den Jahren 1729 und 1732 hieſelbſt abgehandelt worden ſind, bekannt. Eben ſo iſt Aſtrabad eine offene, aber anſehnliche Stadt am Meer, und Eſkref, eine weitläuftige Stadt, die ein königliches Luſt- und Jagdſchloß, nebſt einem wohlangelegten Garten, und viele minder ſchöne hat. Auch Sara iſt noch eine anſehnliche Stadt, mit einem königlichen Schloſſe, und ſteht in dem Rufe, daß in der hieſigen Gegend die beſten Früchte in Perſien wachſen. Ferhabad. Reſcht. Aſtrabad. Eſkref. Sara.

Die Provinz Schirvan, heutzutage auch Kharez genannt, erſtreckt ſich von dem Strom Gur bis Derbend, einer Handelsſtadt. Sie liegt dicht an der See, an dem Fuß eines Gebirges, und hat an dem erhabenſten Ort eine Feſtung. Die Mauern und alle Häuſer der Stadt ſind von Felsſteinen erbauet, und ſollen, wie man ſagt, von Alexander dem Großen errichtet worden ſeyn. Ihre Einwohner rechnet man 16 bis 20000, die ſich theils von Handwerken, theils mit Ackerbau und Viehzucht ernähren. Da aber die Landung hier ſehr ſchwer iſt, ſo iſt der Handel von keiner Wichtigkeit, und Derbend ſetzt faſt nichts, als viel Safran ab, der hier in großer Menge gebaut wird. Auch hat ſie ihren eignen Khan, deſſen Reſidenz in Kuba iſt, einem kleinen 5) Schirvan. Derbend. Kuba.

Ort, eine Tagereiſe von einem wilden, unzugänglichen Gebirge, welches das Schatzgebirge genennet wird.

Baku. In einer elenden, dürren Gegend, in deren Nachbarſchaft der ſo berühmte Naphtaquell iſt, liegt Baku. Die Stadt iſt ein Viereck, alt und etlichermaßen befeſtiget. Ihre Außenſeite iſt ſchön, das Inwendige aber ſieht nicht zum beſten, denn die Straßen ſind enge, meiſt ungepflaſtert, die Häuſer meiſt von einem Stockwerk und ſehr ſchlecht gebauet. Die Einwohner ſind Perſer und Tatarn. Der Khan iſt dem zu Kuba unterworfen, ſo wie

Schamachie. der zu Schamachie, einer Stadt, die in den neuern perſiſchen Kriegen ſehr verwüſtet wurde, und die Hauptſtadt der ganzen Provinz Schirvan war, die vor Alters Medien genannt wurde. Man baut hier viel Seide, ſo wie überhaupt, die leider nur verwilderte Gegend äußerſt fruchtbar iſt.

6) Mazanderan und 7) Eſterabat. Mazanderan, welches man auch Taberiſtan nennt, gränzt gegen Oſten an Schirvan, ſüdwärts an Khoraſan, gegen Weſten an Gilan, und nordwärts an das kaſpiſche Meer. Eigentlich nennt man das ebene und unbewohnte Land Mazenderan, das bergigte aber Taberiſtan. Reis, Fiſche und Knoblauch, der Einwohner liebſte Speiſen, ſind Hauptprodukte und eine geſchwinde Sprache, ſtarkes Haar, zuſammengewachſene Augenbraunen ſind der Einwohner Kennzeichen.

Djurdjan. Djurdjan iſt die Hauptſtadt darin. Die andere Provinz Eſterabat, ehedem Margiana, am Fluſſe Margus, gränzt im Weſten an Parthien, im Süden an Aria, im Oſten an Baktrien, iſt auf der einen Seite mit Wüſten umgeben, und ihr größter Vorzug Weintrauben, deren Größe bis zu zwey Ellen reichet.

Am

Am kaſpiſchen Meer, wo der Fluß Oxus hineinfällt, liegt die Provinz Choraſan, bey den Alten Baktriana. Seine Gränzen ſind gegen Oſten Sagiſtan und ein Theil von Indien, nordwärts Türkiſtan, gegen Weſten die Wüſteneyen, welche ſich bey Irak=Adgem und Taberiſtan endigen, ſüdwärts aber diejenigen, die ſich auf der Seite von Fars und Kirman erſtrecken. Vortreffliches Korn, Seide und Türkiſſe wird hier gefunden, und durchgängig zeichnen ſich die Einwohner, als geſunde, ſtarke und kluge Leute aus. Häufige Einfälle haben dem Lande die gehörige Bevölkerung geraubt, ſo daß Nadir=Schah, aus andern Provinzen, Männer und Weiber herzog, die dem Mangel abhelfen ſollten, der aber immer noch nicht ganz gehoben iſt. Die Hauptſtadt iſt Herat, groß, alt, liegt in einer Ebene und iſt mit Gärten und Weinbergen umgeben, desgleichen auch mit Strömen, welche zwey Stunden von hier, aus einem kahlen Gebirge entſpringen, worauf ein Feuertempel ſteht, und Steinbrüche voll ſchwarzen Schieferſteinen ſich befinden. Sie hat Mauern, mit Waſſer angefüllte Gräben und fünf Thore, wovon das eine aus Eiſen iſt; ingleichen ſteht im mitternächtlichen Theil ein Kaſtell, welches für ziemlich feſt gelten kann.

Choraſan. Herat.

Die Städte Meſed, Merva und Niſabur, ſind weniger erheblich, als daß die erſte der Wallfahrtsort zu den Gräbern vieler Heiligen iſt und 200 Thürme hat, die andere eine ziemlich große Stadt genannt wird, und in der dritten gute Säbel geſchmiedet werden, und große Stutereyen angelegt ſind. Eine große Anzahl kleiner Flecken und Dörfer ſind übrigens noch in Koraſan befindlich, die aber zu ermüdend ſeyn würden.

Meſed, Merva und Niſabur.

9) Sabluſtan. 10) Sagiſtan. und 11) Kandahar.

Die drey gegen Morgen liegende Provinzen Sabluſtan, Sagiſtan und Kandahar, ſind an und für ſich keine erhebliche Ländereyen, Berge und Wüſteneyen in den beyden erſten und häufiges Blutvergieſſen in der letztern, haben dieſer Gegend ein ſehr trauriges Anſehen gegeben. In der erſtern iſt Bost die Hauptſtadt und eine Gränzfeſtung. In der zweyten iſt Sagiſtan die beſte Stadt im Lande, nächſt dieſer Terbesmisma, wegen der guten Stutereyen, und endlich Hobin, wo viele Fabriken ſind. In Kandahar liegt die Hauptſtadt gleiches Namens: ſie treibt guten Handel und iſt eine vortreffliche Bergfeſtung mit zwey Kaſtellen. Karabat und Duki ſind auch anſehnliche Städte.

Boſt. Terbesmisma. Kandahar. Karabat und Duki.

12) Makran.

Gegen Süden, am perſiſchen Meere liegt die große, aber wenig bewohnte Provinz Makran, ehedem Gedroſia genannt, deren Einwohner alle Aehnlichkeit mit den Kiurden haben. Ihre Sprache iſt perſiſch, ſie tragen baumwollene Kleider, nebſt Turbans, und legen ſich auf die Handlung. Dieſe Landſchaft bewäſſern verſchiedene große Ströme, als z. B. der Nehenk, der dem Nil nichts nachgiebt, der Kiourkienk etwas kleiner, der Makichid und andere. So brennend heiß, als Indiens Landſchaften, iſt dieſe, an ihren Gränzen wohl nicht, allein doch heißer, als beynahe nirgends in Perſien, daher der Mangel an Menſchen und Früchten; doch hat man ſehr gutes Gewürze, als Narden und Mirrhen, welche die Luft wohlriechend und geſund machen. Groß iſt übrigens die Anzahl der Städte und Kaſtelle nicht, aber doch ſind ihrer von einiger Erheblichkeit, als

Guie. Hurmuz.

Guie, die Hauptſtadt in Makran, iſt groß und liegt zwiſchen Gebirgen. Eine andere, Hurmuz,

muz, iſt befeſtiget, und größer als Haleb; allein Wüſteneyen und hohe Gebirge ſchließen ſie von dem Umgange mit ihren Nachbarn aus. Eine andre, Tiz, hat einen Hafen und iſt, wenn auch nicht groß, doch zur Handlung bequem. Tiz.

Eine der größten Provinzen Perſiens, iſt das alte Karamanien, jetzt Kirman. Sie gränzt gegen Weſten an die Landſchaft Fars und Lar, ſüdwärts an Zurmus, gegen Oſten an Makran und nordwärts an Siſtan, ihre Länge kömmt mit der Breite überein, und beträgt ohngefähr 180 Meilen, oder von der Inſel Katáa an, bis zur Mündung des perſiſchen Buſens, beym Vorgebirge Karpella. Die Städte liegen äuſſerſt weit von einander und die Hitze iſt unerträglich groß; allein man würde weit weniger ſuchen, als man hier findet. Sie hat an vielen Dingen Ueberfluß, z. B. Bäume, nur keine Oelbäume, Datteln, Feigen, Felder und Viehweiden; viele Flüſſe, wovon einer Goldſand führt; Silber-Erz- und Mennigsadern; einen Berg von Arſenik und einen von Salz, nebſt vortrefflichem Wein. In Abſicht der Sitten und Sprache hat es alles mit den übrigen Provinzen gemein, allein nur das ſüdliche Karamanien; das nördliche hingegen iſt wüſte, ſandig und unfruchtbar, die Luft heiß und ungeſund und in der Mitte ganz menſchenleer. 13) Kirman.

Unter die ehedem merkwürdigen Städte gehört Gamron, eine ehedem vortreffliche Handelsſtadt, nebſt einem guten Hafen und zwey feſten Schlöſſern am perſiſchen Meerbuſen. Engländer, Holländer und Franzoſen hatten hier große Niederlagen und der Vorrath von Datteln iſt ungemein groß. Eine andere iſt Kerman, woſelbſt ſchöne Wolle zubereitet und auch eine Art Gefäße gemacht wird, die dem Porzellan gleich kömmt. Ehedem Gamron. Kerman.

Ormus. war Ormus eine anſehnliche Handelsſtadt, ehe ſie die Tatarn verwüſteten, alles ihr Anſehen iſt gefallen und der Boden iſt ſalzig, ſo daß den Einwohnern die Lebensmittel meiſt von andern Orten zugeführt werden müſſen. Doch befindet ſich in dieſer Provinz noch ein ſehr fruchtbares Gebirge, Kaſas genannt, welches gegen Süden das Meer hat, oſtwärts eine Wüſte, gegen Norden ein anderes Gebirge, gegen Weſten die Völker Bouloudges am Fuß des Gebirges Kaſas, bis an die Gränze Hurmuz. Dieſe Völker haben in dieſen Ebenen Felder und mit Datteln bepflanzte Pläze, die ſie aber nie eher ſammlen, als bis ſie vom Winde herabgeworfen werden. Gutthätigkeit und Leutſeligkeit ſind Hauptvorrechte dieſer entfernten Bewohner, hingegen begeben ſich die Kiurden, welche von verſchiedenen Oberhäuptern regiert werden, auf die Landſtraßen und verüben ihre Räuberey, bis an die Gränzen der Provinz Fars und Siſtan. Gold- Silber- Kupfer- und Eiſenminen, ſind die innern Schäze dieſes Gebirges.

14) Lariſtan. und 15) Fariſtan. Wir ſetzen hier Lariſtan und Fariſtan zuſammen, weil die erſte weniger erheblich als die andere iſt, und der obigen Gränzen ſich in der leztern verlieren. Fariſtan oder ehedem das Land Pars, iſt dem Vorgeben der Morgenländer zufolge, von Fars, des Naſour Sohn, und Sems Enkel, alſo genennt worden. Sie gränzt gegen Weſten an einen Theil des perſiſchen Meerbuſens, ſüdwärts an einen andern Theil dieſes Meerbuſens, gegen Morgen an Kirman und Sagiſtan und gegen Mitternacht an das Land Dgebel, oder die Gebirge und Wüſteneyen, wodurch ſie von Khoraſan abgeſondert wird. Ihre Lage iſt beynahe viereckigt und enthält eine Menge Städte, Flecken

und

und Dörfer, dabey iſt die Seeküſte ſtürmiſch und unfruchtbar, außer an Palmbäumen: der mittlere Theil aber iſt eben, ſehr fruchtbar, voller Flüſſe und Seen mit vortrefflicher Viehzucht verſehen; da hingegen der nördliche Strich gebirgig und kalt iſt, deren meiſter Vorrath Kamele und deren Einwohner von gemiſchten Sitten ſind. Die Hauptſtadt iſt

Schiraz, eine der beſten Städte in Perſien, hat ſiebzehn Quartiere, neun Thore, iſt berühmt, ſchön, fünf Meilen im Umkreiſe, liegt in einer weinreichen Gegend und jedes Haus in der Stadt hat ſeinen Garten und ſein laufendes Waſſer. Allein ſie hat auch ihre Unvollkommenheiten, die Straßen ſind eng und unſauber, das Waſſer nicht gut, die Lebensmittel theuer und auf dieſe Weiſe fehlt ihr noch viel, ehe ſie für eine ſchöne Stadt gehalten werden kann. In Rückſicht der Spaziergänge um ſie, der vortrefflichen Weinberge und andrer Ausſichten, hat ſie eine angenehme Lage. Es iſt hier ferner eine Univerſität für die perſiſche Jugend; das Glas, ſo man hier verfertiget, iſt berühmt und die Einwohner ſind gefällige Leute, von ſchwarzbrauner Farbe und magern Geſtalten; auch ſieht man noch zwey Meilen von ihr die Ueberreſte, der ehedem großen und blühenden Stadt Perſepolis. Schiraz.

Die Stadt Riaziran liegt zwey Tagereiſen vom Meer, die Luft iſt hier geſund und das Waſſer gut, welches durch unterirdiſche Kanäle dahin geführt wird, die den umliegenden Feldern Fruchtbarkeit verſchaffen. Auch ſie hat manche Verwüſtung erfahren, die ihr Anſehn herabgeſetzt haben, dennoch findet man darinnen Häuſer, welche Palläſten gleichen, denn die hieſige Handlung mit Baum- Riaziran.

wolle, Seidenzeugen und Leinewanden, iſt allerdings erheblich und der Boden überaus fruchtbar an Citronen, Pomeranzen und Datteln.

Bander-Kongo. Bander-Kongo iſt eine Stadt und berühmter Hafen am perſiſchen Meerbuſen, woſelbſt ein wichtiger Handel mit Perlen getrieben wird.

Lar. Lar iſt eine Stadt ohne Mauern, die von einem Citadell, welches auf einem ſteilen Felſen liegt, beſchützt wird, und zu dem Thor deſſelben, nur ein einziger, in Fels gehauener Weg führt. Es iſt zugleich auch die Verwahrung der Staatsgefangenen, und die Einwohner ſind meiſt Juden, nebſt vielen Seidenwebern.

16) Suſiſtan. Die letzte Provinz iſt Suſiſtan am perſiſchen Meerbuſen gelegen, zwar klein, aber doch fruchtbar und das eigentliche Vaterland der perſiſchen Pferde und Kamele. Große Städte findet man nicht, aber doch iſt unter andern Sus die Hauptſtadt, in einer fruchtbaren Ebene deren Einwohner im Rufe des Reichthums ſtehen. Eine andere iſt Achwaz, nicht ſo groß als jene, aber doch auch ein anſehnlicher Ort.

(Margin: Sus. — Achwaz.)

Perſiſche Beſitzungen an der Küſte. Da wir bisher eine ſoviel als möglich genaue Beſchreibung der einzelnen Provinzen geliefert haben, ſo müſſen wir nun auch noch etwas über die perſiſchen Beſitzungen an der Küſte hinzuſetzen, um nichts zu verſäumen, wodurch wir uns unſern Leſern verbindlich machen können ehe wir zur Geſchichte ſchreiten. Man irrt, wenn man einen Theil Arabiens unter perſiſche Botmäßigkeit rechnet, vielmehr iſt es umgekehrt und deshalb haben wir es ſorgfältig bis hierher verſpart, um die Ordnung deſto feſter zu ſtellen, und die perſiſchen

Beſitzun-

Beſitzungen von den Arabern wohl zu unterſcheiden. Alle Küſten dieſes Reichs, vom Ausfluß des **Euphrats** bis an den Ausfluß des **Indus**, ſind von unabhängigen **Arabern** bewohnt und ihre Sitten, wie ihre Sprache, ſind dabey nicht im geringſten verändert worden, ja ihre Sagen bezeigen, daß ſie ſeit Jahrhunderten, Herren dieſer Orte ſind. Sie haben einerley Lebensart, nähren ſich vom Fiſchfang, Schifffahrt und Perlenfiſcherey. Ihre Nahrung beſteht in Datteln und Fiſchen, womit ſie auch das wenige Vieh, ſo ſie haben, ernähren müſſen. Sie lieben dabey ihre Freyheit ſo ſehr, als ihre Brüder in der Wüſte, und beynahe jede Stadt hat ihren unabhängigen Schech, dem ſie nichts abgeben, aber abſetzen, ſobald es ihnen gefällt, und der ſich bloß durch ſein Erbgut oder durch ſeinen Fleiß ernähren muß. Ihre Waffen ſind eine Muskete mit Lunte, Säbel und Schild, oder im Nothfall machen ſie kleine Fahrzeuge zu Kriegsſchiffen, allein ein Volk, das ſich auf dieſer Fahrt, nur durch Fiſcherey ernähren muß, läßt ſeine Stärke leicht errathen. Ihre Wohnungen ſind armſelig und kaum werth, zerſtört zu werden; kömmt ein Feind, ſo fliehen ſie auf die Schiffe, oder auf eine Inſel des Meerbuſens, und warten bloß, wenn der Feind abziehen wird. In der Religion ſind ſie Sunniten und haſſen die Perſer, welche ſich zur Sekte der Schijten bekennen, und ihre Lebensart, wie ihre gegenwärtige Regierung, erzeigt ſehr oft die merkwürdigſten Begebenheiten, die aber ohne Geſchichtſchreiber, für die Nachwelt verloren gehen.

Wiewohl nun der König von Perſien dieſe Seeküſten nicht zu ſeinem Reiche zählen kann, ſo beſitzt er doch einige Plätze auf denſelben, und ſeitdem das Reich gar in zwey Theile getheilt iſt, haben

 ſich

ſich die perſiſchen Statthalter derſelben bemächtiget und beherrſchen ſie unumſchränkt. So liegt z. B. ſüdwärts von Lariſtan, die beträchtliche Stadt Minau im perſiſchen Gebiete, die Einwohner ſind Ackerleute und Schijten. Zwiſchen Minau und dem Vorgebirge Jaske wohnt ein ſtarker Stamm Araber, Belludsje genannt; ſein Handel und Schifffahrt iſt groß mit Basra, ſie ſind Sunniten und haben ſich während der letztern Unruhe in Perſien mit den Avghanen verbunden. Ihr Land iſt weder groß, noch ſind ſie ſelbſt kriegeriſch. Der ganze Strich Landes, von Bender Abbas nach Norden bis Debam, gleicht dem Tehama in Jemmen, iſt flach, ſandigt, dürre und unfruchtbar, hat wenige Städte und Plätze und führt den Namen Kermeſir oder das heiße Land. Ferner Chamir, ein kleiner Diſtrick, der nordwärts von Bender Abbas liegt, enthält eine Bergfeſtung, wo der Schech ſeine Wohnung und beträchtliche Schwefelmienen hat.

Minau. Chamir.

Die ganze Küſte von Bender-Abbas bis nach dem Vorgebirge Berdiſtan, beſitzt der zahlreiche Stamm Haleb, und ob der Seehäfen ſchon wenige ſind, ſo nähren ſie ſich doch einzig von der Schifffahrt. Auch iſt dieſe Küſte nicht ganz unfruchtbar, ſie hat Holz, Waſſer u. dgl. allein der Anbau iſt den Einwohnern zu läſtig. Jedoch übertreffen ſie alle andere an Muth und Menge, und könnten ſich mit mehr Einigkeit, leicht Herren des ganzen Meerbuſens und der Küſten machen. Faſt jede Stadt hat ihren eignen Schech, der ſo eiferſüchtig auf ſeine Unabhängigkeit iſt, daß er lieber mit ſeiner Familie in Armuth bleibt, als es wagt, eine größere Eroberung mit ſeiner Freyheit zu verſuchen.

Im Fürſtenthum Abu-Schähhr der unabhängigen Herrſchaft, iſt gleiches Namens die Hauptſtadt ein guter Ort. Sie iſt in ein Dreyeck gebaut, ſo daß eine Seite von Mauern beſchützt wird, indem die zwey andern am Meer liegen und einen eben ſo bequemen Hafen bilden, daß leichte Fahrzeuge an den Häuſern der Eigenthümer vor Anker liegen können. Dies bewog Nadir-Schach, ſeine ganze Flotte in dieſen Hafen zu verſammlen, und ihn dadurch in ſolche Aufnahme zu bringen, daß er nun gleichſam, als der Hafen von Schiraz angeſehen werden darf, weswegen auch die engliſche-oſtindiſche Geſellſchaft hier eine Faktorey errichtet hat. Hierzu gehört auch noch die Inſel Bahhrein auf der arabiſchen Küſte, deren Beſitzer durch ſeine beträchtlichen Ländereyen in Kerman, Vaſall des dortigen Statthalters aus Perſien iſt, dem er ſeinen älteſten Sohn überlaſſen muß.

Das Fürſtenthum Abu-Schähhr und Bender-Rigk.

Die Inſel Bahhrein.

Nordwärts von Abu-Schähhr liegt Bender-Rigk, die Reſidenz eines Schechs, iſt klein und ſchlecht befeſtiget. Zu ſeinem Gebiet rechnet man auch einige Plätze in Kerman, wodurch er einigermaßen vom perſiſchen Vekil, Kerim-Khan, abhängig wird. Die Einwohner dieſes Fürſtenthums, beſchäftigen ſich einzig und allein mit der Schiffahrt und Fiſcherey, die bergigten Gegenden bewohnen dagegen Perſer, die meiſt den Ackerbau treiben. Die regierende Familie zu Bender-Rigk war urſprünglich aus der alten arabiſchen Familie Beni-Saab, die aus Oman abſtammt; allein der Großvater des regierenden Schech, Mir Nahenna, gieng zu der Sekte der Schijten über, heurathete eine Perſerin und machte dadurch ſeine Nachkommen, nach arabiſchen Sitten, des Adels verluſtig.

luſtig. Hat aber irgend ein Unmenſch Greuelthaten verübt, ſo iſt es dieſer Mir Mahenna, denn ob er gleich im Jahr 1765 noch nicht 30 Jahr alt war, ſo wurde er doch ſchon allgemein verabſcheut. Jüngerer Sohn ſeines Vaters und eiferſüchtig auf ſeinen Bruder, dem der Vater gewogener ſchien, ſuchte er ſich die Oberherrſchaft anzumaßen. Seine Mutter, die ihm ſein Verhalten vorwarf, ſchmiß er mit einem Sattel zu tode. Sein Bruder, der ſich mit ihm ausgeſöhnt glaubte, wurde hinterliſtig getödtet und 16 andere ſeiner Verwandte wurden Opfer ſeines Verdachtes. Zwey ſeiner Schweſtern ließ er erſäufen, weil eine davon, ſein benachbarter Fürſt zur Frau begehrte, und ſeine eigene Tochter ließ er ausſetzen und an der Sonne umkommen, weil ſie ein Mädchen und nicht ein Sohn war. Er fiel zwar verſchiedenemal außerhalb ſeinen Staaten, in die Hände ſeiner Feinde, allein er entkam immer glücklich und begieng ſogleich wieder neue Grauſamkeiten. Als im Jahr 1764 Kerim-Khan einen Tribut forderte, behandelte er die Abgeſandten äußerſt ſchlecht: ſtatt zu bezahlen, ließ er den Geſandten den Bart abſcheeren und brachte ſich ſo die ganze Macht des perſiſchen Statthalters auf den Hals, die denn auch ſeine Hauptſtadt und ſein Gebiet auf dem feſten Lande eroberten. Aber immer entkam das Ungeheuer. Während der Belagerung, floh er mit einer großen Anzahl nach der Inſel Choueri, wartete den Abzug der Feinde ab, und wußte ſich immer wieder auf ſeinen erſten Poſten zu ſchwingen, bis es den Kerim-Khan vielleicht gelingt, dieſe Geißel zu entkräften.

Der Stamm Kiab.

Am äußerſten Ende des perſiſchen Meerbuſens wohnt auch der Stamm Kiab, auf perſiſch Tsiab. Ehe Soliman zur Regierung kam, war er

wenig

wenig geachtet, als aber dieſer bey ſeinen Streitigkeiten mit den Engländern, ihre Flotten ſchlug und drey Schiffe eroberte, zittern nun alle für ihn. Er bekriegte ſogleich ſeine Nachbarn und machte ſie unterwürfig, ſich aber zum Herren aller Inſeln im Ausfluſſe des Euphrats und Tigris. Dabey iſt er unter dem Namen Schat=el=Arrab bekannt. Häufige Kriege erhoben ſein Anſehn, jetzt erſtreckt ſich ſein Stamm nach Oſten, bis Hindiam. Dies Land durchſtrömen große und kleine Flüſſe, es iſt reich an Datteln, Reis, Kornfrüchten und Viehweiden, auch die daran liegenden Städte ſind erheblich, als Daureck, ſo in Perſien liegt, ingleichen Goban, die ſonſt zu Basra gehörte, nun aber die Reſidenz des Schech iſt und endlich Hafar.

Daureck. Goban. Hafar.

Nordwärts von Bender=Rigk liegt Hindiam, ein kleines Gebiet, hat ſeinen eigenen Fürſten, deren Einwohner Ackerleute ſind, und die ſich von den guten Produkten ihres Viehes ernähren.

Hindiam.

Haviſa iſt eine Stadt im Innern der Gegend am perſiſchen Meerbuſen und gehört einem Nachkommen des Mohämeds, der ſich Mauka nennt.

Haviſa.

Die öſtliche Küſte hin iſt der perſiſche Meerbuſen wie mit Inſeln überſäet, die meiſt alle bewohnt und Ormus ausgenommen, dem Fürſten und Schech des benachbarten Landes, unterworfen ſind. Auf der weſtlichen Küſte des Meerbuſens iſt eine Inſel oder vielmehr ein Schwarm von Inſeln, den die Europäer Bahhren nennen und deren größte von den Arabern Aval und jede kleine, mit einem eigenen Namen belegt wird. Bahh iſt eigentlich eine ſtark befeſtigte Stadt auf Aval.

Die Inſel Aval. Bahh.

Ehedem

Ehedem zählte man 310 Städte und Dörfer, heut zu Tage aber iſt ſie die einzige, und ſchlechte Dörfer ſind nicht über 30 zu finden, demnohngeachtet bringt ſie dem Abu-Schech 70,000 Reichsthaler ein, denn der Vorrath an Datteln und die Perlenfiſcherey iſt ſehr groß. Sonſt gehörte ſie den Portugieſen, als dieſe aus dem perſiſchen Meerbuſen vertrieben wurden, kam ſie an Lachſa, dem ſie die Perſer entriſſen; nach dieſem an Oman, auch dann wurde ſie wieder an die Perſer verkauft und ſeit 1765 gehört ſie nach manchem andern Wechſel dem Schech Naßar von Abu-Schehhr.

Die Inſel Charedsj.

Endlich die Inſel Charedsj, beträgt ohngefähr fünf teutſche Meilen im Umkreis und muß ohnſtreitig mehr bevölkert geweſen ſeyn, als jetzt. Es ſind vortrefflich große Waſſerleitungen durch Felſen unter der Erde zu finden. Man gräbt aus der Erde eine gute Art Diamanten, und nebſt der anſehnlichen Perlenfiſcherey, giebt ihr Hollands Handel ein gutes Anſehen.

* * *

Staatsveränderungen. Erſte älteſte Periode. Von der Stiftung des Reiches durch Cyrus bis zu ſeinem Fall durch Alexander den Großen. A. M. 3425—3630.

Wollen wir uns nicht bey der Geſchichte von Perſien im undurchdringlichen Dunkel verlieren, wollen wir ſeinen älteſten Zuſtand nicht mit Muthmaßungen und Meinungen erklären und wollen wir endlich ein leicht zu überſehendes Gemälde aufſtellen; ſo können wir von ſeinen älteſten Zeiten nur ſo viel ſagen, daß es ein Königreich war, welches der Herrſchaft des aſſyriſchen und babyloniſchen Reichs unterworfen und vom Cyrus, der jenes Reich umwarf, auf jene Trümmern zu einer Monarchie gegründet wurde. Vor Cyrus gieb. es keine perſiſche Geſchichte, und ſeine eigene iſt uns auch am erſten intereſſant, als er den Cröſus, König in Lydien

dien zu bekriegen anfieng, entweder als Bundsgenoſſe mit den Aſſyrern, oder wie andre wollen, aus Beleidigung und Rache. Eine unglückliche Schlacht und die Eroberung von Sardis, ja auch 3425.
die Gefangennehmung des Cröſus, entſchied für das traurige Schickſal des Königes, der, als er zum Tode gieng, ſich zu ſpät der Weisheitslehren erinnerte und laut rief: O! Solon! Solon! Worte die ihm zwar jetzt noch das Leben retteten, wobey er aber jedoch ſeine Krone verlor. Begierig, ſich Könige zu unterwerfen, ſah ſich Cyrus bald nach einer neuen Gelegenheit um, griff zuerſt die Scythier, hernach die Phönicier und Griechen an, ſetzte ſeine Lande im beſten Stand der Vertheidigung und wollte nun ſeinem Lieblingsentſchluß näher kommen, oder wie es damals ſchien, ein Wunder der Welt verrichten. Seine Abſicht gieng auf die Eroberung von Babylon, an die ſich, wegen ihrer erſtaunlichen Feſtigkeit, vor ihm niemand wagen wollte. Ihm gelang es, durch Liſt und Gewalt kam er in die Stadt und tödtete den König. So wurde ſein Name furchtbar, ſeine Herrſchaft erweitert, aber auch ſein Ende beſchleuniget. Sein letzter Krieg war gegen die Maſſagethen, ein Volk, ſo gegen Abend in dem aſiatiſchen Scythen wohnte; ſo ſiegvoll die Schlacht für ihn auch ablief, ſo eine ſchnelle Wendung nahm ſein Glück. Die Königin Mutter des erſchlagenen Prinzen Spargabyſes, raffte den Ueberreſt ſeiner Truppen zuſammen, von Wuth entflammt; und an einem vortheilhaften engen Paſſe, blieben 200000 Perſer, nebſt ihrem König Cyrus. Da wir über die Tugenden und Fehler der Regenten kein Urtheil zu fällen geſonnen ſind, ſo führen wir auch hier nur als beyläufig an, daß ihm niemand Verdienſte abſprechen könnte, daß er während ſeiner 30jährigen Regierung, manche nützli-

che und der Nation heilſame Anſtalt traf, daß er die Gränzen ſeines Volks erweiterte, und daß er wenigſtens mit dem Ruhm eines Monarchienſtifters, ſtarb, viel zu früh für ſeine zwey Söhne, Cambyſes und Smerdis, nebſt dreyen Töchtern.

Unruhevoll, aber doch glänzend war die Bahn, welche ſein Sohn Cambyſes betrat, und wann er weniger Schonung als ſein Vater an ſeinen Feinden verübte, ſo trug ſeine Erziehung zu dieſen Fehlern das meiſte bey. Er eroberte Aegypten, hatte aber öfterer das Unglück, ſeine Abſichten nicht ſo wie ſein Vater, glücklich auszuführen, als z. B. der Krieg gegen die Karthaginenſer und Aethiopier mißlang ſo ſehr, daß er ſich genöthiget ſah, nach manchen ſchrecklichen Verwüſtungen und manchen ausgeſtandenen Gefahren wieder in Aegypten zu kehren, bis es ihm glückte, den König in Cypern zu bezwingen, und bis ein unglücklicher Fall in ſein eigen Schwerdt, ſein Leben endigte. War er wirklich der heimliche Mörder ſeines Bruders Smerdis, hat er wirklich alle die Greuelthaten verübt, die ihm Schuld gegeben werden, ſo war Perſien glücklich, einen Unmenſchen weniger zu ernähren. Nach ſeinem Tode, ſagt die Geſchichte, habe ſich ein erdichteter Smerdis, weil er ihm ähnlich ſah, der Herrſchaft bemächtiget und ſeine Unterthanen ſo lange durch Verborgenhaltung ſeiner Perſon getäuſcht, bis der Betrug entdeckt, alle Magier, für den man ihn ebenfalls hielt, aus dem Lande getrieben und er ſelbſt ein
3462. Opfer der Wuth wurde. Ihm folgte Darius, aber den Beſitz ſeines Throns ſtörten eine Menge Unruhen. Sein erſtes Bemühen gieng dahin, die Babylonier zu beſänftigen, die unter der Regierung des falſchen Smerdis alle Mittel erdacht hatten, ihr Joch abzuwerfen. Es gelang ihm, die Stadt durch eine

Ver-

Verrätherey zu erobern, und durch exemplariſche Rache die Bürger zum Gehorſam zu bringen. Wäre es ihm geglückt alle die Anſchläge auszuführen, die er ſchon ſichtbar machte, indem er die europäiſchen Scythen angriff, die Athenienſer bezwingen wollte und dergleichen mehr, ſo würde ihm Perſien viel zu verdanken gehabt haben; allein der leztere fehlgeſchlagene Verſuch in dem Gefilde bey Marathon, entſchied ſein Glück, er wollte ſich rächen, aber kurz darauf ſtarb er, im 36ſten Jahre ſeiner Regierung. Er gab, laut ſeines Verſprechens, ehe er zum Throne gelangte, als er König wurde, alle die Koſtbarkeiten aus Babylon zurück nach Jeruſalem in den Tempel, die Nebucadnezar geraubt hatte, er war tapfer, großmüthig und ein guter Geſetzgeber, ſo daß man ungewiß iſt, ob er nicht lieber ein guter, als wie andre ſagen, ein böſer Fürſt genannt zu werden verdient.

Mit der Krone erbte Xerxes, der Sohn und Nachfolger auch einen doppelten Krieg, den einen mit Aegypten, den andern mit Griechenland. Der erſtere endigte ſich aber ohne alle andre Nachricht, als daß er das Land bezwungen, und ſeinem Bruder Achämenes übergeben habe; der andre hingegen war eben ſo unrühmlich in dem Fortgange, als ſchrecklich in der Zurüſtung. Zehn Jahr brachte man mit Zurüſtung einer Flotte hin, die alle Nationen in Erſtaunen ſezte. Endlich kam der entſcheidende Punkt, man ſchlug über den Helleſpont eine Schiffbrücke, die Armee gieng in ſieben Tagen über bis an den Paß Thermopylä, welchen der König von Sparta tapfer behauptete, und das ungleich ſtärkere Heer der Perſer wurde von den Lacedämoniern geſchlagen. Nun ſchwankte das Glück des Xerxes, bis ihm eine neüe verlorne Schlacht 3492.

bey Salamin, nahe an Attika, den heftigſten Stoß gab, und die wiederholte unglückliche, in der Ebene von Platea, in Böotien das Loos entſchied. Ein heimlicher Mörder nahm dem König das Leben und wenn es wahr iſt, auch ſeinen ſieben Söhnen, eben zu einer Zeit, da er ſich wenig um ſeinen Verluſt bekümmerte, da er ruhig zu Hauſe gekehrt war, und wo er, während ſeiner Unterthanen Blut floß, ſich allen Ausſchweifungen ergab, die ihn bey den Griechen ſo verhaßt gemacht haben. Bis hierher war Perſiens Flor unbezweifelt, aber von nun an gieng es auch ſeinem Verfall entgegen.

Artaxerxes, mit dem Zunamen Langhand, folgte ſeinem Vater, brachte die aufrühreriſchen Aegypter zum Gehorſam, ſuchte zwar alles auf, ſich an den Griechen zu rächen, allein er ſtarb bald nach einem vorhergegangenen unrühmlichen Frieden mit den Griechen. Unter allen den übrigen Tugenden, die er beſaß, hat man die Großmuth vornehmlich an ihm bewundert, wenigſtens gab er den Iſraeliten die völlige Erlaubniß, in ihr Land zurück zu kehren, ihre Stadt und Tempel zu bauen, und war vielleicht unter vielen andern der einzige, den ſeine Unterthanen vermißten.

Ihn folgte ſein Sohn, **Darius Artaxerxes**, der wenig glänzende Thaten verrichtete, als daß er in Aegypten, Medien und Perſien einige Unruhen aufhob, die wider ihn und ſeinen Thron gemacht worden waren. Sein Nachfolger und Sohn, **Artaxerxes Mnemon**, hatte unter andern Streitigkeiten, oft mit den Lacedämoniern Krieg, und, wie man weiß, oft glücklich. Die Geſchichte giebt ihm in Abſicht ſeines Karakters das beſte Lob, und als
3547. er nach ſeiner vierzigjährigen Regierung ſtarb, hinterließ er hundert und funfzehn Kinder von ſeinen

drey

dreyhundert Weibern, und zum Thronfolger Ochus, welcher den Namen Artaxerxes annahm, dem aber auch der Schwarze beygelegt wird. Um nicht in dem Beſitz ſeiner Krone geſtört zu werden, ſchien ihm erſt nöthig, ſeine Brüder aus dem Wege zu räumen, und als er auf dieſe Art ſeine Hände genug mit Blut befleckt hatte, fieng er mit den Caduſiern, (ein Volk zwiſchen der euxiniſchen und kaſpiſchen See gelegen,) einen Krieg an, in welchem ſeine Waffen ſiegten. So übte er auf gleiche Weiſe mit Tyranney und Geiz begleitet, in Aegypten die größten Thaten aus und ſtarb, wie er gelebt hatte, nämlich er nahm Gift. Sein Nachfolger, Arſamenes, war kaum im Beſitz ſeiner Rechte feſtgeſetzt, als Bagoas, um ſich den Weg zum Throne zu verkürzen, die übrige königliche Familie hinrichtete, und nach einer jährigen Regierung den Arſamenes ſelbſt ermordete. Nach ſo viel Mordthaten wurde Kodomannus, ein tapferer und berühmter Feldherr, und innigſter Freund des Bagoas, zum König erwählt, allein dieſer niedrige Verräther Bagoas, hatte nicht nur Gefallen am Vatermord, ſondern ſeine Abſicht gieng auch auf Kodoman, der ihm immer noch im Wege ſtund. Er wollte den neuen König ebenfalls mit Gift hinrichten, dieſer aber hatte davon Nachricht und er ſelbſt mußte den Trank trinken, den er für den König bereitet hatte. Darius folgte in der Regierung, aber leider auch zum Werkzeug, daß Perſien ſeine Macht verlor, und weil die Geſchichte hier eine Periode macht, ſo wird ſich auch das Nöthige aus dem Leben des Darius, in der folgengenden Geſchichte des Alexanders ergänzen; genug wenn wir hier ſagen, Perſien ward durch die Griechen geſchwächt, durch innerliche Unruhen verwüſtete es ſich ſelbſt, und nach drey verlornen

Schlachten ward es eine Beute des großen Beherrſchers.

II. Periode unter Alexander den Groſſen. 3638. Nachdem Alexander, der König in Macedonien, im andern Jahr ſeiner Regierung, die Waffen gegen den Darius kehrte, kam er nach Aſien, behielt bey allen Gegenwehren tapfer die Oberhand und brachte es in kurzem dahin, daß er ſich überall furchtbar machte. Nichts hielt das dem reißenden Strom ähnlichen Heer des Alexanders in ſeinem Laufe auf, er eroberte alle Länder im weſtlichen Theil Klein-Aſiens, ſchlug den Darius bey Iſſus, eroberte Syrien, Paläſtina, Phönizien und zerſtörte Tyrus, nahm Gaza und Aegypten ohne Widerſtand ein und bauete Alexandria, bis endlich Darius, vom Beſſus und Narbazanes, zwey perſiſchen Generals, die ſich in den Beſitz ſeiner Länder theilen wollten, durch einen Pfeil getödtet wurde, und Alexander das Oberhaupt der perſiſchen Monarchie ward. Als er auf dieſe Weiſe den Grund zur griechiſchen Monarchie in Oſten gelegt hatte, beſchloß er, ſeine Macht auch in Indien geltend zu machen. Vom Entſchluß bis zur Ausführung war der Schritt nur ſehr klein bey ihm, er unterwarf ſich die furchtſamen Nachbarn gar bald und nahm eine Stadt nach der andern im Beſitz. Ob er ſchon zweymal auf dieſem Zuge verwundet wurde, hielt es ihn doch keinesweges davon ab, ſondern er gieng über den
3645. Indus, verrichtete Thaten, die ganz Indien in Erſtaunen ſetzten, überwand alle Schwierigkeiten, gieng auf ſeinem Marſch immer weiter in Perſien fort, mit dem noch größern Plan, unterſchiedliche Königreiche in Europa einzunehmen. Er entſchloß ſich, nach Babylon zu gehen und kam wirklich dahin, nahm daſelbſt ſeinen Sitz, und unter den Entwürfen, Eroberer der ganzen Welt zu werden, ſchwelgte er

er ſich zu Tode im Jahr 3648 und vor Chriſto 323. 3648.

Das größte Theil von Aſien, worin Perſien inſonderheit eingeſchloſſen iſt, fiel nun nach vielem Streit nach dem Tode Alexanders an Seleucus Nicanor, allein ſogleich hatte er es auch mit dem Demetrius, König von Macedonien, zu thun, ſo wie mit dem Lyſimachus, König in Thracien, welche er aber beyde glücklich überwand. Wäre er nicht verrätheriſcher Weiſe umgebracht worden, und hätte ſein Nachfolger und Sohn, Antiochus Soter, und nach ihm ſein Sohn Theos, mehr an Perſiens Flor gearbeitet, ſo würde es auch größere Fortſchritte gethan haben, und nicht, wie unter dem letztern geſchah, den Abfall der Parther, die in das Königreich Perſien einfielen, es von der Herrſchaft des ſeleuciniſchen Stammes abriſſen, und den Arſaces zum König erwählten, zugeſtanden haben.

III. Periode unter den Seleuciſchen Königen.

3668.

Arſaces war alſo der erſte parthiſche König in Perſien, von dem jedoch außer ſeiner guten Denkart, wenig andre große Thaten aufbehalten ſind, an denen ihn wenigſtens ein zu früher Tod verhinderte. Ihm folgte ſein Sohn Arſaces, berühmt durch glückliche Kriege mit dem Sohn des Seleucus. Nach dieſem folgten Pampacius und Pharmaces, zwey unbedeutende Könige, bis zum Mithridates, unter dem das Glück der Parther auf ſeine höchſte Stufe ſtieg, indem ſeine Regierung durch die Ausbreitung ſeiner Lande, vom Caucaſus bis zu dem Euphrat, einen ungemeinen Glanz erhielt, und ſtarb ruhmvoller, als ſein Nachfolger und Sohn Phraates. Der nächſte König in Perſien war ſein Vetter Artabanus, aber weniger groß als ſein Sohn, Mithridates der Große, dem

IV. Periode. Perſien unter den parthiſchen Königen.

ſeine ſiegreichen Thaten dieſen Beynamen nicht ohne Grund zuſchreiben; allein er war weniger gut, als groß und ſeiner Grauſamkeit wegen abgeſetzt. Ihm folgte ſein Bruder Orodes und bezeichnete ſogleich ſeine Regierung mit dem Blute ſeines Bruders, den er aus Babylon, wohin dieſer geflohen war, vertrieb und hinrichtete. Unter ſeiner Regierung ſahen die Römer neidiſch auf die wachſende Größe der Parther und kündigten ihm zu verſchiedenenmalen Krieg an, den er aber immer glücklich von ſeinen Gränzen entfernte, und den großen römiſchen Feldherrn
3952. Kraſſus tödtete. Nach etlichen grauſamen Regenten, die ſich weiter durch nichts merkwürdig gemacht haben, als daß ſie die Kriege mit den Römern unterhielten, ſandten die Perſer nach Rom, den Vonones zum König einzuholen, doch ihre Wahl reuete ſie bald wieder und Artabanus kam, als ein Anverwandter des arſaciſchen Stammes,
217. nach Chriſti Geburt. zum Throne. Perſien war um dieſe Zeit an ſeinen innern Wunden gefährlich krank und bedurfte einen Mann, deſſen Kräfte hinreichend wären, die Laſt, ſo ſich von allen Seiten auf ſie wälzte, aufzuheben, und ſollte etwas wirklich Großes unternommen werden, ſo wurde ein geborner Perſer dazu erfordert. dies geſchah in der Perſon Artaxerxes, der das parthiſche Reich zu Grunde richtete, deſſen Ruhm bey 200 Jahr gedauert hatte, und auf dieſe Weiſe das mittlere perſiſche Reich ſtiftete.

V. Periode. Das mittlere perſiſche Reich

Von ſo geringen Herkommen Artaxerxes auch war, ſo klug und tapfer war er jedoch, er ſchlug den Artabanus in drey unterſchiedenen Treffen und brachte dadurch das alte Königreich Perſien wieder an ſich. Seine Abſicht gieng weiter, er wollte dem Vaterlande alles Verlorne wieder erwerben, weswegen er hitzig in Syrien und

Meſo-

Meſopotamien einfiel, nur daß ihn eine unglückliche Schlacht zu entfliehen nöthigte, und Rom alles wieder nahm, was ihm Artaxerxes entriſſen hatte. Hätten ſeine Nachfolger ſeine Bahn betreten, ſo würde es gewiß beſſer um Perſien geſtanden haben, als es unter allen folgenden Königen ſtand, die entweder nur zu kurze Zeit lebten, oder nichts thaten, was ihres Vorgängers würdig geweſen wäre, und deren Namen eben ſo unerheblich, als ihre Regierung iſt. Sapores II, der ſchon 311.
als Kind zum König ernannt wurde, gieng gegen das Ende der Regierung Konſtantins in Meſopotamien und belagerte Niſibis, nur daß der Nachfolger Konſtans dem Sapor mehr widerſtand, und nach einer wiederholten Belagerung von Niſibis, das Lager der Perſer eroberte, und ſie zu einem Frieden zwang, worin Konſtantin ſeinem Vetter Gallus die Statthalterſchaft in Oſten übertrug, und dem Sapor alle die Städte zwiſchen den Euphrat und Tigris gelaſſen wurden. Zwar ſuchten die Römer durch manche wiederholte Anfälle, die Macht der Perſer noch mehr einzuſchränken, allein Sapor hatte Muth und Klugheit genug, ihren Abſichten zu entkommen. Lange hatte ſich Sapor den Adel in Armenien zu Freunden gemacht, um ſeine Abſichten beſſer zu erreichen, bis er plötzlich in Armenien einfiel und den Arſaces in ſeine Hände bekam, die römiſchen Statthalter verjagte, und zur Belohnung den Aſpacurus an ſeine Stelle ſetzte, und mit der Krone beehrte. So oft auch die Römer ihren Verluſt zu rächen ſuchten, ſo ununterbrochen glückte es dem Sapor, ſie zu bezwingen, bis er ſelbſt in einem Alter von 69 Jahren durch den Tod daran verhindert wurde. Sein Bruder, ein großer tapferer Feldherr, Artaxerxes, lebte nur vier 380.
Jahr als Nachfolger, und konnte daher für Per-

ſien eben ſo wenig thun, als ſein Sohn gleiches Namens, und wieder deſſen Sohn und Nachfolger, mit den Zunamen Varranes Kerman, bis zu deſſen
389. Sohn Jeßdigerdes und ſeinem Nachfolger Var-
441. ranes, der weniger gelinde gegen die Chriſten verfuhr und in häufige Kriege mit den Römern verwickelt wurde. Unter allen folgenden Königen, die wir nur dem Namen nach anführen, wurde nichts gethan, als Krieg mit den Römern geführt, in welchem aber nichts Großes entſchieden wurde, als z. B. unter Jeßdigerdes II. Chriſti Anno 400, unter
486. Peroſes, Anno 458, bis zu Cabades 486, den, ſeiner unordentlichen Lebensart halber, ſeine eigenen Unterthanen die Regierung verſagten. Durch Glück und Zufall kam er wieder aus dem Gefängniß und zum Throne. So lange er regierte, ſuchte er die alte Abgeneigtheit gegen die Römer, durch hartnäckige Kriege zu unterhalten und that in Armenien alles, was den Römern empfindlichen Verluſt bringen mußte, bis er endlich des Kriegens müde, mit dem Kaiſer Juſtinian ein Bündniß ſchloß, welches wenigſtens die Ruhe ſeines Sohnes und Nachfol-
552. gers ſichern ſollte. Allein Coßroes hatte theils durch eigene Schuld, theils durch häufige Kriege mit den Römern, daſſelbige unruhige Leben als ſein Vater. Es glückte ihm zwar zu verſchiedenenmalen, den Römern empfindliche Wunden zu ſchlagen, er legte das prächtige Antiochien in die Aſche und noch viele andere Städte, die bis gegenwärtigen Augenblick Ruinen damaliger Verwüſtungen geblieben ſind. Unter ſeinem zweyten Nachfolger,
628. dem Siroes, wurde Perſien, durch glückliche Kriege und Verträge ungemein beruhiget. Perſien bekam alles wieder, was ihm Rom abgenommen hatte, der Tigris wurde zur Gränze geſetzt, allein nach einer eilf Monate langen Regierung ſtarb er,

und hinterließ ſeinem Sohne Adeſer zwar ein Land, das ſeiner Ruhe nahe gebracht war, die aber in deſto ſchrecklichere Unruhe ausbrach, je länger ſie geruht hatte.

Es entſtanden nun ſchreckliche Empörungen in Perſien, welche drey Jahr währten, und ſich nur mit dem Untergange des Königreiches endigten. Ein Fürſt ſuchte den andern in etlichen Monaten vom Throne zu ſtoßen, die innerlichen Kriege beraubten das Land ſeiner innern Stärke, und auf der andern Seite waren auch die Saracenen zu einer großen Macht gekommen, indem ſie meiſt alles dasjenige, was den Römern in Kleinaſien gehörte, bezwungen hatten. Bey einer ſolchen Zerrüttung wurde es den Arabern, die eben um dieſe Zeit ihre kriegeriſche Unternehmungen gegen alle ihre Nachbarn mit dem höchſten Ungeſtüm betrieben, nicht ſchwer, daſſelbe völlig unter ihre Gewalt zu bringen. Ihr Kalif Oſman, der ſeinen Sitz zu Babylon hatte, brachte, nachdem er den letzten perſiſchen König Jezdegerd erſchlagen hatte, das Königreich Perſien unter ſeine Botmäßigkeit, und mit dieſem Fall nahm auch der Stamm der Könige 651. in Perſien von der artaxerxiſchen Linie ein Ende, und leider in Begleitung des ganzen Reiches, das nunmehr als eine beſiegte Provinz angeſehen wurde.

VI. Periode. Der Anfang des Kalifats.

Das perſiſche Reich war alſo ein Theil des arabiſchen geworden; und die meiſten Perſer nahmen auch Mohämeds Religion an. Zwey bis drittehalbhundert Jahr lang lebten ſie unter dieſer Regierung, ohne ſich vor andern Unterthanen derſelben hervorzuthun. Als aber das arabiſche Reich durch mächtige Staatsbediente, Statthalter und Feldherren von verſchiedener Herkunft, ſelbſt einen Stoß nach dem andern bekam; innerliche Unruhen und abgeriſſene Länder daſſelbe ſchwächten: da fanden

ſich auch perſiſche Herren und Familien darunter, welche ſich über manches anſehnliche Gebiet des Reichs zu unabhängigen Fürſten aufwarfen. Dergleichen waren unter andern die ajubiſchen Kurden, welche nicht lange vor dem Jahr 1200 ſich zu Beherrſchern von Aegypten, von einem Theil Arabiens, ingleichen von Syrien und Meſopotamien aufwarfen. Von dieſen Geſchlechte ſtammte auch der berühmte Fürſt Salaheddin ab, den die Chriſten, bey Gelegenheit der Kreuzzüge, als einen der größten, aber auch grauſamen Feldherren kennen lernten. In den perſiſchen Ländern hingegen wechſelten nun Regenten von mehrern Nationen ab. Vornehmlich behaupteten ſich die mogoliſchen und türkiſchen bis gegen das Jahr 1500.

Die Begebenheiten folgten kürzlich ſo auf ein-
802. ander. Als im J. 802 Aaron Kalif in Perſien ward, und ſein perſiſches Reich durch innere Ruhe ſicherte, hatten die Türken ſtets ein wachſames Auge, um es ihm zu entwenden, und wirklich glückte es ihnen, unter Coßroes, und ſeinem Sohne und Nachfolger Mohämed, der ſich der Hülfe der Türken gegen den Kaiſer in Oſten bediente. Das war aber eben der entſcheidende Weg, ſich ein Glück ſelbſt zuzueignen, was ſie eine Zeitlang für andere beſtritten hatten. Mohämed wurde von den Türken geſchlagen, die Armee der Saracenen wurde nieder gemacht, ſie aber brachen in Perſien ein, machten ſich Meiſter von Babylon, welches 418 Jahr unter ſaraceniſcher Herrſchaft geſtanden hatte. So blieben die Türken Herren von Perſien auf 170 Jahr, bis ſie der weit größeren Macht der Tatarn endlich Raum machen mußten, welche unter dem großen Khan über den Kaukaſus und einen Theil des Taurus giengen, alles was ihnen vorkam, verwüſteten und wegführten, und bald Her-

ren von Perſien, Parthien, Medien und Meſopotamien wurden. Die Parther verſuchten zwar zu verſchiedenen malen ſich der Herrſchaft der Tatarn zu entledigen, allein, beſonders unter dem tapfern Tamerlan, ward es wieder ihr Antheil, bis es dem Jſmael Sofi glückte, der ſein Geſchlecht vom Ali, dem Schwiegerſohn des ſogenannten Propheten Mohämed herleitete, Herr dieſer Länder zu werden. Schon dieſe Abſtammung erwarb ihm bey den Perſern ein völliges Zutrauen, und noch mehr ſeine überall ſiegende Waffen. Alle benachbarte Sultanen mußten ſeine Oberherrſchaft erkennen, und ſeinen Unterthanen lehrte er ſelbſt diejenige Religion, welche bis jetzt noch die Türken als ketzeriſch verabſcheuen. Man hielt ihn für einen Mann von übernatürlichen Gaben, und faſt für einen Heiligen ſelbſt. Er kleidete ſich daher, wie die mohämedaniſchen Geiſtlichen, denen die Seide in ihrem Geſetz verboten iſt, nur in einen ſehr leichten, dünnen, wollenen Zeug, Sof genannt, von woher der Beyname Sofi entſtanden iſt. Die Einwohner von Perſien, welche ihrer bisherigen Landesherren, der Turkomanen vom weißen Hammel, (als welchen ſie in ihren Fahnen führten) ſatt waren, traten ihm in großer Anzahl bey, und ſeine Tapferkeit würde zu Erreichung ſeiner Abſichten vielleicht noch nicht ganz hinreichend geweſen ſeyn, wenn ihm nicht ſeine Soldaten abergläubiſch ergeben geweſen wären. Er wurde alſo der Stifter des neuen oder dritten perſiſchen Reichs, und ſeine Nachfolger führten nach ihm den Namen Sofiſchen. 1500.

VII. Periode. Das neue perſiſche Reich 1500.

Dieſes Reich wurde jedoch gleich anfänglich von den überall ſiegenden Türken angegriffen. Auch hatten ſie und verſchiedene Tatarn manche Länder wieder unter ihre Gewalt gebracht, weil die nächſten Nachfolger des Jſmael Sofi, wenig Geſchicklichkeit beſaßen

ſaßen, die Regierung oder Vertheidigung ihrer Länder zu behaupten. Durch die Ermordung ſeines
1545. Bruders kam endlich 1545 Abbas der Große zum Throne, und das war der Mann, der Perſien von dem Abhange des Abgrundes retten mußte, an dem es ſchon langſam ſchlich. Die Geſchichte giebt dieſem König den Beynamen Groß, und wirklich würde er ihn ohne Ausname verdienen, wenn ſeine Rechtſchaffenheit mit der Tapferkeit im Gleichgewicht zuſammen träfe. Er brachte das Reich zu einer Stärke, und ſein Haus zu einem ſolchen Anſehen, was weder vor ihm, noch nach ihm ein Mann gethan hatte. Er entriß z. B. den Türken und Tatarn alle die Länder wieder, welche ſie an ſich gebracht hatten, und nahm auch Bagdad weg. Die Portugieſen vertrieb er, durch Beyſtand der Engländer, aus der Inſel Ormus im perſiſchen Meerbu-
1622. ſen, die, ob ſie zwar an ſich unfruchtbar war, doch ihren Beſitzern durch die Handelſchaft in der ganzen umliegenden Gegend unermeßliche Reichthümer, zum Nachtheil der Einkünfte des perſiſchen Staats verſchafft hatte. Seine zwey Abſichten giengen dahin, er wollte ſeine Länder wider die Anfälle der Türken in Sicherheit ſetzen, und zweytens, durch Aufrichtung der Handlung bereichern. Zur erſten Abſicht glaubte er, müſſe er ihnen die Mittel benehmen, große Armeen auf ſeinen Gränzen zu halten, und da Armenien eine Provinz war, welche die Türken ſtets im Augenmerk hatten, ſo entvölkerte er das Land ſo ſehr, als er es ſeiner Abſicht nach nöthig glaubte. Viel tauſend mußten nach Perſien kommen, und trieben, wegen ihrer Geſchicklichkeit in Seidenarbeiten, den größten Handel mit Europa; als z. B. mit England, Holland und Venedig, von woher ſie Tücher, Spiegel, Uhren u. dgl. mit Vortheil zurück brachten. Durch ſie

wur-

wurden die morgenländiſchen Waaren im Abendlande bekannt, und die abendländiſchen dienten den Morgenländern wieder zu einer neuen Zierde. Abbas machte ſich zum unumſchränkten Herrn in ſeinem Reiche: freylich durch Mittel, die Fürſten gebrauchen, welche von ihren Unterthanen mehr gefürchtet als geliebt ſeyn wollen. Er entzog den einheimiſchen Familien von türkiſcher und mogoliſcher Herkunft, welche bisher die vornehmſten Kriegs- und andre öffentliche Dienſte verwaltet hatten, dieſen Vorzug, und nahm dafür eine Menge Ausländer zu ſeinen Soldaten. So rühmliche Eigenſchaften er alſo auch hatte, ſo verringerte ſeine äußerſt blutgierige Härte den ganzen Werth derſelben. Er war unmenſchlich in Todesſtrafen, und ſchnell im Beſtrafen, wenn er Verdacht hatte. Selbſt ſein Sohn und Nachfolger ward auf bloßem Verdacht ſein Opfer, kurz Abbas war groß und fürchterlich, aber ohne Menſchenliebe und ſtarb 1629.

Ganz ihrem Vorgänger ähnlich, ſchändeten ſeine Nachkommen die Regierung durch Grauſamkeit und Härte, nur mit dem Unterſchied, daß jener meiſt Vorwand der gerechten Strafe ſuchte, dieſe aber bloß am Morde und Blutvergießen Wohlgefallen hatten. Anbey fehlten ihnen auch noch jene großen Eigenſchaften, wodurch er ſich zum Beſitz ſeines Reichs verholfen hatte, denn unter ſeinem Enkel Schach Sofi verloren die Perſer Babylon, und ſahen dafür Tauſende unſchuldiger Weiſe mitten in ihren Familien hinrichten. Sein Sohn
und Nachfolger Schach Abbas II. im J. 1642, 1642.
und Sofi II. 1677, ingleichen Schach Selim IV. 1677.
1694, bis nicht lange vor dem Jahr 1700, wo 1694.
die Regierung in die Hände des Schach Huſſeni 1700.
des eilften aus der Familie der Sofi kam; thaten entweder nichts, was der Nachwelt würdig zu ſagen

wäre,

wäre, oder thaten ſolche Dinge, die man gern für
ihr verſchweigt. Auch dieſer Huſſeni kann keines-
weges unter die guten Fürſten gerechnet werden,
denn ob er zwar nicht gegen das Leben ſeiner Unter-
thanen wütete, ſo war er doch ein träger und üppiger
Mann, der die Sorge für die Regierung raubgieri-
gen und ungerechten Staatsbedienten übergab, und
dadurch das Land mehr als zu ſehr unglücklich, ſich
1700. ſelbſt aber verhaßt machte. Nach dem Jahr 1700,
empörte ſich ein ihm unterworfenes Volk, die Af-
ganen, und Huſſeni, der eben ſo leichtgläubig als
unthätig war, vertraute ſich ſeinen verrätheriſchen
Großen dergeſtalt, daß dieſe die Gährung der inner-
1722. lichen Unruhen zum Ausbruch brachten, und er 1722
genöthiget wurde, ſeine Krone abzulegen. Perſien
gewann bey dieſer Veränderung nicht das mindeſte,
vielmehr wurde ſein zerrütteter Zuſtand noch ſchlim-
mer. Auch herrſchten die Afganen oder Unterthan-
nen von Indien, nur ſieben Jahr, immer in blutigen
Händeln, mit dem Sohne des Huſſeni, bis es den
Feldherrn deſſelben gelang, ſich ſouverain zu machen.

Die Rebellen waren zwar vertrieben, und die
Sicherheit in Perſien wieder hergeſtellt worden, mit
der Handlung gieng es aber nichts beſſer. Nadir
Schach beſaß zu viel Verſtand, als daß er nicht
1735. hätte einſehen ſollen, wie er ſich des nämlichen Mit-
tels als Abbas bedienen mußte, den Thron zu er-
halten, wodurch er auf denſelben geſtiegen war:
das iſt, um ſich zu behaupten, jederzeit an der Spitze
einer Armee zu ſeyn, welches aber, ohne den Krieg
fortzuſetzen, nicht geſchehen konnte. Perſiens Feinde
hatten dieſes Königreich allenthalben ausgeplündert
und verwüſtet, Millionen Menſchen durchs Schwerdt
und Hunger umgebracht, demohngeachtet erſtreck-
ten ſich die Abſichten des Nadir Schach weiter.
Nicht befriediget genug, Befreyer ſeines Vaterlandes

zu

zu ſeyn, wollte er vielmehr den Alexander nachahmen, und wo möglich, ihn übertreffen. Er faßte daher den Entſchluß, nach Hindoſtan zu gehen, in der Hoffnung, ſeinen Ruhm und ſeine Schätze zu erhöhen, die Armee, welche durch die Belagerung von Kandehar ſehr geſchwächt worden war, wurde ſogleich ergänzt, und ſein älteſter Sohn Mirza, ſollte während ſeiner Abweſenheit König bleiben. Dieſer junge Prinz, eben ſo geizig, und grauſamer als ſein Vater, hatte alle Mühe anzuwenden, die Einfälle der Lezgis, ſo Perſien gegen Norden wohnten, und harte, wilde Bergbewohner waren, abzuhalten. Zwiſchen dieſen Völkern und den Perſern herrſchte ein unverſöhnlicher Haß, der ſich ſowohl auf die Gränzſtreitigkeiten, als auf den Unterſchied der Religion gründete, da die erſtern Sunnis, die letztern hingegen Chias ſind. Dieſer Haß hat jederzeit zwiſchen beyden Nationen Feindſeligkeiten und blutige Kriege verurſachet, worunter die Provinz Khoraſan am meiſten gelitten hat. Im J. 1739 1739.
verbreitete ſich ein Gerücht, als hätte der König ſeine ganze Armee verloren, und wäre ſelbſt in Indien geſtorben. Dieſe Nachricht faßte der Prinz mit ſchneller Glaubwürdigkeit auf, ſich des Thrones und aller Reichthümer zu verſichern. Er begieng Gewaltthätigkeit und Mordthaten an allen, die ſeine harten Geſetze nicht annehmen wollten, ſammelte im ganzen Königreich ſehr große Summen; allein alle ſeine Maaßregeln hatten in der Folge nicht den erwünſchten Ausgang, den er ſich träumte.

Nadir Schach kam indeſſen dem Ausgange ſeines Planes näher, und war keinesweges todt, ſondern hatte ſich das Mißvergnügen der Großen am kaiſerlichen Hofe ſo gut zu Nutzen gemacht, daß, während viele derſelben ihrem Kaiſer untreu und aufrühreriſch wurden, er gar leicht ihre Unterſtü-

tzung

ßung und die Möglichkeit vor ſich ſah, in Indiens Städte einzukommen, die ihm eine vereinte Macht vielleicht unmöglich gemacht haben würde. Hiezu kam noch das bequemſte Mittel, das der Kaiſer ſeinen eigenen Feldherren nicht trauen durfte, und zween derſelben das Kommando übergeben hatte, die heimlichen Briefwechſel mit Nadir Schach unterhielten. Nadir Schach rückte unterdeſſen ohne Schwierigkeit immer weiter vor, und eroberte erſt Gourbend, hernach Gazvin und geraden Weges zu einer Belagerung nach Kabul. Dieſe Belagerung war ſchrecklich, die Gegenwehre der Indier herzhaft, aber doch der Sieg auf Nadirs Seite, und die Schätze der eroberten Stadt gaben ihm nun alle Verſtärkung, ſeinen Weg weiter fortzuſetzen. Eine neue Eroberung von Pichaiver ſetzte den Kaiſer mit ſeinem ganzen Hofe in Schrecken, man brachte in Indien ein fürchterlich zahlreiches Heer zuſammen, und in kurzem ſtunden dieſe Armeen einander im Geſichte. Hier floß nun auf allen Seiten Blut wie Waſſer, und die Wahlſtatt ward in kurzem mit Todten bedeckt, ja nur ein günſtiger Augenblick entſchied für Nadir den Sieg, und eine heimliche Verrätherey auf Seiten der kaiſerlichen Feldherrn, ſpielte dem Nadir ſogar die Perſon des Kaiſers in ſeine Hände.

Die Nachricht von des Kaiſers Gefangenſchaft verurſachte natürlicher Weiſe im indianiſchen Lager eine allgemeine Beſtürzung, und die Wahrheit der Nachricht wurde am folgenden Tage ſogleich beſtätiget, als man ſich des kaiſerlichen Schatzes und ſeines Gepäckes bemächtigte; wobey man ausrufen ließ: „es habe jedermann die Erlaubniß, alles, was er tragen könnte, mit ſich zu nehmen, und ohne Furcht ſich weg zu begeben.“

Als nun der Kaiſer gefangen, und ſeine Armee zerſtreuet war, beſchloß Nadir nach der Hauptſtadt Delhy

Delhy zu eilen, bediente ſich aber dabey der Liſt, um die Gemüther der Einwohner zu beſänftigen, daß er den König mit 2000 perſiſchen Reutern etliche Tage vorher abgehen ließ, um ſelbſt Anſtalten zu treffen, daß ſein Einzug weniger Widerſtand fände. Nadir kam ohne Widerrede in die Stadt, woſelbſt der Kaiſer das ſtrengſte Verbot gegeben hatte, ſich nicht zu widerſetzen; allein auf eine Nachricht, Nadir ſey todt, geſchah plötzlich ein ſo entſetzliches Blutvergießen, daß dabey nicht weniger als 225000 Perſonen umkamen, und Tauſende ſich mit der Flucht retten, oder aufs ſchändlichſte mißhandeln laſſen mußten. Auf ein ſo entſetzliches Blutvergießen folgte nun die Beraubung des kaiſerlichen Schatzes, und kurz darauf das Verlangen, Mohámed Schach ſolle ſeine Prinzeſſin vom Geblüt, ſeinem Sohn, Nasrullah Mirza, zur Ehe geben, und dabey die Provinzen jenſeits des Stroms Etek, den Neuvermählten, abtreten. Auch dies geſchah, und Mohámed Schach gab hiezu in einem feyerlichen Briefe die Verſicherung. Nadir Schach hatte nun unermeßliche Reichthümer geſammlet, und dachte nur darauf, ſie ſicher nach Perſien zu bringen. Nichts war ihm entgegen, alles was er wollte, glückte ihm, er kam glücklich nach Perſien, und träumte ſich, Gott zu ſeyn, nur daß er nicht verhindern konnte, wenn in ſeinem eigenen Reiche häufige Meutereyen wider ihn ausbrachen, an denen ſeine eigenen Kinder oft den meiſten Antheil hatten, und die durch eine eigenmächtige und grauſame Regierung verurſacht wurden. Das Jahr 1747 war das Ende 1747. ſeiner Grauſamkeit, und eine Verſchwörung beraubte ihn des Lebens. Als die Mörder auf ihn losſtürzten, bat er zwar um Gnade, aber unter der Antwort, er verdiene keine, gab er ſeinen Geiſt auf.

Nach ſeinem Tode ſtieg die Verwirrung des unglücklichen perſiſchen Reiches aufs höchſte. Seine Nachkommen, Statthalter und Feldherren, auch andere unternehmende Männer, rafften ſo gut und wo ſie konnten, einen Haufen Kriegsvölker zuſammen, ließen ſich bald da, bald dort zum König ernennen, oder machten ſich die Krone unter grauſamen Verwüſtungen des Reiches ſtreitig. Nach und nach theilten ſich zwey dieſer feindlichen Thronbewerber in das Reich, und zwar errichtete in den öſtlichen Provinzen Achmed Schach, ein mächtiges Reich, und ſeine Hauptſtadt zu Kandahar; in den weſtlichen Provinzen hingegen behielt Mohämed Kerim Khan die Oberhand, und zwar vom
1773—1779. Jahr 1773 bis 1779, woſelbſt er mit dem Ruhme eines großen und mächtigen Fürſtens ſtarb. Sein Sohn Abalfat Khan, iſt ihm in der Regierung nachgefolgt, wiewohl ſich die blutigen Auftritte der neuen Kompetenten abermals erneuerten, bis
1781. es endlich im Jahr 1781 dem Ali Murad Khan gelang, ſich den Titel des Sofi oder alleinigen Königes von Perſien anzumaßen; wiewohl die neueſten Nachrichten berichten, daß die Unruhen immer noch fortdauern, daß ſich in dieſem weitläuftigen Lande viele kleine Fürſten unabhängig zu machen ſuchen, und da erſt eben jetzt gegen die Araber, welche den Namen Kabs führen, und aus einer, an der Mündung des Fluſſes, ohnweit Baſſora liegenden Feſtung her, die größten Streifereyen treiben, zu Felde gezogen ſey, um dieſe Gegenden und dieſe Rebellen ſich zu unterwerfen.

V.

Oſtindien.

Wenn das Geburtsland des erſten Menſchen-geſchlechts, wie der ſcharfſinnige Bailly mit ſtarken Gründen darzuthun ſuchet, wirklich auf den Höhen der großen Tatarey zu ſuchen iſt, ſo vereinigt ſich doch alles, die Meynung derjenigen ſehr wahrſcheinlich zu machen, welche den aus den ſchöpferiſchen Händen der Natur hervorgehenden Menſchen in die glückſeligen Gefilde Indiens verſetzen. Hier blüht ein ewiger Frühling; hier werden bey dem mildeſten Klimate alle die Uebel minder fühlbar, welche von der urſprünglichen Beſchaffenheit unſers Geſchlechts unzertrennlich ſind; hier kann ſich der unbehülfliche, mit den ihn umgebenden Gegenſtänden noch unbekannte Menſch, am allerleichteſten und ohne Mühe von den herrlichen Früchten nähren, welche die Erde in ſo reichem Uebermaaße darbeut, und hier war es auch, wo man die Einwohner noch in einem Zuſtande fand, der von dem Urſtande der Menſchheit an Unſchuld und Mäßigkeit wenig abwich. Auch die Alten hielten meiſt alle die Bewohner Indiens für das älteſte Volk der Erde; und wirklich waren die Indier ſchon zu den Zeiten eine hochkultivirte Nation, als faſt die ganze übrige Erde noch mit Finſterniß und Rohheit bedecket war. Nach Indien reiſeten die phöniciſchen, und nachher die griechiſchen Gelehrten, um ſich Schätze der Weisheit zu holen, und noch geben Religion, Sitten und Gebräuche deutlich zu Einleitung.

 erken-

erkennen, daß dieſes Volk ſchon in dem höchſten Alterthum exiſtirt haben müſſe.

Die Alten kannten Indien meiſt nur vom Hörenſagen und alle ihre Nachrichten tragen das Gepräge des Fabelhaften nur zu ſehr an ſich. Wenn auch in der Folge die Araber ſich bis hieher verbreiteten, und über Aegypten ein regelmäßiger Handel dahin getrieben ward, ſo bekam die Bekanntſchaft der Europäer mit Indien dennoch nur einen ſehr geringen Zuwachs, bis Vaſko de Gama, ein portugieſiſcher Seefahrer, nachdem die Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung in Afrika entdeckt worden war, wie wir in der Folge umſtändlicher zeigen werden, 1497 den Anfang aller nachher dahin unternommenen Reiſen und dort gemachten Eroberungen machte. Eine europäiſche Nation folgte nunmehr der andern, und die Eröffnung der reichen amerikaniſchen Goldquellen verband die vier Erdtheile bald auf das genaueſte miteinander.

Noch kennen wir zwar Oſtindien nicht vollſtändig, aber wir haben wenigſtens alle unſre Laſter und Thorheiten dorthin verpflanzt; es iſt das Land worden, in welchem ſich die geſitteten Europäer als blutdürſtige und habſüchtige Tyrannen zeigen, das Land, in welchem nebſt Amerika faſt alle Kriege, die unſern Erdtheil zerrütten, ihren Anfang nehmen, und wo ſich gegen meiſt entbehrliche Dinge unſre Reichthümer, als in einen unermeßlichen Abgrund verlieren. Doch dies alles ſind Bemerkungen, auf welche wir in der Folge noch oft zurückzukommen, Gelegenheit haben werden, und die wir alſo fürjetzt abbrechen, um zu der Beſchreibung des Landes ſelbſt überzugehen.

Im weitläuftigen Verſtande, wie wir es hier nehmen, verſteht man unter Oſtindien den ganzen ſüd-

ſüdlichen Theil Aſiens, welcher zwiſchen Perſien, dem großen ſüdlichen Weltmeer, Sina und der freyen Tatarey mitten inne lieget, und in ſeiner Länge ſechshundert, in der Breite aber fünfhundert teutſche Meilen hat. Dieſes große und äußerſt fruchtbare Land iſt nicht einem, ſondern verſchiedenen Oberherrn unterworfen, und dies vorzüglich ſeitdem Nadir Schach, und die Britten das Reich des ſogenannten Großmoguls oder Beherrſchers von Hindoſtan zu Grunde gerichtet haben. Landesfürſten ſind allein gewiß einige funfzig, unter denen jetzt der Paiſchwa oder Oberregent der Maratten, der König von Golkonda, und der König von Myſore, (jetzt Tippo Saib, des berühmten Hyder Ali Sohn) die mächtigſten ſind. Außer dieſen haben die Engländer ein ſehr mächtiges Reich in Oſtindien, die Beſitzungen der Holländer und Franzoſen ſind gleichfalls nicht unbeträchtlich, die Spanier beherrſchen einige Inſeln, die Portugieſen, als erſte Entdecker und Eroberer des Landes, haben wenigſtens einige Trümmer ihrer ehemaligen Größe behauptet, und die Dänen haben einige Niederlaſſungen, dergleichen auch vor einigen Jahren die Oeſterreicher auf einer der nikobariſchen Inſeln angelegt haben.

In der Folge werden wir alle dieſe verſchiedenen Reiche und Beſitzungen genauer kennen lernen, und dazu ſcheint es uns am ſchicklichſten zu ſeyn, wenn wir die gewöhnliche Abtheilung der Geographen beybehalten, nach welcher Oſtindien in das eigentliche Hindoſtan, in die Halbinſel diſſeits und in die Halbinſel jenſeits des Ganges, und in die Inſeln getheilt wird; da wir denn mit Hindoſtan, oder den alten Staaten des Großmoguls den Anfang machen.

1) Hindoſtan.
a) Land.

Nordindien oder Hindoſtan, liegt zwiſchen den großen Flüſſen Sindh (den wir Europäer fälſchlich Indus nennen) und Ganges, und ſtößt gegen Mitternacht an Thibet, gegen Morgen an eben daſſelbe und an die Halbinſel jenſeits des Ganges, gegen Abend an Perſien, gegen Mittag aber an das Meer und die Halbinſel diſſeits des Ganges. Ein Land wie dieſes, das ſich vom ein und zwanzigſten bis zum drey und vierzigſten Grade der Breite erſtrecket, in Norden hohe Gebirge, in Süden aber große, von Bergen entblößte Ebenen hat, kann unmöglich überall dieſelbe Witterung haben. Die nördlichen Gegenden ſind daher kalt, die ſüdlichen aber ſo heiß, daß man in den Monaten April, May und Junius für Hitze würde verſchmachten müſſen, wenn die Luft nicht alle Tage durch einen friſchen Wind abgekühlt würde. Regen fällt nur von der Mitte des Junius bis Ende des Septembers, daher auch die Aufbewahrung des Waſſers ein ſehr wichtiger Punkt für dieſes Land iſt. Zu dem Ende werden die hochliegenden Ländereyen mit großen Dämmen umgeben, um das von den Gebirgen herabfließende Waſſer zu ſammeln.

Die vorzüglichſten Gebirge Hindoſtans ſind diejenigen, welche Perſien und Indien ſcheiden, und ſo hoch ſind, daß nur an gewiſſen Orten Wege durchgehen, die der Handlung wegen gemacht ſind; ferner der Imaus oder Mustag, zwiſchen Hindoſtan und Thibet, welcher ſo voll ſteiler Felſen und fürchterlicher Abgründe iſt, daß ſein Innres noch wenig oder gar nicht bekannt worden iſt.

Ueberall trägt dieſes geſegnete Land die Spuren der höchſten Fruchtbarkeit an ſich, und es iſt gewiß kein Erdſtrich auf der Erde zu finden, der Indien an Reichthum und Vortrefflichkeit der Produkte

dukte überträfe, oder auch nur in allem gleich käme. Hindoſtan, von welchem fürjetzt allein die Rede iſt, hat meiſt überall einen fetten, aber lockern und leicht zu bearbeitenden Boden, in welchem alle Gewächſe, die man ihm giebt, gut und in Menge fortkommen. Reis iſt hier der wichtigſte Gegenſtand des Ackerbaues, weil er das gewöhnlichſte Nahrungsmittel der Einwohner ausmachet. Außerdem wird auch türkiſcher und andrer Waizen, Gerſte und Hirſe im Ueberfluſſe erbauet. Gemüße, auch europäiſche, als Wurzeln, gelbe Rüben, Zwiebeln, Erdbirnen u. a. m. ſo wie auch Aepfel, Birnen, Weintrauben, Maulbeeren, Feigen, Mandeln und edle Früchte wachſen in Menge, und in den mittäglichen Provinzen wird überall Tabak, Zuckerrohr, Indig (aus deſſen Blättern eine blaue Farbe bereitet wird) und Ingwer gebauet. Eigene Landesfrüchte, oder die doch bloß dem heißen Himmelsſtriche eigen ſind, ſind die **Kokos**, **Plantanen**, **Ananas**, **Mango**, eine wohlſchmeckende Frucht von Aprikoſengeſtalt, **Arekanüſſe**, **Betel**, **Zimmtbäume**, **Pfeffer**, **Tamarinden**, **Baumwollenbäume**, **Banjanenbäume**, und andre weniger bedeutende Pflanzen mehr, welche für uns zu wenig intereſſant ſind, als daß wir ſie hier, bloß dem Namen nach, anführen ſollten.

Die Kokospalme, welche beynahe überall in Indien zu Hauſe iſt, verdient dafür eine genauere Beſchreibung, da ſie ein Baum iſt, welcher den Indianern in vielerley Betrachtung äußerſt nutzbar iſt. Sie erreicht eine Höhe von vierzig oder wohl gar ſechzig Fuß, iſt mittelmäßig dick, und ihr Holz iſt ſo leicht und ſchwammig, daß es weder zum Schiffbau, noch zu ſonſt einer andern Zimmerarbeit tauget. Der Gipfel der Kokospalme iſt mit

zehn bis zwölf Blättern beſetzt, welche ſehr lang ſind, und in ihrer Jugend mit einer Art von Netz bekleidet ſind, aus welchem Siebe gemacht werden. Aus der Mitte dieſes Blätterbuſches erhebt ſich eine Scheide oder dicke, häutige Hülle, aus welcher die Blumen hervorbrechen. In den weiblichen Blumen iſt ſtatt der Staubfäden, welche bloß die männlichen haben, ein Stempſel, der die eyförmige, mehr als einen halben Fuß lange Frucht hervorbringet. Dieſe Frucht hat eine ſaſerigte, drey Finger dicke Schale, welche unter dem Namen Kair bekannt iſt, und aus welcher ſowohl Schiffstaue, als einige grobe Zeuge verfertigt werden. Sie enthält eine ſehr harte Nuß, von der Größe und Geſtalt einer kleinen Melone, hat an einem Ende drey Löcher, und wird zu kleinen Gefäßen benutzet. Das Fleiſch in dem Innerſten der Nuß giebt geſunde Nahrung, daraus man in der Preſſe ein Oel bekömmt, das, wenn es noch friſch iſt, einen ſehr ſüßen Geſchmack hat. Das Mark, welches in der Preſſe zurückbleibt, dient zum Futter des Viehes und Geflügels, und ſelbſt wenn Theurung iſt, zur Nahrung der Armen. Das Innerſte der Nuß endlich verbirgt ein klares, erfriſchendes und etwas ſüßes Waſſer, das aber, wenn die Früchte alt werden, von einem Kerne verdrängt wird. Schneidet man die Spitzen der Blütenknoſpen ab, ſo läuft ein weißer Saft heraus, welcher friſch getrunken ſehr ſüß ſchmecket, wenn er aber ſtehen bleibt, ſich in einem nutzbaren Eſſig verwandelt, diſtillirt einen Branntewein, und mit lebendigem Kalch gekocht, einen mittelmäßigen Zucker giebt.

Die Plantanen, Bananas, oder Piſang (Muſa paradiſiaca L.) wachſen büſchelweiſe und in Geſtalt der Gurken, auf einem zehn bis zwölf Schuh

Schuh hohen, etwa eines Mannsſchenkels ſtarken Baume, deſſen Blätter zu einer ungeheuren Länge anwachſen und welcher Blüte und Früchte gleich der Kokospalme, bloß an dem Gipfel trägt. Die Frucht wird roh mit Wein oder Salze, in der Aſche, im Backofen, oder in der Pfanne gebraten, oder auch zu einem Muße bereitet, gegeſſen.

Ananas wird für die wohlſchmenckedſte Frucht Indiens gehalten und in England, wohin ſie die Lüſternheit gebracht hat, das Stück mit einer Guinee oder ſechs Thalern bezahlt. Sie ſchießt aus der Erde wie eine Artiſchocke, und ihr Saamen iſt in dem Büſchel, der gleich einer Krone auf der Frucht ſitzt. Ein Stengel dieſer Pflanze trägt auch nur eine Frucht, welche ſo groß als eine Melone und von Geſtalt den Tannzapfen ähnlich iſt.

Arekanüſſe wachſen auf eine Art Palmbaum, der auf den erſten Anblick viel Aehnlichkeit mit der Kokospalme hat, aber höchſtens eine Höhe von zwanzig bis dreyßig Fuß erreicht, nicht über eine Spanne dick und gerade iſt, und ganz anders geformte Blätter hat. Der größte Unterſchied aber beſteht in der Frucht, welche eyförmig iſt, eine glatte, ziemlich dicke Schaale hat und einen weißlichen Kern enthält, welcher der Subſtanz nach, der Muſkatennuß gleich, aber weit härter iſt. Dieſe Nuß wird häufig in Indien gebraucht; aber allein gegeſſen verzehrt ſie das Blut und trocknet die Nerven aus, welches Uebel aber nicht zu befürchten iſt, wenn ſie mit Betel vermiſcht wird.

Der Betel iſt eine Pflanze, welche gleich dem Epheu an den Bäumen hinauf kriecht. Aus jedem Gelenke ihres Stengels wächſt ein faſt herzförmi

förmiges Blatt; die Blumen entſpringen aus den Winkeln der Blätter und gleichen den Pfefferblüten, mit welchen dieſe Pflanze überhaupt viele Aehnlichkeit hat. Dieſe Blätter kauen die Indier alle Stunden des Tages, wenn ſie vorher eine Arekanuß hineingewickelt und etwas Muſchelkalch damit vermiſcht haben.

Vom Zimmt und Pfeffer werden wir zu einer andern Zeit ſprechen, da Hindoſtan nicht das eigentliche Vaterland dieſer Gewächſe iſt und wir hier noch der drey übrigen genannten Gewächſe gedenken wollen.

Der Tamarindenbaum iſt zwanzig bis dreyßig Fuß hoch und ſechs bis zwölf im Umfange und überall voller Zweige, welche den ſchönſten Schatten gewähren. Seine Blüten ſind roſenfarb mit blutrothen Adern geſtreift. Die Früchte, welche etwan vier Zoll Länge haben, gleichen den Gartenbohnen an Geſtalt und haben ein rothes angenehmes Mark in ſich, welches in der Arzneykunſt gebraucht, außerdem die Frucht aber auch eingemacht gegeſſen wird.

Der Baumwollenbaum iſt ein Strauch von mittler Größe mit weichen wolligten Blättern, welche fünf Einſchnitte gleich den Blättern des Weinſtocks, haben. Seine Blüten brechen wie die Roſenknoſpen hervor, und wenn ſie abgefallen ſind, ſchwellen die Knoſpen auf und bringen gleichſam durch eine neue Blüte die Baumwolle hervor.

Der Banjanenbaum wird auch die indiſche Feige genannt, und iſt ſo blätterreich, daß man bis auf die Erde herab, wegen Menge derſelben wenig von dem Stamme zu ſehen bekommen kann.

kann. Seine Früchte hängen traubenweiſe an einander und riechen wie reife Quitten, ſollen aber nicht eßbar ſeyn.

Alle dieſe und mehrere wohlriechende oder doch das Auge durch Schönheit und Farben erquickende Bäume, Blumen und Kräuter bedecken die Gefilde Hindoſtans und machen in der Vermiſchung mit angebauten Feldern, dies Land zu einem ſchönen Garten, deſſen Nutzbarkeit wenigſtens eben ſo groß als ſeine Schönheit iſt.

So reich das Land an Erzeugniſſen des Pflanzenreichs iſt, eben ſo große Schätze verbirgt es in dem Schooße ſeiner Gebirge. Hier fehlt keines der Metalle, welche ſowohl in der That als in der Einbildung der menſchlichen Geſellſchaft zum Bedürfniß worden ſind. Man findet, oder fand wenigſtens ehedem Gold und Silber in den Gebirgen Hindoſtans, aber ſeitdem der Handel mit Europa ſo beträchtlich geworden iſt, und dadurch alles unſer Gold und Silber hier zuſammenfließt, ſeitdem wird in ganz Oſtindien überhaupt nur wenig nach dieſen Metallen gegraben, und ſoviel man weiß, auch in Hindoſtan von Metallen nichts weiter als Bley, Eiſen und Kupfer in den Bergen aufgeſucht. Man gräbt auch Marmor, Agathe, Jaſpis, Onych, Lapis Lazuli, Diamanten und andre edle Steine, der Bergbau iſt aber überhaupt noch zu wenig auf feſte Grundſätze gegründet, die Naturkenntniß iſt ein zu fremdes Studium und die immerwährenden Kriege haben die Betriebſamkeit und den Fleiß der Einwohner zu ſehr zurückgeſetzt, als daß die Gebirge Hindoſtans durchaus in ihrem Innern bekannt ſeyn ſollten.

Ein

Ein Land von ſo guter Beſchaffenheit als wir Hindoſtan bisher haben kennen lernen, kann auch nicht arm an mancherley Thierarten ſeyn und wirklich findet man auch einen großen Ueberfluß theils nutzbarer, theils ſchädlicher Arten, von denen wir wenigſtens die vorzüglichſten anführen wollen. An zahmen Vieh giebt es große Heerden von Kamelen, Dromedarien, Pferden, Ochſen und Büffeln. Die Ochſen haben einen großen Höcker knorplichten Fleiſches zwiſchen ihren Schultern, und werden nicht allein zur Feldarbeit benutzt, ſondern auch zum Reiten und Fahren gebraucht. Die indiſchen Pferde ſind von ſchlechter Beſchaffenheit, daher auch viele perſiſche Pferde eingeführt werden: die Kamele und Dromedare aber erſetzen dieſen Mangel vollkommen und ſind wegen ihrer Stärke und Mäßigkeit, vorzüglich aber weil ſie lange zu dürſten im Stande ſind, den Pferden in einem heißen Lande weit vorzuziehen. Die Schafe, unter denen auch viele Ziegen gehalten werden, ſind groß, zum Theil gehörnt, haben meiſt pelſterförmige Fettſchwänze und ein ſchönes Fleiſch, ihre Wolle aber iſt grob und von keinem Werthe. Der Elephant gehört wenigſtens in ſoweit mit zu den zahmen Thieren, daß er ſich zähmen und ſodann als ein nutzbares Hausthier brauchen läßt. Der Elephant iſt das größte unter den bekannten vierfüßigen Thieren, oft von zwölf bis funfzehn Fuß Höhe, von plumper, unbehülflicher Geſtalt, mit einer dicken, wenig haarigen Haut, langen und breiten herabhangenden Ohren und einem langen Rüſſel, den er zu ſeiner Vertheidigung und überhaupt faſt zu allem brauchen kann, wozu wir eine Hand nöthig haben, und zwey großen, hervorragenden Zähnen, welche das ſogenannte Elfenbein geben. Dieſe Thiere gehen heerdenweiſe in Indien mit ein-

ander und nähren ſich von Laub, Gras, Reis und andern Hülſenfrüchten. Außer den Verwüſtungen, die ſie in den Gärten und auf den Feldern anrichten, ſind ſie den Menſchen weiter nicht ſchädlich, außer wenn ſie beleidiget werden, da ſie denn den Beleidiger ſelbſt unter dem dickſten Haufen von Menſchen herauszuſuchen wiſſen, ihn mit ihrem Rüſſel in die Luft ſchleudern und mit den Füßen zertreten. Sie werden theils bloß der Zähne und der Haut wegen getödtet, theils lebendig gefangen und gezähmet. Die zahmen Elephanten braucht man im Kriege, wo ſie auch, ehe das Schießgewehr erfunden ward, wirklich fürchterlich waren, zum Staat an den Höfen der indiſchen Großen, welche zuweilen hundert und mehr Elephanten, gewöhnlich auch einen Leibelephanten haben, deſſen ſie ſich zum Reiten bedienen, zu Fortſchaffung großer Laſten u. ſ. w. und die glaubwürdigſten Reiſenden erzählen Dinge von dieſen Thieren, die ſo außerordentlich ſind, daß ſie ſich gar nicht anders als mit Vorausſetzung von Ueberlegung und Scharfſinn erklären laſſen.

Ein anderes, aber weder nutzbares noch verſtändiges Thier, iſt das **Nashorn** oder **Rhinoceros**, von deſſen Kampfe mit dem Elephanten, die älteſten Reiſenden ſonſt ſehr wundervolle Abentheuer zu erzählen wußten. Er iſt größer und dicker als der ſtärkſte Ochſe, und hat ein haarloſes, runzliches, außerordentliches dickes Fell und uber der Naſe ein ſtarkes aber kurzes Horn mit auswärts gekehrter Spitze. Sein liebſter Aufenthalt ſind Sümpfe und Moräſte, wo er ſich gleich den Schweinen herumwühlet. **Hirſche, Rehe, wilde Schweine, Haſen, Antelopen, Zibet oder Moſchuskatzen**, Gemſen und andres Wildpret iſt überall gemein, und in den gebirgigten Gegenden

den ſind aber auch Löwen und Tyger, welche zum Theil ſo groß ſind als Pferde, Leoparden, Schakals, eine Art wilder Hunde, welche die Todten aus den Gräbern holen, Wölfe und Bäre anzutreffen, die nicht allein die Reiſen in ſolchen Gegenden ſehr unſicher machen, ſondern auch in das bewohnte Land herabgehen und unter den Viehheerden große Verwüſtungen anrichten, ja ſogar zuweilen in die Dörfer kommen und Menſchen herausholen ſollen. In den ſüdlichen Provinzen Hindoſtans giebt es überdem noch eine unſägliche Menge Affen von allerhand Arten, große und kleine, mit und ohne Schwänze, mit und ohne Bärte, mit langen und kurzen Aermen, welche die Wälder von ihrem Geſchrey ertönen machen, Weinberge, Obſtgärten und Zuckerrohrfelder ausplündern, und da, wo ſie der Hindus aus Religionsvorurtheilen heget, wohl ſo dreuſt ſind, ſelbſt in den Häuſern zu ſtehlen.

Von Geflügel giebt es in Hindoſtan Gänſe, Enten, Hühner, Tauben, Rebhühner, graue, grüne, rothe und weiße Papagoyen, Pfauen und viele Arten Waſſervögel. Auch iſt eine Art Fledermäuſe nicht ſelten, welche die Größe eines Rebhuhns haben, und deren Fleiſch zuweilen gegeſſen wird. Im Meere, den Flüſſen und im ſtehenden Waſſer giebt es eine Menge Fiſche, wohin auch ſehr viele gehören, welche mit den in Europa bekannten, gar keine Aehnlichkeit haben. Dahin gehört unter andern der Krampfſiſch, (Raia Torpedo) eine Art Plattfiſch, die ſich gern in moraſtigen Wäldern aufhält. Sein Bauch iſt weiß, der Rücken hochgelb; das oberſte Theil des Mundes iſt klein und ohne Zunge; am Schwanz hat er zwey Floßfedern und ſeine Nahrung ſind andre

dre Fiſche. Wer dieſen Fiſch anrührt, dem erſtarrt augenblicklich der Arm, und wenn er auch mit einem Stocke bloß angerührt wird, ſo kann eine Erſtarrung darauf folgen, welche tödtlich werden kann. Zu andern Waſſerthieren gehört die **Seekuh**, welche von der Dicke eines Pferdes und zehn bis zwölf Fuß lang iſt; das Maul gleicht einem Kuhmaule, der Hals iſt kurz und dicker als der Kopf, am dickſten aber iſt ſie unter den Schultern, unter welchen ſie an jedem Ende eine große Floßfeder hat. Das Fleiſch dieſes Thieres iſt ganz weiß und der Schwanz wird für etwas ſehr delikates gehalten. Das Thier giebt ohngefähr dreyßig Tonnen Thran, welcher ſehr gut iſt. **Schildkröten** ſind ebenfalls in Menge, und es giebt ihrer, welche über hundert Pfund wiegen. Dieſe Thiere freſſen Gras und ihr gewöhnlicher Aufenthalt iſt auf dem Grunde der See, von wo ſie, wenn ſie ſaufen wollen, an die Mündung ſüßer Wäſſer gehen. So fiſchreich aber auch die Flüſſe ſind, ſo ſind ſie doch auch wieder mit **Krokodillen** angefüllt, welche gemeiniglich funfzehn bis ſechszehn Fuß Länge haben. Dieſe Thiere gleichen an Geſtalt der Eydechſe, ſind überall mit blauen Schuppen gepanzert, durch welche keine Kugel dringen kann, und ihr Rachen iſt voll ſchrecklicher Zähne. Der Krokodill iſt ſehr begierig auf Hunde- und Menſchenfleiſch, die Indianer eſſen aber ſein Fleiſch wieder, welches wohlſchmeckend ſeyn ſoll, dabey aber einen ſtarken Biſamgeruch hat. Zuletzt müſſen wir noch erwähnen, daß an den Küſten des bengaliſchen Meerbuſens ſehr ſchöne **Perlen** gefiſcht werden. **Bienen** giebt es häufig und die **Seidenraupe** iſt hier eigentlich zu Hauſe und von hieraus in die andern Gegenden der Erde gebracht worden. Dafür aber werden die Einwohner auch durch eine Menge Ungeziefer beunruhigt,

higt, als Scorpione, welche ſo groß als ein klei-ner Krebs ſind und tödtlich verwunden, Ratten, welche ebenfalls größer als die hieſigen und ſo dreuſt ſind, daß ſie ſogar Menſchen im Schlafe verwunden ſollen, Fliegen, Muskitos, eine Art Mücken, Wandläuſe und vorzüglich verſchiedene zum Theil ſehr giftige, zum Theil ſo große Schlangen, daß ſie einen Menſchen tödten und auffreſſen können. So vertheilt die Natur immer ihre Geſchenke, daß, wenn ſie Schönheiten und Annehmlichkeiten die Fülle auf irgend einen Fleck der Erde ſtreuet, ſie auch mehrere und größere Unannehmlichkeiten daneben leget als dahin, wo ſie ihre Gaben mit ſparſamer Hand ausſpendet.

b) Einwohner. Die Einwohner von Hindoſtan können in Abſicht der Religion in drey, und in Anſehung der Nation in ſehr viele Klaſſen getheilt, die am Ende doch aber wieder auf drey Klaſſen gebracht werden können. Sie ſind nämlich: Mohämedaner, welche auch unter dem allgemeinen Namen Mohren begriffen werden, Heiden und Chriſten, Mogoln, Hindus und Fremde, wohin die Europäer, Araber, Perſer und verſchiedene Arten Tatarn gehören. Ueberhaupt ſoll die Volksmenge in dem eigentlichen Hindoſtan auf hundert Millionen Menſchen betragen. Wir wollen nun dieſe Einwohner näher kennen zu lernen ſuchen. Die Mogolen ſind zwar eigentlich auch Fremde, allein ſie ſind, wie wir aus der Geſchichte von Hindoſtan ſehen werden, die Eroberer dieſes Landes und verdienen daher wegen des Alters ihres Beſitzes, immer als Landeseingeborne betrachtet zu werden. Dieſe Mogolen ſind meiſtentheils lange und wohlgebaute Leute, mit ſchwarzgelber oder olivenfarber Haut und harten ſchwarzen Haaren, die ſie bis auf eine Locke abſche-

Mogolen.

ren, und auch im Geſicht nur als Knebelbart ſtehen laſſen. Wie ſie zuerſt nach Hindoſtan kamen, waren ſie wilde, grauſame, zugleich aber mit allen Wollüſten unbekannte Leute, ſeitdem aber hat das milde Klima die rauhe Oberfläche ihres Karakters abgeſchliffen und ihre Wildheit in Höflichkeit und Artigkeit im Umgange verwandelt. Der Mogol iſt edel und redlich, treu ſeinem Wort und ernſthaft in ſeinem ganzen Betragen, aber er hat auch die Freude kennen gelernt und das zwar ſo ſehr, daß Pracht, Schauſpiele und andre ſinnliche Vergnügungen jetzt von ihm geliebt und geſucht werden. Die Kleidung hat bey Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen dieſelbe Geſtalt, und nur in Anſehung der Koſtbarkeit iſt ſie von einander verſchieden. Alle Männer tragen lange Röcke, welche bis zu den Knöcheln herabgehen, oben glatt anliegen, unten aber ſehr weit werden, und vorn von oben bis unten mit Bändern gebunden ſind. Unter dieſen Röcken tragen ſie eine leichte Weſte von ſeidenem oder baumwollenem Zeuge, welche zugleich ſtatt des Hemdes dienet und bis auf die Hüften herabgehet. Die Beinkleider ſind oben ſehr weit und in viele Falten gelegt, unten aber enge und bis auf die Ferſen reichend. Strümpfe tragen ſie gar nicht, ſondern gehen in ihren weiten, unſern Pantoffeln ähnlichen Schuhen barfuß. Um den Leib wird ein Gürtel von weißem baumwollenen Zeuge und über dieſen ein anderer von rother Seide mit goldnen und weißen Streifen und großen Quaſten gewunden; zwiſchen dem Gürtel und Rocke der Dolch getragen und der Kopf mit einem leichten Turban von weißem baumwollenen Zeuge mit goldenen oder ſeidenen Streifen bedeckt.

Die Weiber winden ein Stück Muſſelin vom Gürtel an bis auf die Füße um den Leib, unter welchem ſie gleich den Männern, Hoſen tragen. Mit dem Oberleibe gehen ſie in ihren Wohnungen bloß, wenn ſie aber ausgehen, haben ſie einen Leibrock mit einer Binde und einem Schleyer. Ihre Haare binden ſie mit langen Bändern ein, die hinten herunterhängen. Im ganzen Rande der Ohren haben ſie Ohrgehänge und im untern Theile des linken Naſenlochs einen Ring, dergleichen ſie auch an den Fingern, Aermen und Beinen tragen.

Ihre Häuſer werden von Holz oder Backſteinen oder Erde erbauet, mit Kalk und Kuhmiſt verküttet und mit einer Vermiſchung von Kräutern, Milch, Zucker und Harz glänzend gemacht. Sie ſind groß, geraum und haben viele Gemächer; die meiſten haben flache Dächer und Altäne, und bey den Wohnungen der Reichen findet man ſchöne Gärten mit Teichen, Fiſchbehältern und Bädern, weil ſie keinen Tag, ohne das Bad zu gebrauchen, vorbeygehen laſſen. In ihren Häuſern findet man zum Theil prächtiges Hausgeräthe an perſiſchen Tapeten, ſineſiſchen lackirten Möbeln, Porzellan, goldenen und ſilbernen Gefäßen u. ſ. w. wozu noch die Pracht kömmt, welche ſie mit wohlgebildeten und gekleideten Sklaven beyderley Geſchlechts treiben. Soviel Aufwand aber auch hierinnen die Mogolen machen, ſo mäßig ſind ſie in Anſehung der Speiſen und Getränke. Ihre gewöhnlichſte Speiſe iſt Reis, und obgleich Fleiſch und Federvieh äußerſt wohlfeil iſt, ſo eſſen ſie doch nur ſehr wenig davon. Waſſer iſt dabey ihr gewöhnliches Getränke, wiewohl ſie auch zwey Arten Wein, einen, welcher durch Einſchnitte aus dem Toddibaum gezogen, der andere, welcher diſtillirt und Arack genennt wird, haben. Der Gebrauch des ordentlichen Weins iſt

ihnen

ihnen als Mohämedanern unterſagt, obſchon verſchiedene ſich in Geheim über dieſes Verbot hinwegſetzen. Im übrigen befolgen ſie die Vorſchriften des Korans ziemlich genau, und die Meiſten würden lieber ſterben, als daß ſie das Geſetz übertreten ſollten. Sie haben auch ſchöne Metſcheds und eine Menge Pfaffen und Mönche, die durch die niedrigſten Kunſtgriffe ſich bey dem abergläubiſchen Pöbel in Anſehen erhalten und mit den heidniſchen Pfaffen um die Wette, durch Faſten und Büſſungen, ſich den Anſchein einer übermenſchlichen Heiligkeit zu verſchaffen ſuchen. Mit der Religion haben ſie auch die arabiſche Sprache bekommen, ihre eigene Sprache hat aber viel Verwandtſchaft mit derſelben. Die Wiſſenſchaften haben noch wenig Fortſchritte unter ihnen gemacht, und die Vorzüglichſte iſt die Sterndeuterkunſt, von welcher ſie ſehr abergläubiſche Verehrer ſind. Doch haben ſie auch einige Dichter und Geſchichtſchreiber, welche ſich nach arabiſchen Muſtern gebildet haben und nicht ganz ſchlecht ſind. — Soviel von den Beſiegern Hindoſtans, die beſiegten Hindus werden uns ein Gemälde von einer ganz verſchiedenen Art liefern.

Die alten Einwohner des Landes, deren Urſprung bis jetzt noch kein Geſchichtsforſcher auch nur wahrſcheinlich vermuthet hat, ſind ein ſo ſanftes und friedfertiges Volk, daß es bisher noch einem jeden leicht geworden iſt, der ſich die Mühe hat nehmen wollen, ſich daſſelbe unterwürfig zu machen. Sie ſind kleiner wie die Mogolen, aber ſchlank und von angenehmer Geſichtsbildung. Ihre Farbe fällt ſehr ins Braune, doch ſind die in den nördlichen Provinzen wohnenden viel weiſſer, als die in den ſüdlichen. Die verſchiedenen Stämme, von denen wir bald umſtändlicher ſprechen werden, un- Hindus.

terſcheiden ſich theils durch den Schnitt der Bärte, theils durch das verſchiedene Bemalen ihrer Leiber und Stirnen, theils endlich durch das Winden ihrer Turbane. Die Zähne machen ſie ſchwarz und faſſen ſie auch wohl mit Goldblech ein, welches beſonders bey Lichte, einen fürchterlich ſchönen Anblick machen ſoll. Vom Baden halten ſie ſehr viel, gleich den Mohämedanern, die am Ganges wohnen, vorzüglich, weil ſie das Waſſer dieſes Fluſſes für ein Reinigungsmittel von allen Sünden halten und die Vornehmen ſalben ſich täglich mit wohlriechenden Oelen. Ihre Kleidung iſt meiſt weiß, geht über die Bruſt bis an die Schultern, und wird von da bis an die Mitte des Leibes mit Schnüren zugebunden. Ihre Beinkleider reichen bis auf die Knöchel, daher ſie auch keine Strümpfe, ſondern die Holz- oder vergoldeten Lederſchuhe an den bloßen Beinen tragen. Die Kleidung der Weiber beſteht in einem feinen, durchſichtigen Kattun, der ſchlaff über den Schultern zuſammengebunden und zwiſchen den Schenkeln aufgeſchürzt iſt. Die Haare werden bloß getragen und auf verſchiedene Arten geflochten, und von den Reichen mit Gold und Edelſteinen, von den Armen aber mit Jeſminkränzen geſchmückt. Außerdem kennen ſie wenig Pracht, ſowohl ihre Wohnungen als Speiſen zeugen von der unſchuldigen Einfalt, die man in allen ihren Sitten bemerkt. Jene ſind meiſt klein von Erde, mit Stroh vermiſcht aufgeführt und mit Stroh bedeckt; die Vornehmen und Reichen aber leben den Sommer über gewöhnlich in Zelten, die ſie bald da bald dort aufſchlagen laſſen; dieſe aber die Speiſen ſind ganz ungekünſtelt, und beſtehen faſt bloß in Reis, Erd- und Baumfrüchten, wozu ſie Regenwaſſer, zuweilen doch aber auch Thee und Koffee trinken.

Vom Karakter iſt es das ſanftmüthigſte, friedfertigſte und vielleicht auch arbeitſamſte Volk der Erde. Mit Entzücken ſprechen Reiſende von der ununterbrochenen Arbeitſamkeit, welche das Leben der Hindus ausfüllet, von der Mäßigkeit und Unbefangenheit von allen Leidenſchaften, in welcher ſie leben, von der Sanftheit ihres Betragens, der Redlichkeit und Tugend, die alle ihre Schritte begleitet. Sie kennen das Laſter meiſt nur dem Namen nach, und faſt iſt es bloß übertriebene Tugend, die man ihnen vorwerfen kann. Mehrere philoſophiſche Köpfe haben ſich ſchon bemüht, den Grund der ſo beyſpielloſen Sanftheit der Hindus aufzufinden, und haben ihn theils in der Enthaltung von Fleiſchſpeiſen, theils in der ganzen Lebensart dieſes Volks zu finden geglaubt, von der ſie ſeit Jahrtauſenden noch nicht abgewichen ſind, weil ſie ihnen durch ihre Religion zum Geſetz gemacht iſt.

Eben ſo iſt es auch mit den Klaſſen oder Kaſten, in welche ſie ſich theilen, und von denen jede noch immer durch eben dieſelben ſcharfen Gränzlinien beſtimmt iſt, als ſie es in dem Augenblicke der erſten Stiftung war. Da dieſe Eintheilung in Kaſten, theils ſelbſt mit verſchiedenen Merkwürdigkeiten verknüpft iſt, theils ſehr viel zur Erläuterung unſerer folgenden Nachrichten von Oſtindien beytragen kann, ſo wird eine kleine Nachricht davon hier wohl nicht am unrechten Orte ſtehen.

Die erſte Klaſſe beſteht aus den Bramanen, welche der indiſchen Mythologie nach, aus dem Haupte des Brama entſtanden ſind, daher ſie auch für ſehr erhabene Perſonen gehalten werden, und den Religionsdienſt zu beſorgen haben. Ihr Stamm wird wieder in drey Klaſſen getheilt, welche ſich durch verſchiedene Gebräuche von einander unter-

ſcheiden, und jede ihre beſondern Verrichtungen bey dieſer oder jener Gottheit haben. Alle tragen ſie eine Binde auf dem nackten Leibe, welche von der Linken zur Rechten herabgeht, und aus einer ſehr genau beſtimmten Anzahl baumwollner Fäden beſteht. Sie gehen meiſt alle mit unbedecktem und bis auf einen kleinen Haarbüſchel abgeſchornem Haupte, und ihre Kleidung beſteht aus einem Stücke Zeug, welches ſie über den Hüften um den Leib winden, zwiſchen den Schenkeln durch, in die Höhe ziehen und das eine Ende davon vorn überhängen laſſen. Sie dürfen heurathen, aber alles, was Leben hat, iſt ihnen zu eſſen unterſagt. Noch drey andre Klaſſen nennen ſich auch Bramanen, werden aber von den ächten nicht dafür erkannt, wie ſie denn auch nicht in den Tempeln dienen, ſich gleich den übrigen Hindus kleiden, und jedem, der ſie bezahlt, ihre Dienſte leiſten. Die Bramanen der drey erſten Klaſſen, ſind die Bewahrer und Ausleger der heiligen Bücher, die Lehrer des Volks und Schiedsrichter aller Streitigkeiten. Weil ihrer aber zuviel ſind, als daß ſie alle an den Altären dienen könnten, ſo nähren ſich viele vom Wahrſagen, und andre leben wie Mönche in den Klöſtern, welche von Königen oder reichen Privatleuten gebauet worden ſind. Sie ſind ſo heilig, daß ſie wegen keines Verbrechens mit dem Tode beſtraft werden können; hat aber einer den Tod verdient, ſo werden ihm die Augen ausgeſtochen. Einen Bramanen zu tödten, iſt eine der größten Sünden, daher auch der Mörder zwölf Jahre lang als Pilgrim umherwallen, mit der Hirnſchale des getödteten Bramanen in der Hand Allmoſen betteln, und aus derſelben alles, was ihm gegeben wird, eſſen und trinken muß. Sind die zwölf Jahre aber verfloſſen, ſo muß er ſelbſt viele Allmoſen geben, und der

Gott-

Gottheit, deſſen Prieſter der erſchlagene Braman war, einen Tempel bauen. Ihre Moral iſt übrigens ſehr rein und ihr Glaubensbekenntniß ſelbſt enthält nur ſehr wenig, woran die geſunde Vernunft etwan etwas auszuſetzen finden möchte, wenn ſie gleich, wie alle Prieſter falſcher Religionen, den Pöbel in ſeiner angeerbten Dummheit zu erhalten ſuchen.

Den zweyten Stamm machen die Retris oder Schutres aus, welche wieder aus drey Klaſſen beſtehn und entweder Fürſten (Rajahs) oder Soldaten ſind. Dieſe Kaſte darf durchaus kein Gewerbe oder Handlung treiben, aber alle Arten Fleiſch, das Kalbfleiſch ausgenommen, iſt ihm zu eſſen erlaubt.

Die dritte Kaſte heißt Weinsjas oder Banjanen. Die hierzu gehörigen Hindus treiben alle ein nützliches Gewerbe und ſind Kaufleute, Wechsler, Juweliers, Schreiber, Buchhalter, Mäkler u. ſ. w.

Zu der vierten Klaſſe der Schutres oder Sudders, welche wieder in die rechte und linke Hand abgetheilt wird, gehören mehrere Unterabtheilungen, als Ackerleute, Tagelöhner, Leinweber, Barbierer, Aerzte wider den Schlangenbiß u. ſ. w. Die Parias machen die unterſte Klaſſe aus, und werden von den übrigen als unehrliche Leute angeſehen, welche oft nicht einmal unter die Stände gerechnet werden, von aller bürgerlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen ſind und von allen Wohnungen entfernt leben müſſen. Ihre kleinen Dörfer beſtehn aus elenden, niedrigen Hütten, bey denen ſie auch beſondere Brunnen haben müſſen, die ſie mit Thierknochen einfaſſen, damit ſie jedermann kennen

nen und vermeiden kann. Sie werden für ſo unrein gehalten, daß ſie, wenn ſie mit einem andern Hindus zu ſprechen haben, die Hand vor den Mund halten müſſen, damit ihr Athem den andern nicht berühre. Die Bramanen dürfen dieſe Leute nicht anſehen und jeder Braman muß davon laufen, wenn er einen Paria gewahr wird. Die Parias gehören zu keiner Sekte, daher ſie auch nicht in die Tempel kommen dürfen, aber auch von dem Gebete und Opfer frey ſind, und an kein Geſetz, in Abſicht der Speiſen gebunden ſind. Den Haß, welchen die Parias zu tragen haben, müſſen auch die Europäer mit ihnen theilen. Jeder Stamm macht alſo gewiſſermaßen für ſich ein beſonderes Volk aus, welches ſich durchaus nicht mit dem andern durch Heurathen vermengen oder eine andre Beſchäftigung treiben darf als diejenige, welche ihm durch Geſetz und Herkommen vorgeſchrieben iſt.

Dieſe, die wahre Würde des Menſchen ſo herabſetzende Abtheilungen, ſind auch zum Theil mit Urſache, daß die Hindus bisher wenige oder gar keine Fortſchritte in Künſten und Wiſſenſchaften gemacht haben. So ſind z. B. ihre beſten Gemälde bloß illuminirte Bilder, wo die Figuren blau und roth geſchmiert ſind, und nicht das Geringſte von Licht und Schatten zu ſpüren iſt. Der größte Werth ihrer gedruckten Leinwand beſteht allein in der Lebhaftigkeit der Farben, die man noch dazu nicht der Geſchicklichkeit des Künſtlers, ſondern der Beitze zuſchreiben muß. Nicht beſſer iſt es mit der Bildhauerkunſt beſchaffen, und alle ihre Bildſäulen, die man in den Tempeln ſieht, ſind ſo ſchlecht gezeichnet als gearbeitet. Die Baukunſt wird völlig unregelmäßig betrieben, wie man an den Tempelthürmen gewahr wird, welche das einzige ſind, woraus

aus ſich ihre Geſchicklichkeit beurtheilen läßt; wiewohl man doch wieder geſtehen muß, daß dieſe Tempel etwas Edles haben und durch ihren ganzen Anblick den Wohnſitz der Götter verkündigen. Die Muſik iſt nicht vollkommner als die übrigen Künſte. Ihr Geſang iſt ohne alle Harmonie, und von allen ihren muſikaliſchen Inſtrumenten iſt keines zu Begleitung der Singſtimmen geſchickt. Die Vorzüglichſten dieſer Inſtrumente ſind: eine Art Trompeten, womit das Volk von den Tempeln oder Pagoden herab an die Gebetsſtunden erinnert wird, wozu auch eine Art hölzerner Pauken, eine längliche Trommel und ein Paar kupferne Becken gebraucht werden. Ferner verſchiedene Arten Flöten, eine Sackpfeiffe, eine lange Trompete, eine Geige u. ſ. w.

Ihre Handwerke ſind äußerſt einfach, weil ſie wenig Werkzeuge brauchen und das meiſte mit den Händen verrichten. Der Schmidt z. B. hat ſeine Werkſtatt und Eſſe überall bey ſich und arbeitet, wo man ihn haben will. Er richtet die Schmiede vor dem Hauſe deſſen auf, der ihn gebraucht, führt aus Erde eine kleine Mauer auf, vor welcher er ſeinen Heerd anlegt und hinter welchem zwey lederne Blaſebälge ſtehn. Statt des Amboßes nimmt er einen Stein, und ſein übriges Werkzeug iſt Zange, Hammer, Schlägel und Feile.

Mit dem Landbau ſteht es nicht beſſer. Reis iſt ihre vorzüglichſte Nahrung und der Bau deſſelben auch ihre wichtigſte Beſchäftigung, und in den Maſchinen, wodurch die Bewäſſerung der Reisfelder geſchieht, iſt auch die einzige Kunſt in ihrem ganzen Landbau zu ſpüren.

Die Wiſſenſchaften ſchlummern noch in dem niedrigſten Stande der Kindheit, oder ſie ſind vielmehr erſt zu demſelben herabgeſunken, weil das ganze jetzt veranſtaltete Religionsſyſtem der Hindus, und die Fabeln, welche dem **Lokman** und **Pilpai** zugeſchrieben werden, weit mehr Philoſophie verrathen, als die heutigen beſitzen. So beſteht jetzt ihre Arzneykunſt bloß in der Zubereitung und dem Gebrauche einiger Kräuter, und die Aerzte ſind im höchſten Grade unwiſſend. Nur in der Aſtronomie, welche auch wahrſcheinlicherweiſe von ihnen zu den übrigen Völkern der Erde gekommen iſt, haben ſie es etwas weiter gebracht, und ſind wenigſtens die Sonnen- und Mondfinſterniſſe ziemlich genau zu berechnen im Stande. Die Helle in religiöſen Begriffen, hängt von dem Grade der Vollkommenheit ab, in welchem ſich andre Wiſſenſchaften befinden, und man darf ſich daher nicht wundern, daß das Religionsſyſtem der Hindus ſo voll kindiſcher Ungereimtheiten iſt, wenn gleich kluge Hindus über die Mährchen lachen, mit denen die eigennützigen Bramanen den Pöbel zu täuſchen ſuchen.

Die Hindus verehren drey Hauptgötter, den **Bruma**, (oder **Brama**,) **Schiwen** und **Wiſchtnu**, welche ehemals wohl eine einzige ausgemacht haben mögen, nachher aber als die Haupteigenſchaften der Gottheit perſonificirt wurden, in drey beſondre Götter verwandelt worden ſind. Noch findet man auch die Abbildung aller drey in einer Menſchengeſtalt mit drey Köpfen in vielen Pagoden. Brama, welches Gott der Schöpfer iſt, hat jetzt weder Tempel noch Gottesdienſt mehr, nur die Bramanen beten alle Morgen zu ihm. Als eine Urſache dieſer Herabſetzung giebt die Mythologie an, daß Brama mit Schiwen und Wiſchtnu ſich verunei-

uneiniget habe, und endlich vom Schiwen verflucht worden ſey. Brama war übrigens der erſte Geſetzgeber der Hindus, der ihnen den Feldbau gelehrt und ſie von der wilden Lebensart entwöhnt haben mag. Man bildet ihn mit vier Aermen und Köpfen ab, welche das Symbol der vier Vedams oder heiligen Bücher ſeyn ſollen. In der einen Hand hält er einen Ring, das Zeichen der Unſterblichkeit, in der andern eine Flamme, das Zeichen der Stärke, und mit den beyden letzten Händen ſchreibt er, wodurch ſeine geſetzgebende Macht angedeutet werden ſoll. Seine Gemahlinn iſt die Göttinn der Wiſſenſchaften.

Wiſchtnu wird unter verſchiedenen Namen und als die erhaltende Kraft der Natur verehret. Er heurathete die Göttinn der Reichthümer und die Göttinn der Erde: mit der erſten aber zeugte er den Gott der Liebe, der die Ausſchweifung zur Frau hat. Die Geſchichte ſeiner Verwandlungen iſt außerordentlich weitläuftig, worunter ſeine Verwandlung in einen Menſchen die merkwürdigſte iſt, da er unter dem Namen Rama die Erde von Ungeheuern und Tyrannen befreyete, und ihre Bewohner in der Lehre von der Seelenwanderung unterrichtete. Seine letzte Verwandlung wird die Zerſtörung der Erde mit ſich bringen. Er ſitzet auf der Schlange Adiſſeſchen, welche tauſend Köpfe hat und die Welt trägt, daher er auch in ſo verſchiedenen Geſtalten er übrigens abgebildet wird, in allen Tempeln mit dieſer Schlange vorgeſtellt iſt.

Schiwen iſt der zerſtörende Gott. Seine Verehrer geſtehen dem Brama und Wiſchtnu nicht die Ehre der Gottheit zu. Seine Geſchichte iſt ſo weitläuftig wie die des Wiſchtnu.

Außer

Außer dieſen drey Hauptgottheiten haben die Hindus noch eine Menge Halbgötter, dreyhundert und dreißig Millionen Geiſter, viele Heilige und nicht wenig böſe Geiſter, welche zum Theil wieder aus ihrem unglückſeligen Zuſtande herauskommen können. In Anſehung der Weltſchöpfung ſind die Meynungen der Hindus verſchieden; denn einige glauben, daß alles was iſt, nur ein Theil der Gottheit ſey, und einſt mit derſelben wieder vereinigt werde, andre behaupten, daß Gott durch ſeinen bloßen Willen fünf urſprüngliche Kräfte, von welchen alles herkömmt, geſchaffen habe. Das iſt die erſte Schöpfung, ſeit welcher aber Gott dreymal wieder geſchaffen hat, von welchen drey Schöpfungen ſie wieder mehrere Beſchreibungen haben. Ihre Moral iſt ſehr rein, und wenn ſie gleich die Seelenwanderung annehmen, ſo glauben ſie doch, daß die weiſen und vollkommen tugendhaften Menſchen, die ewige Herrlichkeit zur Belohnung erhalten, und daß ihre Seelen niemals in einem andern Körper geboren werden. Ihre Hölle iſt ein Sammelplatz der ſchrecklichſten Plagen und Martern, die ſich eine mehr verbrannte, als erwärmte Imagination nur einbilden kann, doch aber nehmen ſie keine ewige Dauer der Höllenſtrafen an, ſondern glauben, daß ſie nach mehrern Jahrtauſenden ein Ende haben werden.

So abgeſchmackt dieſe Theologie nun auch in vielen Stücken iſt, ſo iſt doch Indien gewiß die Wiege der ägyptiſchen und andrer Religionen des Alterthums, und bloß die Unbekanntſchaft mit dem innern Geiſte der alten bildlichen Vorſtellungen, und der erſten Sprache, iſt Urſache, daß ſo lächerliche und verſchiedene Meynungen ſich in die Religion der Hindus gemiſcht haben. Nichts gleicht

dabey der Anhänglichkeit, welche dieſes Volk für ſeine Religion hat, und weder Mohämedanern noch Chriſten iſt es bisher gelungen, nur einen aus den höhern Kaſten von dem Glauben ſeiner Väter abwendig zu machen, und ſo ſehr ſich auch die Anhänger des Schiwen und Wiſchtnu haſſen, ſo kommen ſie doch in den Grundlehren von den Eigenſchaften Gottes und der Seelenwanderung wieder mit einander überein. Dieſe Grundſätze von der Seelenwanderung, nach welchen menſchliche Seelen ſehr oft in den Fall kommen können, Thierkörper zu bewohnen, ſind auch der Grund, warum ſie die Gottheit mit keinem blutigen Opfer verehren, und viele ſich alles Fleiſcheſſens gänzlich enthalten.

Die Hindus haben verſchiedene heilige Bücher, von denen die Vedams die vorzüglichſten ſind, welche in der jetzt ausgeſtorbenen Sprache Samskret geſchrieben ſind. An Tempeln fehlt es den Hindus nicht. Sie heißen Pagoden, und ſind zum Theil noch aus dem höchſten Alterthume. Ihre gottesdienſtlichen Feſte, deren ſie ſehr viele feyern, werden mit vielem Pompe begangen, und ſind meiſtentheils Erinnerungen an dieſe oder jene Wunder, welche die Gottheiten der verſchiedenen Sekten irgend einmal gewirkt haben.

Außer den Bramanen giebt es in ganz Oſtindien noch ſehr viel religiöſe Schwärmer, deren überſpannte Einbildungskraft ſie die ſchrecklichſten Martern und Peinigungen als Dinge anſehen lehret, wodurch ſie ſich den Beyfall der Gottheit ganz unfehlbar erwerben können. Dahin gehören erſtlich die Sanias, welche faſt nackend gehen, keine beſtimmte Wohnung haben, und bloß vom Allmoſen leben; ferner die Pandarons, von der Sekte des Schi-

Schiwen, die ſich das ganze Geſicht, Bruſt und Aerme mit Kuhmiſt beſtreichen, und ſo ſchmutzig und elend als die vorigen leben. Dieſer Pandarons giebt es verſchiedene Arten. Die Sekte, des Wiſchtnu hat ebenfalls dergleichen Büßende, von denen aber die eigentlichen Büßer wieder unterſchieden ſind, welche auch die ſchwerſte Rolle unter allen dieſen heiligen Schwärmern zu ſpielen haben. Einige geißeln ſich bis aufs Blut, oder laſſen ſich zeitlebens mit einer Kette an einen Baum ſchmieden; andre thun das Gelübde, beſtändig die Hand geſchloſſen zu halten, die Aerme kreuzweiſe über die Bruſt zu legen u. ſ. w. Alle aber halten ſich für Heilige, und laſſen ſich von keinem Europäer berühren, weil ſie ſonſt verunreinigt werden.

So weitläuftig wir auch ſchon von den Hindus geſprochen haben, ſo dürfte es doch nicht überflüßig ſeyn, wenn wir zum Beſchluß noch etwas von ihren Heyrathen und Begräbniſſen ſagen.

Die Ehe wird von den Hindus für die wichtigſte Handlung des bürgerlichen Lebens gehalten, und ohne ein Kind, ſollte es auch nur ein angenommenes ſeyn, aus der Welt zu gehen, iſt in ihren Augen das größte Unglück, welches ihnen begegnen kann. Ihre Heyrathen ſind von doppelter Art: 1) auf den **Pariam**, da man eine gewiſſe Summe an den Vater der Braut bezahlen muß; 2) auf das **Kanniga Danam**, wenn das Mädchen ohne Geld weggegeben wird. Liebe kömmt bey beyden Arten nicht mit in Anſchlag, ſondern die Eltern ſuchen den Mangel derſelben durch die Gunſt der Götter zu erſetzen, daher die Kalendermacher ihre Bücher aufſchlagen, die Vorbedeutungen prüfen, und nachher den Willen der Götter bekannt machen. Die Hochzeiten ſind ſehr koſtbar; oft kommen fünf bis ſechstau-

tauſend Bramanen bey einer zuſammen, daher eine ſolche Hochzeit oft zweymalhunderttauſend Thaler zu ſtehen kommen ſoll. So prächtig aber auch die Hochzeitfeſte der Reichen ſind, ſo ſind es ihre Leichenbegängniſſe doch bey weitem noch mehr. Alle werden des Abends begangen, die Gebräuche aber ſind ſehr verſchieden; da z. B. die Verehrer des Schiwen ihre Todten begraben, die des Wiſchtnu ſie aber verbrennen. Heulen, auf der Erde ſich herumwälzen, und Haarausraufen ſind die gewöhnlichen Zeichen der Traurigkeit. Falſch iſt es aber, wenn ältere Nachrichten behaupten, daß die Hindus durch Ergreifung eines Kuhſchwanzes ſelig zu werden gedächten. Dieſer Irrthum rührt daher, daß in den Pagoden Gemälde befindlich ſind, auf denen das Godanam vorgeſtellt iſt, d. i. wo der Sterbende dem Bramanen einige Kühe ſchenkt, der zum Zeichen des Eigenthums die Kuh bey dem Schwanze ergreifen muß. Iſt eine Leiche in einem Hauſe, ſo bindet der Braman einen Ring von einer Art Hundsgras an die Finger des Verſtorbenen, reinigt das Haus mit Weihwaſſer, und betet, während daß ihm die Anweſenden Geſchenke geben müſſen. Dann flüſtert er dem Todten die Einweihungsworte (eine Art Parole für das Paradies) in das Ohr; die Anweſenden aber geben ihm und den andern Bramanen Geld, ſcheeren ſich das Haar, und baden ſich, wenn ein heiliger Fluß in der Nähe iſt. Nachher wäſcht man den Körper, mahlt ihm das Zeichen ſeines Stammes auf die Stirne, legt ihm ein reines Kleid an, und giebt ihm Betel in den Mund. Hierauf bindet man ihm beide Daumen mit einem leinenen Bande, reibt ihn mit Sandelholz, und legt ihn in einen, mit rothem Tuch ausgeſchlagenen und mit Blumen gezierten Tragſeſſel, welchen vier Parias tragen. Vorher gehen Trommeln und Trom-

Trompeten, hinterher aber die Verwandten, welche theils ein Klaggeſchrey erheben, theils das Lob des Verſtorbenen beſingen. An der Grabſtätte wird den Luftgeiſtern geopfert, und nach mehrern andern Gebräuchen endlich der Scheiterhaufen angezündet.

Ehedem pflegten ſich auch die Weiber mit ihren verſtorbenen Männern lebendig zu verbrennen, allein weder Mohämedaner, noch Chriſten dulden dieſen unmenſchlichen Gebrauch in ihrem Gebiete, und auch in heidniſchen Staaten iſt er nur unter den beyden erſten Kaſten noch üblich. Soweit die Nachrichten nur in das Alterthum zurückgehen, findet ſich dieſer Gebrauch in Indien, und die Stiftung deſſelben ſoll von einem Könige herrühren, der dadurch die Weiber von Vergiftung ihrer Männer abhalten wollte.

Soviel von den Hindus, von denen wir aber in der Folge noch manche Beſonderheit bey Beſchreibung der einzelnen Theile von Oſtindien anführen werden.

Das dritte merkwürdige Volk Hindoſtans ſind die Parſis, welche von den Perſern herſtammen, die bey der arabiſchen Eroberung ihres Vaterlandes im J. 651 Perſien verließen, und ſich nach Indien wendeten, wo ſie ſich ſtark ausgebreitet haben. Sie gehen wie die Hindus gekleidet, ausgenommen daß ſie ihre Bärte lang wachſen laſſen. Sie verehren das Feuer als ein Symbol des höchſten Weſens, und ſind übrigens ein ſanftes, redliches und treues Volk, dem man in ganz Indien keinen andern Vorwurf, als den der Unreinlichkeit zu machen weiß.

Parſis.

c) Einzelne Staaten. 1) Staat des Moguls.

Ganz Hindoſtan war ehedem dem großen Mogul unterworfen, allein ſeitdem Nadir Schach aus

Per-

Perſien ſeinen Thron erſchütterte, machten ſich die meiſten Statthalter unabhängig von ihm, und ſo iſt ſeine ganze Herrſchaft jetzt bloß auf das Gebiet von Delhy eingeſchränkt. Zur Zeit ſeiner ehemaligen Größe war der mogoliſche Hof einer der prächtigſten der Erde. Alle Staatsſachen waren in den Händen von drey oder vier Omrahs, an deren Spitze der Itemadoddowlet oder Großwiſir ſtand. Die Zahl ſeiner Weiber wurde auf zweytauſend geſchätzet, und ſeine Leibwache beſtand gleichfalls aus hundert tatariſchen Weibern. Seine Einkünfte ſollen 387 Mill. Rupien *) betragen haben, und ſein Kriegsheer war ungeheuer, aber äußerſt ſchlecht diſciplinirt.

Wir werden nachher in der Geſchichte Hindoſtans ſehen, wie das Reich des Moguls nach und nach ſo zertrümmert, und ſeinem ehemaligen Zuſtande ſo ganz unähnlich geworden iſt, fürjetzt wollen wir nur noch einige Nachrichten von der Provinz mittheilen, auf welche ſich dermalen ſeine ganze Herrſchaft beſchränkt.

Der Hauptort dieſer Provinz und die Reſidenz des Moguls iſt Delhy. Dieſe Stadt liegt in einer Ebene am weſtlichen Ufer des Fluſſes Zemna, oder Gemena, und erſtreckt ſich in einer erſtaunlichen Länge und Breite, ſo daß ſie im Umfange funfzehn gemeine Meilen haben ſoll. Die Häuſer ha- Delhy.

*) Ob goldene oder ſilberne, iſt nicht beſtimmt: die erſten ſind etwan zehn Thaler, die letztern zwölf bis dreyzehn Groſchen werth. Andre indiſche Münzen ſind die Pagode, deren es ſehr viele Arten giebt, und welche alle von Gold ſind; der Fanon wird von Gold und Silber geſchlagen, und der Dudu iſt eine Kupfermünze.

ben wenig empfehlendes, und die Gaſſen ſind enge, unregelmäßig und voller Unflath. Metſcheds giebt es ſehr viele. Das Reſidenzſchloß iſt von rothen Quaderſteinen am Ufer des Fluſſes erbauet, und hat ſechstauſend dreyhundert Ellen im Umfange. Die Baukoſten ſollen ſich auf zehn Millionen und fünfhunderttauſend Rupien belaufen haben. Das Innere des Schloſſes enthält prächtige Gebäude, Gemächer, Spaziergänge und Gärten. Manufakturen und Handel giebt es wenig in Delhy, und auch die Anzahl der Einwohner iſt durch die beſtändigen Verwüſtungen gewaltig vermindert worden.

Die Gegend um Dekhy iſt ſehr fruchtbar, und überall mit Getraide und Obſtbäumen angefüllt.

Agaroha. Andre merkwürdige Orte ſind: Agaroha, ehemals eine volkreiche Stadt, von hundert und fünf und zwanzigtauſend Häuſern, die meiſt von Kaufleuten bewohnt ward, gegenwärtig aber größtentheils ein Schutthaufen iſt.

Karnal. Karnal, eine artige Stadt am Fluſſe Zemna. Es ſind hier Fabriken in Baumwolle; und nicht weit davon ward 1738 der Mogul von dem perſiſchen Eroberer, Nadir Schach, geſchlagen. Bhogpor, am weſtlichen Ufer des Ganges, hat ſchöne Gebäude und Tempel; hier iſt aus ganz Indien ein Zuſammenfluß von Leuten, welche wegen des Badens im Ganges dahinkommen.

Bhogpor.

2) Pataniſche oder afghaniſche Staaten. Aus den Trümmern des mogoliſchen Reiches ſind unter andern entſtanden die pataniſchen oder afghaniſchen Staaten auf den Gränzgebirgen gegen Perſien und Thibet, wie auch in Kandahar, Kabul, und einem Theil von Lahor und Kaſchmire.

Sie

Sie alle zu ſchildern, iſt unmöglich, da man noch zu wenig beſtimmte Nachrichten von den Gränzen und den Regierungsformen dieſer Staaten hat. Es wird daher am ſchicklichſten ſeyn, wenn wir das wenige gewiſſe von dieſem Volke anführen, und im übrigen die Merkwürdigkeiten der Provinzen, in welchen ſie herrſchen, zuſammen anführen.

Die Afghanen ſind ein kriegeriſches, ſtarkes und abgehärtetes Volk, welches nicht eher als zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts bekannt, zugleich aber auch das Schrecken von Perſien und Hindoſtan wurden. Sie vermiſchten ſich mit den Patanen, einer eben ſo kriegeriſchen, indiſchen Nation, welche die Mogolen auf das Gebirge Imaus getrieben hatten, und fiengen in dieſer Vereinigung bald an, ſich die Unruhen Indiens zu Nutze zu machen. Die Stadt Delhy iſt mehreremal von ihnen geplündert worden, bis ſie ſich endlich im Norden Hindoſtans feſtgeſetzt, und eine Menge kleiner, militäriſch regierter Staaten gebildet haben. Das Königreich Kandahar iſt das mächtigſte darunter, und die Rohillas, deren Gebiet ſich bis in die Provinz Delhy erſtrecket, ſind ein Zweig der Patanen.

Kabul iſt ein großes, und dabey auch ſehr fruchtbares Land, deſſen Erzeugniſſe auch unter allen indiſchen den europäiſchen am nächſten kommen ſollen. Der Hauptort iſt **Kabul**, der aber doch nur mit leimernen Mauern umgeben iſt. Ihre Einwohner ſind meiſt Mohämedaner, welche einigen Handel nach Perſien treiben. Nach Kabul iſt der vorzüglichſte Ort **Peſchaur**, übrigens ein elend gebauetes Neſt, in welchem aber doch viele heidniſche Kaufleute wohnen. In einigen Gegenden dieſer Provinz ſind die bergigten Gegenden ſo kalt, daß Kabul. Peſchaur.

der Boden im Winter oft ellenhoch mit Schnee bedeckt iſt. Kabuliſtan iſt übrigens ſeiner feiſten Schafe wegen berühmt, deren Schwanz oft zehn und mehrere Pfunde wieget.

Kaſchmire. Kaſchmire war ehedem ein eigenes Königreich, deſſen letzten Beherrſcher, Ali Joſeph, die Mogolen vom Throne ſtießen. Die ganze Provinz iſt mit hohen, ſteilen Bergen umgeben, und iſt eine der herrlichſten Ebenen, die man ſich nur denken kann, daher ſie auch den Namen des Paradieſes von Indien erhalten hat. Die ganze Ebene iſt mit Obſtbäumen, den ſchönſten Blumen und dem beſten Getraide bedeckt. Ueberall fließen ſilberhelle Bäche, deren Geſtade mit dem lieblichſten Grün bekränzt iſt. Zahme Viehheerden, wohlſchmeckendes Wildpret, und bunte Vögel bedecken die Wieſen und Bäume, und nirgends ſind Löwen, Tieger, Schlangen oder andre ſchädliche Thiere zu finden. Die Einwohner dieſes glücklichen Landes ſind weißer, als die übrigen Hindus, denen ſie auch in Abſicht der guten Bildung und des Verſtandes vorgehen.

Syranakar. Der Hauptort des Landes iſt Syranakar, mitten in einer ſchönen, mit angenehmen Hügeln untermengten Ebene, an einem See gelegen, und von zwey kleinen Flüſſen durchfloſſen. Die Häuſer ſind hölzern, und haben alle ſchöne Gärten. Es werden hier allerhand Figuren in Holz geſchnitzet, und von Wolle ein der Seide ähnliches Tuch verfertigt.

Sirhind. Sirhind, welche eigentlich in der Provinz Delhy liegt, beſitzen die Rohillas. Es war dieſes ehedem ein ziemlich beträchtlicher Ort, der aber jetzt äußerſt verfallen, und von Einwohnern entblößt iſt.

In

In der Nähe ſind viel Manufakturen in Baumwolle.

Die Seiks waren im Anfange dieſes Jahrhunderts mehr als eine religiöſe Sekte, als eine Nation zu betrachten, aber während der Drangſale, welche das mogoliſche Reich erlitte, wuchs ihre Anzahl immer mehr an. Ihre Religion ſoll ein reiner Deiſmus ſeyn, in welchem ſie von einem Weltweiſen aus Thibet unterrichtet wurden, und ihre Regierungsform iſt republikaniſch. — Sie bewohnen die Landſchaften Lahor, Multan und Tatta, oder Sindi. 3) Land der Seiks.

Die Provinz Lahor iſt von großem Umfange, und wird von ſechs großen Flüſſen bewäſſert. Lahor, die Hauptſtadt am Fluſſe Ravi, iſt ſehr alt, von beträchtlicher Größe, und mit Mauern von Backſteinen umgeben. Vormals war ſie der Sitz der mogoliſchen Könige, jetzt aber hat ſie viel von ihrem ehemaligen Glanze verloren. In ihrer Gegend ſind verſchiedene Salzwerke. Eine andre Stadt iſt Nagarkott, welche ein feſtes Kaſtell hat. Am Ende derſelben ſteht ein prächtiger, rundum mit Mauern umgebener Götzentempel. Lahor. Nagarkott.

Multan iſt die Hauptſtadt der Provinz gleiches Namens, ein großer Handelsplatz voll Fabriken, und meiſt von Banianen bewohnt. Multan.

In der Provinz Tatta oder Sindi liegt Tatta, eine große Handelsſtadt, nebſt einer mit vierzehnhundert Thürmen beſetzten Feſtung. Tatta.

Avad, Aude, oder am richtigſten Oude, hat ebenfalls einen eigenen Beherrſcher oder Nabob, der 4) Land des Nabob von Oude.

der von der engliſchen oſtindiſchen Kompagnie abhängig iſt, und außer Oude noch Elahbad, ein Stück von den Provinzen Agra, Delhy, und dem Dſchatenlande beherrſchet. Seine Hauptſtadt iſt

Fyzabad. Fyzabad, welche von einem Statthalter der Provinz Oude zuerſt vor funfzig Jahren ohngefähr angelegt, von dem jetzigen Beherrſcher aber, der ein Enkel des Erbauers iſt, noch weit mehr vergrößert und verſchönert worden iſt.

Azudea. Andre Städte in Oude ſind Azudea, oder Abad, eine ſehr alte Stadt, mit Häuſern von Thon und Backſteinen, welche theils mit Stroh, theils mit Ziegeln gedeckt ſind. Sie war ehedem die Hauptſtadt der Provinz.

Cherabad. Cherabad, ein volkreicher Ort, mit vielen Häuſern von Backſteinen, in welchem viele Baumwollenzeugmanufakturen ſind. Die umliegende Gegend iſt eine der fruchtbarſten in Hindoſtan.

Allahabad. In der Provinz Elahbad liegt Allahabad, eine große und anſehnliche Stadt, mit vielen ſchönen Gebäuden und Gärten. In der Mitte derſelben wohnen die Kaufleute, und hier iſt beſtändig ein Gewühl von Käufern und Verkäufern. Das prächtige Schloß hat der Mogul Akbar von rothen rothen Steinen am Zuſammenfluß des Zemna und Ganges erbauet.

3) Land des Khan von Agra.

Agra. Die Provinz Agra hat jetzt einen eigenen Regenten aus tatariſchem Geblüte. Die Hauptſtadt Agra liegt in einer ſandigen Ebene am Fluſſe Zemna. Ihr Umfang iſt ſo groß, daß man einen ganzen Tag nöthig hat, wenn man ſie umgehen will; die Häuſer liegen aber nicht beyſammen, ſondern es ſind ſehr viele Gärten zwiſchen ihnen. Agra

hat

hat übrigens funfzehn Kaufplätze, ſiebzig Metſcheds, achthundert öffentliche Bäder, und über achtzig Kiervanſerais. Die Stadt iſt ſehr volkreich, und es behaupten einige, daß allein zweyhunderttauſend zu Kriegsdienſten tüchtige Leute darinnen wohnen ſollen. Das Schloß iſt prächtig von rothen Steinen erbauet, und allenthalben mit hohen Mauern umgeben, um welche ein breiter und tiefer Graben gezogen iſt. Innerhalb ſind prächtige Zimmer und ſchöne Gärten. Beyde Ufer des Fluſſes ſind mit Häuſern, Gärten und Grabmälern geziert, vor allen aber ragt das Mauſoleum des großen Kaiſers Akbar hervor. Ferner liegen in dieſer Provinz Karohli, ein großer und volkreicher Ort, in welchem alle, ſelbſt die ſchlechteſten Häuſer von Bruchſteinen aufgeführt ſind. Gualiar, eine ſehr anſehnliche Stadt am Fuß eines Berges, welche mit ſehr vielen prächtigen Metſcheds, öffentlichen Herbergen und andern Gebäuden geziert iſt. In ihrer Gegend giebt es viele Magnete. Karohli. Gualiar.

Der Rajah von Benares, welcher erſt ſeit 1781 die Herrſchaft in Händen hat, beherrſcht nur ein kleines Gebiet, und iſt im Grunde ein Unterthan der engliſchen Kompagnie, die ihn, nachdem ſie im beſagten Jahre Benares erobert hatte, zum Rajah machte. Der Hauptort ſeines Ländchens iſt Benares, am Fluſſe Ganges, eine der größten indiſchen Städte, welche meiſt von Heiden bewohnt wird. An den gegen den Fluß zu gelegenen Gaſſen gehen eine Menge ſteinerne Stufen an das Ufer herab, wo ſich die Heiden waſchen. Der größte Theil der Einwohner treibet ſtarke Handlung, und die Bramanen haben hier eine Univerſität, welche in dem ganzen heidniſchen Hindoſtan in ſehr großem Rufe ſtehet, und ſehr ſtark beſuchet wird. Nicht minder 6) Land des Rajah von Benares. Benares.

berühmt iſt auch die große hieſige Pagode, in welcher eine Menge Götzenbilder befindlich ſind. Die Engländer ſollen 500000 Pf. Sterling aus dieſer Provinz ziehen, welches der Pacht iſt, den ihnen der Rajah erlegen muß.

7) Dſchatenland. Die Dſchaten, ein Stamm der Hindus, haben ſich während der Zerrüttungen des Reichs unabhängig von den Mogolen gemacht, und beſitzen nun unter der Herrſchaft eines Rajah die Provinz Merwar und den ſüdweſtlichen Theil von Agra. Azmer. Städte darinnen ſind Azmer, ein großer Ort, von anderthalb teutſchen Meilen im Umfange, in einem angenehmen, von Bergen umſchloſſenen Thale gelegen. Sambhar. Sambhar, ein großer, ſtarkbewohnter, aber offener Ort, mit meiſt aus Thon erbaueten Häuſern. In der Nähe ſind Salzwerke, von denen die Einwohner gute Einkünfte haben.

8) Von den Maratten abhängige Fürſtenthümer. Die eigenen Beſitzungen, und die ganze innere Einrichtung der ſo merkwürdigen Maratten oder Maharatten, werden wir bey Beſchreibung der Küſte Malabar umſtändlicher ſchildern; fürjetzt aber wollen wir bloß noch einiger von den Fürſtenthümern gedenken, welche, obgleich unter der Herrſchaft eigener Rajahs, dennoch der Oberherrlichkeit der Maratten unterworfen ſind. Dahin gehören:

f. Bundelkund. Bundelkünd, eine bergigte und waldigte Landſchaft, die aber doch in den Thälern allerley Getraide, nur Reis und Zuckerrohr nicht, hervorbringt. Die vorzüglichſten Oerter darinnen ſind Zetpor. Zetpor, eine gute, von Steinen erbauete Feſtung. Momohobba. Momohobba, ein großer, aus zwey Städten beſtehender Ort. Parna. Parna, eine volkreiche Stadt, in deren Gegend hochrothe Diamanten gefunden werden.

Gohud,

Gohud iſt ein zweytes ähnliches Fürſtenthum, von dem aber weiter nichts Merkwürdiges zu ſagen iſt. Gohud.

Der wichtigſte Theil von Hindoſtan iſt das den Engländern unterworfene Bengalen, bey dem wir uns daher auch etwas länger, als bey den übrigen Provinzen zuſammen aufhalten werden, zumal da es uns hier der ſchicklichſte Ort ſcheinet, die nothwendigen Nachrichten von der engliſchen oſtindiſchen Kompagnie mitzutheilen. 9) Bengalen.

Dieſe große Provinz, deren Länge auf hundert und funfzig, die Breite aber auf hundert und dreißig teuſche Meilen geſchätzet wird, liegt auf beyden Seiten des Fluſſes Ganges, welcher ſeinen Ausfluß aus verſchiedenen Mündungen in dem bengaliſchen Meerbuſen hat. Sie gränzet an die Reiche Aſchem, Arrakan, das mogoliſche Reich und an das Meer, und iſt unſtreitig das reichſte von allen Ländern, welche ehemals dem Zepter des Moguls unterwürfig geweſen ſind. Bengalen genießt eines der ſchönſten Klimate, ſeine Bewäſſerung iſt ſehr glücklich, und ſeine Fruchtbarkeit außerordentlich. Es wachſen hier Reis, Getraide, Zuckerrohr und alle andre Produkte, deren wir ſchon bey den Erzeugniſſen Hindoſtans überhaupt erwähnet haben, vorzüglich aber wird der bengaliſche Opium allem andern in Indien vorgezogen. Der Opium kömmt aus den Stengeln einer Pflanze, welche zu dem Geſchlecht des Mohnes gehört. Sobald die herauskommende Feuchtigkeit die gehörige Konſiſtenz erhalten hat, wird ein Teig daraus bereitet, den die indiſchen Nationen wegen ſeiner berauſchenden Kraft häufig genießen. Wer irgend eine verwegene That unternehmen will, berauſcht ſich vorher mit Opium, und die Wirkung iſt wirklich ſo groß, daß ein ſol-

cher Menſch nur ſehr wenig von einem Raſenden unterſchieden iſt. Sowohl hiemit als mit Salz, Zucker, Baumwolle und Borax treibt Bengalen einen anſehnlichen Handel, wozu noch die ſchönen hier verfertigten Muſſeline, Tapeten, geſtickte Decken u. a. Manufakturwaaren kommen.

So ſchön und geſegnet aber auch dieſer Erdſtrich iſt, ein ſo fleißiges Volk ihn bewohnet, und ſo blühend und vortheilhaft der Handel iſt, der von hier aus zu Lande nach Thibet, und in das Innere von Hindoſtan und zu Waſſer durch ganz Oſtindien getrieben wird, ſo hat doch der Wohlſtand Bengalens, ſeit ſich die engliſche Kompagnie zur unumſchränkten Gebieterin davon gemacht hat, gar beträchtlich abgenommen. Unpartheyiſche Engländer verſichern, daß dieſes unglückliche Land ein Raub der ſchnödeſten Tyranney worden, und die Eingebornen zu dem tiefſten Grade der Erniedrigung und Sklaverey herabgeſetzt ſind. Wie das zugegangen iſt, davon wird uns die Geſchichte der engliſchen Kompagnie mehrere Winke geben.

Geſchichte der Engländer in Oſtindien.

Die Königin Eliſabeth war die erſte der Beherrſcher Engellands, welche die Reiſen begünſtigte, die die Engländer um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Oſtindien thaten, indem ſie 1583 und 1596 den Kaufleuten Johann Newbury, Richard Allat und andern Empfehlungsſchreiben an die Fürſten dieſes Landes, beſonders aber an den Großmogul mitgab. Dieſe erſten Reiſen gaben wenigſtens ſoviel Hoffnung, daß im J. 1600 eine Geſellſchaft londoner Kaufleute, des indiſchen Handels wegen, zuſammentraten. Lankaſter führte das Jahr darauf vier Schiffe nach Oſtindien, welche glücklich mit einer Menge köſtlicher Spецereyen nach Europa zurückkamen. Aufgemuntert von dieſem glück-

glücklichen Erfolge, beſchloß die Kompagnie, ſich mit Bewilligung der Landeseingebornen, einige feſte Niederlaſſungen zu verſchaffen, die ſie aber nicht in den Stand ſetzten, die Konkurrenz mit den Portugieſen und Holländern auszuhalten, welche Feſtungen und große Ländereyen beſaßen. Die Kompagnie fieng endlich an, denſelben Weg zu gehen, den ihr dieſe zwey Nationen vorgezeichnet hatten: ſie baute Forts, und legte Kolonien auf verſchiedenen Inſeln an, die ihr Gelegenheit ſchafften, den Gewürzhandel mit den Holländern zu theilen.

Die Holländer, welche mit dieſer Theilnahme durchaus unzufrieden waren, ließen keine Gelegenheit unbenutzt vorbeygehen, welche ihren Nebenbuhlern nachtheilig werden konnte; ſie ergriffen endlich ſogar die Waffen, und es war in Oſtindien um die Engländer gethan, als in Europa ein Vergleich geſchloſſen ward, nach welchem beyde Kompagnien die moluckiſchen Inſeln, nebſt Amboina und Banda, gemeinſchaftlich beſitzen ſollten, ein Vertrag, der zu ſonderbar war, als daß er von langer Dauer ſeyn konnte. Die Holländer nahmen ihre Zuflucht zu einem äußerſt niederträchtigen Mittel; ſie beſchuldigten einige Japaneſen, daß ſie die Feſtung von Amboina den Engländern hätten in die Hände ſpielen wollen; die Tortur entpreßte dieſen Unglücklichen das Bekenntniß, welches man von ihnen verlangte, und viele Engländer mußten unter den ſchrecklichſten Martern ein Verbrechen büßen, deſſen Begehung ihnen nie eingefallen war. Jakob I. regierte damals in England, und durch ſeine Schwäche ſowohl, als die innern Unruhen im Reiche blieb eine Unthat ungeahndet, welche die Rechte der geſammten Menſchheit verletzte. Indeſſen wurde dieſer Unfall doch einigermaßen dadurch vergütet, daß die Engländer

mit

mit dem glücklichſten Erfolg wider die Portugieſen fochten, die ihnen den Eingang zu Surate verwehret hatten, und daß ſie, begünſtigt von dem perſiſchen Schach Abbas dem Großen, einen Theil des indiſchen Handels in den Hafen von Bender-Abbaſſi zu ziehen wußten. Demohngeachtet aber war der oſtindiſche Handel Englands am Rande des Untergangs, und Kromwell war es aufbehalten, ihn wenigſtens gänzlich von demſelben zu retten. Nun öffneten ſich der engliſchen Flagge alle Häfen, und wenn ſie gleich 1680 wieder von den Holländern aus Bentam auf der Inſel Java gejagt wurden, wenn ſie auch neun Jahr nachher ſich vor dem Großmogul Aorenſib, den ſie durch allerhand Beleidigungen erzürnt hatten, demüthigen mußten, und nachher in dem Kriege gegen Frankreich große Verluſte an Kauffarthepſchiffen erlitten, ſo erholten ſie ſich doch von allen dieſen Unfällen wieder, aber nur erſt ſeit 1744 fiengen ihre Unternehmungen an, wichtig zu werden. Vorzüglich aber war es der Obriſte Klive, der den wahren Grund der engliſchen Macht in Oſtindien legte, und ſeiner Nation das Obergewicht über ihre Rivale verſchaffte. Nicht lange nach dem Frieden von 1748 wurden die Engländer auf der Küſte von Koromandel in einen Krieg mit dem Nabob von Arkate verwickelt, welchem die Franzoſen beyſtanden, indeſſen die Engländer ſeinen Gegner, den Mohämed Ali Khan unterſtützten. Klive endigte dieſen Krieg mit allem möglichen Glücke, und eben dieſes Glück begleitete die engliſchen Waffen in dem Kriege von 1757, in welchem ſie die Herrſchaft der Franzoſen beynahe gänzlich zu Grunde richteten, und alle ihre alliirten indiſchen Fürſten überwanden. Sie nahmen auch Beſitz von Bengalen, und nahmen 1764 den Großmogul gefangen, und machten ihn völlig von ſich abhängig. Hyder Ali

Khan,

Khan, Herr von Myſore, und die Maratten haben ihren weitern Unternehmungen zwar Schranken geſetzt; aber dennoch iſt ihr Gebiet in Oſtindien größer, als irgend ein europäiſches Land, Rußland und die Türkey ausgenommen, und ihre Einkünfte mögen nach Abzug aller wahren Unkoſten gewiß noch zwey Millionen Pfund Sterling ausmachen.

So glänzend aber auch dem Anſcheine nach die Lage der Engländer in Oſtindien zu ſeyn ſcheinet, ſo gefahrvoll iſt ſie, wenn man ſie in der Nähe betrachtet. Außer den Maratten, den Franzoſen und andern Feinden, wider welche ſie beſtändig auf ihrer Hut ſeyn müſſen, haben ſie auch durch die greulichſten Bedrückungen die Liebe ihrer indiſchen Unterthanen verloren, und auf den Reichthümern, die ſie durch Gewaltthätigkeiten aller Arten zuſammengebracht haben, kann ſie früher oder ſpäter das ſchrecklichſte Verderben ereilen.

Nach dieſer kleinen Abſchweifung kehren wir wieder nach Bengalen zurück, deſſen, ſo wie auch der damit verbundenen Provinzen, Bahar und Orixa, merkwürdigſte wir noch anzuzeigen haben. Die Hauptſtadt von Bengalen iſt jetzt Kalkutta, in welcher auch der engliſche Generalgouverneur von ganz Oſtindien ſeinen Sitz hat. Es iſt eine große, gut gebauete Stadt, deren Bevölkerung auf ſechshunderttauſend Seelen gerechnet wird, und welche eine anſehnliche Handlung treibet, ohngeachtet die Luft nicht zum geſündeſten und der hieſige Ankergrund nicht der ſicherſte iſt. Von der Landſeite iſt ſie ganz offen, das Fort Williams aber, welches nicht weit davon liegt, gereicht zu ihrer Vertheidigung. Ehemals war Maxudabad die Hauptſtadt, und noch behauptet ſie den zweyten Rang unter den Städten Bengalens. Sie enthält eine

Kalkutta.

Maxudabad.

große Anzahl Häuſer von Kalk und Backſteinen. Die Holländer hatten ehedem hier eine Faktorey.

Kaſſimbazar. Der dritte vorzüglichſte Ort iſt Kaſſimbazar, welches nicht weit von der vorhergenannten Stadt entfernt iſt. Hier iſt der Hauptmarkt der bengaliſchen Seide; auch werden hier eine Menge ſeidene und

Daka. baumwollene Zeuge verfertigt. Ferner, Daka, ebenfalls eine große, berühmte Handelsſtadt, wo ſehr ſchöne und feine baumwollene Zeuge verfertigt werden.

Tſchandnagor, Fr. Die Franzoſen beſitzen Tſchandnagor oder Chandernagor, mit einem Gebiet von ohngefähr einer Stunde im Umfange. Der Ort hat einen vortrefflichen Hafen und verſchiedene Manufakturen. Nicht weit davon war ſonſt bey Bankibazar ein Pflanzort der kaiſerlichen, oſtendiſchen Kompagnie.

Ougly, Holl. Den Holländern gehört Tſchunzura oder Ougly. Die Häuſer ſind nach europäiſcher Art, und der Ort treibt einigen Handel, der aber durch die engliſche Regierung äußerſt eingeſchränkt wird. Däniſch iſt

Friedrichs-Nagor, Dän. Friedrichs-Nagor, ein 1756 geſtifteter Pflanzort, der von geringer Bedeutung iſt.

Zu Bengalen rechnen die Engländer auch die daran gränzenden Provinzen, Bahar und Orixa.

Patna. In jener liegt Patna, eine große, anſehnliche Handelsſtadt, mit, zum Theil im europäiſchen Geſchmack erbaueten, Häuſern. Nach dem Ganges zu hat dieſe Stadt ein ſehr ſchönes Anſehen, da man die Häuſer auf einem hohen, ſteilen Ufer und unter denſelben eine große Menge Schiffe erblicket. Hier liegt

Gea. auch Gea, ein berühmter Andachtsort der Hindus, welche hieher kommen, um ſich in dem kleinen Fluſſe Pahlgo, welcher für heilig gehalten wird, zu baden.

Orixa

Orixa oder Oriſſa, aus welcher Bezoar und Diamanten kommen, enthält Balaſſor einen guten Hafen und einige andre wenig bedeutende Orte. Balaſſor.

So hart übrigens das engliſche Joch die Bewohner Bengalens drücket, ſo hat ſich doch ein Theil des Landes, der unter dem Namen Biſnapore oder Viſapur bekannt iſt, frey und unabhängig zu erhalten gewußt. Hier findet man noch das reine, unverdorbene Staatsſyſtem der alten Hindus, deſſen Bewahrung die Einwohner der glücklichen Lage ihres Landes zu verdanken haben, welches, ſobald ſie wollen, durchaus unter Waſſer geſetzt werden kann.

Wir ſind nun am Ende der Nachrichten von Hindoſtan, und es iſt uns nun weiter nichts mehr übrig, als unſre Leſer mit der Geſchichte dieſes merkwürdigen Erdſtriches bekannt zu machen.

Daß die Alten von Indien überhaupt ſehr mangelhafte Nachrichten hatten, haben wir ſchon oben erwähnet. Die Perſer machten einige Eroberungen in dieſem Lande, auch der Zerſtörer ihres Reichs, der macedoniſche Alexander, that einen Feldzug nach Indien, von dem, wie gelehrte Engländer verſichern, die Hindus noch einige verworrene Kenntniß haben. Nach Alexanders Tode ſoll ein Indier, Namens Sandrokottus, die Macedonier aus ihren Eroberungen vertrieben, und ein großes Reich in Indien geſtiftet haben, von deſſen weitern Schickſalen uns aber alle Nachrichten fehlen, ſo daß die Geſchichte Indiens bis ins achte Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung eine Lücke hat, die bis jetzt noch gänzlich unausgefüllt geblieben iſt. Geſchichte von Hindoſtan.

Im Anfang des eben benannten Jahrhunderts eroberten die Araber oder Saracenen einen beträchtlichen

lichen Theil von Indien, und ſtreuten auch wahrſcheinlicherweiſe den erſten Saamen des Mohämedismus in dieſem Lande aus. Mohämed aus dem Geſchlechte der gaznevidiſchen Türken, machte ohngefähr zweyhundert Jahre nachher wieder Eroberungen in Indien, und wieder nach zweyhundert Jahren thaten die Mungln unter Dſchingis Khan einen Einfall, der ihm alle jenſeit des Ganges gelegene Provinzen unterwarf. Im vierzehnten Jahrhundert endlich kam ein neuer Eroberer aus der Bokharey, welcher eigentlich Timur Leng hieß, in Europa meiſt aber unter dem Namen Tamerlans bekannt iſt. Im J. 1397 unternahm er die Eroberung Indiens, und bezwang den größten Theil deſſelben innerhalb zwey Jahren. Nach ſeinem Tode ward das große Reich, welches ihm ſeine Waffen erworben hatten, gänzlich zertrümmert, und in viele Stücken zertheilt, von denen Hindoſtan eines der beträchtlichſten war. Sultan Baber, Sohn des Omar Scheikh, vierten Sohns des Abuſaid Mirza, Enkel des Timur Leng vom Miran Schach, beſaß nach ſeines Vaters Tode im J. 1494 das Gebiete von Andekan in der Bokharey, am Fluſſe Fergana, ward durch ſeinen Bruder Dſchehan Ghir entthronet, und gieng im J. 1500 auf Abentheuer aus. Er bemächtigte ſich durch Hinterliſt der Schätze des Khoſru Schach, Fürſten von Balkh, warb Truppen damit und bemeiſterte ſich des Landes Kabul. Hindoſtan war damals in der ſchlechteſten Verfaſſung; Baber brauchte alſo den Vorwand: da Hindoſtan von Timur zinsbar gemacht worden ſey, ſo habe er als Abkömmling deſſelben das unwiderſprechlichſte Recht darauf. Dieſe Erklärung brachte er an der Spitze einer Armee nach Indien, ſchlug den Sultan in einem entſcheidenden Treffen, und ſetzte ſich ſelbſt auf den hindoſtaniſchen Thron. Sein

Sohn

Sohn Nazir Eddin eroberte Guzurat und Bengalen. Schir Khan, ein pataniſcher Fürſt, ſetzte ſeinen Eroberungen Schranken, und jagte ihn nach Perſien, wo er eine geraume Zeit bleiben mußte, bis er durch Hülfe des Thamasp, Schach von Perſien, im J. 1545 ſein Reich wieder zu erobern das Glück hatte. Sein Nachfolger Akbar zog eine Menge Tatarn und Perſer in ſeine Staaten, von denen er viele zu den höchſten Reichswürden erhob, und machte beträchtliche Eroberungen. Unter ſeiner Regierung kamen zuerſt chriſtliche Miſſionair nach Hindoſtan, denen er auch verſchiedene Freyheiten zugeſtand.

Jehan Gir, der ihm 1605 folgte, war ein grauſamer, ausſchweifender Herr. Man beſchuldigt ihn, er habe eine neue Religion ſtiften wollen, die ein Gemiſch von Mohämedismus, Heidenthum und Chriſtenthum ſeyn ſollte. Am Ende ſeines Lebens hatte er noch das Unglück, ſeine Söhne wider ſich rebelliren zu ſehen, wodurch nicht allein das Reich verwüſtet, ſondern auch die benachbarten Mächte dreuſt gemacht wurden, die Schwäche des Staats zu benutzen, und verſchiedene Stücke von Hindoſtan abzureißen. Sein Sohn Schach Jehan mußte daſſelbe Unglück erfahren; ſeine Prinze führten wider ihn, und unter ſich ſelbſt einen äußerſt hartnäckigen Krieg, bis Aorengſib, einer von ihnen, das Glück hatte, die andern zu überwinden. Er nahm auch ſeinen Vater gefangen, und ſetzte ſich auf den Thron, zu dem er durch mancherley Treuloſigkeiten ſich den Weg gebahnt hatte. Wir wiſſen übrigens wenig von ſeiner Regierung, wiewohl ſie funfzig Jahr bis 1707 gedauert hat. Unter ſeiner ſowenig, als unter den folgenden Regierungen kam Hindoſtan wieder völlig zur Ruhe, ſondern unauf-

hörlich ward es von Empörungen und andern innerlichen Unruhen zerrüttet. Noch blieb indeſſen Hindoſtan immer ein großes und mächtiges Reich, bis es unter Regierung des Mohämed Schach einen Stoß erlitt, von dem es ſich nicht wieder erholen konnte. Der Liebling dieſes Monarchen, Khan Doran, hatte mit andern Großen des Hofes ſich zum Untergange des Nezam al Muluk, Statthalters von Dekan, vereinigt. Um ſich zu ſchützen, rufte dieſer den uns von Perſien bekannten Schach Nadir zu Hülfe, welcher 1738 in Indien einbrach, die ihm entgegenkommende Armee ſchlug, und den Mogul zu den härteſten Bedingungen nöthigte. Dieſer Einfall koſtete Hindoſtan gewaltig viel, denn außer der durch das Plündern gemachten Beute, nahm der Sieger fünf und achtzig Mill. Pfund Sterling, tauſend Elephanten, ſiebentauſend Pferde, zehntauſend Kamele, und eine Menge Fabrikanten und Landleute mit ſich nach Perſien. Nicht lange darauf thaten die Maratten einen Einfall in Karnatik, und eine Menge kleine Fürſten ſchüttelten allenthalben das Joch ab. **Ahmed Schachs** Regierung, welcher 1748 den Thron beſtieg, war mit ähnlichen Unfällen bezeichnet. Die Dſchaten und Rohillas machten ſich unabhängig, eine Menge Rajahs folgten ihrem Beyſpiele; die Maratten plünderten die Städte, und 1754 bemächtigte ſich endlich eine Parthey Aufrührer des unglücklichen Prinzen, und ſtach ihm die Augen aus. **Allum Ghir Sani** ward nun dem Namen nach Monarch, in der That aber war er ein Gefangener der Parthey, welche gerade die mächtigſte war, und 1759 ward er ermordet. Ein neues Schattenbild blieb nur einige Wochen auf dem Thron, von welchem ihn die Maratten herunterſtießen. **Ally Gohar** ward von der engliſchen Kompagnie zum Großmogul

ernannt,

ernannt, allein auch er war es 1762 nur dem Namen nach, und jeẓt weiß man kaum mehr; wie es um den zum kleinen Gebiet herabgeſunkenen Staat eines Prinzen ſteht, der einſt einer der mächtigſten in Aſien war.

Das Land, welches die Halbinſel diſſeit des Ganges genennt wird, hat eine kegelförmige Geſtalt, iſt bey einer ſehr verſchiedenen Breite zweyhundert teutſche Meilen lang und gränzt bloß gegen Norden an Hindoſtan, auf allen übrigen Seiten aber wird es vom Waſſer umgeben. Mitten durch die Halbinſel geht von Norden aus das Gebirge Gate, welches ſich in Süden mit dem Vorgebirge Komorin endigt und die Halbinſel in zwey Theile ſchneidet, von denen der weſtliche die Küſte Malabar, der öſtliche die Küſte Koromandel genennt wird. Da dieſes Gebirge eine außerordentliche Verſchiedenheit in der Temperatur für die daran ſtoßenden Länder erzeuget, und es hier allezeit Winter iſt, wenn auf der andern Seite Sommer iſt, ſo wollen wir dem gewöhnlichen Gebrauche folgen und beyde Küſten, jede für ſich beſchreiben. 2) Halbinſel diſſeit des Ganges.

Der ſüdliche Theil von Malabar beſteht aus einer waldigen Ebene, der nördliche aber iſt unfruchtbarer und ſtößt an das hohe Gebirge. Im Ganzen aber wird es für eines der ſchönſten Länder Oſtindiens gehalten. Vom Meere aus macht es einen bezaubernden Anblick, denn da ſich das Geſtade allmählig und ſtufenweiſe gleichſam erhebet, ſo kann man mit einem Blicke die Städte und Flecken, untermengt mit lachenden Wieſen, Bächen, Seen, angebauten Gefilden und immergrünenden Palm- und Kokosbäumen erblicken. Der Winter oder die Regenzeit fängt hier im April an und hört am Ende des Septembers auf. Während dieſer Zeit iſt der a) Küſte Malabar.

Himmel beſtändig mit Wolken bedeckt, und der häufig fallende Regen macht, daß alle niedrig liegende Gründe überſchwemmt werden. Dieſe Jahrszeit iſt übrigens weiter nicht ſtrenge und das Wachsthum der Pflanzen und Bäume wird nicht im mindeſten unterbrochen. Den übrigen Theil des Jahres erblickt man auch nicht ein Wölkchen am Himmel, die Nächte aber ſind beſtändig kühle.

Ohngeachtet Malabar auch kein reiches Land genennet werden kann, ſo bringt es doch alles hervor was zu den Bedürfniſſen des Lebens gezählet werden kann, und ſeine Erzeugniſſe ſind von nicht gemeiner Güte, den Reis ausgenommen, welcher ſchlechter als der übrige oſtindiſche iſt. Die Beträchtlichſten und am meiſten zu Gegenſtänden des Handels gehörenden Gewächſe, ſind Sandalholz, indiſcher Safran oder Kurkuma, Ingwer, Kardamome, unächter Zimmt und Pfeffer. Wir wollen von dieſen Gewächſen eine kleine Beſchreibung mittheilen.

Der Sandalbaum erreicht die Größe des Nußbaums und ſeine Früchte, welche den Lorbeeren ähnlich ſind, haben keinen weitern Nutzen. Sein Holz ſieht weiß, und inwendig gelb, wenn der Baum alt wird, beydes aber hat einen bittern Geſchmack und einen aromatiſchen Geruch. Man wirft dieſes Holz als Rauchwerk auf Kohlen, oder macht, wenn es zerſtoßen iſt, einen Teig daraus, mit welchem ſich mehrere morgenländiſche Völker den Körper reiben. Der indiſche Safran iſt eine Pflanze mit purpurrother Blüte, deren Wurzel zum Gelbfärben gebraucht und auch faſt in alle Speiſen als Würze gethan wird. Der hieſige Kardamome iſt der kleinſte, aber auch der geſuchteſte. Die Pflanze hat viel Aehnlichkeit mit der Kurkumapflanze.

pflanze. Die Körner werden in alle Gerichte gethan, in der Arzneykunſt aber bedient man ſich derſelben zu Beförderung der Verdauung und zu Stärkung des Magens. Der Kardamome wächſt wild und gewöhnlich an ſolchen Orten, wo andere Gewächſe verbrannt worden ſind. Der Ingwer gleicht dem Kardamome. Seine Wurzel iſt weiß, und hat einen ſo beißenden Geſchmack, als der Pfeffer. Der hieſige Ingwer iſt der beſte. Der unächte Zimmt der auch Kaſſia lignea genannt wird, kömmt von einem Baume, der dem wahren Zimmtbaum, deſſen wir bey Beſchreibung der Inſel Zeilan gedenken werden, ſehr viel ähnlich iſt. Die Rinde hat aber weniger Geſchmack, und unterſcheidet ſich von der ächten, vorzüglich durch ein klebriges Weſen, das man im Kauen deutlich ſpürt. Es wird indeſſen ein beträchtlicher Handel damit getrieben, der aber dem Pfefferhandel bey weitem nicht gleichkömmt. Die Pfefferſtaude gleicht dem Epheu, gleich welchem ſie ſich an Bäumen oder Pfählen hinaufwindet. Die Blüten wachſen büſchelweiſe und nach ihnen kommen die Früchte, welche erſt grün, dann roth und endlich ſchwarz ſind. Das Land iſt allenthalben gut angebaut und jeder Einwohner hat ohne die Reisfelder noch ein Viereck, welches mit einer ſechs Fuß hohen Mauer eingefaßt, und mit Kokos, Betel, Pfeffer und andern Gewächſen bepflanzt iſt.

Das Mineralreich iſt zwar nicht mit der genaueſten Sorgfalt unterſucht, indeſſen kennt man doch die Hauptprodukte, welche es liefert. Dahin gehören: Eiſen, Stahl, Kupfer, Zink, Bley und andre Metalle und Halbmetalle; ferner Marmor, Agath, Chriſolith, Topaſe, Rubine, Diamanten und andre Edelgeſteine. Das Ka-

lin, ein beugſames, dem Zinne ähnliches Halbmetall, wird ebenfalls in Malabar gefunden.

Mehr als von den Mineralien läßt ſich von den Thieren ſagen, deren Malabar außer den ſchon bey Hindoſtan angeführten, noch verſchiedene andre Arten hervorbringt. Dahin gehört der Königs- oder wirklich eigentliche Tieger mit dem geſtreiften Felle, welcher die Größe eines Pferdes hat, und das ſchrecklichſte unter allen bekannten Raubthieren iſt; ferner die Zibetkatze, in deren Leibe man den Zibet findet; eine Menge Vögel, beſonders viele Pfauen und noch weit mehr Schlangen als in Hindoſtan. Unter andern erzählen Reiſende von einer gewiſſen Schlange, Polgop genannt, welche funfzehn bis zwanzig Fuß lang, und deren Kopf von Geſtalt und Größe eines wilden Schweinskopfs ſeyn ſoll. Ihre Freßbegierde ſoll außerordentlich ſeyn, und daher ſoll es auch kommen, daß verſchiedene an zu großen Thieren erſticken, in denen man ganze Kälber und Schakals gefunden hat. Ganz unſchädlich und ſogar nützlich iſt eine Schlangenart, Rattenfänger genannt, welche ſich in den Häuſern aufhalten und alle Ratten und Mäuſe wegfangen, die ſie erhaſchen können. Dieſe Schlangen ſind ſo geſellig, daß ſie in den Zimmern herumkriechen und auf den Sophas und Betten liegen.

Die Malabaren ſind durchgehends mehr ſchwarz als braun, und beyde Geſchlechter dabey von ſehr guter empfehlender Bildung. An natürlichen Fähigkeiten fehlt es ihnen nicht, ihre moraliſche Güte wird aber von den meiſten Beobachtern bezweifelt, und ihnen vielmehr Hinterliſt und Treuloſigkeit vorgeworfen. Die Kleidung der Männer und Weiber, iſt nur ſehr wenig von einander verſchieden. Beyde gehen bis an die Mitte des Leibes nackend,

nackend, um die Hüften aber binden ſie einen Schurz, der bis zu den Knieen herabgeht und den übrigen Theil der Beine ebenfalls unbedeckt läßt. Schmuck wird nur von den Weibern getragen, die ſich gern mit goldenen Gürteln, Armbändern, Ringen u. ſ. w. putzen. Ihre Häuſer ſind nur Erdhütten mit Kokosblättern gedeckt, und ihr Hausrath beſteht bloß in geflochtenen Körben und einigem irrdenen Geſchirre. Ihre Sprache iſt eine Hauptſprache in Oſtindien und bey ihrer ſchlechten Bildung doch gut ins Gehör fallend.

Die Malabaren werden gleich den Bewohnern Hindoſtans, in verſchiedene Kaſten oder Stämme getheilt, und die Parias ſind hier in ſo tiefer Verachtung, daß, wenn einer einen von dem Stamme der Nairs oder Soldaten zu nahe kömmt, dieſer das Recht, ihn ſogleich nieder zu hauen, hat. Im Gegentheil haben die Parias wieder einen Tag im Jahre, an welchem alle Nairs, die ſie berühren können, ihre Sklaven werden, welches aber noch nie geſchehen iſt, weil ſich die letztern an dieſem Tage nicht ſehen laſſen.

In Abſicht der Religion unterſcheiden ſie ſich nicht von den Hindus, deren verſchiedene Lehrbegriffe hier alle Anhänger haben. Nur verehren ſie mehr Götzenbilder als jene, und zum Theil unter äußerſt abſcheulichen Geſtalten. Als beſondere Gebräuche verdienen hier noch angeführt zu werden, daß die Kinder zum Stamme der Mutter und nicht zu dem des Vaters gehören, daß uneheliche Kinder von der Mutter Bruder erben, die Krone ſogar, wenn er ein König iſt, und daß ſie wenig Abſcheu für Mordthaten, welche ſelten beſtraft werden, aber deſtomehr für Räubereyen haben. Jeder Diebſtahl, auch der allergeringſte, wird mit dem Tode

beſtraft; Gefängniſſe aber ſind gar nicht üblich, ſondern ſobald man einen Verbrecher ergriffen hat, wird er auf der Stelle in Eiſen gelegt und vor den Fürſten geführt. Verdammt ihn dieſer zum Tode, ſo wird er außerhalb des Pallaſtes geführt und von den Nairen oder ſeinen eignen Verwandten in Stücken gehauen oder mit Lanzen durchſtochen. In zweifelhaften Fällen wird eine Axt glühend gemacht und in die Hand des Angeklagten gelegt, die hernach umwunden und mit dem königlichen Pitſchier verſiegelt wird. Wenn acht Tage vorbey ſind, wird die Hand beſichtigt und wenn ſie unbeſchädigt iſt, der Angeklagte völlig losgeſprochen.

Die ganze Malabariſche Küſte war übrigens ehedem dem Samorin oder König von Kalikut unterworfen, jetzt aber iſt ſie unter verſchiedene Staaten vertheilt, von denen wir nachher umſtändlicher ſprechen werden, wenn wir erſt von der Oſtküſte oder der Küſte von Koromandel das nöthige geſagt haben.

b) Küſte Koromadel.

Was das Gebirge Gate, in Abſicht der Witterung, auf der Küſte von Koromandel für Veränderungen hervorbringt, haben wir ſchon bey Beſchreibung von Malabar angeführt; hier haben wir alſo nur noch hinzuzuſetzen, daß der Winter etwas ſtrenger und die Temperatur überhaupt nicht ſo heiß iſt, als der Himmelsſtrich vermuthen läßt. So ſandig auch hie und da der Boden iſt, ſo iſt das Land doch ſehr fruchtbar und bringt beſonders eine Menge Reis hervor, außerdem aber kein andres Korn oder Getraide. Die übrigen Erzeugniſſe des Gewächsreiches, ſind mit denen in Hindoſtan und auf der Weſtküſte, ſo ziemlich dieſelben, an Bau- und Brennholz aber iſt großer Mangel, daher auch größtentheils gedörrter Kuhmiſt ſtatt des Holzes gebrannt wird. An Mineralien hat man verſchiedene

Metalle

Metalle und edle Steine, vorzüglich viele Verſteinerungen, welche beweiſen, daß dieſer Theil Indiens große Revolutionen erfahren haben muß. Unter den Produkten des Thierreichs verdient eine Art kleiner Hirſche bemerkt zu werden, welche nicht viel größer als Haſen ſind, dabey aber ihr völliges Geweih haben.

Die Einwohner heißen eigentlich Tamuler und reden eine eigene Sprache, die meiſten Europäer aber nennen ſie irrig Malabaren. Sie ſind ſchwarzbraun, ziemlich groß und gut gewachſen, aber weichlich und verzagt. Viele gehen ganz nackend, außer daß ſie ein ſchmales Tuch um die Lenden gewickelt haben, andre kleiden ſich wie die Malabaren und andre gehen wieder gleich den Hindus bekleidet. In den Ohren tragen beyde Geſchlechter ungeheuer große Ohrengehänge. Die meiſten Frauenzimmer, deren Tracht ſich übrigens wenig von der männlichen unterſcheidet, haben an jedem Arm ſo wie an den Beinen, zehn bis zwölf Ringe, ſo wie auch an den Fingern und Fußzehen, um den Hals aber große Ketten, die bis zum Magen herabhängen. Die Haare werden mit Kokusöl geſalbt, und entweder geflochten, oder hinten am Kopfe um eine Haarnadel gewunden. In Abſicht der Speiſen und Getränke leben ſie äußerſt mäßig, und Reis in Waſſer gekocht, Kräuter, Gemüſe, Sallat und Früchte nebſt reinem Brunnenwaſſer, ſind ihre gewöhnliche Nahrung. Wollen ſie aber ſchmauſen, ſo eſſen ſie Zwieback in Milch geweicht und mit Zucker beſtreut, Kuchen in Oel gebacken oder Fiſche, und trinken ein Getränke, das aus Tamarinden, Zwiebeln und Pfeffer gemacht iſt. Ihre Schüſſeln und Teller beſtehn aus Baumblättern, welche mit Graſe zuſammengenäht ſind. Die Wohnungen

nungen der Armen ſind Erdhütten wie in Malabar mit Reisſtroh gedeckt, Reichere aber haben Häuſer von Ziegelſteinen, die aber nur ein Geſchoß hoch ſind.

Ihre Religion iſt mit der Hindoſtaniſchen ziemlich dieſelbe, nur daß ſie mehr Götzen haben. Sie ſind gleich den Hindus in Kaſten vertheilt.

Das übrige, was ſich etwan noch von dieſer Halbinſel ſagen ließe, werden wir bey Beſchreibung der einzelnen Staaten, aus denen ſie beſteht, nachholen.

c) Einzelne Staaten.

1) Maratten-land.

Die ganze Halbinſel iſt in mehrere Staaten vertheilt, die wir nunmehr einzeln beſchreiben wollen. Der vorzüglichſte davon iſt: 1) das **Marattenland.** Die Maratten, eine indiſche Nation, die ſich zu der Religion der Hindus bekennet, lebten lange ganz unbekannt in den Gebirgen von Gate. Unter Aorenſib fiengen ſie zuerſt an, in kleinen Haufen den benachbarten Gegenden durch ihre Räubereyen nachtheilig zu werden, und als ein abyſſiniſcher Sklave Amboar und nachher Sevaji genannt, der eine Räuberbande kommandirte und am Hofe zu Dekan in Anſehen geſtanden hatte, ſich an die Spitze dieſes Volks ſtellte, machten ſich die Maratten in kurzer Zeit Meiſter von Dekan, Golkonda und Viſiapur. Seit dem Jahr 1739, von welchem ſich überhaupt die Zerrüttung Hindoſtans datirt, hat die Macht der Maratten noch weit mehr zugenommen, ſo daß ſie jetzt wohl zweyhunderttauſend Mann, meiſt Reuterey ins Feld ſtellen können. Sie haben mehrere Fürſten, die aber alle zuſammen in einer gewiſſen Lehnsabhängigkeit von dem Paiſchwa oder Oberregenten ſtehen. So räuberiſch und kriegeriſch ſich übrigens

die Maratten betragen, wenn ſie in fremdes Gebiet einfallen, ſo friedliche, arbeitſame Leute ſind ſie in ihrem eignen Lande. Sie dulden alle Religionen, und ſtören keine in der Uebung ihrer gottesdienſtlichen Gebräuche. Sie bauen das Land mit dem größten Fleiße, und wer ihre Provinzen betreten hat, ſpricht mit Entzücken von den wohlangebauten Feldern, von der Milde und Gelindigkeit ihrer Regierung. Verſchlimmern ſich die Sitten dieſer Nation nicht, bleiben ihre Fürſten ſo duldſam, gerecht und väterlich geſinnt, wird die Arbeitſamkeit, Mäßigkeit und Tapferkeit des Volks nicht durch Weichlichkeit und Verſchwendung geſchwächt; ſo können die Maratten wohl noch die Rächer der von den Engländern ſo ſehr geplagten Indier und die Stifter eines Reichs werden, das dem von Hindoſtan in ſeinem größten Glanze nichts nachgeben wird.

Da es nicht möglich iſt die großen und kleinen marattiſchen Fürſtenthümer namentlich anzuführen oder wohl gar ihre Größe, Gränzen u. ſ. w. zu beſtimmen, ſo begnügen wir uns, die verſchiednen Länder zu beſchreiben, aus denen die marattiſchen Staaten gegenwärtig beſtehn. Es ſind dies folgende: ein Theil des Königreichs **Guzurate, Viſiapur** und **Golkonda**, nebſt **Malva, Kandiſch, Berar** und andern kleinen Diſtrikten.

Guzurate, welches auch von einer ſeiner Städte den Namen Kambaya erhalten hat, bildet eine Art Halbinſel zwiſchen dem Indus und der Küſte von Malabar, welche durch eine Bergkette von der hindoſtaniſchen Provinz Agra geſchieden wird. Es iſt kein Land in dieſer Gegend, welches einen fruchtbarern Boden und mehr Bewäſſerung hätte, als dieſes; auch bringt es herrliches Getraide, welches weit vollere Aehren, als das europäiſche hat,

Bohnen

Bohnen, Erbſen, treffliches Obſt, Baumwolle, Seide und Gewürze im Ueberfluſſe hervor. Seine Berge enthalten eine Menge Mineralien und ſeine Wieſen ſind mit den ſchönſten, zahlreichſten Viehheerden bedeckt, wozu noch an wilden Thieren Rehe, Haſen, Gemſen, wilde Schweine, wilde Eſel, Elephanten, aber auch Löwen, Leoparden, Tieger, wilde Katzen, unſäglich viel Affen und Krokodille von zwölf bis vierzehn Fuß lang, kommen. Die meiſten Einwohner ſind Indianer, doch wohnen auch Mogolen, Parſis, Araber oder Mohren, Armenier und Europäer darinnen. Die Indianer ſind braungelb und ſchwarz von Haaren. Den Parſis, welche im ſiebenten Jahrhunderte hieher kamen, hat Guzurate ſeine meiſte Landeskultur zu verdanken, aber eben der Reichthum, welchen dieſes Reich dadurch erlangte, war auch Urſache, daß ſich die Mogolen deſſelben bemeiſterten, denen es die Maratten wieder entriſſen.

Amadabad. Wir nennen nun die vorzüglichſten in Guzurate gelegenen Städte: Amadabad, die Hauptſtadt des Landes, liegt in einer fruchtbaren Gegend an einem kleinen Flüßchen, das ſich nicht weit davon in den Indus ergießt. Mit den Vorſtädten hat ſie ſieben Stunden im Umfange; die Gaſſen ſind breit und mit Tamarinden- Palm- Zitronen- und Orangebäumen beſetzt. Die Häuſer ſind gut gebaut, und in den Vorſtädten ſind die herrlichſten Gärten und Grabmäler, welches große, ſchöne, mit Gärten umgebene Gebäude ſind, zu finden. Der vornehmſte Handel dieſes Orts beſteht in ſeidnen und baumwollnen, hier verfertigten Zeugen, in Zucker, Kümmel, Honig, Gummi, Opium, Ingwer, Indigo, Borax, Salpeter und Salmiak. Die Affen laufen hier auf den Gaſ-

ſen

Gaſſen und Dächern herum und Papagayen ſind ſo gemein, daß ſie, wie bey uns die Schwalben, in die Häuſer bauen. Vor einigen Jahren war Amadabad indeſſen ſehr heruntergekommen; ein Drittheil davon lag im Schutte, und der Handel ſtockte, weil Kaufleute und Handwerker ſich in andre Gegenden begeben hatten. Die Holländer und Engländer haben hier Komtoirs. Kambaya, eine der größten Städte Indiens, funfzehn Stunden von Amadabad und drey Meilen von einem Meerbuſen, der von ihr den Namen hat. Sie hat zwey Stunden im Umfange, eine ſchöne Mauer von gehauenen Steinen, zwölf Thore, breite Gaſſen und ſchöne Häuſer. Es wird hier ein ſtarker Handel mit Gewürzen, Elfenbein, ſeidnen und baumwollnen Zeugen und andern Waaren, welche aus allen Gegenden hierhergebracht werden, getrieben. Nicht weit von der Stadt ſind Salzwerke. Man wählt dazu einen länglichviereckten Platz, gräbt die Erde aus und häuft ſie zuſammen, damit bey Annäherung der Fluth kein Seewaſſer eindringe und das bereits gekochte Salz feucht mache. Die ausgegrabene Erde wird in Beete, gleich den Gartenbeeten eingetheilt. An beyden Seiten wird eine Grube mit Seewaſſer angefüllt, um daſſelbe von da auf die Beete abzuleiten. Sobald nun das Waſſer von der Sonnenhitze kocht und ſich verdickt, erhält es eine rothe Farbe; iſt aber die Oberfläche völlig hart worden, ſo wird ſie weiß, worauf man das beſte und reinſte Salz oben abnimmt; das untere iſt ſchon ſchlechter und das letzte ganz ſchwarz. Zwanzig indiſche Pfund werden übrigens für drey oder vier Pfennig verkauft. Baroach, eine volkreiche Stadt mit einer doppelten Mauer, die auch übrigens ziemlich befeſtigt iſt. Innerhalb der Stadt iſt eine große, von Häuſern entblößte Strecke, auf

Kambaya.

Baroach.

welcher

welcher gepflügt und geſäet wird. Man treibt hier einen ſtarken Handel mit baumwollenen Zeugen und roher Baumwolle. Die Engländer eroberten dieſe Stadt im letzten Kriege, traten ſie aber 1785 wieder an die Maratten ab.

Surate. In Guzurate liegt auch Surate, welches zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts, bloß aus einem Haufen elender Fiſcherhütten beſtand, ſeit dem ſechszehnten aber einer der wichtigſten Handelsplätze Indiens ward. Sie hat nachher zwar verſchiedene Unfälle erlitten, ſich doch aber immer wieder erholt, ſo daß ſie noch jetzt einen ziemlich wichtigen Handel treibt. Sie liegt an dem öſtlichen Ufer des Fluſſes Tapti mit einem Hafen am Meere, von welchem ſie etwa eine Meile entfernt iſt. Die Gaſſen ſind breit, aber krumm und ſehr ſchlecht gepflaſtert; die Häuſer fallen gut ins Auge, wiewohl auch viele bloß von Rohr gebauet und mit Palmblättern gedeckt ſind. Die öffentlichen Märkte ſind groß, zahlreich und reichlich mit Viktualien verſehen, und auf allen Gaſſen iſt ein Gewühl von Menſchen, Palankins oder indiſchen Sänften, welche auf den Schultern getragen, und Karoſſen, welche von Ochſen gezogen werden. Gärten giebt es viel und meiſt gut angelegt. Ehedem (denn neuere Reiſende erwähnen nichts mehr davon,) ſollen hier zwey ſonderbare Hoſpitäler, das eine für alte und untauglich gewordene Kühe, Pferde u. ſ. w. das andre für Flöhe, Wanzen und andres Ungeziefer geweſen ſeyn; um die letztern zu füttern, ſagt man, wären Arme gemiethet worden, welche darinnen ſchlafen und dieſes Ungeziefer mit ihrem Blute hätten ſättigen müſſen.

Die Einwohner, deren Anzahl ſehr verſchieden angegeben wird, ſind Indier, Mohren, Parſis,

Juden

Juden und Europäer, welche meiſt alle der Handel hier vereinigt. Hier fließen alle Manufakturwaaren von ganz Guzurate zuſammen, von denen ein Theil zu Lande verführt, der andre in alle Weltgegenden verſchifft wird. Dahin gehören vorzüglich baumwollne und ſeidne Zeuge, rohe Baumwolle und ſoviel andre Artikel mehr, daß Surate, ohngeachtet es wieder viele Waaren bedarf, dennoch einen großen Ueberſchuß an baarem Gelde behält. Surate hat ſeinen eigenen Nabob, es iſt aber ſchwer zu beſtimmen, wer eigentlich der eigentliche Gebieter iſt, ob dieſer Nabob, die Engländer, oder die Maratten. Die Engländer beſitzen die Feſtung, einige Thore und den Hafen, der Nabob iſt Herr der Stadt und des Volks, und die Maratten haben zwey Thore innen, kommen auch wohl zu gewiſſen Zeiten einen Tribut einzufodern, der ihnen auch nicht verweigert wird, wenn ſie gerade mächtig genug ſind.

Viſiapur gränzt an Guzurate und Golkonda, und machte ehemals einen Theil der Reiche von Dekan aus, welche Schach Jehan und Aorengſib der mogoliſchen Herrſchaft unterwarfen. Dieſe Reiche wurden nachher ſo zerſplittert, daß bloß das Reich Golkonda, (von welchem nachher,) von dem die Maratten doch auch ein Stück abgeriſſen haben, davon übrig geblieben iſt, das eigentliche Dekan und Viſiapur aber von Hyder-Ali, den Engländern und Maratten zerſtückt worden iſt. Was nun Viſiapur beſonders betrifft, ſo iſt es zwar wegen des durchſtreichenden Gebirges Gate ein bergigtes, aber doch dabey ſehr warmes und an allen den Erzeugniſſen, die wir ſchon angeführt haben, geſegnetes Land. Die Nationaleinwohner ſind Hindus, ſchwarzbraun von Farbe, nicht allzu groß und von Karak-

ter wollüſtig, träge und betrügeriſch. Sie verfertigen baumwollne und ſeidene Zeuge und arbeiten als Goldſchmiede und Juwelirer.

Viſiapur. Zu den vorzüglichſten Städten des Landes gehört Viſiapur, die Hauptſtadt auf der ſogenannten Küſte Kunkan, ohngefähr zwanzig Meilen von der See gelegen. Die Stadt iſt groß und die Häuſer von Holz oder Erde, dabey unanſehnlich und mit ſo niedrigen Thüren, daß man ſich bücken muß, wenn man hinein will. Aorengabad. Aorengabad, eine der größten und volkreichſten Städte in Indien, in einer rundum mit Bergen umgebenen Ebene gelegen. Die Häuſer zeichnen ſich aber weder durch Schönheit, noch Größe aus, wiewohl das Innere bequem und ſchön iſt. Etliche Stunden von der Stadt iſt das Grabmal ihres Erbauers Aorengſib, ein prächtiges ſehenswürdiges Werk. Dolatabad. Dolatabad liegt nicht weit von dem oben angezeigten Orte, und iſt eine ſehr gute Feſtung, deren Werke von einem ſchwarzen Stein ſo künſtlich aufgeführt ſind, daß man keine Verbindung oder Fuge daran entdeckt. Die Feſtung iſt mit einer achtfachen Mauer umgeben und liegt auf einem Berge, welcher fünftauſend Ellen im Umfange hat. Punah. Punah, welche wir eigentlich vor allen andern hätten zuerſt nennen ſollen, da ſie die Reſidenz des Paiſchwa oder oberſten Fürſten der Maratten iſt. Es iſt ein volkreicher, aus Häuſern von Backſteinen und Erde erbauter Ort, und liegt ſieben Tagereiſen von Aorengabad. Sotara. Sotara iſt die ehemalige Reſidenz der Maratten, ein wohlbewohnter Ort mit einer ſtarken Feſtung, welche in den Felſen gehauen iſt.

In der Provinz Malva, (denn die golkondiſchen, den Maratten unterwürfige, Städte, ſind mit bey Viſiapur begriffen,) Uzen. liegt Uzen, eine ſehr große

ſtar

ſtark bewohnte und bebaute Stadt, welche mit niedrigen Mauern und Thürmen umgeben iſt. Die Metſcheds, deren Uzen ſehr viele hatte, ſind von den Maratten in Pagoden verwandelt worden. Von Ferne erſcheint dieſe Stadt als ein Wald, weil alle Gaſſen auf beyden Seiten mit Bäumen beſetzt ſind.

In Kandiſch, welche öſtlich an Malva gränzt, bemerken wir **Brampor**, eine große Stadt in einer Ebene, meiſt mit Bergen und Waldungen umgeben. Auch ſie gleicht aus derſelben Urſache, wie die vorige, von weitem einem Walde. Der hieſige Handel iſt ziemlich beträchtlich, und wird beſonders mit baumwollnen Zeugen getrieben. Brampor.

In Berar oder Barar liegt **Makrabad** und **Elatſchpor**, zwey ziemlich anſehnliche und wohlgebaute Städte. Makrabad. Elatſchpor.

Nach den Marattenſtaaten verdient das Reich **Golkonda**, der einzige Ueberreſt des großen Reiches von Dekan zu ſtehen. Dieſes Reich, welches an Orixa, den bengaliſchen Meerbuſen, Viſiapur und Guzurate gränzt, iſt zwar ein äußerſt warmes, dabey aber doch ſehr geſundes Land. Zuweilen iſt die Hitze ſo heftig, daß in den feſtverſchloſſenen Zimmern, das Holz an den Stühlen und Tiſchen brennend heiß wird, und man den Fußboden ſowohl, als die Geräthſchaften, beſtändig mit Waſſer beſprengen muß. Doch dauert dieſe außerordentliche Hitze gewöhnlich nur einige Tage, und auch dann nur von früh neun Uhr bis Nachmittags um ein Uhr, da ſich denn ein friſcher, die Luft abkühlender Wind erhebt. Die Regenzeit, welche der daſige Winter iſt, fängt im Junius an und währet 3) Golkonda.

bis zum Oktober, wodurch die Luft ſehr erfriſcht und die Fruchtbarkeit des Landes außerordentlich befördert wird. Der Boden iſt überall gut und liefert alle Jahre eine zwiefache Erndte von Reis und andern Getraidearten. Wein wächſt im Ueberfluß, und Pfeffer, Ingwer, Baumwolle und allerley Früchte ſind häufig. Zahmes Vieh und wilde Thiere ſind in Menge vorhanden; der größte Reichthum des Landes aber beſteht in ſeinen edlen Steinen, vornehmlich Diamanten, von denen die reichſten Gruben in Golkonda gefunden werden. Die Einwohner ſind lang, mehr olivenfarb als ſchwarz, ſtill, mäßig und furchtſam. Ihre Kleidung iſt eine baumwollne bis auf die Knie herabreichende Schürze, und ein Stück baumwollen Zeug, womit ſie die Schultern bedecken. Sie theilen ſich in vier und vierzig Stämme, und bekennen ſich meiſt zur hindoſtaniſchen Religion, den König und die Groſſen ausgenommen, welche Mohämedaner ſind.

Der König, welcher ſonſt bloß Statthalter des großen Moguls war, regiert völlig deſpotiſch über die Güter und Perſonen ſeiner Unterthanen; und dies ſo ſehr, daß niemand ein Eigenthum hat, ſondern alle Ländereyen nur pachtweiſe beſeſſen werden. Er unterhält auch Truppen, welche aber nur halb bekleidet und äußerſt elend bewaffnet ſind.

Die vorzüglichſten Städte in Golkonda ſind:

Bagnagar. Bagnagar, auch Hederabad und unrichtig von den Europäern Golkonda genannt. Sie iſt die Hauptſtadt des Landes, liegt an einem groſſen Fluſſe, iſt groß, ſchön gebaut, und wird von vielen Manufakturiſten und Künſtlern bewohnt. Zwey Stunden davon liegt die Feſtung Golkonda, welche ſelbſt für eine große Stadt gelten kann, wenn es anders wahr iſt, daß ſie ſechs Meilen im Umfange hat.

Golkonda.

hat. Hier iſt die Reſidenz des Königs, und man verſichert, daß der hieſige Pallaſt wegen der Menge von Gold und Juwelen, alle andre Palläſte in Indien, an Pracht und Koſtbarkeit, bey weitem übertreffen ſoll. Auch ſind nicht weit von Bagnagar die berufenen Diamantgruben, welche den größten Reichthum von Golkonda ausmachen. Sie ſind in einer ſehr ſandigen Gegend befindlich, und da werden die Diamanten in den Adern gewiſſer Felſen geſucht, wo ſie mit Sande umgeben liegen. Die Anzahl der hier arbeitenden Menſchen wird auf dreyßigtauſend geſchätzt und die Arbeit ſelbſt mit mancherley Vorbereitungen unternommen. Nachdem man den Platz erkannt hat, wo die Diamanten zu finden ſind, macht man einen andern Platz eben und ſchließt denſelben mit einer zwey Fuß hohen Mauer ein, an deren Fuße kleine Oeffnungen zum Ablaufe des Waſſers gemacht ſind. Dann verſammeln ſich alle Arbeiter mit ihren Herren, deſſen Verwandten und Freunden. Jeder Herr bringt ein Götzenbild mit, vor welchem jeder, während der Prieſter das Gebet verrichtet, dreymal niederfällt. Nachdem ſie ſich hierauf gewaſchen haben, wird ein Gaſtmahl gehalten, nach welchem die Arbeit ihren Anfang nimmt. Einige graben die Erde aus, andre tragen ſie auf den Platz und öffnen die Löcher zum Ablauf des Waſſers, welches zugleich allen Schlamm mit ſich wegnimmt. Alsdann breiten ſie den Sand, welcher zurückbleibt, etliche Zoll dick aus einander, und laſſen ihn an der Sonne trocknen, worauf er geſiebt wird, da ſich denn die Erde abſondert, und in dem, was übrig bleibt, die Diamanten gefunden werden.

Als das Reich eines Mannes, deſſen Namen wir lange in allen Zeitungen laſen, als das Reich 3) Myſore.

des berühmten Hyder-Ali, verdient Myſore ſchon eine umſtändliche Beſchreibung, und verdient ſie noch mehr, da es aus vielen andern Staaten in einen Staatskörper zuſammengeſchmolzen iſt. Wie das zugegangen iſt, wird uns eine kleine Ueberſicht der Geſchichte deutlicher auseinander ſetzen.

Myſore oder Mayſſur gehörte vor 1565 nebſt mehrern Ländern zu dem großen Reiche Bisnagar oder Karnate, welches, die Staaten des Samorins von Kalikut ausgenommen, faſt die ganze Halbinſel befaßte. Um das genannte Jahr ward Bisnagar zergliedert und eine noch größere Zergliederung erlitt es 1650, wo auch Myſore an das Reich Viſiapur kam und mit demſelben 1685 dem mogoliſchen Reiche zinsbar wurde. Indeſſen hatte es immer ſeine eigenen Nationalfürſten oder Rajahs, unter welchen auch Hyder-Ali ſeit 1756, als General der Truppen und Nabob von Bengelur ſtand. Kanderao, ein Bramine, bekleidete damals in Myſore den Poſten eines erſten Miniſters, und Hyder-Alis Größe war ihm ein Dorn in den Augen. Um ſich deſſelben zu entledigen, ſchloß er ein Bündniß mit den Maratten, reizte ſie, ins Land zu fallen, und Hyder-Ali, der mit den Truppen bey Seringapatan ſtand, zu überrumpeln. Hyder-Ali entfloh aber in ſeine Nabobie nach Bengelur, zog die Truppen wieder an ſich, nöthigte den Rajah, ihn den Miniſter auszuliefern und ließ dieſen in einen Käfig ſperren, in welchem er 1762 ſtarb. Der Liebe der Armee und des Volks verſichert, ſchloß er nach dem Tode des Königs, die Familie deſſelben von der Nachfolge aus, und machte ſich ſelbſt zum Rajah. Er fand bald Gelegenheit, ſeine kriegeriſchen Talente auch außerhalb geltend zu machen, indem er den Prinzen von Kanara

nara gegen ſeine Mutter unterſtützte, und als dieſe wieder mit ihrem Sohne verſöhnt, ihm nach dem Leben trachtete, Kanara eroberte, ſeinem Staate einverleibte, wobey er den Namen der Hauptſtadt, welche er zu ſeiner Reſidenz machte, in Hydernagur verwandelte, und den Titel eines Königs von Kanara annahm. Bald darauf ward er in einen neuen Krieg verwickelt, in welcher er ſogar Kalikut eroberte. In der Unternehmung wider den König von Travankor, ward er durch eine Verbindung gehindert, welche 1767 der Subah von Dekan, die Maratten und Engländer wider ihn geſchloſſen hatten. Als es ihm aber gelang, mit den Maratten einen Waffenſtillſtand einzugehn, ſetzte er den Krieg mit mehrerm Glücke fort und ſchloß 1769 einen ziemlich vortheilhaften Frieden. In einem das Jahr darauf entſtandenen Kriege mit den Maratten, verlor er den größten Theil ſeiner Eroberungen, bekam ſie aber mit franzöſiſcher Hülſe wieder, und leiſtete nun 1779 den Franzoſen wider die Engländer Hülſe, denen er auch bis an ſeinen Tod ein gefährlicher Feind blieb. Er ſtarb 1782 und ihm folgte ſein Sohn Tippo Saib, ein grauſamer, blutdürſtiger Fürſt, der ſehr unglücklich gegen die Engländer focht, doch aber 1784 im Frieden alles wieder bekam, was ſie ihm abgenommen hatten.

Die wichtigſten ſeiner Beſitzungen ſind alſo gegenwärtig: **Myſore, Kalikut, Kanara** und **Kananor.**

Myſore hat mit Viſiapur, von dem es, wie wir ſchon angeführt haben, noch vor kurzem ein Theil war, ohngefähr dieſelbe Beſchaffenheit und Produkte, es iſt gut angebaut, ziemlich ſtark bevölkert, und durch Hyder-Alys Vermiſchung der

orientaliſchen Pracht mit der europäiſchen Verfeinerung, ziemlich kultivirt. Der vorzüglichſte Ort
Seringapatan. darinnen iſt Seringapatan, ein großer, wohlbevölkerter Ort, der auch unter Hyder-Alis Regierung ſtark befeſtigt worden iſt, ſo daß er für eine Hauptfeſtung in Indien gelten kann.

Kalikut war ehedem einer der mächtigſten Staaten in Indien. Als die Portugieſen zuerſt dahin kamen, war es ein reiches Land, deſſen Beherrſcher Samorin genannt ward, und mit welchem ſie viele Kriege zu führen hatten. Zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ward Kalikut den Holländern zinsbar, und im Jahr 1767 ward es, wie wir ſchon erwähnt haben, eine Provinz des kleinen Königreichs Myſore.

Dieſes Land, ob es gleich den Ueberſchwemmungen gar ſehr unterworfen, iſt dennoch fruchtbar, und bringt alle die Erzeugniſſe hervor, die wir ſchon, als der Küſte von Malabar eigen, angeführt
Kalikut. haben. Die Hauptſtadt gleiches Namens liegt am Meere und iſt ein großer Ort, der aber meiſt von Holz oder in der Sonne getrockneten Ziegeln gebaut iſt. Man zählt ſechstauſend Häuſer darinnen, die aber nur ſechs bis acht Fuß hoch ſind, und welche durch Gärten von einander geſchieden werden. Ihr Handel hat beträchtlich abgenommen, wiewohl die Engländer, Franzoſen und Holländer noch Faktoreyen dort haben.

Kanara iſt ebenfalls ein beſonders an Reis ſehr fruchtbares Land. Ehedem war es ein blühendes Reich, das aber ſchon da in Verfall gerieth, als es ſich von den Streifereyen der Maratten, durch einen jährlichen Tribut loskaufen mußte.
Hydernagur. Der Hauptort darinnen iſt Hydernagur, ſonſt

Kanara,

Kanara, eine groſze, volkreiche und befeſtigte Stadt, welche unter Hyder - Alis Regierung beträchtlich verſchönert worden iſt. Mangalor, eine halbe Stunde vom Meere gelegen und ein guter Handelsplatz. Mangalor.

Kananor iſt fruchtbar an Pfeffer, Ingwer, Kardomome und andern Gewürzen, und hat viele Manufakturen in Baumwolle. Die Hauptſtadt gleiches Namens liegt am Meere und iſt zwar groſz, dabey aber äuſzerſt ſchlecht gebaut. Kananor.

Das Reich Karnatik, Kareate oder Arkot, begreift an eigentlichen Ländern diejenigen, welche zwiſchen den Flüſſen Koleron und Ponnar liegen, und an zinsbaren Ländern die Provinzen Tanſchaur, Tritſchinapuli, Madure, Marwar und andere. Ehedem war es ein eigenes Reich, zwiſchen 1685 und 1697 aber kam es unter die Herrſchaft der Mogolen, die es von Nabobs beherrſchen lieſſen. Seit 1740 ward es beſtändig von den Maratten beunruhigt, und nachher entſtanden innere Unruhen, welche ſich damit endigten, daſz Karnatik zwar von den Mogolen unabhängig, dafür aber von den Engländern, die ihm ſeine Unabhängigkeit erworben hatten, mit einem deſto härtern Joche belegt ward. 4) Karnatik.

Das eigentliche Karnate ſowohl, als die Schutzländer, iſt an allerley Erzeugniſſen fruchtbar, und ſeine Einwohner betreiben verſchiedne Manufakturen. Die Hauptſtadt von Karnate heiſzt Arkot, liegt auf dem Gipfel eines Berges iſt mit einer dreyfachen Mauer umgeben und treibt anſehnliche Handlung. Arkot.

5) Kochin. Kochin iſt fruchtbar an Pfeffer, Eiſen, Stahl, Thieren und Honig, aber es leidet dafür an Reis großen Mangel, den man von Kanara kommen läßt. Es hat ſeinen eigenen Fürſten, der ein Vaſall der Holländer iſt. Die Hauptſtadt gleiches Namens liegt an dem Ausfluß eines Fluſſes, der einen ſichern bequemen Hafen bildet. Sie war ehemals weit größer als gegenwärtig und nach Goa die größte Stadt, welche die Portugieſen in Indien beſaſſen. Als aber 1662 ſich die Holländer Meiſter davon machten, ward ſie zum Theile geſchleift und dafür in eine Feſtung verwandelt.

6) Travankor. Das Königreich Travankor, iſt das letzte auf dieſer Halbinſel, und nur erſt ſeit 1730 ein blühender Staat, weil es in dieſem Jahre einen Beherrſcher erhielt, der mit vielen kriegeriſchen Talenten, auch zugleich die Kunſt verband, das Beſte ſeines Staats durch friedliche Mittel zu befördern. Die Hauptſtadt heißt auch Travankor und wird von vielen Chriſten bewohnt.

7) Europäiſche Beſitzungen. Da Engländer, Holländer, Franzoſen, Portugieſen und Dänen auf beyden Küſten der Halbinſel verſchiedene Beſitzungen haben, und wir bey Anzeige derſelben Gelegenheit finden werden, von dem oſtindiſchen Handel der drey letztern etwas genauer zu ſprechen, ſo haben wir dieſe Anzeige bis hieher geſpart, um ununterbrochen davon handeln zu können.

a) Engliſche Beſitzungen. Den Engländern, von deren oſtindiſchen Angelegenheiten wir das Nöthigſte ſchon bey Bengalen angeführt haben, gehört auf der malabariſchen

Bombay. Küſte Bombay, eine kleine nicht weit vom feſten Lande entlegene Inſel. Ehedem war ſie ein Eigenthum

thum der Portugieſen, und ward 1662 das Heurathsguth einer portugieſiſchen Prinzeſſinn, mit welcher ſich Karl II. König von England vermählte. Die Stadt Bombay hat einen der ſchönſten Häfen in Indien und ohngefähr hunderttauſend Einwohner, von denen achttauſend Matroſen ſind. Ein Paar Seiden- und Baumwollenmanufakturen beſchäftigen eine kleine Anzahl, andre wieder beſchäftigen ſich mit Handel, Schiffarbeiten, der Fiſcherey und dem Anbau einer ſehr guten Art Zwiebeln. Die Stadt iſt nicht vorzüglich ſchön gebaut, hat aber eine treffliche Citadelle. Ehedem war die Luft in Bombay äußerſt ungeſund, und die Menge und Größe von allerhand Arten giftiger Thiere war ungeheuer, den Engländern iſt es aber gelungen, dem faulen moraſtigen Waſſer Abfluß zu verſchaffen und dadurch die üble Beſchaffenheit des Landes gänzlich zu heben. Von Bombay wird die Inſel Salſette nur durch einen ſchmalen Kanal geſchieden, den man zur Zeit der Ebbe, trocknes Fußes durchgehen kann. Sie war ſonſt portugieſiſch, ward 1740 von den Maratten erobert, und 1774 nach einer hartnäckigen Gegenwehr, von den Engländern eingenommen, denen ſie auch im Frieden abgetreten worden iſt. Dieſe kleine Inſel, welche etwan zehn Meilen lang und ſieben breit iſt, iſt indeſſen ſehr fruchtbar und äußerſt bevölkert, alſo auch für Bombay ſehr wichtig, das keine weitern Erzeugniſſe als ſeine Zwiebeln und Kokos hat. Salſette enthält verſchiedene Forts, und in der Mitte der Inſel befindet ſich ein Berg, der durchaus voller Hölen iſt, welche mit vieler Mühe in den Felſen gehauen und mit mancherley Bildſeulen und Inſchriften angefüllt ſind, die bis jetzt noch keinen Ausleger gefunden haben. Etliche kleinere

Salſette.

Inſeln,

Inſeln, als Elephante und Hay, ſind ebenfalls den Maratten abgenommene Eroberungen.

Anjinga. Eine andre Beſitzung iſt Anjinga in Travankor. Dieſer Ort liegt auf einer ſchmalen Erdzunge am Ausfluſſe eines kleinen Fluſſes, der aber beynahe das ganze Jahr mit Sande verſtopft iſt. Die Stadt iſt volkreich und voll Manufakturen. Ehedem hatte ſie eine Beſatzung, die aber ſeit einigen Jahren als überflüßig weggenommen worden iſt. Telliſchery. Ferner noch Telliſchery in Kalikut, wo etwan funfzehn bis ſechszehntauſend Einwohner ſeyn mögen, und woraus am meiſten Pfeffer gezogen wird.

Auf der Küſte Koromandel beſitzen ſie erſtlich Divikote. Divikote, im Gebiete des Königs von Tanſchaur, am Fluſſe Kolram gelegen, übrigens ein ziemlich Kuddalore. unbedeutender Ort. Ferner Kuddalore, mit dem dabey gelegenen Fort St. David, und drey Aldeen oder Dörfern, in welchen zuſammen gegen ſechstauſend Menſchen leben mögen, welche Zitze malen und einige baumwollene Zeuge verfertigen. Ferner Maſulipatan Maſulipatan, am Ausfluß des Kriſchna gelegen. Dies war ehedem der Stapelort des ganzen Handels, welchen Hindoſtan mit Bengalen, Perſien und den Küſten von Aſcham und Siam trieb. Durch die europäiſchen Niederlaſſungen auf der Küſte von Koromandel verlor er ſehr viel von ſeinem Glanze, die Franzoſen aber glaubten ihm wieder aufhelfen zu können, daher ſie ihn 1750 wegnahmen. Neun Jahr darauf gerieth er in engliſche Hände. Die Stadt iſt ziemlich gut befeſtigt, liegt auch in einer durchaus ſumpfigen Gegend, ihre Gebäude ſind aber ſehr ſchlecht, und man findet weder Waſſer, noch Lebensmittel darinnen. Die Einwohner ſind meiſt Mohämedaner und Heiden, welche von Ma-

Manufakturarbeiten und Handel leben. Nicht weit davon liegt die Inſel Divy, welche vom Meer und dem Kriſtna gebildet wird. Sie hat ohngefähr zwölf Meilen im Umfange, eine reine Luft und trefflichen Boden, der aber doch meiſt brach liegt. Es ſind achtzehn Dörfer darauf. Nagaypatan, der Hauptort iſt, wenigſtens mit Erdwällen und Gräben befeſtigt. Ferner Muſtaphanagur oder Kondaveir, ein meiſt in Ruinen liegender Ort, welche ſattſame Zeugen ſeiner ehemaligen Größe ſind. Der dazu gehörige Diſtrikt enthält achthundert und funfzig Dörfer, die meiſtens von Webern bewohnt werden. Maſulipatan und Muſtaphanagur machen übrigens zwey von den ſogenannten fünf nördlichen Cirkars oder Diſtrikten aus, welche von dem Megul Schach Allum an die Engländer abgetreten wurden. Die andern drey heißen Rajamundrum, Schikakol und Palore; alle aber ſind an mancherley Erzeugniſſen ſehr geſegnet, wozu auch die im Flußbette des Kriſtna befindlichen Diamanten gehören. Ein anderer Vortheil des Landes ſind die großen und ſchönen Wälder von Teckholz, welches nicht bloß ſeiner Schönheit wegen, ſondern auch darum ſehr geſchätzt wird, weil es in dieſen Gegenden das einzige zum Schiffbau taugliche iſt.

Divy. Nagaypatan. Muſtaphanagur.

Der vorzüglichſte Ort endlich, den wir auch bis zuletzt verſpart haben, iſt Madras in Karnate am Ufer des Meeres, auf einem gänzlich dürren, unfruchtbaren Boden gelegen. Man theilet ſie in die weiße und in die ſchwarze Stadt. Die erſte wird auch Fort St. Georg genannt, und iſt bloß von Europäern bewohnt. Die Häuſer ſind meiſt von Backſteinen, und zwey Geſchoß hoch mit platten Dächern, und ſo enge aneinander gebauet,

Madras.

daß

daß kein Garten zwiſchen ihnen Raum hat. Sie iſt durch gute Feſtungswerke vertheidigt. In der ſchwarzen Stadt wohnen meiſt Indianer, nebſt Juden, Armeniern und Mohren. Sie iſt mit einer Mauer umgeben, hat ſchöne, breite, ſchnurgerade Gaſſen, die Häuſer aber ſind meiſt von Erde. In der Stadt und ihrem Gebiete, in welchem eine Menge Manufakturen blühen, mag ſich die Bevölkerung leicht auf vier bis fünfhunderttauſend Seelen belaufen.

b) Holländiſche Beſitzungen. Kranganor. Die Holländer beſitzen außer der beynahe völligen Oberherrſchaft über die Stadt Kochin noch auf der Küſte Malabar, die Stadt Kranganor, eine ummauerte große, aber ſchlecht bevölkerte Stadt am Meere, welche 1662 in holländiſche Hände kam. In verſchiedenen andern Plätzen haben ſie Faktoreyen, ihr Handel aber hat wenig zu bedeuten: auf Koromandel gehört ihnen Negapatan, d. i. Schlangenſtadt, weil ſich hier ſehr viele Schlangen aufhalten, die aber ſo wenig ſchädlich ſind, daß ſie von den Einwohnern mit Reis und Milch in den Häuſern gefüttert werden. Dieſe Stadt liegt an der Mündung eines kleinen Fluſſes, der zu gewiſſen Jahrszeiten gänzlich austrocknet. Vor der Ankunft der Portugieſen war ſie nur ein Dorf, dieſe aber umgaben ſie mit Graben und Mauern, und legten verſchiedene Feſtungswerke an. Die Holländer, welche es 1658 eroberten, fügten noch ein Fort hinzu, ließen aber dafür viele Gebäude einfallen. Im letzten Frieden von 1784 ward ausgemacht, daß es den Engländern eingeräumt werden ſollte, es fanden ſich aber ſoviele Schwierigkeiten, daß die Abtretung wohl noch nicht erfolgt ſeyn möchte. Sadraspatan gehörte ehedem der verunglückten Kompagnie von Oſtende.

Negapatan.

Sadraspatan.

Die

Die Holländer laſſen hier verſchiedene baumwollene Zeuge verfertigen, und in der Nachbarſchaft einen grauen Stein hauen, der ſogar bis Batavia zum Bauen verſchifft wird. Palliakate liegt in der Gegend von Madras, und hat ein Fort, welches Fort Geldern genannt wird. Die Stadt ſelbſt hat eine angenehme Lage und ſchöne Häuſer, vor denen auf beyden Seiten Alleen gepflanzt ſind. In der Nachbarſchaft haben die Holländer eine Münze, wo ſie Rupien und Pagoden ſchlagen laſſen. An andern Orten haben ſie kleine Komtoirs, überhaupt aber bringt ihnen der koromandelſche Handel wenig andern Vortheil, als den, welchen ſie von dem Verkauf der baumwollenen Waaren ziehen. Palliakate.

c) Franzöſiſche Beſitzungen.

Da die Stadt Pondiſchery auf der Küſte Koromandel die vorzüglichſte der franzöſiſchen Beſitzungen in Oſtindien iſt, ſo dünkt es uns am ſchicklichſten, ehe wir von dieſer und den andern Beſitzungen ſprechen, eine kleine Geſchichte der Franzoſen in Indien vorauszuſchicken.

Geſchichte der franzöſiſchen Kompagnie.

Unter der Regierung Heinrichs des Vierten dachte Frankreich zuerſt daran, Theil an dem oſtindiſchen Handel zu nehmen, aber immer waren es nur Projekte, bis 1616 und 1619, ſoviel man weiß, die erſten Schiffe dieſer Nation in die indiſchen Gewäſſer kamen, dort aber mit ſo wenig glücklichem Erfolge handelten, daß lange Zeit weiter von keiner Unternehmung die Rede war. Etliche Abentheurer brachten es 1642 durch die Lügen, welche ſie von den Vortheilen einer Niederlaſſung auf der bey Afrika liegenden Inſel Madagaſkar ausſtreuten, dahin, daß eine Kompagnie errichtet ward, welche auch wirklich einen Pflanzort auf Madagaſkar anlegte, der aber durch die ſchlechte Aufführung der

Fran-

Franzoſen ſeine Endſchaft erreichte. Nun vergaß Frankreich des ganzen indiſchen Handels, bis der Miniſter Kolbert 1664 mit Ernſt darauf bedacht war, dieſen Handel wieder herzuſtellen. Es ward eine neue Kompagnie errichtet, welche nicht allein alle die Vortheile erhielt, deren die engliſche und holländiſche genoß, ſondern der man auch noch eine Menge anderer Freyheiten zugeſtand. Man machte wieder einen unglücklichen Verſuch mit Madagaſkar, verließ es aber 1670 gänzlich, und nun ward Surate zum Mittelpunkt des franzöſiſchen Handels gemacht, wo er aber wenig Fortgang gewann, weil die Franzoſen die Konkurrenz mit reichern, der daſigen Umſtände erfahrnern Nationen nicht aushalten konnte. Zwey Jahr darauf 1672 machten ſie einen Verſuch, ſich in Trinkemale auf der Inſel Zeilan feſtzuſetzen, allein da ſie dieſen Entwurf zu wenig geheim hielten, wurde das ganze Unternehmen nach vielen aufgewendeten Koſten wieder rückgängig, und die zu dieſer Abſicht beſtimmte Flotte nahm nun halb aus Verzweiflung St. Thomas ein, welches dem König von Golkonda gehörte, das die Holländer aber zwey Jahr darauf wieder eroberten. Frankreichs ganzer oſtindiſcher Handel wäre nun gewiß zu Grunde gegangen, wenn ein gewiſſer **Martin** nicht die Ueberreſte der Kolonie geſammelt, und nach Pondiſchery geführt hätte, welches der Rajah von Gingi den Franzoſen abgetreten hatte. Das Projekt, ſich in Siam feſtzuſetzen, von welchem wir erſt bey Beſchreibung dieſes Reiches ſprechen können, mislang, und was noch ſchlimmer iſt, die Holländer eroberten 1693 Pondiſchery, und behielten es bis zum Ryswicker Frieden. Schlechte Anſtalten und durchaus verkehrte Maaßregeln machten, daß die Kompagnie immer in ſchlechtere Umſtände kam, und der Untergang des ganzen franzöſiſchen oſtindi-

ſchen

ſchen Handels ſehr wahrſcheinlich ward. Nur ſeit 1735, ſeit dem Dumas zum Statthalter von Pondiſchery ernannt wurde, gewannen die franzöſiſchen Umſtände in Oſtindien eine beſſere Lage. Im J. 1739 erlangte die Kompagnie Karikal, und etliche andre Plätze in Tanſchaur, und Pondiſchery ſchien ſich zu einem hohen Grade des Anſehens und Reichthums zu erheben. Dupleix, welcher um das J. 1748 den Oberbefehl in Oſtindien hatte, wollte nun auch den Franzoſen eine dauerhafte Herrſchaft in Indien gründen: in dieſer Abſicht machte er 1751 einen neuen Subah in Dekan, und Nabob von Karnate, von denen er ſich ein weitläuftiges Gebiete abtreten ließ, und ſeine Entwürfe giengen noch weiter, als der Krieg von 1756 ſie nicht allein vernichtete, ſondern Frankreich auch aller ſeiner oſtindiſchen Beſitzungen beraubte. Die engliſchen Waffen waren von einem unwandelbaren Glücke begleitet, und Pondiſchery ſelbſt ward 1761 erobert und in einen Steinhaufen verwandelt. Der Friede gab Frankreich nur den kleinſten Theil ſeiner Beſitzungen wieder, und der letzte Krieg mit England, in welchem Pondiſchery abermals eingenommen wurde, gab ihm keine derſelben wieder, wenn die franzöſiſchen Waffen den engliſchen gleich mehr als jemals das Gleichgewicht hielten.

Nach dieſer kurzen hiſtoriſchen Ueberſicht wollen wir nun die einzelnen Orte, welche Frankreich beſitzt, anzeigen.

Dazu gehört auf Malabar Mahe', an der Mündung des Fluſſes gleiches Namens, wo ſie ſich 1725 feſtſetzten, und eine Kolonie anlegten, die aus ſechstauſend Indiern beſtand. Seit 1763 hat dieſer Ort übrigens ſo wenig, als der daſige Handel zu bedeuten. Auf Koromandel gehört ihnen Mahe'.

Yanaon. Yanaon, eine Pflanzung, die zwar weiter kein Gebiet hat, aber doch ehedem in blühendem Zuſtande war. Der Handel iſt jetzt von geringer Bedeutung.

Karikal. Wichtiger iſt Karikal im Königreich Tanſchaur, am Fluſſe Kolram, welcher hier ſchon ziemlich große Fahrzeuge trägt. Ehedem war es eine Feſtung, ſeit aber 1760 die Feſtungswerke von den Engländern geſchleift worden ſind, iſt es ein offener Ort, der etwan funfzehntauſend Einwohner haben mag, welche meiſt ſchlechte Schnupftücher und Zeuge verfertigen. Das kleine dazu gehörige Gebiet enthält doch gegen funfzigtauſend Seelen, die für Batavia und die philippiniſchen Inſeln viele Manufakturwaaren verfertigen. Der Boden iſt ſehr fruchtbar, und bringt viel Reis, Indigo und andre Erzeugniſſe. Vor dem letzten Kriege wurden die jährlichen Einkünfte auf ohngefähr dreißigtauſend Thaler geſchätzet. Die vorzüglichſte aller franzöſiſchen

Pondiſchery. Beſitzungen aber bleibt immer Pondiſchery. Dieſe am Ufer des Meeres gelegene Stadt war vor der engliſchen Zerſtörung eine der ſchönſten in Indien. Ihre Straßen waren breit, ſchnurgerade, mit zierlichen Gebäuden und Alleen beſetzt. Die Mohämedaner hatten eine Metſched, die Heiden zwey Pagoden, die Chriſten zwey Kirchen, und dieſe religiöſen Gebäude, nebſt dem Pallaſte des Statthalters, waren wirklich ſehenswürdig zu nennen. Die Anzahl der Einwohner belief ſich auf ſiebzigtauſend, welche von Manufakturen, dem Handel und der Schifffarth lebten. Die Lebensmittel waren wohlfeil, und die Sitten feiner und artiger, als in irgend einer andern Stadt in dieſen Gegenden. So war Pondiſchery vor 1761; als Steinhaufen bekamen es die Franzoſen wieder, und 1765 fiengen ſie den neuen Bau mit unſäglichen Koſten an. Im Anfang des Jahres 1770 hatte Pondi-

ſchery

ſchery wieder ſieben und zwanzigtauſend Einwohner. Von ſeinem gegenwärtigen Zuſtande fehlen die nähern Nachrichten.

d) Portugiſiſche Beſitzungen. Geſchichte der Portugieſen in Oſtindien.

Dieſelben Gründe, welche uns bewogen, die Geſchichte der Franzoſen in Oſtindien voranzuſchicken, beſtimmen uns auch, jetzt etwas über die Geſchichte der Portugieſen zu ſagen, ehe wir die Ueberreſte ihrer einſt ſo wichtigen Beſitzungen anzeigen.

Unter allen europäiſchen Nationen waren die Portugieſen die erſten, welche Entdeckungsreiſen unternahmen, und ihre Reichthümer und Macht (denn an Erweiterung von Kenntniſſen ward damals nicht im mindeſten gedacht) unter einem fremden Himmel zu vergrößern ſuchten. So wie ſie den Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung (deswegen ſo genannt, weil nun Hoffnung da war, nach Indien zu kommen) gefunden hatten, gieng auch 1497 eine Flotte von vier Schiffen unter Befehl des Vaſko de Gama nach Indien unter Segel, welche nach einer Schifffahrt von dreyzehn Monaten an den Küſten Indiens, und zwar in Kalikut landete. Noch nie hatten die Indier Europäer geſehen; Gama ward alſo mit Erſtaunen, aber doch auch mit Mißtrauen von dem Samorin aufgenommen, und dieſes Mißtrauen ward durch die Araber oder Mohren, welche die Faktore von Aegypten waren, ſo ſehr verſtärket, daß ſchon jetzt einige Feindſeligkeiten zwiſchen den Portugieſen und den Unterthanen des Samorins vorfielen. Gama kam glücklich nach Lisboa zurück, und Alvarez Kabral ward nun mit einer ſtärkern Flotte nach Indien geſchickt. In Kalikut fand er alles wider die Portugieſen, er mußte ihnen alſo durch Gewalt der Waffen Achtung verſchaffen, welches ihm auch ſo gut gelang, daß

die Könige von Kochin, Kananor u. a. mehr ſich mit ihm wider den Samorin verbanden, und ſich als Vaſallen der Krone Portugall erklärten. Er und noch mehr ſein Nachfolger Albukerke, machten den portugieſiſchen Namen durch ganz Indien fürchterlich: eine kleine Anzahl Portugieſen nahm es mit den mächtigſten Heeren auf, und der Handel, der bisher über das rothe Meer, Alexandrien und Venedig geführt worden war, nahm nun ſeinen Weg über Portugall. Albukerke eroberte Goa und Ormuz im perſiſchen Meerbuſen, er ſetzte ſich auf Zeilan, nahm Malaka ein, bemeiſterte ſich der moluckiſchen Inſeln, und ſtarb endlich 1515 zu Goa nach einer Reihe von Siegen, die ihn, zum Beweis ſeiner Rechtſchaffenheit, nicht reicher gemacht hatten. Lope Suarez, ſein Nachfolger, gründete den Handel nach Sina und Japan, und nun waren ſie Herrn eines unermeßlichen Reiches, ſo wie eines ausgebreiteten Handels, aber nun wurden ſie auch weichlich, grauſam und mit allen den Laſtern befleckt, die aus Reichthum und Uebermuth entſpringen. Kaſtro und Ataide retteten die Ehre Portugalls noch auf einige Augenblicke, aber ſobald dieſe großen Männer vom Schauplatz abgetreten waren, fielen die Portugieſen wieder in Laſter und Verbrechen zurück, und ſo wie ihr Vaterland unter das ſpaniſche Joch kam, waren ſie nicht mehr im Stande, den Unternehmungen der Holländer zu widerſtehen, die ſie nach und nach aller ihrer oſtindiſchen Beſitzungen beraubten, einige wenige ausgenommen, deren wir jetzt einige erwähnen werden.

Goa. Der Hauptort iſt immer noch Goa, auf der Küſte Malabar. Dieſe Stadt liegt auf einer kleinen, von einem Fluß gebildeten Inſel, der ſich nicht weit davon in das Meer ergießt, und einen

der

der ſchönſten Häfen bildet. Die ganze Inſel hat ohngefähr zehn Stunden im Umfange, und iſt allenthalben mit Kanälen durchſchnitten, zwiſchen denen kleine Gehölze, Landhäuſer und Wieſen mit den wohlriechendſten Blumen beſäet, mit einander abwechſeln. Goa erhebt ſich wie ein Amphitheater am Ufer empor, und macht, im Betracht daß es eine indiſche Stadt iſt, einen wirklich herrlichen Anblick. Die meiſten Häuſer ſind von Stein, und fallen ſehr gut ins Auge; die Palläſte des Vizekönigs, des Erzbiſchofs und Großinquiſitors ſind außerordentlich prächtig, und die Anzahl der Kirchen und Klöſter iſt ſehr beträchtlich, wie man denn auch verſichert, daß die Hälfte der Einwohner aus Mönchen beſtehet. Das Hoſpital iſt ein ſehr weitläuftiges Gebäude, welches auch eine ſehr gute innere Einrichtung hat. Eine Straße, Rua drecha genannt, iſt funfzehnhundert Schritt lang, und überall mit Goldſchmieds- und Juweliersladen beſetzt. Am äußerſten Ende derſelben ſteht die prächtige Kirche zu U. L. Frauen von Aſera, auf deren Portal die Statue des großen Albukerke ſteht. Die Lebensart der hieſigen Einwohner iſt äußerſt prächtig, und die meiſten Europäer gehen nicht anders aus, als zu Pferde, im Palankin und mit einer Menge Bedienten und Sklaven begleitet. Alle, ſelbſt die ſchändlichſten Laſter gehn hier im Schwange, und alles verräth den Verfall der Macht und der Sitten. Diu, eine kleine Feſtung, und Daman ſind die übrigen Beſitzungen der Portugieſen auf dieſer Halbinſel. Diu. Daman.

Chriſtian IV. faßte 1618 auf Anrathen eines gewiſſen Holländers, Boſchower mit Namen, den erſten Gedanken, einen indiſchen Handel zu ſtiften, und ſchickte in dieſer Abſicht ſechs Schiffe nach Zei- e) Däniſche Beſitzungen. Geſchichte der däniſchen Kompagnie.

Zeilan, die aber dort ſo übel aufgenommen wurden, daß ihr Kommandeur nichts Beſſeres zu thun wußte, als ſie nach Tanſchaur zu führen, wo ſie gegen einen jährlichen Grundzins die Erlaubniß zur Erbauung von Trankenbar erhielten. Im Anfang machten ſie ſehr vortheilhafte Geſchäfte, bald aber geriethen ihre Angelegenheiten ſo ſehr in Verfall, daß die Kompagnie 1670 einen förmlichen Bankerott machte. Die neue Kompagnie hatte kein beſſeres Glück, und nahm 1730 ein Ende, wie die vorige. Zwey Jahr darauf nahm abermals eine neue Handelsgeſellſchaft ihren Anfang, die, nachdem ſie eine Menge Schwierigkeiten überwunden, jetzt auf einem ſehr ſoliden Fuße ſtehet, und ihren Intereſſenten mit reichlichem Wucher lohnet.

Trankenbar. Ihr Hauptetabliſſement iſt Trankenbar, nicht weit von Negapatan entlegen, ein wohlgebaueter Ort, mit einem kleinen dazu gehörigen Gebiet, in welchem gegen dreißigtauſend Seelen ſeyn mögen. Seit 1707 iſt hier eine Miſſionsanſtalt, welche ſich alle Mühe giebt, das Chriſtenthum zu verbreiten, leider aber nicht allemal auf gehörige Aufklärung des Verſtandes Rückſicht nimmt. Auch iſt hier eine Buchdruckerey, welches die erſte und einzige in Oſtindien iſt.

3) Die Halbinſel jenſeit des Ganges. Das Stück von Oſtindien, welches von den Europäern die Halbinſel jenſeit des Ganges genennt wird, beſteht, ſoviel wir aus ziemlich unvollſtändigen Nachrichten wiſſen, aus zwölf verſchiedenen Ländern, welche folgende ſind: Aſchem, Aſcham oder Azem, Tipra, Ava, Pegu, Arrakan, Siam, Malaka, Tongkin, Laos, Kochinſina, Kamboya und Ponthiamas. Dieſe große Halbinſel, deren Größe auf ſechs und vierzigtauſend

tauſend Quadratmeilen geſchätzt wird, hat gegen Norden, Sina und Thibet, gegen Weſten Hindoſtan, gegen Süden und Oſten aber das Meer. Die Küſten ausgenommen, welche von europäiſchen Kaufleuten beſucht werden, iſt das Innere dieſes großen Landes nur ſehr wenig bekannt, oder die davon bekannt gemachten Nachrichten ſind ſo mährchenhaft und widerſprechend, daß es ſehr viele Mühe koſtet, das Wahre von dem halbwahren oder ganz falſchen abzuſondern. Indeſſen wollen wir uns alle Mühe geben, unſre Schilderung von jedem auffallenden Flecken rein zu erhalten, und lieber hie und da eine Lücke laſſen, als unwahrſcheinliche Dinge auf Treue und Glauben nachbeten. Da wir auch jedes der vorhin genannten Länder umſtändlicher beſchreiben werden, ſo ſagen wir hier nichts von der allgemeinen Beſchaffenheit des Landes, ſondern fangen ſogleich mit der Beſchreibung von Aſchem an.

a) Königreich Aſchem.

Das Königreich Aſchem liegt im Norden der Halbinſel, und wird von Hindoſtan durch den Fluß Bramaputren getrennet. Das ganze Land iſt mit einer Menge Flüſſe und Kanäle durchſchnitten, welche zuweilen ſchreckliche Ueberſchwemmungen verurſachen; auch iſt der Winter hier ſtrenger, als in irgend einem andern Lande der Halbinſel, wovon die Nähe der Gebirge von Thibet die Urſache iſt. Dennoch aber iſt der Boden ſehr fruchtbar, der mit Bengalen beynahe dieſelben Produkte hat. Zu den Eigenheiten gehört eine beſondre Art Seide, welche von den Würmern auf den Bäumen ſelbſt bereitet wird, und ſowenig alſo die Erzeugung derſelben Mühe koſtet, dennoch an Glanz und Güte den Vorzug für jeder andern hat. Zahme und wilde Thiere giebt es in Menge, die Bergwerke enthalten Gold, Silber, Stahl, Eiſen und Bley; Salz

aber fehlt gänzlich, und wird daher aus der Aſche eines auf ſtehenden Wäſſern ſchwimmenden Krautes, und aus den Blättern des indiſchen Feigenbaumes gemacht. Gummilack und Bezoar werden häufig auswärts geführt, und der erſte auch zum Mahlen der Zitze im Lande verbraucht.

Die Einwohner ſind wohlgewachſene Leute, gegen Süden fällt ihre Farbe ins olive, gegen Norden ſind ſie weißer, dafür aber auch mit ungeheuern Kröpfen verunſtaltet. Gemeiniglich gehen ſie im Sommer nackend, ausgenommen einen Schurz um die Lenden, und eine Art Mütze, welche mit Bärenzähnen behängt iſt, im Winter aber bedecken ſie ſich mit Thierfellen. Ihre Wohnungen ſind äuſſerſt armſelig, und ihre beſte Nahrung iſt Hundefleiſch. Jeder hat ſoviel Weiber, als ſeine Vermögensumſtände zulaſſen, und in Abſicht ihrer Sitten ſtehen ſie in dem Rufe eines gutartigen Volkes. Viele Künſte darf man bey ihnen nicht ſuchen, doch betreiben ſie einige Manufakturen, und in Indien behauptet man, daß ſie das Pulver erfunden, und die Sineſen es von ihnen gelernt haben. Sie ſind Heiden, und haben viele Götzenbilder, im übrigen aber ſchärft ihnen ihre Religion doch die Beobachtung aller moraliſchen Pflichten ein, und tröſtet ſie mit der Hoffnung eines beſſern Lebens. Man behauptet, daß der König von Aſchem keine Abgaben von ſeinen Unterthanen erhalte, ſondern bloß die Bergwerke als Eigenthum beſitze.

Die alte Hauptſtadt des Landes iſt Aſcho, eine ihres Reichthums wegen ſehr berühmte Stadt, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von einer mogoliſchen Armee verwüſtet ward. Seit dem heißt die Hauptſtadt Ghergony, von der man aber weiter nichts zu ſagen weiß.

Ghergony.

Faſt

Faſt eben ſo wenig weiß man von dem ganzen Königreich Tipra, welches Aſchem gegen Mittag gelegen iſt. Es hat nichts, was zu einem auswärtigen Handel Gelegenheit geben könnte, und bloß die Bergwerke tragen etwas ein. Auch hier ſoll der König keine Abgaben heben, ſondern bloß von dem Ertrag der Bergwerke leben, jeder Unterthan aber ſoll verpflichtet ſeyn, ihm jährlich eine gewiſſe Zeit Frohndienſte zu leiſten. Man weiß auch nicht gewiß, ob dieſes Reich nicht eine Provinz von Aſchem iſt. b) K. Tipra.

Das Kaiſerthum Pegu oder Ava (denn beyde Reiche haben einen und eben denſelben Beherrſcher) beſtand noch im ſechszehnten Jahrhundert aus zwey verſchiedenen Reichen. Die Abaſſys beſaßen Pegu, und die Barmen oder Barmanen, ein Volk aus dem nördlichen Theile der Halbinſel hatten Ava inne. Schaumigrem, König von Ava, eroberte 1685 Pegu, und machte ſich daſſelbe völlig unterwürfig. Im J. 1735 warfen die Peguaner wieder das Joch ab, und erwählten ſich einen eigenen König, der den Handel zu beleben, und Europäer in ſein Land zu ziehen ſuchte, daher auch die Engländer und Franzoſen ſich darinnen niederzulaſſen anfiengen. Während dieſes Königs Regierung erregte ein Barman, Alompra mit Namen, einen Aufſtand, der endlich ſo weit um ſich griff, daß der Aufrührer den König gefangen bekam, und umbringen ließ. Alompras Sohn, Randropa, den andre auch Zekinmedu nennen, eroberte Siam, welches ſich aber bald wieder frey machte, und führte einen glücklichen Krieg wider Sina. Im J. 1776 war der Sohn dieſes Eroberers, Kaiſer von Ava oder Pegu. c) K. Pegu Ava.

Dieſes Reich, welches nach einigen Reiſenden zweymal ſo groß als Frankreich ſeyn ſoll, und welchem andre (doch ſehr unwahrſcheinlich) nur funfzig Meilen in die Länge und fünf und zwanzig in die Breite geben, wird nordwärts durch reiche Gebirge und öde Wüſten von Sina geſchieden, und hat gegen Weſten Arrakan und den Meerbuſen von Bengalen, gegen Oſten Laos und gegen Süden Siam. Die Beſchaffenheit des Landes, und alſo auch die Fruchtbarkeit deſſelben ſind nicht überall einerley, denn wenn gleich die ſüdlichen Gegenden eben und ſehr gut bewäſſert ſind, ſo findet man doch wieder viele Wälder, Gebirge und Wüſten, ſelbſt an den Ufern des Fluſſes Ava, und nicht weit von der Hauptſtadt. So wie aber der Fluß tiefer ins Land tritt, wird der Boden immer herrlicher, und bis an ſeinen Ausfluß in die See, entdeckt man ſchöne Ebenen, anſehnliche Städte, und volkreiche Dörfer, die ſo dicht an einander liegen, daß die Ufer des Fluſſes ganz damit bedeckt ſcheinen. Die Küſten des Reichs ſind ſehr gefährlich, und ſelbſt der Hafen von Syriam iſt nicht der ſicherſte. Die Luft iſt übrigens ſehr geſund, und die Europäer befinden ſich hier weit beſſer, als in einer andern Gegend der Halbinſel, nur richten die Blattern zuweilen ſchreckliche Verwüſtungen an.

Die Produkte dieſes Landes ſind Reis und andre Hülſenfrüchte, Gemüſe, Obſt, Kardamome, Indigo, koſtbares Bauholz, Elfenbein, Wachs, Gold, Silber, Eiſen, Zinn und köſtliche Steine in Menge. In den Gebirgen halten ſich viele reißende Thiere auf, die auch zuweilen auf das platte Land kommen, und große Verwüſtungen machen.

Die

Die Einwohner ſind im Durchſchnitt genommen, wohlgebaute, ſtarke Leute, von ſchwarzgelber Farbe, dabey aber gut gebildet. Die Weiber ſind weniger ſchwarzgelb, aber häßlicher als die Männer. Von Karakter iſt dies Volk ſanft, geſellig, faul, diebiſch, lügenhaft und äußerſt feig. Ihre Unreinlichkeit ſoll ſo groß ſeyn, daß ſie und ihr Vieh auf demſelben Flecke bey einander wohnen. Eben ſo wirft man ihnen ein Uebermaaß von Unkeuſchheit vor, die durch ihre wollüſtige Kleidung die reichlichſte Nahrung erhält. Die Weiber gehen nackend bis anf den Gürtel, und die Kleidung, welche von da bis zu den Knieen herabgeht, iſt ſo durchſichtig, daß ſie bloß einer Flordecke ähnlich iſt. So wollüſtig ſie aber auch ſind, ſo leben ſie doch äußerſt mäßig, und ihre ganze Nahrung beſteht faſt allein in Gemüſe und faulen Fiſchen, welche ſie Prox nennen. Ihr Brod beſteht aus Reiskuchen, und ihr gewöhnliches Getränke iſt Waſſer; ſich zu berauſchen aber, trinken ſie einen Saft, der aus gewiſſen Bäumen gezapft wird.

Künſte, Gewerbe und Wiſſenſchaften werden von dieſem trägen Volke nur wenig betrieben. Ihre Pfaffen legen ſich etwas auf Aſtronomie und Arzneykunſt, aber ohne alles Geſchick. Ihre Häuſer ſehen großen Taubenhäuſern ähnlich, und ſtehen der Ueberſchwemmungen und wilden Thiere wegen auf Pfählen. Der Handel hat wenig zu bedeuten, und die Europäer beſuchen jezt dieſes Reich weit ſeltener, als ehedem, weil ihnen ihre Reiſen nur ſehr wenig einbringen, und ſie oben drein ſich eine Menge Beſichtigungen und andrer Plackereyen müſſen gefallen laſſen.

Die Religion der Peguaner und Avaner iſt die heidniſche, und ſcheint im Grunde mit der, zu welcher

cher ſich die Hindus bekennen, dieſelbe zu ſeyn, weil wie dort die Seelenwanderung zum Grunde liegt. Sie haben ſieben Hauptgötter, von denen verſchiedene ſchon verkörpert auf der Erde gelebet haben, andre aber noch erwartet werden, ſie beten aber nur einen an, welchem auch Fleiſch, Fiſche, Gemüſe und gekochter Reis geopfert werden. Ihre Pagoden ſind anſtändiger ausgeziert, als die der Hindus, in welchem man viele unzüchtige Vorſtellungen findet; ſchrecklich aber iſt es, daß bey Erbauung einer Pagode die vorübergehenden allemal mit in den Grund geworfen werden.

Der König oder Kaiſer von Pegu und Ava giebt ſich einen ſehr glänzenden Titel: er nennt ſich einen König der Könige, Verwandten der Götter, Bruder der Sonne, Neffen des Mondes, Gebieter der Ebbe und Flut, Beſitzer des weißen Elephanten, Herrn der vier und zwanzig weißen Sonnenſchirme u. ſ. w. Die Verehrung, welche ihm ſeine Unterthanen erzeigen, gränzt wirklich an Abgötterey, und er ſelbſt hat eine ſo hohe Einbildung von ſich, daß er, wenn er gegeſſen hat, ausrufen läßt, der König der Könige und Herr aller Macht ſey geſättigt, und die andern Könige hätten nun gleichfalls Erlaubniß zu eſſen. Er herrſcht völlig deſpotiſch über ſeine Unterthanen, und wer etwas Vermögen hat, muß immer befürchten, daß er im Namen des Königs, unter irgend einem Scheine des Rechtens, zum Bettler gemacht wird. Die Einkünfte des Monarchen müſſen auch ſehr beträchtlich ſeyn, wenn man bedenket, daß alle Eigenthümer ihm einen jährlichen Pacht entrichten müſſen, daß er alle diejenigen ganz beerbet, welche ohne Kinder ſterben, und von dem Vermögen derer, welche Kinder hinterlaſſen, wenigſtens das Drittheil erhält.

Städte

Städte dieſes Reiches ſind: Ava, die Haupt- ſtadt am Fluſſe gleiches Namens, der in Sina ent- ſpringen ſoll. Die Stadt ſoll von mittler Größe, und der darinnen liegende Pallaſt ſehr prächtig ſeyn. Syriam, an der Mündung des Fluſſes Ava, wo er in den bengaliſchen Meerbuſen fällt. Hier iſt der einzige anſehnliche Hafen des Reiches. Die Portugieſen waren einige Zeit Beſitzer dieſer Stadt, deren Innres auch hie und da verräth, daß ſie ein- mal unter der Herrſchaft eines europäiſchen Volkes geweſen iſt. Pegu, die alte Hauptſtadt des Kö- nigreichs Pegu, an einem gleichbenannten Fluſſe gelegen, iſt mit Gräben umgeben, die, da ſie weit über den gegenwärtigen Umfang der Stadt hin- ausgehen, zu verrathen ſcheinen, daß dieſer Ort ehedem weit größer geweſen iſt. Ava. Syriam. Pegu.

Dieſes Königreich, von welchem es ungewiß iſt, ob es nicht gegenwärtig eine Provinz von Ava ausmacht, wird von Tipra, Ava und dem ben- galiſchen Meerbuſen umgeben. Die ſüdlichen Ge- genden liegen meiſt wüſte, weil es dort ſoviel Büffel, Elephanten, Tieger und andre wilde Thiere giebt, daß ſich das Land weder beſäen, noch ordentlich bewohnen läßt. Gegen Norden zu aber ſind die Ländereyen bebauet, und ziemlich volkreich, wie- wohl eine Reihe innerliche und auswärtige Kriege, das ganze Reich gar ſehr von ſeinem ehemaligen Wohlſtande herabgeſetzt haben. Ueberhaupt ge- nommen, iſt das Land wohlbewäſſert und frucht- bar: man findet ſchöne Holzarten, gute Weide, Reis, ſchöne Früchte von verſchiedenen Arten, als Kokos, Ananas, Limonen u. ſ. w. Die Berge liefern Eiſen, Bley, Zinn und Kupfer. Von Thieren giebt es alle unſre Hausthiere, nebſt Ka- 4) K. Arra- kan.

Kamelen, Elephanten, Büffeln, reißenden Thieren, Flügelwerk und herrlichen Fiſchen.

Die Einwohner von Arrakan ſind gemeiniglich nicht allzugroß, aber ſtark von Gliedern, und ſchwarzgelb von Farbe. Sie ſind wild und grauſam von Karakter, und ehedem waren ſie berufene Seeräuber auf den indiſchen Meeren. Da der Winter hier etwas ſtrenger, als in den ſüdlichern Gegenden der Halbinſel iſt, ſo bekleiden ſich auch die Einwohner wärmer, und tragen eine Kleidung, welche den ganzen Leib bedecket. Ihre gewöhnliche Koſt iſt ein Teig von Reis, eine vorzügliche Speiſe aber iſt ihnen das Fleiſch von Ratten, Mäuſen, Schlangen und halb verweßten Fiſchen. Von Künſten und Wiſſenſchaften ſcheint dieſes Volk ſo wenig zu wiſſen, daß ſelbſt ihre prächtigſten Häuſer bloße Erdhütten ſind; der Handel mit Arrakan aber war ehedem ſehr blühend, uud die Araber ſowohl, als nach ihnen Portugieſen und Holländer gewannen große Summen durch denſelben. Gegenwärtig handeln bloß noch einige Einwohner Hindoſtans hieher.

In Anſehung der Religion weichen die Bewohner von Arrakan nur wenig von den Peguanern ab, doch verräth ihr Gottesdienſt die Wildheit und Rauhigkeit ihres Karakters. Ihre Pagoden ſind meiſt alle auf ſteilen, oft mit Lebensgefahr zu erkletternden Felſen erbauet, ihre Götzen haben meiſt alle ſchreckliche Stellungen, und bey einem jährlichen Feſte, welches ſie zum Andenken der Verſtorbenen feyern, und bey dem ihr vornehmſter Götze, nebſt neunzig Prieſtern, auf einem ſehr ſchweren Wagen herumgefahren wird, werfen ſich viele Andächtige unter die Räder, und laſſen ſich zermalmen,

men, oder hängen ſich an die dazu an dem Wagen feſtgemachten Haken. Die Prieſter ſtehen in groſſer Achtung, und führen ein äußerſt ſtrenges Leben.

Wie Arrakan noch ſeine eigne Könige hatte, denn wir haben ſchon erwähnt, daß man nicht genau weiß, ob es jetzt noch ein für ſich beſtehendes Reich ausmacht, führte es oft blutige Kriege mit Pegu, weil die Monarchen beyder Länder ſich den Beſitz des weißen Elephanten, der dem einen den Rang über den andern gab, ſtreitig machten. Arrakan verlor den Elephanten, behielt aber den Titel, wie dies auch außer Arrakan der Gebrauch iſt.

Städte dieſes Landes ſind unter andern Arrakan, in einer rundum von Bergen verſchloſſenen Ebene, zwölf bis funfzehn Meilen vom Meere entlegen, und von dem Fluſſe gleiches Namens durchfloſſen. Die meiſten Häuſer dieſer erſten Stadt im Lande, ſind von Rohr, die Palläſte der Großen aber, wenn man ihnen dieſen Ehrennamen zugeſtehen will, ſind wenigſtens in etwas beſſer. Man zählt in dieſer Stadt ſechshundert Pagoden und hundert und ſechzigtauſend Einwohner. Orietan, zwiſchen Arrakan und dem Meere, an demſelben Fluſſe gelegen, iſt eine große Handelsſtadt, welche von vielen indiſchen Kaufleuten beſucht wird. An den Küſten liegen verſchiedene zu Arrakan gehörige Inſeln, z. B. Munay, berühmt durch die Menge und Schönheit ihrer Pagoden, deren eine, ein in ganz Arrakan berühmter Wallfahrtsort iſt. Ferner die Büffelinſeln und andre kleine Inſeln mehr, welche gröſtentheils ohne Bewohner ſind.

Arrakan.

Orietan.

Inſel Munay.

Büffelinſeln.

Siam. Das Königreich Siam wurde im vorigen Jahrhundert den Europäern, durch ein Unternehmen Frankreichs, das ſich in Abſicht dieſes Landes mit großen Erwartungen täuſchte, intereſſanter als alle die bisher genannten und noch zu nennenden Reiche, und dies iſt auch die Urſache, warum unſere Nachrichten hier am vollſtändigſten ſeyn werden. Wir wollen mit der Geſchichte anfangen.

Siam hat, wie jeder andre Erdſtrich unter der Sonne, ſeine Fabeln und Mährchen, die mit Ehrfurcht geglaubt und mit Einfalt nachgebetet werden. Sommono-Koddom, der mehr als fünfhundert Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung gelebt haben ſoll, iſt der Geſetzgeber und Religionsſtifter der Siameſen. Sein ganzes Leben iſt ſo wundervoll, daß man es geradezu unter die Mährchen verweiſen und den eigentlichen Anfang des Reiches Siam in die Zeit ſetzen kann, wo Indien von den mohämedaniſchen Völkern beunruhigt ward. Aber immer bleibt Siams Geſchichte noch ein undurchdringliches Chaos, und nur erſt gegen die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts fängt ſie an, durch die Nachrichten europäiſcher Reiſenden, mehrere Zuverläßigkeit zu erhalten. In dieſem Jahrhundert ward Siam mit den Eroberern von Pegu, den Barmanen, in einen ſchrecklichen Krieg verwickelt, der ſeinen Urſprung von einem weißen Elephanten hatte, den der König von Siam beſaß, und deſſen der von Pegu, weil das Vorurtheil in Indien, einen hohen Begriff mit dem Beſitze eines ſolchen Thieres verbindet, ſich gerne bemächtigen wollte. Dieſer Krieg, ſo einen unbedeutenden Grund er in unſern Augen auch haben mag, ward doch mit der äußerſten Erbitterung von beyden Seiten geführt, und endigte ſich zuletzt mit der Einnahme der Hauptſtadt

ſtadt von Siam und dem Tode des Königs, der ſich, um nicht in die Hände des Siegers zu fallen, mit eigner Hand umbrachte. Nun war Siam den Barmanen zinsbar, bald aber ſchüttelte es das Joch wieder ab und erhielt ſich glücklich in ſeiner Unabhängigkeit, die aber von Zeit zu Zeit durch heftige innerliche Zerrüttungen und Empörungen geſtört ward.

Unter der Regierung eines Königs, den die Franzoſen Chaou Maraie nennen, kamen einige franzöſiſche Geiſtliche nach Siam, wo damals ein Grieche, von der Inſel Zephalonia gebürtig, mit Namen Konſtantin Phaulkon, Favorit des Königs, erſter Miniſter und alles in allem war. Mit dieſem Mann, einem äußerſt feinen und liſtigen Kopfe, kamen die Miſſionärs in genaue Verbindung, und da ſeine weit ausſehenden Plane, die auf nichts geringers, als die Erlangung der königlichen Würde abgezielt haben ſollen, eine Unterſtützung bedurften, ſo ſchickte er 1684 eine Geſandtſchaft nach Frankreich, welche ein Bündniß und die Errichtung eines beſtehenden Handels anzubieten hatte. Ludwig XIV. war ein ſtolzer, eitler Monarch; es ſchmeichelte ihm, von ſo fernen Gegenden her, eine Geſandtſchaft zu erhalten, er glaubte alſo alles, was ihm die Geſandten von der Herrlichkeit ihres Landes vorſchwatzten. Er ſchickte daher eine kleine Flotte unter dem Ritter Chaumont nach Siam, auf der ſich zum Unglück mehr Mißionäre als Kaufleute befanden, und welche in Siam mit außerordentlichen ausgezeichneten Ehrenbezeigungen aufgenommen ward. Ihr folgte bald eine neue und anſehnlichere Flotte, und ganz Frankreich träumte theils von ungeheuren Schätzen, theils von der Bekehrung des Königs und aller Siameſen. Dieſe

neue Flotte hatte Truppen am Bord, welche mit Bewilligung des Königs von Siam oder vielmehr ſeines Miniſters, Mergui und Bankok, zwey Plätze, die man als Schlüſſel des Reichs anſehen kann, beſetzten. Allein die Freude war nur von kurzer Dauer: die Siameſen wurden unwillig, daß dieſen Fremden mit ſo vorzüglicher Achtung begegnet ward; es entſtand ein förmlicher Aufruhr, Phaulkon verlor das Leben, die Franzoſen und Siameſen bekamen ernſthafte Händel mit einander und 1688 noch mußten ſie das ganze Reich verlaſſen. Seit dieſer Zeit weiß man wenig mehr von Siam, als daß es abermals von den Peguanern erobert ward, und einige Jahre darauf, etwan 1774, ſich wieder des ihm aufgelegten Joches entledigte.

Dieſes Reich, deſſen Länge auf hundert und zwanzig, die Breite aber, wo ſie am größten iſt, auf hundert Stunden berechnet wird, gränzt gegen Oſten an Tongking, Kochinſina, Kamboia und das ſineſiſche Meer; gegen Norden an Pegu und Laos, gegen Weſten an den bengaliſchen Meerbuſen und gegen Süden an die Halbinſel Malaka. Gegen Süd- und Nordweſt ſind ungeheure, faſt unüberſteigliche Felſenmaſſen, welche eine Art von natürlicher Befeſtigung ausmachen, im Innern des Landes aber giebt es wenig Berge und den Hauptfluß Menan ausgenommen, iſt auch die Bewäſſerung nur mittelmäßig. Dieſer Fluß, welcher ſich in verſchiedene Aerme theilen ſoll, tritt gleich dem Nil in Aegypten, zu gewiſſen Zeiten aus, und befördert auch, wie jener, die Fruchtbarkeit des Landes auf eine außerordentliche Weiſe.

In Siam ſind zwey Jahrzeiten und der daſige Winter iſt nicht viel kälter, als unſer Sommer. Sechs Monate wehet der Nordwind unaufhörlich,

und die andern ſechs ſteht der Wind ununterbrochen aus Süden. Man nennt dieſe regelmäßigen Winde **Muſſons**, und die Seefahrer, welche nach oder aus Siam wegwollen, müſſen wohl auf dieſelben Acht haben.

Der größte Theil des Landes iſt unangebaut, doch aber nicht ganz wüſte, ſondern mit mancherley Holzarten beſetzt, von denen wir in der Folge noch ſprechen werden und die den Einwohnern große Vortheile bringen. Ueberhaupt genommen, bringt das Land folgende Erzeugniſſe: **Reis** von dreyerley Arten, worunter auch eine wildwachſende iſt. **Weizen**, **Mais** und andre Hülſenfrüchte mehr. Die Gemüſe ſind meiſt von den unſern verſchieden, doch findet man auch Zipollen, Gurken, Rettiche, Peterſilje u. ſ. w. **Blumen** giebt es weniger und minder ſchöne als in Europa, weil die Sonne ſie anstrocknet und zu frühzeitig welken macht; die **Früchte** aber ſind weit wohlſchmeckender, als die hieſigen, und beynahe keine einzige davon gleicht denen, welche wir in unſern Gegenden finden, wohl aber wachſen hier diejenigen, welche wir ſchon bey andern Ländern Oſtindiens angezeigt haben, als Plantanen, Mangos, Areka u. dgl. Maulbeerbäume wachſen in Siam nicht, aber die Baumwollbäume ſind in Menge, und eine Art derſelben hat eine ſo feine Wolle, daß ſie gar nicht zu ſpinnen iſt. Andre Bäume geben den ſchönen Gummi, aus welchem die Sineſen und Japaneſen ihren faſt unnachahmlichen Lack bereiten. Die Rinde des Baums **Tonki**, wird zu Papier bereitet, das aber nicht ſo gut, als das europäiſche iſt; der **Saangbaum** giebt ein Holz zum Rothfärben, und eine Menge Bäume liefern das ſchönſte Bauholz. Zahme Thiere werden in Siam wenig gezogen, weil

die Religion den Genuß derſelben unterſagt, doch findet man Ochſen und Büffel, die Pferde aber ſind ſo ſchlecht, daß der König welche aus Batavia zum Dienſt der Armee kommen laſſen muß. An wilden Thieren giebt es Rhinoceros, Büffel, Hirſche, Tieger, kleine Panther, welche nicht größer, als Hunde ſind und gleich den Füchſen, dem Federvieh nachſtellen, Affen, Elephanten, die in Siam am ſchönſten und größten gefunden werden und auf denen hier der König und alle Große reiten. Unter den Vögeln, welche dieſem Lande eigen ſind, iſt einer der merkwürdigſten, der Nokto, ein Vogel, welcher noch größer, als der Strauß iſt. Die Franzoſen ſchoſſen einen, als ſie in Siam waren, und fanden, daß er ſieben und einen halben Fuß, von einer Spitze der ausgebreiteten Flügel zur andern und vier Fuß zehn Zoll von der Spitze des Schnabels bis an den Anfang der Beine hatte. Seine Farbe iſt weiß, hie und da mit Grau beſprengt. Ein andrer Vogel iſt der, den die Franzoſen den Federbuſch nannten, weil er auf dem Rücken und Bauche ähnlich geformte Federn hat. Er iſt klein und glänzend weiß von Farbe. Fiſche und andre Seethiere giebt es in unſäglicher Menge: die merkwürdigſten ſind: der Rekin oder Seehund, ein ſehr gefährlicher Raubfiſch, der Menſchen und andern Fiſchen gleich ſchrecklich iſt; der Kaboſche, ein ſehr ſchmackhafter Flußfiſch, der zu ganzen Schiffsladungen von den Holländern nach Batavia verführt wird; der Seeſtern, wegen ſeiner Form ſo genannt; der Krokodil, von denen es welche von funfzig Fuß Länge geben ſoll und die Waſſereidechſe, deren Biß ſo giftig iſt, daß er nach wenig Stunden den Tod bringt, die aber zum Glück für die Siameſen, nur zu gewiſſen Zeiten und oft erſt nach Verlauf etlicher Jahre, in ihre Ge-

wäſſer

wäſſer kömmt. So ſelten ſie aber auch von dieſer Plage beſucht werden, ſo ſehr werden ſie von andern Ungeziefer gequält, das ſich in den Wäldern häufig erzeugt. Dahin gehören ungeheuer große und kleine, aber ſehr giftige Schlangen, Scorpionen, welche ſo groß als ein Krebs ſind, Tauſendfüße, einen Fuß lang, nebſt einer großen Menge von Mücken, Fliegen und anderm ähnlichen Geſchmeiße. Gold und Silber findet man meiſt nur mit Kupfer vermiſcht in Siam, die Kalin und Eiſengruben aber bringen dem Lande weſentlichere Vortheile. Außerdem hat man noch Salpeter, Schwefel, Magnete und verſchiedene Edelſteine.

An Einwohnern fehlt es Siam am meiſten, und man kann die Anzahl derſelben aufs höchſte nicht mehr als eine Million ſchätzen. Die Siameſen ſind von mittler Größe, aber meiſt alle von guter Geſtalt, obgleich vielleicht kein Land in der Welt iſt, in welchem die Kinder mehr ſich ſelbſt überlaſſen ſind. Hübſche Bildungen ſieht man hier wenig, da die Siameſen meiſt länglich viereckige Geſichter, kleine Augen, einen großen Mund, eine kleine Naſe, große Ohren und eine braunrothe Geſichtsfarbe haben. Ihr Karakter iſt die Gelaſſenheit, ja beynahe möchte man ſagen, die Unempfindlichkeit ſelbſt, dabey ſind ſie artig im Umgange, liſtig im Handelsweſen, und nicht zu gewiſſenhaft, wenn es auf Geldſachen ankömmt.

Reinlichkeit iſt ein Hauptzug im Karakter der Siameſen, und beynahe geht ſie bis zum Uebermaaße, da ſie ſich den ganzen Tag waſchen, reinigen und mit Wohlgerüchen ſalben. Die Kleidung der meiſten beſteht bloß in einem Stück Kattun, den ſie um die Hüften ſchlagen, und der bis auf die

Knie herabgeht, wozu im Winter noch ein Stück, als eine Art Mantel über die Achſel getragen wird. Vorzügliche Leute haben auch ein Hemde von Muſſelin an, welches vorn auf der Bruſt offen iſt und über dem Schurz getragen wird. Gemeine Leute haben keine Schuh und keine Kopfbedeckung; vornehme aber haben ſpitzige Schuhe und eine zuckerhutförmige Mütze, welche mit ſilbernen oder goldenen Ringen umgeben iſt. Dies iſt die Kleidung der Männer, von welcher die weibliche ſehr wenig unterſchieden iſt, außer daß ſie ſich noch mit plumpen goldenen Ketten und andern Geſchmeide behängen. Ringe und dergleichen ſind auch der einzige Staat der Siameſen, denn ihre Häuſer ſind ganz ſchlecht aus Bambusrohre gemacht, und auf Pfoſten von dreyzehn Füß Höhe wegen der Ueberſchwemmungen befeſtigt, die Häuſer der Vornehmen aber ſind von Bauholz, und Palläſte ſowohl als Tempel von Backſteinen. Das Hausgeräthe iſt nicht prächtiger als die Häuſer, und beſteht bloß in etlichen Matten von Reisſtroh, welche die Stelle der Stühle und Tiſche erſetzen, und ihre gewöhnlichen Speiſen ſind Reis und Fiſche, zuweilen auch Eidechſen- Ratten- Rhinocerosfleiſch u. dgl.

Man kann die Siameſen in zwey Hauptklaſſen theilen, nämlich in Sklaven und Freye, welche im Grunde aber doch nur ſechs Monate des Jahrs, die Rechte eines Freygebornen genießen, da ſie die andern ſechs, Weiber und Pfaffen ausgenommen, dem König Frohndienſte leiſten, ſeine Gärten bauen, in ſeinem Pallaſte arbeiten, ihm als Soldaten dienen, öffentliche Arbeiten thun, oder den Staatsbedienten zu Dienſten ſeyn müſſen, welcher Gebrauch vielen Siamiſen ſo ſchrecklich iſt daß ſie ſich lieber geradezu an irgend einen Herrn als leibeigen

eigen verkaufen. Erblichen Adel giebt es gar nicht, ſondern derjenige, der von dem König mit einer hohen Ehrenſtelle begnadigt wird, iſt dadurch ſchon über alle andre erhaben. Künſte und Wiſſenſchaften darf man in Siam gar nicht ſuchen, und ihre Manufakturen beſtehn bloß in einigen ſchlechten baumwollnen Zeugen. Auch der Handel im Lande iſt von geringer Bedeutung, und der auswärtige iſt ganz in den Händen des Königs, der ſeine Unterthanen mit Gewalt zwingt, ihm dieſe oder jene Waare abzunehmen.

Ihre Religion ſcheint ebenfalls die Hindoſtaniſche zum Grunde zu haben. Ihre Prieſter heiſſen Talapoinen, und dieſe ſind im Beſitze heiliger Bücher, welche ihnen allein zu leſen und zu erklären vergönnt ſind. Sie haben nur verworrene Begriffe von dem höchſten Weſen, neben welchem ſie auch eine Art Heilige verehren, unter denen Sommono Koddom der vornehmſte iſt. Unter dem gemeinen Volke geht der blödeſte Aberglaube im Schwange, und überhaupt ſehen die meiſten indiſchen Religionen einander ſo ähnlich, daß ſich von einer wenig mehr als von der andern ſagen läßt.

Nach dem, was wir ſchon geſagt haben, läßt ſich leicht erachten, wie deſpotiſch der König von Siam über ſeine Unterthanen regieren müſſe. Wirklich wird er auch von ſeinen Unterthanen faſt als ein Gott verehrt, und ſeine Perſon iſt immer in ein heiliges und undurchdringliches Dunkel gehüllt. Jährlich läßt er ſich nur zweymal von ſeinen Unterthanen ſehn: einmal wenn er auf einem Elephanten herumreitend, dem Volke ſeinen Segen ertheilt; das anderemal, wenn er auf dem Fluſſe in einem leichten Fahrzeuge fährt, und niemand, ſelbſt die

Größten des Hofes nicht ausgenommen, darf anders als auf die Erde geſtreckt, mit ihm ſprechen. Er hat einen zahlreichen Hofſtaat, viele Weiber, Bediente u. ſ. w. und man rechnet, daß bloß, die ſeinen Hofſtaat ausmachende Dienerſchaft, auf dreytauſend Perſonen betragen mag, wobey man ſich aber keinen europäiſchen Hof mit der ihn umgebenden Pracht und Würde denken darf, denn alle dieſe Bedienten, ſelbſt diejenigen, welche Staatsämter beſitzen, mit dazu gerechnet, ſind elende Sklaven, welche an unſern Höfen kaum Lakaiendienſte zu verrichten, geſchickt ſeyn möchten. Die Gerechtigkeitspflege iſt ſo willkührlich, wie alles übrige, und ſo roh, wie man ſie unter einem mit keiner einzigen Wiſſenſchaft vertrauten Volke erwarten kann. Zuweilen ſchimmert wohl ein Stral der geſunden Vernunft durch die Ausſprüche der hieſigen Gerechtigkeitsverwalter hindurch, aber der Gebrauch der Feuer- und Waſſerprobe, und der noch ſchrecklichere, Kläger und Beklagten den Tiegern vorzuwerfen, um die Wahrheit zu erforſchen, zeigen genugſam, daß die Siameſen Barbaren ſind.

Die Städte in Siam ſind meiſt nur ein verworrener Haufen elender Hütten, welche bloß eine hölzerne Verpalliſadirung haben; die merkwürdigſten ſind indeſſen folgende: Bankok, ein durch ſeine Lage wichtiger Ort, weil er am Ausfluße des Menan liegt und alſo den Schlüſſel des Reichs von dieſer Seite her macht. Ferner Luwo, eine mit einem Erdwalle umgebene Stadt in einer ſehr angenehmen Gegend. Sie hat ſehr am Umfang zugenommen, ſeit die Könige von Siam Geſchmack an ihr gefunden, und ſie ſieben Monate des Jahres, zu ihrem Wohnorte gemacht haben. Der königliche Pallaſt iſt mit einer Mauer, von Backſteinen

Bankok.

Luwo.

ſteinen umgeben, und hat verſchiedene ſchöne Anlagen, welche ein Paar Europäer zu Urhebern haben, wiewohl überhaupt genommen, der ganze Pallaſt doch nur mit einem europäiſchen Landhauſe zu aergleichen iſt. Sjuthia iſt die eigentliche Reſidenz der Könige, und liegt ebenfalls am Fluſſe Menan. Sie iſt mit einer Mauer von Backſteinen umgeben, die aber an verſchiedenen Orten mit dem Einſturz drohte, als die Franzoſen in Siam waren. Durch die ganze Stadt gehen eine Menge Kanäle, ſo daß man überall, wohin man will, zu Waſſer kommen kann. Die ſchönſten Häuſer ſind von Europäern erbaut, und in der Kaufmannsſtraße giebt es mitunter ebenfalls recht artige Gebäude. Die andern Häuſer ſind, wenn ſie am beſten ſind, mit großen Scheunen zu vergleichen, und die meiſten ſind ſo elend, daß ſie in dem armſeligſten Dorfe in Europa nicht ſchlechter gefunden werden können. Sjuthia.

Die Wohnung des Königs iſt mit einer doppelten Mauer von Backſteinen umgeben, und ſoll eine Viertelſtunde im Umfange haben. In der Gegend dieſer Stadt bis zur Mündung des Fluſſes herunter, wohnen allein mehr Menſchen, als in dem ganzen übrigen Reiche. Nahe bey der Stadt ſteht eine zum Andenken eines Sieges über die Peguaner errichtete Pyramide, welche Pkathon genannt wird, und dreyhundert und ſechszig Fuß hoch ſeyn ſoll.

b) Halbinſel Malaka.

Die ſchmale Erdzunge, welche die ſüdliche Spitze der Halbinſel, mit deren Beſchreibung wir uns jetzt beſchäftigen, ausmacht, und ſich von Siam in das Meer hinein erſtreckt, wo ſie von der Inſel Sumatra nur durch eine kleine Meerenge geſchieden wird, hat den Namen der Halbinſel Malaka. Dieſes Land genießt eines angenehmen

Klimats, und ſein Boden, der zwar zum Ackerbau wenig geſchickt ſeyn ſoll, woran aber doch die Einwohner vielleicht mehr ſchuld ſind, bringt die köſtlichſten Gewächſe hervor. In dem Innern der Erde findet man Gold, Kalin und Diamanten, und die Wälder, die zum Theil ſelbſt von den Eingebornen nicht gehörig unterſucht ſind, dienen einer Menge ſowohl nutzbarer, als wilder ſchädlicher Thiere zum Aufenthalte. Im Ganzen hat das Land mit den philippiniſchen Inſeln, von denen wir in der Folge reden werden, viele Aehnlichkeit, und ein neuer Reiſender glaubt wirklich, daß beyde durch ein Erdbeben von einander getrennt worden ſind.

Wie dem aber auch ſey, ſo bleibt doch ſoviel gewiß, daß die Natur dieſer Halbinſel ſehr hold geweſen iſt, und daß ihre natürliche Güte beſſerer Menſchen würdig iſt, als ihre jetzigen Einwohner, die Malaier ſind. Vor zweyhundert Jahren noch, war die Halbinſel noch ſehr ſtark bevölkert, allein die Tyranney der Fürſten war Urſache, daß die Einwohner haufenweiſe auswanderten, daher es kömmt, daß ein großer Theil der Inſeln Maleien zu Einwohnern, und ihre Sprache, welche eine der ſanfteſten aller bekannten Sprachen iſt, ſich über einen großen Theil von Indien verbreitet hat.

Die Malaien ſind ſchwarzbraune, ſtarkgliedrige Leute, mit langen ſchwarzen Haaren, platten Naſen und großen feurigen Augen. Sie gehn ganz nackend bis auf ein Stück Leinwand um den Unterleib, dafür aber haben ſie goldne Armbänder und Edelgeſteine in deu Ohren. Ihre Weiber haben eine gute Bildung, ſind aber dabey ſtolz und äuſſerſt wollüſtig. Eine unbegränzte Wildheit iſt der Karakter dieſes Volks, und ſeine ganze Lebensart zeugt

zeugt von dieſer tiefen Herabwürdigung des menſchlichen Geiſtes. Der Gebrauch des Opiums macht ſie noch wilder, ſo daß ſie, wenn ſie ſich damit berauſcht haben, durch nichts zu bändigen ſind. Alsdann laufen ſie in jeder Hand einen Dolch, der die Geſtalt einer Flamme hat and Krid genannt wird, haltend, durch die Gaſſen, ihre Augen ſtehn zum Kopfe heraus, der Schaum tritt ihnen aus dem Munde, und in dieſen Augenblicken der Wuth ſtürzen ſie ſich mitten unter den dichteſten Haufen bewaffneter Leute, und fechten ſo lange, bis ſie ihren Tod finden. Reiſende verſichern, daß es in dem Innern des Landes wahre Menſchenfreſſer und eine Art Geſchöpfe gebe, welche nichts als die menſchliche Geſtalt von den reißenden Thieren unterſcheide, die ſich auf den Bäumen aufhalten, die Vorübergehenden anfallen und ſie mit der vollen Wuth eines Tiegers verzehren ſollen. Vielleicht iſt dies aber ein Mährchen, welches irgend einem leichtgläubigen Europäer aufgeheftet, und von dieſem als Wahrheit verbreitet worden iſt. Soviel iſt indeſſen gewiß, daß tief in das Land hinein, ein Haufen wilder Menſchen wohnt, welche bloß von Früchten und Wurzeln auf eine völlig thieriſche Weiſe leben, und wie Thiere gefangen und gezähmt werden müſſen. Ob das die rohe Natur des Menſchen, oder ob es Verwilderung ſeiner Natur iſt, vermag niemand zu entſcheiden.

Die Malaien bekennen ſich übrigens zwar zur mohämedaniſchen Religion, allein dieſe iſt durch eine Menge eingemiſchtes Heidenthum, ſich bey ihnen ganz unähnlich worden, welches auch nicht wohl anders ſeyn kann, da ſie weder mit dem Koran bekannt ſind, noch ordentliche Metſcheds haben. Das Land iſt unter verſchiedene Fürſten ver-

theilt, von denen aber weiter nicht das geringſte bekannt iſt.

Malaka. Die Hauptſtadt des Landes, Malaka genannt, war vor Ankunft der Portugieſen, die wichtigſte unter allen indiſchen Handelsſtädten. Die Portugieſen eroberten ſie, nebſt einem großen Theile der Küſte; im Jahr 1641 aber ward ſie ihnen von den Holländern entriſſen, welche noch in dem Beſitze derſelben ſowohl, als vieler kleinen Faktoreyen auf der Küſte ſind, die aber wenig Nutzen haben, weil die malaiiſchen Fürſten, dem ihnen zugeſtandenen ausſchließenden Handelsvorrechte zuwider, mit den Engländern wichtigen Handel treiben.

7) K. Tonking. Das Königreich Tonking oder Tunkin, gränzt nordwärts an Sina, oſtwärts an das Meer, und ſüdwärts, und weſtwärts an Kochinſina. Seine Länge ſoll zwey und neunzig, die Breite aber ſechszig teutſche Meilen ausmachen. Dieſes Land, obſchon unter einem heißen Himmel gelegen, genießt doch eines ſo ſanften, gemäßigten Klimats, daß das ganze Jahr ein ſteter Frühling zu ſeyn ſcheint. Der Muſſon weht hier, ſo wie an den Küſten von Siam, und die Regenzeit, während welcher die Hitze am heftigſten iſt, dauert vom April bis zum Auguſtmonat. Nordwärts hat das Land große, mit dicken Wäldern bedeckte Berge, die der Aufenthalt vieler Tieger, Elephanten, Hirſche und anderer wilden Thiere ſind. Gegen das Meer herunter aber wird das Land immer flacher und niedriger, und wird oft überſchwemmt, daher Miswachs und Hungersnoth hier keine ſeltenen Erſcheinungen ſind. Außerdem iſt die Fruchtbarkeit von Tonking nicht geringe, ſondern der Boden bringt vielmehr einen Ueberfluß an Reis und Hülſenfrüchten, Zuckerrohr,

rohr, Obſt u. dgl. hervor. Der größte Reichthum des Landes aber iſt die Seide. Die Gebürge mögen wohl mancherley Mineralien enthalten, allein ſie ſind zu wenig oder vielmehr noch gar nicht unterſucht worden. Hie und da wird eine ſtarke Viehzucht getrieben, doch giebt es mehr Flügelwerk, als vierfüßige Thiere, und an Fiſchen iſt auch kein Mangel, da das Land von einer großen Menge Flüſſe durchſtrömt wird.

Die Einwohner ſind von mittler Größe, ſchwarzgelb von Farbe und meiſt alle gut gewachſen, dabey aber von ſchwächlichem Körper und ſo ſanft und furchtſam, als die Malaien wild und tollkühn ſind. Sie haben viel Anlage des Geiſtes, die aber durch Müßiggang, Unmäßigkeit, Wolluſt und eine, nimmer auf einen Gegerſtand haftende Gemüthsart unterdrückt wird. Wer nicht ganz arm iſt und ſich wenigſtens einen Sklaven kaufen kann, überläßt dieſem alle ſeine ernſten Geſchäfte, um in Ruhe ſpielen, Tabak rauchen, trinken und tanzen können. In Anſehung der Kleidung, kommen die Tonkineſen den Sineſen ſehr nahe, nur daß die wenigſten von ihnen Schuhe oder Strümpfe tragen, und faſt alle die Zähne kohlſchwarz färben. Ihre Speiſen beſtehn gewöhnlich bloß in Reis, Kräutern, Wurzeln, Fiſchen nnd Eyern; Fleiſch aber wird nur bey großen Gaſtereyen gegeſſen. Das ordentliche Getränke iſt Thee, ſo heiß als ſie ihn vertragen können, oder Arak und andre ſtarke Getränke. Die Häuſer ſind ſchlecht und niedrig von Holz oder Leimen erbaut.

Die Vielweiberey iſt bey ihnen Sitte, eine der Weiber hat aber die Herrſchaft über die übrigen. Ihre Todten laſſen ſie oft lange Zeit unbegraben, und dann ziehen ſie ihnen die beſten Kleidungsſtücke an und geben ihnen ein Stück Gold in den Mund.

Feſte lieben ſie ſehr und feyern dieſelben zu ganzen Monaten, wie z. B. das Neujahrsfeſt. Alle ihre Feſte aber haben wenig oder gar keine Beziehung auf die Theologie, ſondern ſind bloße Erholungen für das Volk.

So träge und leichtſinnig zugleich die Tonkineſen ſind, ſo fehlt es ihnen doch nicht an Künſtlern und Manufakturiſten, welche allerley lackirte und metallne Arbeiten, Flinten, Porzellan, Papier, ſeidne und baumwollne Zeuge verfertigen. Allein eben die Neigung zum Nichtsthun, hindert ſie an größern Fortſchritten in dieſen Künſten, und erſtickt das Beſtreben, ſich die Vortheile zu erwerben, die ihnen ein mehr ausgebreiteter Handel gewähren könnte, denn fürjetzt hat ihr Handel wenig zu bedeuten, und bloß einige Kaufleute von Madras nebſt den Sineſen ſind es, welche etwas Kupfer, Seide, Aloe und Muſkus aus Tonking holen. Ueberhaupt müſſen ſie von jeher mit den Sineſen viele Gemeinſchaft gehabt haben, wie auch ihre Wiſſenſchaften und ihre Religion bezeugen. Ihre Sprache hat viel Aehnliches mit der ſineſiſchen, und ihre Art zu ſchreiben und zu drucken iſt dieſelbe, welche man in Sina findet. Muſik, Dichtkunſt, vorzüglich aber die Sittenlehre, ſind diejenigen Wiſſenſchaften, auf welche ſie ſich am meiſten und alles nach Anleitung ſineſiſcher Muſter legen. Alle Leute, die nur einigermaßen über den gemeinen Pöbel erhaben ſind, bekennen einen ziemlich reinen Deiſmus, wie ihn Kong-fut-ſee, (den wir Konfucius nennen,) in Sina gelehrt hat, die niedrigen Volksklaſſen aber haben das Syſtem des Foe, welches ebenfalls ſineſiſch und eine bloße Pfaffenreligion iſt. Dieſe haben eine Menge, zum Theil ſcheuslicher Götzen und Prieſter, welche gemeiniglich Bonzen

zen genennt werden. Das Chriſtenthum wurde im vorigen Jahrhundert von den Jeſuiten nach Tonking gebracht, und es gelang dieſen liſtigſten aller Bekehrer ſo gut, daß ſie um das Jahr 1721, über hunderttauſend Chriſten gemacht und über zweyhundert Kirchen gebaut hatten. Nun ward endlich die Regierung aufmerkſam auf Bekehrer, die unter dem Deckmantel der Heiligkeit von jeher bis jezt noch, ſehr unheilige Abſichten zu erreichen bemüht geweſen ſind, und die Ausbreitung der chriſtlichen Religion ward gänzlich verboten.

Tonking hat einen eigenen König, welcher in der Landesſprache Bo=va heißt, durch eine Art von Major Domus aber ſehr eingeſchränkt iſt, und in einer gewiſſen Abhängigkeit von dem Kaiſer von Sina ſtehet, dem er alle drey Jahre einen Tribut entrichten muß. Das Land iſt in ſechs Provinzen getheilt, von denen jede einen Gouverneur und einen Mandarin, als oberſten Richter in Civil- und Kriminalſachen, hat. Die Geſetze ſind meiſt aus Sina hieher verpflanzt, und die Strafen, welche auf den Verbrechen ſtehn, ſind meiſt mit vieler Härte verbunden. Die Einkünfte des Monarchen oder vielmehr ſeines Stellvertreters, ſind ſehr beträchtlich, und die Unterthanen ſind außer den ſchweren Abgaben, noch zu jährlichen Frohndienſten verpflichtet, von denen auch nicht einmal die Künſtler und Manufakturiſten ausgenommen ſind. Tonking hält eine Armee von hundert und zwanzigtauſend Mann auf den Beinen; allein alle dieſe Armeen auf der ganzen Halbinſel, ſind ſo elende Soldaten, daß wir ihrer bisher nicht einmal zu gedenken, für nöthig erachtet haben.

Die Hauptſtadt des Landes iſt Kacho, und dies iſt faſt auch der einzige einigermaßen merkwürdige Ort Kacho.

des

des Landes. Die Häuſer dieſer wirklich großen Stadt haben nichts Beſonderes, den Pallaſt des Miniſters oder Rho-va ausgenommen, in welchem Gold und Silber auf allen Seiten glänzen. Man erblickt auch die Ueberreſte eines marmornen Pallaſtes in Kacho, der dieſen Ruinen nach zu urtheilen, einer der prächtigſten in Indien geweſen ſeyn muß, der aber in den häufigen Kriegen die dieſes Land betroffen haben, gänzlich ruinirt worden iſt. Eine andre Stadt iſt Doma, welche nicht weit von dem Meere liegt und einen ziemlich guten Hafen hat.

Doma.

8) K. Laos.

Das Königreich Laos liegt mitten in der Halbinſel zwiſchen Tonking, Kamboia, Siam und Pegu; von allen dieſen Reichen aber wird es durch unüberſteigliche Berge und ungeheure Waldungen geſchieden, und daher kömmt es auch, daß wir nur wenig von der Beſchaffenheit dieſes Landes wiſſen. Was uns davon bekannt iſt, ſchränkt ſich auf folgendes ein: das Land iſt meiſt allenthalben flach und wird von einer großen Menge Bäche bewäſſert, die ſich endlich in dem Fluſſe Menan-Kong, der nach Kamboia geht, mit einander vereinigen. Der Boden iſt meiſt allenthalben fruchtbar und bringt ſehr viel guten Reis und andre Gewächſe im Ueberfluſſe hervor. Andre Produkte ſind: Gold, köſtliche Steine, Muſkus, Gummilack, Elfenbein, Salz, Perlen, Rhinoceroshörner, Honig und Baumwolle.

Die Einwohner des ſüdlichen Theils ſind wohlgebildete, ſtarke, olivenfarbne Leute, welche lebhaft, geſprächig, höflich und dienſtfertig ſind. Feigheit und Trägheit ſind unterſcheidende Züge ihres Karakters, und man beſchuldigt ſie, daß ſie ihre Flüſſe vergiften, wenn ſie von einem Feinde angegriffen werden. Ihre Speiſe beſteht aus Hülſenfrüch-

ſenfrüchten, Fiſchen und Büffelfleiſch, ihre Unreinlichkeit geht aber ſoweit. daß ſie die Vögel nebſt den Federn braten. Die in den nördlichen Gegenden nähern ſich in Geſtalt den Sineſen, und haben weit mehr Feuer und Thätigkeit als ihre ſüdlichen Landsleute. Beyde haben die Religion des Foe, und ihre Pfaffen haben beynahe eine unbeſchränkte Gewalt im ganzen Lande. Sie ſtehn unter einem Könige, der äußerſt deſpotiſch regiert. Seine Reſidenz heißt **Langione**, von der aber weiter nichts bekannt iſt.

Das Königreich **Kochinſina**, welches ehedem einen Theil von Tongking ausmachte, und deſſen König ein Vaſall des Kaiſers von Sina iſt, gehört zu den ſchönſten und geſegnetſten Ländern von Indien, und hat oſtwärts das ſineſiſche Meer, weſtwärts die Reiche Laos und Kamboia, und nordwärts Tongking zu Nachbarn. Seine Länge beträgt hundert und fünf und zwanzig, die Breite aber nur zwanzig Meilen. Das Klima iſt geſund, wenn die Hitze gleich ziemlich groß iſt, und der Boden iſt ſo fruchtbar, daß die Einwohner an keinem Bedürfniſſe des Lebens Mangel leiden. Reis iſt wie überall in dieſen Gegenden, die Hauptnahrung der Einwohner, und daher wird auch der Anbau deſſelben mit vieler Sorgfalt betrieben. Andre vorzügliche Erzeugniſſe ſind: ſehr viel **Zuckerrohr**, ſchöne **Seide**, **Pfeffer**, **Betel**, **Arekanüſſe**, **Adlerholz**, von welchem das beſte, welches als ein Arzneymittel gebraucht wird, von den Sineſen mit Gold aufgewogen wird, **Zimmet**, **Thee**, von welchen beyden Produkten wir an einem andern Orte ausführlicher ſprechen werden, **Marmor**, **Gold**, **Silber**, **Eiſen**, das man ſo wie es aus den Minen kömmt, ſchmieden kann, und außer denſelben

9) K. Kochinſina.

Thieren, welche die benachbarten Länder haben, noch Landſchildkröten und die Vögel, von denen die als Leckerey ſo geſuchten Vogelneſter herkommen. Dieſe Vögel haben viele Aehnlichkeit mit unſern Schwalben, und bereiten ihre Neſter aus kleinen Fiſchen, die ſie mit einem klebrigen Schaum, der ihnen aus dem Schnabel fließt, an einander befeſtigen. Dieſe Neſter haben die Geſtalt einer großen, mit Zucker überzogenen Pomeranzenſchale, und geben den Speiſen, welche damit gewürzt werden, einen ſehr anziehenden und angenehmen Geſchmack.

Kochinſina iſt ſehr ſtark bevölkert, und die Einwohner, welche viel Aehnliches mit den Sineſen haben, ſind ein vernünftiges, höfliches, ſanftes, mildthätiges und ſehr mäßiges Volk, das von Reis, Kräutern, Fiſchen und Thee lebt, und überhaupt in ſeiner ganzen Lebensart von aller Verſchwendung entfernt iſt. Ihre Häuſer ſind von Rohr und ſtehn auf Pfählen, ihre Kleidung aber iſt ſineſiſch, ſo wie alle ihre Sitten und Gebräuche, Sprache, Gelehrſamkeit, Künſte und Religion im Geſchmacke dieſer Nation ſind.

Der König herrſcht völlig deſpotiſch über ſeine Unterthanen, und ihr Leben und Vermögen ſtehn in ſeinen Händen. Er nennt ſich einen König des Himmels, und wird mit der ſklaviſchſten Ehrfurcht bedient. Er und die Großen bekennen ſich zu der Lehre des Kong-fut-ſee, der große Haufen aber hängt dem Foe an. Die Städte in Kochinſina ſind alle offen und ohne weitere Vertheidigung.

Kehue'. Ke-hu-e' heißt die Hauptſtadt des Landes, ein größer, aber elender Ort. Der Pallaſt des Königs iſt viereckt, mit einem Erdwall und einer Mauer umgeben. Rundum ſtehen Kanonen, welche aber nicht im Lande, ſondern in Portugall und

Holland

Holland gegoſſen ſind. In Ta-i-foe, einer andern Stadt, haben die Sineſen verſchiedne ſchöne Häuſer und Tempel erbauet. An der Küſte des Meeres liegen auch verſchiedene kleine Inſeln, welche dem König von Kochinſina unterworfen ſind. Man nennt ſie die Inſeln Kondore oder Pulo-Kondore. Sie tragen verſchiedene Bäume, als den Damar, welcher eine Art Terpentin giebt, den Muſkatenbaum und andre mehr. Auch giebt es eine Menge Schildkröten, aus welchen die Einwohner ein Oel preſſen. Die Engländer legten hier einmal eine Kolonie an, welche aber 1705 wieder zu Grunde gieng. Taifoe.

Unter dem Schutze von Kochinſina ſteht das Königreich Kamboia oder Kambodia, welches gegen Norden an Kochinſina und Laos, gegen Oſten wieder an das letzte, gegen Süden an das Meer und gegen Weſten an Siam gränzt, und in ſeiner Länge auf hundert und zwölf, in der Breite aber auf ſieben und neunzig Meilen geſchätzt wird. Von Kochinſina und Siam ſcheiden es Berge, und mitten durch daſſelbe fließt ein großer Strom, an deſſen Geſtade auch der Boden allein angebaut und mit Reisfeldern und Viehweiden bedeckt iſt. Den größten Theil des Landes aber machen große Waldungen aus, in denen ſich eine Menge Elephanten, Tieger, Büffel und andre wilde Thiere aufhalten. Zucker, Indigo, Opium, Gummilack, verſchiedene Holzarten, Seide und Elfenbein, Gold und Edelſteine, ſind die übrigen vorzüglichſten Produkte von Kamboia. Die Bevölkerung aber iſt äuſſerſt geringe. 10) K. Kamboia.

Die Einwohner ſind wohl gebildet, hellbraun von Farbe und nicht ohne alle Anlagen des Verſtandes. Ihre Kleidung iſt wider die Gewohnheit jener

Gegenden lang, Haupt und Füße aber werden nie bedeckt. Ihr Frauenzimmer, unter welchen man wirkliche Schönheiten findet, trägt ein dicht anliegendes Kamiſol und einen langen bis auf die Knöchel herabgehenden Rock. Beyde Geſchlechter halten ſehr viel auf Wohlgerüche. Dieſes Volk hat einige Manufakturen in Baumwolle und Seide, und die hieſige Handlung iſt ziemlich beträchtlich, daher ſich auch Japaneſen, Sineſen und Portugieſen im Lande niedergelaſſen haben.

Die Regierung des Landes wird von einem König verwaltet, der, wie wir ſchon geſagt haben, von Kochinſina abhängig iſt, aber doch mit dem größten Deſpotiſme über ſeine Unterthanen herrſcht. Die Religion des Landes unterſcheidet ſich wenig von der Siameſiſchen, ihre Gottheiten aber haben andre Namen. Die Kamboier glauben auch an die Seelenwanderung, tödten aber dennoch, ohne ſich das mindeſte Bedenken zu machen, allerley Thiere.

Luvek. Die Hauptſtadt des Landes heißt Luvek und liegt an dem ſchon angeführten Hauptfluſſe, den die Einwohner Mekon nennen. Der königliche Pallaſt iſt ein ſehr einfaches Gebäude, welches bloß mit einem Zaun umgeben und mit etlichen Kanonen beſchützt wird. Ein großer Theil ihrer Einwohner ſind Japaneſen, Sineſen, Malaier, Kochinſineſen und Portugieſen, welche letztern völlig nach der Landesweiſe, ohne Prieſter und Kirchen leben. Andre Städte ſind Raveka, Terrana, Karol und Kuyan-Sioup, welche drey letztern Seehäfen ſind, in denen viele Handlung getrieben wird.

Von

Von dem kleinem Staat Ponthiamas, welcher erſt in dieſem Jahrhundert geſtiftet worden iſt, wiſſen wir gar nichts, als daß er exiſtirt, ſeine Geſchichte, Entſtehung, Größe, Gränzen u. ſ. w. iſt völlig unbekannt, weswegen wir uns damit, ihn genannt zu haben, begnügen, und nun zur Beſchreibung der zu Oſtindien gehörigen Inſeln übergehen. 11) Ponthiamas.

Wenn wir von Oſten nach Weſten, aus dem ſtillen Meer nach dem perſiſchen Meerbuſen zu gehen, ſo finden wir zuerſt die Marianen, Lazarus, oder auch Diebesinſeln, denn ſie führen alle drey Namen. Sie wurden von dem erſten Erdumſegler Magelhaens 1521 entdecket, und weil die Einwohner, unbekannt mit dem europäiſchen Eigenthumsrecht, einige Kleinigkeiten geſtohlen hatten, die Diebesinſeln genannt. Sie laufen in gerader Linie von Süden nach Norden, und ſind zum Theil bloße Steinklippen, neune derſelben aber (nach andern vierzehn) ſind mit trag- und bewohnbarer Erde bedeckt, und auf dieſen ſieht man einen ewigen Frühling, und alle Schönheiten der Natur im reichſten Maaße miteinander vereinigt. 4) Die Inſeln a) Marianen.

Die Marianen liegen zwar in dem heißeſten Erdſtrich, aber die natürliche Hitze wird durch die Ausdünſtungen der See ſo gemildert, daß die Luft überhaupt rein, geſund und angenehm iſt. Der Boden iſt zwar allenthalben ziemlich mager, dabey aber ſo wenig unfruchtbar, daß er vielmehr alles liefert, was die Einwohner nöthig haben. Es wachſen hier Waſſermelonen, Kokos, Pomeranzen und andre Pflanzen; den Reis und einige Hülſenfrüchte haben die Spanier hergebracht; ein dieſen und andern dort herumliegenden Inſeln eigenes Gewächs aber iſt der Rima oder Brodfruchtbaum,

der einige nähere Nachricht verdient. Dieſer Baum wächſt bis zu einer ziemlichen Höhe, und nur erſt gegen den Gipfel theilt er ſich in verſchiedene, mit großen und dicken Blättern beſetzte Aeſte. Die Frucht hat die Geſtalt einer Kaſtanie, und ein weiches, wolliges Fleiſch, das ſtatt Brodtes gegeſſen werden kann. Von Thieren hatten dieſe Inſeln vor der Ankunft der Spanier weiter nichts, als eine einzige Art Vögel und Fiſche, durch die Spanier aber ſind Pferde, Schweine und Rindvieh dahingebracht worden, welche aber als wilde Thiere herumgehen.

Woher die Marianen ihre Einwohner bekommen haben, iſt eine noch völlig unentſchiedene Frage; ſie ſelbſt haben auch nicht einmal eine dunkle, verworrene Sage davon, und können ſich nicht einbilden, daß ihre Voreltern jemals ein andres Land bewohnt haben ſollten. Ihre Sprache aber hat viel Aehnlichkeit mit einem malaiſchen Dialekte, und ſo kann es leicht ſeyn, daß ſie eine alte Kolonie der Malaier ſind, die ſich überall in ganz Oſtindien ſo ſehr ausgebreitet haben. Von Geſtalt ſind ſie lang, ſtark und ſchwarz von Farbe. Ihr Verſtand iſt gut, und ſie begreifen leicht und bleibend. Wolluſt, Verſtellung und Rachgierde ſollen ihre herrſchenden Leidenſchaften ſeyn, wobey ſie aber auch wieder für luſtig und leichtſinnig ausgegeben werden. Ehe ſie von den ſpaniſchen Mönchen einigen Unterricht von Religion erhalten hatten, ſpürte man nicht das geringſte von Religion bey ihnen; wenigſtens iſt dies das einſtimmige Zeugniß aller Reiſenden, ſo unwahrſcheinlich es zu ſeyn ſcheint, daß Menſchen, welche doch an die Fortdauer nach dem Tode geglaubt haben ſollen, nicht auch von dem Daſeyn eines höchſten Weſens überzeugt geweſen wären.

Eben ſo wenig war ihnen damals noch der Gebrauch des Feuers bekannt. Sie ſahen es zum erſtenmal, ſagt ein ſpaniſcher Schriftſteller, als die Spanier bey einer Landung einige Hütten anzündeten, und hielten es für ein Thier, welches ſich vom Holz nährte. Da einige ſich zu nahe daran wagten und ſich verbrannten, ſo wollte nun keiner einem ſo gefährlichen Beyſpiele folgen, ſondern alle fürchteten den Biß des ſchrecklichen Thieres, das mit ſeinem bloßen Odem zu verwunden fähig ſey. — Iſt dieſe Erzählung richtig, ſo iſt es kaum wahrſcheinlich, daß die Einwohner der Marianen von irgend einem auch nur halb polizirten Volke abſtammen können, denn ſelbſt bey den roheſten Völkern fand man die Kenntniß und den Gebrauch des Feuers, und ſo müſſen ſie ſeit mehrern Jahrtauſenden, ſie müſſen ſeit dem Zeitpunkte auf dieſen Inſeln wohnen, da die Menſchen noch gar nicht mit dem Feuer bekannt waren.

Eine andre ſonderbare Erſcheinung, welche den Spaniern bey ihrer Ankunft auf dieſen Inſeln auffiel, war dieſe, daß das weibliche Geſchlecht hier die völlige Herrſchaft über das männliche hatte, und eine dritte, daß die Einwohner derſelben im Beſitz eines Art Kanots, oder kleinen Schiffes waren, welches dem Urtheil aller Kenner zufolge, das vollkommenſte Fahrzeug iſt, welches ſich denken läßt.

Dieſe Inſulaner leben noch bis jetzt meiſt auf eben dem Fuß, als damals, als die Europäer zuerſt mit ihnen bekannt wurden. Ihre Koſt beſteht bloß in Wurzeln, Früchten und Fiſchen; die Männer gehen ganz nackend, und die Weiber bedecken ſich bloß die Schamtheile. Ihre Zähne ſchwärzen ſie, die Haare aber färben ſie weiß, und ſchmücken ſie mit Muſcheln, Schildkrötenſchalen u. dgl. Von Waffen haben ſie weiter nichts als Stöcke, in wel-

che die Röhre von einem Schienbeine oder Arme geſtoßen iſt: dieſe elenden Waffen ſind äußerſt gefährlich, indem die kleinſte Wunde tödtlich wird, ſobald nur ein Splitter des Knochens darinnen ſtecken bleibt. Ihre Häuſer ſind von Holz, mit Palmenblättern gedeckt, und ſehr artig durch Vorhänge von denſelben Blättern in mehrere Gemächer geſchieden, von denen jedes zu einem beſondern Gebrauche beſtimmt iſt. Von Künſten, Handwerken, Manufakturen und Wiſſenſchaften haben die Bewohner der Marianen auch nicht die mindeſten Kenntniſſe, ſondern ſie leben in einer völligen Unthätigkeit bloß mit dem Fiſchfang, und dem Aufſuchen von Wurzeln und Früchten, wobey ſie ununterbrochener Geſundheit hundert und mehr Jahre alt werden.

Seit der Entdeckung dieſer Inſeln, deren Produkte keine Reize für den Golddurſt der Spanier hatten, bis zum J. 1678 nahm Spanien weiter keine Notiz von ihnen, außer daß die aus Amerika nach Oſtindien ſegelnden Schiffe hier zuweilen friſches Waſſer und Früchte einnahmen. Um dieſe Zeit aber wurden ſie, nachdem ein großer Theil der Einwohner ermordet, und durch Krankheiten, die ſie den Europäern zu danken hatten, umgekommen war, von den Spaniern erobert, für die ſie auch bis jetzt noch wenig andern Nutzen haben, als daß ſie ein Ruheplatz für die das ſtille Meer durchfahrenden Schiffe ſind. Die Veränderungen, welche ein edeldenkender Spanier, Thomas mit Namen, der noch 1772 Gouverneur der Marianen war, in dem Schickſale der unglücklich gemachten Einwohner hervorgebracht hat, werden wir bey Guam, der wichtigſten dieſer Inſeln, genauer kennen lernen.

Dieſe Inſel iſt die ſüdlichſte unter allen Maria-nen, welche vierzig Stunden im Umfange und eine ziemlich ſtarke Bevölkerung hat, ſeit die Spanier den größten Theil der andern Inſelbewohner hieher verſetzt haben. Das Land iſt angenehm und fruchtbar, und an der Küſte ſind etliche gute Häfen. Seit der Regierung des Herrn Thomas hat dieſe Inſel eine ganz andre Geſtalt gewonnen, als ſie vorher hatte. Er war es, der den Einwohnern, welche vorher bloß von der Jagd und dem Fiſchfange lebten, das erſte Beyſpiel zum Landbaue gab, und ihm verdanken ſie es, daß ihre Ebenen nun mit Reis, Maiz, Kakao, Zuckerrohr, Indigo, Baumwollenbäumen nnd Kräutern bedeckt ſind, deren Gebrauch ihnen ſeit Jahrhunderten unbekannt war. Agana iſt der Hauptort dieſer Inſel, ein auf einem ſanften Abhange liegender Flecken, nicht weit vom Meere, in deſſen Nachbarſchaft auch der beſte Hafen der Inſel, den eine Batterie mit acht Kanonen vertheidigt, befindlich iſt. Inſ. Guam. Agana.

Andre zu den Marianen gehörige bekannte Inſeln ſind: St. Anna, Aguiguan und Tinian oder Buona Viſta. Dieſe letztere kleine Inſel, hat ein etwas ſandiges, trockenes Erdreich, und geht in einer gelinden Erhöhung bis in die Mitte der Inſel hinan. Blumen, welche in reicher Fülle auf den weichen Raſen geſtreut ſind, herrliche Fruchtbäume und eine Menge Federwild und Heerden ſchneeweißer Ochſen, machen dieſe Inſel zu einem ſehr angenehmen Aufenthalt; ſie hat aber, ſoviel man weiß, jetzt keine Einwohner. Inſ. Tinian.

Von den Marianen nach Süden zu, liegen die **karoliniſchen** oder **neu-philippiniſchen** Inſeln, deren Archipelag wohl aus achtzig und mehr Inſeln beſtehen mag. Sie haben alle einan- b) Karoliniſche und Palaosinſeln.

genehmes und geſundes Klima, wenn ſie auch dabey häufigen Orkanen unterworfen ſind. Reis und Hülſenfrüchte wachſen gar nicht auf dieſen Inſeln, wohl aber viele Kräuter und Baumfrüchte. Vierfüßige Thiere hat man auch nicht darauf gefunden, Vögel und Fiſche aber, auch Schildkröten, giebt es in Menge.

Die Bevölkerung iſt hier weit anſehnlicher als auf den Marianen, und die Einwohner ſind lange, wohlgeſtaltete Leute, von dunkler Kupferfarbe. Ihr Haar iſt kraus, aber nicht wollig. Beyde Geſchlechter malen ſich den Leib mit bunten Farben und gehen alle nackend, ausgenommen ein Stück Zeug, welches ſie um die Lenden winden. Sie ſind ernſthaft und beſcheiden, dabey aber doch aufgeräumt, und ihr Betragen zeigt, daß ihr Verſtand wohl angebaut zu werden verdiente. Alle, welche in ihr Land kamen, rühmen die Eintracht in welcher dieſe Kinder der Natur mit einander leben, und die Leutſeligkeit, mit welcher ſie Fremde empfangen. Von ihrer Religion weiß man ſehr wenig, und die Miſſionäre, welche überall, wo ſie keine chriſtliche Dogmatik fanden, auch Atheiſmus witterten, beſchuldigen ſie geradezu, daß ſie gar keine Begriffe von einem höchſten Weſen hätten, welches aber ſchon dadurch widerlegt wird, daß ſie Prieſter haben und eine Fortdauer nach dem Tode annehmen.

Die Regierungsform ſoll ariſtokratiſch und die höchſte Gewalt in den Händen gewiſſer Familien ſeyn, welche mit vieler Gelindigkeit regieren.

Die **Palaosinſeln** liegen in derſelben Gegend und werden ſehr oft mit den Karolinen verwechſelt. Man kennt ſie ſehr wenig, glaubt aber, daß ſie mit den Karolinen alles gemein haben. Die Spanier

nier eignen ſich übrigens ſowohl über dieſe als jene, die Oberherrſchaft zu, wiewohl ſie weder Beſatzung darauf haben, noch ſonſt einen andern Beweis ihres Beſitzſtandes ausüben.

c) Philippiniſche oder maniliſche Inſeln.

Wichtiger als die bisher genannten Inſeln und die einzige wichtige Beſitzung der Spanier in Oſtindien, ſind die ſogenannten **philippiniſchen** oder **maniliſchen** Inſeln, deren Anzahl aber noch nicht genau bekannt iſt. Die Spanier zählen zwanzig große, und von dieſen gelten auch folgende Nachrichten.

Daß die Philippinen ihr Daſeyn heftigen Revolutionen im Innern der Erde zu verdanken, oder daß ſie die Trümmern eines durch dieſe Revolutionen vernichteten großen Landes ſind, zeigt ihre ganze Beſchaffenheit, zeigen die Menge von Volkanen, die heißen Quellen, die Menge Baſalt, Schwefel, der mit Meergeſchöpfen vermiſchte Sand und die faſt unaufhörlichen Erderſchütterungen, welche oft ganze Gebirge verſchlingen. Dieſe Inſeln beſtehn in einem unordentlich aufgethürmten Haufen von hohen Gebirgen, deren Spitzen ſich in den Wolken verlieren, und es herrſcht hier dieſelbe Abwechſelung der Jahrszeiten, wie auf den Küſten Malabar und Koromandel, durch welche abwechſelnde Witterung, die ſonſt heißen und trocknen Philippinen zu fruchtbaren Eilanden umgeſchaffen werden. Durch die häufigen Regen wird der Erdboden ſchwammig und locker, und ſo ſehr mit Sümpfen angefüllt, daß man auf den meiſten dieſer Inſeln kaum zu Pferde fortkommen kann. Dabey aber iſt der Boden außerordentlich fruchtbar, und da hier Eis und Schnee noch nie geſehene Dinge ſind, ſo bleiben alle Gefilde mit einem immerwährenden Grün bedeckt. Reis wuchs hier ſchon vor Ankunft der Spanier, und macht noch

noch die Hauptnahrung der Einwohner aus, Korn aber iſt hergebracht worden und gedeihet ſehr gut auf dem hieſigen Boden. Andre Produkte dieſer Inſeln ſind: Kokos, aus denen ein berauſchendes Getränke bereitet wird, Kakao, welcher ſo wie der Tabak aus Amerika hieher gebracht worden iſt, Zucker, Zimmt, der aber geringer als der Zeilanſche iſt, vielerley Obſtarten, die meiſten europäiſchen Gemüſe, Indigo, Pfeffer, Baumwolle und ſchöne Holzarten. Ferner Gold, deſſen Betrag jährlich auf zweyhunderttauſend Piaſter geſchätzt wird, Eiſen, Kupfer, ſchöner Marmor, Rindvieh, wilde und zahme Schweine, wilde Stiere, Hirſche, viel Geflügel, Bienen, viel Fiſche und Perlen.

Bey Ankunft der Spanier waren dieſe von zwey in Abſicht ihrer Aufklärung und ganzen Verfaſſung ſehr verſchiednen Nationen bewohnt. Die eine, welche die entlegenſten Inſeln bewohnte, war ſchwarz von Farbe und hatte wollige Haare, gleich den afrikaniſchen Negern. Dieſe, welche noch gegenwärtig die gebirgigten Theile der Philippinen innen haben, ſind ganz wilde, ohne alle Kultur, bloß von der Jagd und rohen Erdfrüchten lebende Menſchen, die auch von den Spaniern noch gar nicht haben bezwungen werden können, ſondern vielmehr aus ihren Schlupfwinkeln hervor, mit den mehr kultivirten Inſulanern, einen beſtändigen Krieg führen. Die Spanier nennen ſie Ygolotes, und ſie ſind die eigentlichen Ureinwohner der Inſeln. Die andre Nation lebte auf dem platten Lande, war braun oder ſchwärzlich von Farbe, von ſanftem Karakter und kannte ſchon manche Bequemlichkeiten des menſchlichen Lebens. Die dazu gehörigen Völkerſchaften, welche alle verſchiedene Namen haben, ſind jetzt faſt alle Chriſten, die übrigen aber Mo-

hämedaner. Sie ſind Malaier, wie ihre Sprache beweiſet.

Magelhaens oder Magellan, war der Entdecker von den Philippinen, ſeit 1560 aber behauptet Spanien die Herrſchaft über dieſelben, und läßt ſie durch einen Statthalter regieren, der wegen ihrer Entlegenheit eine ſehr große Gewalt in Häuden hat. Er vergiebe die meiſten Bedienungen nach Belieben, und deſpotiſirt, wenn er Luſt hat, die Unterthanen nach Gutdünken, ſein Amt iſt aber nicht auf Zeitlebens, ſondern alle acht Jahr wird ein neuer Statthalter nach Manila geſchickt. Legt er ſeine Stelle nieder, ſo wird ſeine vorige Regierung von ſeinem Nachfolger auf das ſchärfſte unterſucht und jeder Unterthan hat ſechszig Tage lang Erlaubniß, ſeine Beſchwerden anzubringen. Außer dem Statthalter iſt hier noch ein Obergericht, (Audiencia Real), welches den Anmaßungen der Statthalter ſchon oft Gränzen geſetzt hat, und eine Finanzkammer, die aber keinen Ueberſchuß zu berechnen hat, weil die Philippinen der Krone Spanien jährlich gewiß noch hundert und zehntauſend Piaſter koſten.

Die Spanier haben die meiſten Einwohner dieſer Inſeln zu Chriſten gemacht; d. h. ſie haben ihnen das Zeichen des Kreuzes zu machen, den Roſenkranz zu beten, und jeden Mönch als einen Liebling der Gottheit zu betrachten gelehrt, und alſo iſt auch die katholiſche Religion die herrſchende auf den Philippinen, und auf der Hauptinſel iſt ein Erzbißthum mit zwey Bißthümern errichtet, ſo wie auch drey geiſtliche Gerichte, das erzbiſchöffliche, das Gericht der Kreuzbulle und das der Inquiſition, da ſind. Klöſter und andre geiſtliche Stiftungen giebt es in Menge, und die Geiſtlichen herr-

ſchen

ſchen mit der größten Gewalt über die ihnen anver-
trauten Heerden.

Wir gehen nun zu den einzelnen Inſeln ſelbſt über, von denen die wichtigſte folgende iſt: Luzon, die größte und nordlichſte der Philippinen, welche aber bey weitem nicht ſo bewohnt und angebaut iſt, als ſie es ihrer natürlichen Beſchaffenheit nach ſeyn könnte. Sie wird durch anſehnliche Flüſſe gewäſſert und hat auch verſchiedene Landſeen, von denen der größte, Laguna de Bay genannt wird. Er hat funfzehn Meilen im Umfange, und der Fluß Manila kömmt aus demſelben. In ſeiner Mitte liegt eine Inſel, wo etliche Familien vom Fiſchfange und in ungeſtörter Freyheit leben. Luzon hat auch zwey große feuerſpeyende Berge, von denen der vorzüglichſte Mayon heißt, und völlig von Geſtalt eines Zuckerhutes iſt. Dieſer Berg raucht beſtändig, und die ganze Gegend umher zeigt noch Spuren ſeiner ehemaligen Ausbrüche, von denen der letzte von 1766 war.

Inſel Luzon.

Der Boden dieſer Inſel iſt äußerſt fruchtbar; er lohnt die Mühe ſeiner Anbauer mit reichlichem Wucher und bringt alle die Erzeugniſſe hervor, welche wir überhaupt als Produkte dieſer Inſeln angeführt haben. Die Landeseingebornen ſind große, wohlgebildete Leute. Sie tragen eine Art von Hemde, welches aus den Fäden eines Banjanenbaumes gemacht wird, und unter welchem ſie weite Hoſen haben. Ihr größter Staat beſteht in ſehr feinen, roth geſtickten Schnupftüchern, deren ſie zuweilen wohl drey, eins auf dem Kopfe, das andre um den Hals und das dritte in der Hand tragen. Der Anzug der Frauenzimmer beſteht in einer Art kurzer Hemden, welche bis auf den Nabel reichen, einem lockern Schnupftuche, das um den Hals gewunden

wunden wird, einer um den ganzen Leib gehenden und in dem Gürtel feſt gemachten Leinwand, worüber ein gefärbter, im Lande verfertigter Zeug, und über dieſen ein langer Mantel getragen wird. Die Haare fliegen ungebunden, zuweilen bis zur Erde herab, oder werden oben auf dem Kopfe mit einer Haarnadel befeſtigt. Die Füſſe oder vielmehr nur die Zehen werden von Pantoffeln bedeckt. Ihre Häuſer ſind von Bambusrohr, mit Blättern vom Banjanbaume gedeckt und ſtehn acht bis zehn Fuß auf Pfählen über der Erde, theils wegen der Ueberſchwemmungen, theils wegen der wilden Thiere, und wilden noch im Innern der Inſel lebenden Einwohner. Ihre Nahrung aber beſteht meiſt in gekochtem Reis, wozu ſie geſalzene Fiſche, oder eine gewiſſe Pflanze eſſen.

Der Hauptort dieſer Inſel und aller Philippinen überhaupt iſt Manila, eine große, etwas befeſtigte Stadt auf einer kleinen Landſpitze gelegen, welche der Manilafluß bey ſeiner Mündung bildet. Dem Anſchein nach hat dieſe Stadt eine herrliche Lage, allein da ſie auf beyden Seiten mit Waſſer eingefaßt und die ganze Gegend faſt alle Jahre mit Erdbeben heimgeſucht wird, die ſchon oft viele Gebäude eingeſtürzt haben, ſo ſchwebt der ganze Ort im Grunde nicht weit von der Gefahr eines wahrſcheinlichen Unterganges. Man zählt in Manila ſechszehn Kirchen und Klöſter, nebſt zwey Kollegien, welche mit dem prächtigen Titel, Univerſitäten belegt worden, aber ſo armſelig als nur möglich ſind. Bücher gehören hier unter die größten Seltenheiten, ohngeachtet eine Druckerey zu Manila befindlich iſt, und noch 1770 kannte man von der Elektricität bloß den Namen, weil die Inquiſition alle Verſuche aufs ſchärfſte verboten hat- Manila.

te.

te. Dafür wird aber auch der dritte Theil der Stadt von Mönchen bewohnt, und in den andern beyden ſtehen große, weitläuftige, von Einwohnern leere Häuſer, wie denn überhaupt 1767 nur achthundert Spanier in ganz Manilla befindlich waren. Die Häuſer, welche in ſchönen, ſchnurgeraden, aber ungepflaſterten Straßen ſtehn, ſind der Erdbeben wegen, halb gemauert und halb von Holz aufgeführt, weil man erfahren hat, daß ſie nicht ſo leicht, als wenn ſie ganz ſteinern wären, von den Erſchütterungen eingeſtürzt werden können. Die Feſtungswerke von Manila haben wenig zu bedeuten, und es ward daher 1762 den Engländern ſehr leicht, dieſen Ort zu erobern, in deſſen Beſitz ſie auch bis zu Schlieſſung des Friedens verblieben. Die ſpaniſchen Einwohner von Manila leben entweder von ihren Bedienungen oder den Vortheilen, die ihnen jährlich die aus Amerika über das Südmeer kommende Galeone verſchaffet, und dieſe leztern ſind gewöhnlich Bettler, wenn die Galeone weggenommen wird, oder der Handel fehlſchlägt. Die hieſigen Sitten ſind im höchſten Grade verdorben, und in der Religion werden bloß die äußerlichen Cerimonien beobachtet. Die Lebensmittel ſind ſehr theuer, Fiſche ausgenommen; Wein iſt wegen Theurung faſt gar nicht zu bezahlen, Schokolade aber iſt deſto beſſer und wohlfeiler. Ehedem wohnten auch viele Sineſen in Manilla, allein 1767 ſind ſie verjagt worden, weil ſie ſich bey der engliſchen Eroberung, zu freundſchaftlich gegen die Engländer betragen hatten.

Kavite. Eine andre Stadt iſt **Kavite**, welche einen ſchlechten Hafen und ein elendes Fort, dagegen aber ſehr viel Kirchen, Klöſter und Geiſtliche in ihren Mauern hat.

Andre

Andre Inſeln ſind Mindoro, acht Meilen von Luzon entlegen, ein ſehr gebirgigtes Eiland, das aber doch guten Reis erzeuget. Die meiſten Einwohner leben unabhängig, doch beſitzen die Spanier einen Ort, Namens Bako. Paragua iſt zum Theil ſpaniſch, zum Theil dem Könige von Borneo unterworfen. Die Küſtenbewohner haben einige Kultur, und ſind Mohämedaner oder Chriſten, im Innern des Landes aber wohnen Wilde. Die Spanier haben hier einige kleine Forts erbauet. Panay iſt ſehr gut bevölkert, und hat ſehr einträgliche Reisfelder. Nicht weit davon liegt die Inſel der Schwarzen, welche von ihren negerähnlichen Bewohnern ſo benennt wird. Kleinere oder unbedeutende Eilande übergehen wir mit Stillſchweigen.

Inſ. Mindoro.

J. Paragua.

J. Panay.

J. der Schwarzen.

d) Inſel Magindanao.

Zu den Philippinen wird auch ſehr oft, aber irrig, die Inſel Magindanao oder Mindanao gerechnet, welche den Philippinen ſüdwärts lieget, eine dreyeckige Geſtalt hat, und mit Ireland faſt von gleicher Größe iſt. Sie hat wenig zum Anbau geſchicktes Land, aber deſto mehr Seen und Flüſſe. Das Innere des Landes iſt gebirgig, und die Landſpitzen, welche blos Sandfelder und dürre Klippen ſind, erſtrecken ſich ſo weit in die See hinaus, die Meerbuſen aber wieder ſo tief ins Land hinein, daß man in einigen Gegenden, in anderthalb Tagen die ganze Inſel von einem Ende zum andern durchreiſen kann. Große ſchiffbare Flüſſe zählt man auf zwanzig, kleinere aber über dreyhundert. In der Mitte der Inſel ſind einige Volkane, welche aber ſeit mehreren Jahren ruhig ſind, und in deren Gegend jetzt eine beträchtliche Menge Schwefel geſammelt wird. Die vorzüglichſten Produkte dieſer Inſel ſind: Reis, Zu-

ckerrohr, ſchlechter Zimmt, Sago, Wachs, Gold, Perlen, Schweine, Rindvieh, Pferde, welche in den großen Waldungen Schaarenweiſe herumlaufen, viele Vögel und Fiſche — wilde Thiere aber findet man auf der ganzen Inſel nicht.

Da der Sago ein wichtiges Erzeugniß in vielen indiſchen Gegenden iſt, ſo wollen wir hier, ehe wir weiter gehen, eine kleine Beſchreibung dieſes Gewächſes liefern. Der **Sagobaum**, welcher eine Art Palme iſt, wird ohngefähr dreyßig Fuß hoch, und sechs Fuß dick, und ſeine Rinde iſt ohngefähr einen Zoll dick. Der ganze innre Theil des Baums iſt mit einem mehligen Marke angefüllet, und ſobald dieſes die gehörige Reife erlangt hat, werden auch die Blätter mit einem feinem weißen Puder bedecket. Sobald man dieſen Puder bemerket, wird der Baum abgehauen und in Stücke zerſäget, um das Mehl deſto leichter heraus zu bekommen, welches alsdann, nachdem es von den gröbern Theilen gereinigt worden iſt, auf verſchiedene Weiſe zubereitet, und als eine nahrhafte Speiſe genoſſen wird.

Die Inſel Magindanao iſt ſtark bevölkert, und die Einwohner derſelben beſtehen aus drey Nationen: aus den **Haraforas**, **Magindanoern** und **Spaniern**. Die erſtern wohnen in den innern Provinzen und werden durch die Küſtenbewohner vom Meere geſchieden. Sie ſind nicht ſehr zahlreich, aber doch in verſchiedene Stämme getheilet, von denen ſechszehn bekannt ſind. Dieſe Haraforas, von den Holländern Alfuhris genannt, ſind völlig wild, ſchwarzbraun von Farbe, und die eigentlichen Ureinwohner der Inſel. Ihr Karakter iſt äußerſt blutdürſtig, und kein Jüngling darf eher das Kleid eines Mannes anziehen, oder ſich

verheu-

verheurathen, bis er eine gewiſſe Anzahl Haarſchedel von ihm erſchlagener Feinde, aufzeigen kann. Die Haraforas haben keine bleibenden Wohnplätze, weil ſie durch ihre unſtete Lebensart, ſich das harte Joch ihrer mohämedaniſchen Gebieter am erſten erleichtern können, von denen ſie auf eine faſt unerträgliche Weiſe gedrückt werden. Dieſe Leute tragen ſineſiſche Zeuge, oder auch eine dichte, von Flachs verfertigte Leinwand; doch iſt der Oberleib gemeiniglich blos, Arme und Beine aber werden mit kupfernen Ringen geſchmückt. Ihre Waffen ſind Pfeil und Bogen, die Reicheren aber führen auch Spies, Säbel und Schilde.

Das zweyte Volk, die Magindanoer, ſind Mohämedaner und die Gebieter des Landes, deren Oberhaupt der Sultan von Magindanao oder Selangan genannt wird. Auch herrſchen im Innern der Inſel noch viele unabhängige Sultane, von denen aber manche nicht über zweyhundert Unterthanen haben. Der Sultan von Magindanao regiert zwar als Monarch, wird aber doch durch verſchiedene Einrichtungen in Ausübung ſeiner Obergewalt beſchränket. Seine Unterthanen treiben meiſtentheils Handel und Handwerke, und unter ihnen wohnen auch viele Sineſen. Die Ilanos, welche der Abkunft nach auch zu den Magindanoern gehören, ſind keine Unterthanen des Sultans, ſondern haben ihre eigene Regierungsverfaſſung. Beyder Sprache iſt eine Abart von der Malaiiſchen. Beyde ſind auch in ihrer ganzen Lebensart wenig oder gar nicht von einander verſchieden, ſondern leben faſt durchaus nach gleichen Geſetzen und Gewohnheiten. Die hieſigen Sultane und dergleichen, wohnen in befeſtigten Schlöſſern, die mit unter auf europäiſche Art befeſtigt, und mit Artillerie beſetzt

 ſind.

ſind. Ihre Leibwachen haben Feuergewehr, und werden zuweilen von ſpaniſchen Ueberläufern in den Waffen geübet. Die Leibwache des Sultans von Selangan trug vor einigen Jahren blaue Uniform mit rothen Aufſchlägen, und ſpaniſche Grenadiermützen. Haben dieſe Sultane nicht unter ſich ſelbſt Krieg, ſo treiben ſie Seeräuberey, und holen überall Sklaven zuſammen. Ihre Kaperſchiffe führen vierpfündige Kanonen und Drehbaßen, und haben ſechszig bis achtzig Mann Beſatzung. Durch den Umgang mit den Spaniern haben die Magindanoer verſchiedene europäiſche Gebräuche gelernt: ſo wird bey großen Beſuchen Schokolade herum gegeben; ſo ſitzen viele Vornehme ſchon auf Stühlen u. ſ. w.

Die Spanier ſind das dritte Volk, welches ſich auf Magindanao niedergelaſſen hat, ihr Anſehen iſt aber, außer der Hauptfeſtung Samboangan, äußerſt geringe, und ihr kleines Gebiet leidet häufig durch die Einfälle der Ilanos. Samboangan iſt eine mit hohen Mauern umgebene Feſtung, dicht am Geſtade des Meeres, aber von unbeträchtlicher Größe. Sie hat keinen Hafen, und dient den Philippinen als eine Art von Zuchthaus. Die ganze Niederlaſſung auf Magindanao aber, trägt der Krone Spanien gar nichts ein.

e) Suluhinſeln. Dieſe Inſeln, welche von der Hauptinſel, die auch Golo, Jolo, Zolo und Bola genennt wird, ihren Namen haben, ſtehen unter einem eigenen Sultan, der, ſo wie der von Selangan von arabiſcher Abkunft iſt, und 1761 nicht nur alle Inſeln von Magindanao an, bis an die öſtliche Spitze von Borneo beherrſchte, ſondern auch noch mehrere Inſeln, und ſogar einen großen Theil von Borneo unter ſeiner Botmäßigkeit hatte.

Die

Die Suluhinſeln ſind uns übrigens größtentheils nur ſehr wenig bekannt, und wir werden daher unſern Leſern nur einige Bruchſtücke liefern können. Die Hauptinſel Suluh, in welcher auch die Hauptſtadt des Sultans, Bauan genannt, gelegen iſt, hat einen fruchtbaren Boden, und eine Bevölkerung von etlichen ſechszigtauſend Seelen. Es ſind hier viele wilde Elephanten, die von ſolchen abſtammen, welche die Könige von Suluh in älteren Zeiten vom feſten Lande her zum Geſchenk erhalten haben; ferner eine Art kleine gefleckte Hirſche, (Cervus Axis L.) nebſt vielen Ziegen und Rindern. Schafe findet man nur wenige, wilde Schweine aber richten vielen Schaden an, und an den Ufern werden viele grüne Seeſchildkröten gefangen. Die Regierungsform auf Suluh iſt gemiſcht, und der Sultan wird durch den Adel und die Abgeordneten des Volkes ziemlich beſchränket. Der Reichthum Suluhs rührt vornehmlich von der Perlenfiſcherey her, ſo wie die Suluher auch an dem Handel mit den Sineſen, die jährlich mit etlichen Junken (Dſchunken) hieher kommen, und durch die Räubereyen, welche ſich bis auf die Philippinen erſtrecken, nicht wenig gewinnen. Inſ. Suluh.

Die Inſel Balambangan, welche 1764 nebſt mehrern Diſtrikten auf Borneo, vom Sultan Alamodin I. an die engliſche oſtindiſche Kompagnie abgetreten worden, die ihr aber nachher, als die darauf geſetzte Kolonie durch epidemiſche Krankheiten und innere Uneinigkeit geſchwächt war, die Einwohner von Suluh wieder abnahmen, liegt an der nordöſtlichen Spitze von Borneo, und bildet nebſt einigen kleinern Inſeln eine Kette, welche ſich wieder an die Philippinen anſchließt. Die ganze Inſel iſt gegen vier teutſche Meilen lang, und Inſ. Balambangan.

kann in drey Bezirke getheilet werden, von denen der eine waldig und bergigt, und mit viel kleinen Flüßgen gewäſſert, der andere zwar etwas waldig, aber doch eben, und der dritte faſt ohne alle Bäume, und ſehr geſchickt zum Reisbaue iſt. Die Inſel hat verſchiedene Holzarten, die zum Bauen und andern Arbeiten ſehr gut ſind, ferner Rottings oder ſpaniſche und Bambusröhre, und eine Art Kannenkraut, in deſſen zylinderförmigen Blatt ein ſchönes friſches Waſſer gefunden wird. An Thieren findet man wilde Schweine, kleine gefleckte Hirſche, viele Seeſchildkröten, Auſtern, Muſcheln, und eine unſägliche Menge Fiſche. Die Einwohner ſind ſchwarz wie auf Suluh.

Inſ. Palawan.

Palawan iſt eine andre, zum Theil an die engliſche Kompagnie abgetretene Inſel, in welcher Reis, Ebenholz, Betel, Rottings, Salpeter, Wachs, verſchiedene Gummiarten, Schildkröten, und viele Fiſche gefunden werden. Ein Theil der Einwohner lebet beſtändig auf kleinen Schiffen, und beſchäftigt ſich mit Fiſcherey der Perlenmuſcheln, des Seequalms, (einer Art ſchleimigten Seegeſchöpfs, welches häufig in dieſen Gegenden genoſſen wird) und der Kauris oder kleinen Porcellanmuſcheln, welche in verſchiedenen indiſchen Ländern als Scheidemünze gelten. Die Einwohner ziehen aus dem aufrechtſtehenden Stamm einer Art Piſang gewiſſe Fäden, aus welchen ein feiner, leichter, brauner Zeug verfertigt wird. Von den übrigen, Suluh unterworfenen Inſeln fehlen hinlängliche Nachrichten, und ſie mögen auch wohl zu wenig eigenes haben, als daß eine genauere Bekanntſchaft mit ihnen ſo wichtig ſeyn ſollte.

f) Moluckiſche und Bandainſeln.

Die **Molucken**, und daneben liegenden **Bandainſeln** machen zuſammen einen anſehnlichen

chen Archipelag aus, der aus zehn größern und kleinern Inſeln beſtehet, und der mit den Philippinen denſelben Urſprung zu haben ſcheinet. Alle dieſe Inſeln ſind mit Sandbänken und Klippen umgeben, welche den Zugang zu ihnen ſehr beſchwerlich machen, auf allen iſt die Hitze groß und die Luft beſtändig mit Feuchtigkeiten geſchwängert, welche häufige und beſchwerliche Krankheiten erzeugen. Der Boden iſt meiſt überall trocken und ſchwammigt, und bringt weder Korn noch Reis, dafür aber deſto mehr Sagobäume, wodurch jener Mangel hinlänglich erſetzt wird. Auch wachſen Zitronen, Pomeranzen, Kokosnüſſe, und andre indiſche Früchte in Menge auf dieſen Inſeln, ihr größter und vorzüglichſter Reichthum aber beſteht in Gewürznägelein, Muskatennüſſen, Aloe und Sandalholz.

Der Nägeleinbaum hat einige Aehnlichkeit mit dem Lorbeerbaume: ſeine vielen Aeſte treiben eine außerordentliche Menge Blüten hervor, von denen jede ein Nägelein hat, welches erſt grün ſieht, hernach gelb, roth und zuletzt dunkelbraun wird. Der Muſkatenbaum wächſt hauptſächlich auf den Bandainſeln, gleicht dem Pfirſichbaume und ſeine Blätter ſtehen zwey und zwey an einem Stiele beyſammen. Die Frucht ſieht im Anfange grün, ſo wie ſie aber reifet, wird ſie blau mit allerhand farbigen Streifen untermenget. Die Frucht hat eine Schale wie gewöhnliche Nüße, welche ſich nach und nach öffnet, und eine rothe Decke ſehen läßt, die wir unter dem Namen Mazis oder Muſkatenblume kennen. Unter dieſer Decke liegt die eigentliche Nuß, welche, ehe ſie zu uns kömmt, vorher in Kalchwaſſer eingeweicht wird, damit ſich keine Würmer darinnen erzeugen können.

Mineralien findet man auf allen dieſen Inſeln nicht, und auch aus dem Thierreiche haben ſie wenig Erzeugniſſe, doch giebt es verſchiedene Arten Federwild, worunter ſich auch Paradiesvögel befinden, Schlangen, Krokodille und viele Fiſche.

Von woher dieſe Inſeln bevölkert worden ſind, bleibt bey den äuſſerſt unvollſtändigen, hiſtoriſchen Nachrichten von jenen Gegenden immer ein Problem. Die Einwohner ſind braun von Farbe, gut gebauet, und von grauſamer wilder Gemüthsart, die vielleicht aber nur eine Folge der Unterdrückung iſt, in welcher ſie von den Holländern gehalten werden, da ältere Reiſende ihnen das Lob der Geſelligkeit und Leutſeligkeit geben. Nur Weiber und Prieſter gehen auf den Molucken bekleidet, die Männer haben blos einen Schurz um die Lenden, und einen Hut von Baumblättern auf dem Kopfe. Der Rock der Weiber gleicht einem vorn offenen Sacke, und dabey tragen ſie Hüte, welche ſieben bis acht Schuhe breit, und mit Muſcheln und Perlenmutter geſchmückt ſind, und die Prieſter unterſcheiden ſich nur durch ſpitzige Mützen von ihnen. Dieſe Völker leben ohne alle Kultur, von Sago und dem Ertrag ihrer Jagden. Ihre Religion iſt ein mit Heidenthum verdorbener Mohämedismus, und jede Inſel hat beynahe ihren eigenen Regenten.

Die Portugieſen waren die erſten Europäer, welche 1515 an den Molucken landeten, und zwar gerade als zwey Sultane derſelben mit einander in Krieg verwickelt waren. Sie unterſtützten den einen und tyranniſirten nachher ſelbſt über ihn. Ihre Gewaltthätigkeiten vergrößerten ſich, ſo wie das Anſehen zunahm, das ihnen das Glück ihrer Waf-

fen

fen verſchaffte. Die Spanier traten 1519 auf die Seite der unterdrückten Einwohner, und der Krieg ward nun mit vieler Hitze geführet, bis endlich Kaiſer Karl V. das anmaßliche Recht auf dieſe Inſeln den Portugieſen völlig abtrat. Demohngeachtet waren dieſe noch nicht ruhige Beſitzer, ſondern hatten nunmehr noch heftige Kriege mit den Eingebornen zu führen, welche ſich endlich damit endigten, daß die Holländer, welche während der Zeit die Beſitzungen der Portugieſen in Oſtindien ſchwächten, ſich auch 1621 der Molucken bemächtigten. Sobald dieſe ſich völlig feſtgeſetzt hatten, ſuchten ſie auch den Gewürzhandel völlig in ihre Gewalt zu bekommen, und deswegen brachten ſie die Sultane von Tidor und Ternate dahin, daß ſie alle auf den ihrer Herrſchaft unterworfenen Inſeln, wachſende Nägelein und Muſkatenbäume auszureißen erlaubten, für welche Erlaubniß ſie ein jährliches Gehalt bekommen.

Wir gehen nunmehr zur Beſchreibung der einzelnen Inſeln über. Dieſe ſind 1) Ternate, welche acht, nach andern aber eilf Stunden im Umfange hat. In der Mitte der Inſel liegt ein immer rauchender Volkan, welcher ſehr oft Feuer auswirft, und dann die ganze Gegend mit Aſche und Bimsſteinen bedecket. Von dieſem Berge geht das Land immer tiefer gegen das Geſtade herab, und eine Menge Bäche ergießen ſich von ihm, deren Waſſer aber nicht für das geſündeſte gehalten wird. Sago, Mandeln, Kokos, Bananas, Zitronen, Pomeranzen und Toback wachſen auf dieſer Inſel. Auch giebt es eine Menge Papagoien, Paradiesvögel u. ſ. w. Die Holländer haben nur einige Forts auf dieſer Inſel, welche eigentlich von einem Sultan beherrſcht wird, deſſen Hauptſtadt I. Ternate.

Inſ. Tidor. Gammalemma genennt wird. 2) Tidor iſt ein wenig größer als Ternate, mit der ſie dieſelben Produkte, Regierungsform u. ſ. w. hat. Die Holländer beſitzen ein Fort auf derſelben. 3) Modir und 4) Machian, welche gegen Süden von Tidor liegen, ſind dem Sultan von Ternate unterworfen. Die Holländer haben auf beyden Forts, und auf Machian iſt ein Volkan, deſſen Oeffnung den ganzen Berg herabgehet. 5) Bachian oder Batſiang iſt ein eigener Staat, der aber denen von Ternate und Tidor weit nachſtehet, weil die Holländer den beſten Theil davon inne haben.

Inſ. Modir und Machian.

Inſ. Bachian.

Zu den Molucken werden noch gerechnet 6) Amboina, welche ſechszehn bis zwanzig Stunden im Umfange hat, und die wichtigſte der Molucken iſt, weil die Holländer den Nägelein- und Muſkatenbau auf ihr vereinigt haben. Die Hauptſtadt dieſer Inſel heißt Ambon, und liegt in einem großen Meerbuſen. Sie hat ſchöne, regelmäßige Gaſſen und verſchiedene Kanäle, über welche Brücken gebauet ſind. Ferner ſind hier große freye Plätze, ein großer Pallaſt, verſchiedene Hoſpitäler, und zwey chriſtliche Kirchen, wo in holländiſcher und malaiiſcher Sprache Gottesdienſt gehalten wird. Um Amboina herum liegen etliche kleinere Inſeln, auf welchen viel Sago wächſt. 7) Ceram. Dieſe Inſel kann ohngefähr ſechszig Stunden lang, und zwanzig bis vier und zwanzig breit ſeyn. Der größte Theil iſt den Holländern unterworfen.

Inſ. Amboina.

J. Ceram.

Zu den Bandainſeln gehören eine Menge, zum Theil auch ganz unbewohnte Eilande, von denen Banda die vornehmſte iſt. Sie hat ohngefähr die Geſtalt eines Hufeiſens, und man giebt ihr ſechs Stunden im Umfange. Der Hauptort heißt Lentor, und liegt am Ufer des Meeres am

J. Banda.

Fuß eines hohen Berges, auf welchem ein feſtes Fort erbauet iſt. Die meiſten dieſer Inſeln ſind ſandig, felſig, und wenig mit Gras bewachſen. Sie haben nicht allein wenig vierfüßige Thiere, ſondern es iſt ſogar an Fiſchen Mangel. Ein beſonderer Vogel ſoll auf dieſen Inſeln leben, den die Einwohner Eme nennen, und welcher zweymal ſo groß als ein Schwan iſt, ſchwarze Federn, und weder Zunge, noch Flügel, noch Schwanz hat. Sein Kopf iſt mit einer harten Schale bedeckt, welche ſo hart als Schildpatte iſt. Seine Füße ſind lang, und er braucht dieſelben als eine Art Waffen, indem er gleich einem Pferde damit hinten ausſchlägt. Die alten Einwohner dieſer Inſeln waren ein wildes, grauſames und treuloſes Volk. Einen Theil davon hat das Schwerdt gefreſſen, und die andern ſind in ſpaniſche und holländiſche Kolonien verſetzt worden. Jetzt wohnen hier wenige Europäer, freye chriſtliche Indier aus den benachbarten Inſeln, und eine Menge Sklaven.

Zuweilen zählt man auch hiezu noch folgende Inſeln, die wir, weil ſich ihnen kein ſchicklicherer Platz anweiſen läßt, hier mitnehmen wollen: die Inſel Sologo, die zum Theil den Sultan von Ternate für ihren Oberherrn erkennet. Sie hat alle Bedürfniſſe des Lebens, auch wächſt Sandalholz, ſchlechter Zimmt, Kampher, Ingwer und langer Pfeffer darauf. Am Geſtade ſtehen Manchineelbäume, deren Schatten tödtlich ſeyn ſoll. Die Einwohner leben im völligen Stande der Wildheit, gehen nackend, ritzen ſich Figuren in die Haut, und wohnen in kleinen Gemeinden zuſammen. J. Sologo.

Key, eine hohe, bergige, waſſerreiche Inſel. Es ſind eine Menge Dörfer auf derſelben, von denen jedes einen beſondern Regenten hat, die in beſtän- Inſ. Key.

dige Fehden mit einander verwickelt ſind, welche alle auf Sklavenmachen abzwecken. Die Einwohner von Aroe haben denſelben Gebrauch. Ihre Inſel hat wenig Flüſſe, aber viel Reis, Wurzeln und Thiere. Solor hat einige Wichtigkeit für die Molucken, weil man eine große Menge Lebensmittel daraus ziehet. Sie hat auch viel Sandalholz. Timor iſt die ſüdlichſte und größte aller dieſer Inſeln, indem ſie über ſiebzig Stunden lang, und achtzehn breit iſt. Sie hat wilde und zahme Thiere, Obſt, Gemüſe, Muſcheln und Früchte im Ueberfluß. Auch giebt es Bienen, Sandalholz und ganze Wälder voll Kokos und Tamarindenbäume. Die Einwohner des Landes ſind Mohämedaner und Heiden, die in mehrere Völkerſchaften zertheilt, und zum Theil mit den Holländern verbündet ſind. Die andern aber ſind ſo wild, daß ſie alle Fremde ermorden. Sie gehen auch nie aus ihren Hütten ohne Schwerdt, Wurfſpies, Bogen und Pfeile. Jagd und Fiſchfang ſind ihre vorzüglichſten Beſchäftigungen. Auch wohnen hier viele Portugieſen, welche jetzt holländiſche Unterthanen ſind, und ſich in der Stadt Kupan aufhalten. Hieher ſchickt die holländiſch oſtindiſche Kompagnie jährlich eine Ladung grobe Zeuge, und nimmt einige Landesprodukte dagegen. Gilolo iſt eine große, ſechszig Stunden lange und funfzehn Stunden breite Inſel, deren Bewohner aber völlig als Wilde leben.

J. Aroe. J. Solor. J. Timor. J. Gilolo.

g) Celebes oder Makaſſar.

Die Inſel Celebes oder Makaſſar iſt eine der größten indiſchen Inſeln, indem ſie ohngefähr hundert und ſechszig Stunden Länge, und ſechszig Stunden Breite hat. Ein Kanal, der die Meerenge von Makaſſar genannt wird, ſcheidet ſie von Borneo. Mitten in die Inſel geht von Süden

herein

herein ein tiefer Meerbuſen, in welchem mehrere kleine Inſeln, und eine Menge Sandbänke liegen, und dieſer ſüdliche Theil der Inſel ſcheinet ein ewiger Garten zu ſeyn. Das Innre des Landes iſt den Europäern äuſſerſt wenig bekannt, doch weiß man, daß es in zwey Königreiche Boni und Makaſſar getheilt wird, von denen das leztere den Holländern zinsbar iſt. Das erſtere, welches auch das Königreich Celebes genannt wird, liegt im Norden der Inſel, das andre aber nimmt die ſudlichen Gegenden ein, und ſeine Hauptſtadt Mankakar ſoll eine große, nicht ſchlecht befeſtigte Stadt ſeyn. Steinerne Gebäude ſind blos der Pallaſt des Königs und einige Metſcheds, die übrigen Häuſer aber ſind von Ebenholz, und mit Baumblättern gedecket. Die Holländer haben hier das Fort Rotterdam nebſt verſchiedenen andern befeſtigten Plätzen. Boni, die Hauptſtadt des andern Reiches, iſt nur dem Namen nach bekannt.

Dieſe Inſel hat übrigens ein ſehr heißes Klima und würde ganz unbewohnbar ſeyn, wenn häufiger Regen und friſche Winde jene Hitze nicht milderten. Dabey aber iſt das Land auſſerordentlich fruchtbar, und wie ein Reiſender ſagt, es iſt beynahe keine Provinz, welche nicht von der Natur irgend ein beſondres Geſchenk erhalten hätte. Die nördlichen, gebirgigten Gegenden haben reiche Gold- Kupfer- und Zinnbergwerke; die Wälder haben eine Menge der ſchönſten Holzarten, von Blumen und Früchten giebt es eine auſſerordentliche Menge, wohin auch vortreffliche Baumwolle, und vorzüglich guter Reis gerechnet werden können. Tieger, Elephanten und dergleichen, werden hier nicht gefunden, dafür aber giebt es deſto mehr Hirſche, wilde Schweine und Affen, und an zahmen Thieren,

Horn-

Hornvieh und Pferde. Das Meer und die Flüſſe liefern auch eine Menge Fiſche, Muſcheln und Schildkröten, und unter andern auch den Lamentin, ein Thier, welches im Waſſer, ſo wie auf dem Lande lebet, und in Oſtindien ſelten gefunden wird. Dieſes Thier iſt zuweilen zwanzig Fuß lang, und hat keine andre Flosfedern als den Schwanz und zwey Tatzen. Seine Haut iſt ſchwarz, hart und runzlicht. Man tödtet es mit Wurfſpießen, wenn es an das Ufer auf die Weide kömmt, und ſein Fleiſch ſoll dem beſten Kalbfleiſche nichts nachgeben.

Die Einwohner dieſer Inſel, welche unter dem Namen der Makaſſaren in Indien bekannt, und wegen ihrer kriegeriſchen Wildheit gefürchtet ſind, werden ſchon von Jugend auf durch eine harte männliche Erziehung zu Soldaten gebildet. Ihre gewöhnliche Nahrung iſt Reis, Früchte, Wurzeln, Fiſche und Flügelwerk, und Waſſer ihr gewöhnliches Getränk, wiewohl ſie auch Thee, Koffee und Schokolade kennen gelernt haben, und in Geheim keine Verächter ſtarker Getränke ſind. Vorzüglich aber berauſchen ſie ſich im Opium, der ihnen jene übermenſchliche Kühnheit ertheilet, mit welcher wenige von ihnen blos mit dem Krid bewafnet, ſich in den dichteſten Haufen zu ſtürzen vermögend ſind. Sie unterſcheiden ſich durch guten Anzug von allen benachbarten Völkern, und es iſt ſonderbar, ein ſo kriegeriſches Volk in Röcken von Gold- und Silberſtoff, mit Arm- und Ohrringen geſchmücket zu ſehen; noch ſonderbarer aber, daß die Weiber wider die Gewohnheit ihres Geſchlechts, weit weniger Pracht in ihren Kleidungen haben, und blos in weißen Muſſelin, deſſen Glanz ein goldener Gürtel erhöhet, gekleidet ſind. Dieſes Volk hat

hat erblichen Adel, ihre Regierungsform iſt zwar orientaliſcher Deſpotiſmus, aber doch nicht ganz mit der harten Sklaverey der Unterthanen verbunden, die man in andern indiſchen Reichen bemerket. Die Makaſſaren ſind ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert Mohämedaner, und genauer mit dieſer Religion bekannt, als andre ſich dazu bekennende Inſulaner Indiens. Die Holländer ſind ſeit 1660 auf Makaſſar, das ihnen aber blos als Schlüſſel zu den Molucken wichtig iſt.

Weſtwärts von Makaſſar ſind die Sundainſeln gelegen, unter denen Borneo, Java und Sumatra die vorzüglichſten ſind. Wir wollen dieſe drey Inſeln einzeln beſchreiben. h) Sunda Inſeln.

Borneo, die größte aller bekannten Inſeln, wenn man Neu-Holland ausnimmt, enthält vierzehntauſend zweyhundert und funfzig Quadratmeilen, und machte lange vorher ein anſehnliches Königreich aus, ehe die Europäer in dieſe Gegenden kamen. Die Sineſen ſcheinen dieſes Reich geſtiftet zu haben, das auch über viele benachbarte Inſeln ſeine Herrſchaft verbreitete, welches ſich aber ſo ſehr verändert hat, daß jetzt der Sultan von Suluh einen wichtigen Theil von Borneo inne hat. Dieſe Inſel liegt unter einem beynahe brennenden Himmelsſtriche, und die Hitze würde unerträglich auf derſelben ſeyn, wenn ſie nicht durch kühle Winde und häufigen Regen gemäßigt würde. Im Innern iſt das Land ſehr gebirgig, gegen das Meer zu aber deſto niedriger, und daher öftern Ueberſchwemmungen unterworfen, welche die Luft vergiften, und vorzüglich auf europäiſche Naturen ſehr ſchädliche Wirkungen hervorbringen. Die Fruchtbarkeit dieſer Inſel iſt nicht geringe, und ihre vorzüglichſten Produkte ſind Reis, Zucker, Baumwolle, Inſ. Borneo.

wolle, Pfeffer, indiſche Obſtarten, Ingwer und dergleichen. Rottings oder ſpaniſche Röhre ſind in ſo großer Menge zu haben, daß jährlich wenigſtens zwey oder drey Schiffsladungen könnten verſchifft werden. Die Wurzeln allein machen das Rohr aus, der Stamm und die Blätter kriechen an den nächſten Bäumen hinan. Kohlbäume ſind in groſſem Ueberfluſſe vorhanden. Den mittlern Schoß derſelben ſchneidet man aus, und ißt denſelben entweder roh mit Baumöl, Eſſig und Pfeffer, als Salat, oder mit Fleiſch gekocht. Ferner Tannenbäume, welche ein Harz geben, Bambusröhre, Bauholz, Yams, (Dioſcorea alata) eine trockene, Fauſt große Wurzel, welche in vielen Gegenden Indiens als Brod gegeſſen wird, und vorzüglich den ächten Kampferbaum, deſſen Blätter von den Kampferbäumen in unſern botaniſchen Gärten ſehr unterſchieden ſind. Die Früchte dieſes Kampferbaums ſind ziemlich einer Nuß ähnlich; dieſer ächte Kampfer iſt an der Rinde des Baums als ein ausgeſchwiztes Harz zu finden, auch zieht man ein gelbes Oel aus dieſem Baume. An Mineralien giebt es Gold, Eiſen, Kupfer, Salpeter und viele Edelgeſteine, wohin auch ſehr feine Diamanten gehören. Aus dem Thierreiche endlich findet man allerley zahme Thiere, nebſt zwey verſchiedene Arten ſehr großer wilder Ochſen, Hirſche, wilde Schweine, Affen, Orang Utangs, von denen wir bey Sumatra umſtändlicher ſprechen werden, Tieger, Elephanten, viele Vögel, von denen aber keiner unſern europäiſchen Arten ähnlich iſt, und unter denen ſich auch die Art, von welcher die Vogelneſter kommen, befindet. Dieſe Vögel ſind den Schwalben ähnlich. Ferner giebt es ſehr wohlſchmeckende Fiſche, Schildkröten, Schlangen, Bienen u. ſ. w.

Im Innern der Inſel wohnen die Biadſchus oder Eidahan, welche unter mehrern Oberhäuptern ſtehen, und für Ureinwohner der Inſel gehalten werden. Dieſe Nation iſt nicht ſo ſchwarzgelb, als die Einwohner längſt der Küſte, und man hat daher ſchließen wollen, daß ſie von ſineſiſcher Herkunft wären. Sie iſt gutmüthig, treibt Ackerbau und einigen Handel, und bekennt ſich zu einem groben Heidenthum. Dabey beklagen ſie aber doch ihre eigene Unwiſſenheit, und bezeigen denen eine auſſerordentliche Ehrfurcht, von welchen ſie glauben, daß ſie beſſere Begriffe von Gott als ſie haben.

Die mohämedaniſchen Einwohner, welche die Herrſchaft an den Küſten haben, ſind malaiiſcher Abkunft, ſchwarzgelb von Farbe, feine Köpfe, die viel Anlage zum Guten haben, aber dabey auſſerordentlich viel Faulheit beſitzen. Sie ſind wohlgebauet, aber klein, und nicht gut ausſehend, ihre Weiber aber ſind beſſer gebildet, und haben vorzüglich ſehr ausdrucksvolle Augen. Ihr Adel lebt ſehr prächtig, trägt koſtbare Kleider, ſpeiſet auf Silbergeſchirr, und liebt Tanz, Schauſpiel und andre Vergnügungen. Ihre Häuſer ſtehen gewöhnlich auf Pfählen, und ſind blos von Holz, das Dach mit Blättern gedecket, und unter einander mit hölzernen Brücken verbunden. Sie treiben verſchiedene Künſte mit gutem Erfolge, und machen in Gold, Silber und Holz geſchickte Arbeiten. Weiber und Kebsweiber unterhält jeder ſoviel, als ihm ſeine Umſtände erlauben.

Sineſen und Portugieſen ſind ehedem nach einander im alleinigen Beſitz des Handels von Borneo geweſen. Jetzt haben die Holländer einige Faktoreyen hier, ihr Handel hat aber nicht allzu-

viel zu bedeuten, theils wegen der Konkurrenz mit den Engländern, theils weil die Inſel, ſeitdem das große Reich der Sultane von Borneo zerfallen iſt, zuviele kleine Herren hat, deren Intereſſe nicht immer auf denſelben Punkt gelenket werden kann.

Die Hauptſtadt der Inſel heißt Borneo und hat ihren eigenen Sultan, ſo wie Bendſchar, Maßia, Sukkadana und andre große Städte mehr.

Inſ. Java. Dieſe und die folgende Inſel Sumatra werden durch einen ziemlich breiten Arm des Meeres von einander geſchieden, die bey den Seefahrenden den Namen der Straße von Sunda hat, und von der alſo alle dieſe Inſeln benennt worden ſind. Die Inſel Java, deſſen Flächeninhalt auf zweytauſend vierhundert Meilen geſchätzet wird, und wo die holländiſche oſtindiſche Kompagnie ihre Macht und Reichthümer vereinigt, iſt ein ſehr volkreiches und fruchtbares Land, deſſen Klima aber, was vorzüglich die von Europäern bewohnten Küſten betrift, wegen häufigen Moräſten, und von den Ueberſchwemmungen zurückbleibenden ſtehenden Gewäſſern für ſehr ungeſund gehalten wird. Schon der Anblick ihrer Küſten verkündigt ein reiches, mit jedem Ueberfluſſe geſegnetes Land, und wirklich iſt dieſer Anſchein nicht trügeriſch, wirklich verſpricht das Land nicht mehr, als was es zu halten im Stande iſt, wie uns eine kleine Ueberſicht ſeiner Produkte lehren wird.

Gewächſe von Java ſind, eine unſägliche Menge Reis, Zuckerrohr, Pfeffer, Kardamome und andre Gewürze, mit denen die Inſulaner ihre Speiſen würzen: die Holländer haben Kakaoplan-

tagen

tagen angelegt, welche aber nicht zum beſten fortgekommen ſind. Beſſer iſt es ihnen mit dem Koffee gelungen, der ſo gut gediehen iſt, daß ſie jetzt jährlich auf eine Million und zweymalhunderttauſend Pfund davon beziehen. Auch Weinſtöcke haben getragen, aber ſo weit hat man es noch nicht bringen können, daß man einen trinkbaren Wein aus den Trauben zuwege gebracht hätte. Java eigene Gewächſe ſind: der Samaka, ein dem Zitronbaum ähnlicher Baum, deſſen wäßrige Früchte wenig geachtet, die Blätter aber mit Zucker eingemacht werden; Mangas, eine treffliche, unſern Pfirſchen ähnliche Frucht, welche auf einem Baume wächſt, der dem Nußbaum gleichet, und viele Aeſte, aber wenig Blätter hat. Auf den herrlichen Weiden dieſer Inſel geht eine zahlreiche Menge von allerhand zahmen und wilden Thieren: Rhinozeros, Elephanten und Tieger ſind nicht ſelten; wilde Schweine, Hirſche und Büffel gehen heerdenweiſe mit einander, Affen von vielerley Arten giebt es in Menge, ſo wie auch verſchiedne Arten von Vögeln, Fiſchen, Inſekten, Schlangen und anderm Ungeziefer. Auch hat Java Gold, Silber und Kupferbergwerke, Diamanten, Rubinen und Smaragden.

Die Inſel Java iſt in verſchiedene Königreiche getheilet, welche in ziemlich beträchtlicher Abhängigkeit von den Holländern ſtehen, und von denen wir nachher beſonders ſprechen werden. Die Zahl der ſämmtlichen Einwohner wird auf eine Million hundert und vierzigtauſend geſchätzet, wozu eigentliche Javaner, Sineſen, Malaien, Balier, Bandeneſen und andere Aſiater nebſt vielen Europäern gehören. Wir wollen das Merkwürdigſte dieſer Völker hier zuſammen anführen,

ehe wir die einzelnen Reiche auf Java, die Beſitzungen der Holländer, und zugleich die Geſchichte dieſer leztern in Indien berühren. Die Javaner, welche von den Sineſen abzuſtammen vorgeben, ſind von mittler Größe, gut gebildet, ſtark von Gliedern, und ſchwarzgelb von Farbe. Sie haben breite Geſichter, platte Naſen, runde kleine Augen, und hohe aufgeblaſene Backen. Ihr Haar iſt lang, ſchlicht und glänzend ſchwarz. Von Karakter ſind ſie falſch und boshaft, und im Zanke gehen nicht ſelten Mordthaten vor, ja ihre Rachgier geht ſoweit, daß, wenn einer verwundet iſt, er ſich das Gewehr ſeines Feindes noch tiefer in den Leib rennt, nur damit er demſelben näher kommen, und auch eine Wunde anbringen könne. Mit dieſer grauſamen Gemüthsart verbinden ſie ungeheuern Stolz, ſchmuzigen Geiz und Neigung zu allen Wollüſten: ihre guten Eigenſchaften aber ſchränkt man gewöhnlich blos auf Mäßigkeit und einen unerſchütterlichen Gehorſam gegen ihre Vorgeſezten ein. Ihre Kleidung beſteht in einem Schurz um die Lenden, der, nachdem einer wohlhabend iſt, länger oder kürzer, koſtbarer oder ſchlechter getragen wird: auf dem Kopf aber haben ſie ein Stück baumwollen Zeug, welches etlichemal um den Kopf gewunden wird. Die Kleidung des weiblichen Geſchlechts iſt hievon wenig verſchieden, auſſer daß ihr Schurz etwas länger iſt, und ſie noch ein Gewand über den Buſen ſchlagen, das Haar aber fliegen laſſen, und mit Blumen ſchmücken. Sie ſind von Religion Mohamedaner, doch haben ſie auch viele heidniſche Gebräuche, und Künſte und Wiſſenſchaften ſind ihnen völlig unbekannt, ſie überlaſſen ſogar den Sineſen den Anbau des Landes, und bringen ihre ganze Lebenszeit mit Nichtsthun und Betelkauen hin. In Speiſen und Getränken verſchwen-

den

den ſie wenig, indem Reis, Wurzeln und Fiſche, ihre gewöhnliche Nahrung ſind.

Ein ganz andres Volk ſind die Sineſen, deren nicht allein in dem Gebiete der Holländer, ſondern auch in andern Gegenden ſehr viele wohnen. Ein Theil derſelben beſchäftigt ſich mit dem Landbau, ein andrer mit allerley Künſten und Handwerken, und wieder ein andrer mit dem Handel, überhaupt aber iſt kein Sineſer ohne Beſchäftigung, und ihre große Arbeitſamkeit, hat ſehr viel zu der größern Aufnahme der holländiſchen Beſitzungen auf Java beygetragen. Von den Holländern und ihrer hieſigen Lebensart werden wir bey Batavia ſprechen, jetzt gehen wir zu der Anzeige der einzelnen Staaten fort, aus denen die Inſel Java beſtehet.

Als die Europäer zuerſt an dieſer Inſel landeten, fanden ſie dieſelbe unter verſchiedene Suveräns getheilet, von welchen die Könige von Bantam und Mataram die mächtigſten waren. Gegenwärtig kann man fünf Staaten in Java annehmen, welche ſind: Bantam, Mataram, Tſcheribon, Balamboang und Batavia.

Bantam war ehedem ein ſehr blühendes Reich, welches ſogar auf Borneo und Sumatra Beſitzungen gehabt haben ſoll. Die Holländer haben aber ſein Anſehen, ſo wie ſeine Beſitzungen gewaltig geſchmälert, ſo daß ſie den ausſchließenden Handel, den ſie in dieſem Lande treiben, mit dreyhundert und ſiebzig Soldaten, welche in zwey elenden Feſtungen vertheilt ſind, behaupten, und dem Monarchen, der ſonſt über hunderttauſend Mann ins Feld ſtellte, Geſetze vorſchreiben können. Die Hauptſtadt ſeines Landes iſt Bantam, an dem Bantam.

Fuße eines hohen Gebirges, in einem tiefen Thale gelegen. Sie wird von zwey Aermen eines Fluſſes umgeben, und von dem dritten Arme durchfloſſen. Wie die Holländer nach Java kamen, war ſie einer der berühmteſten Handelsplätze in Oſtindien, und ihr Umfang wurde auf zwey Meilen geſchätzet. Sie war nach indiſcher Art befeſtigt, durch zahlreiches Geſchütz vertheidigt, und der königliche Pallaſt konnte für eine wirkliche Feſtung gelten. Die Häuſer lagen ohne Ordnung durcheinander, und nur in der Nähe des Pallaſtes waren etliche regelmäßige Straßen. Seit der Erbauung von Batavia hat ſie ihr ganzes ehemaliges Anſehen verloren. Jetzt iſt ihr Umfang weit kleiner, und die krummen, winklichten Gaſſen ſind ohne alles Pflaſter, und mit Häuſern beſetzt, welche auf hohen Pfoſten ſtehen, von Bambusrohr erbaut, mit Palmblättern gedeckt, und von Bäumen umgeben ſind. Durch die Stadt gehen eine Menge Kanäle, welche einen übeln Geruch von ſich geben, weil ſie nicht ſtark genug fließen, um den Unrath, der hinein geworfen wird, fortzuſpülen. Die große Metſched liegt in dem öſtlichen Theile der Stadt, mitten auf einem ſchönen Platze, auf welchem der Hauptmarkt gehalten wird. Der königliche Pallaſt hat von auſſen wenig Prächtiges, ſein Innres aber iſt völlig unbekannt. Die Holländer haben den Prinzenhof innen, wo ſie etwan hundert und funfzig Mann Beſatzung halten. Am weſtlichen Ende der Stadt bewohnen die Sineſen ein beſondres Quartier, in welchem die Häuſer faſt alle von Backſteinen erbaut ſind.

Tordeaſſe.

Tordeaſſe iſt eine artig gebaute Stadt von mittler Größe, ſechs Stunden über Bantam an der See gelegen. Auch ſie hat eine kleine holländiſche

ſche Beſatzung. Die übrigen Städte dieſes Reiches ſind von geringer Bedeutung.

Das Königreich oder Kaiſerthum Mataram liegt im Mittelpunkte der Inſel, und einige geben ihm ſogar gegen Norden und Süden das offene Meer zur Gränze. Ehedem erſtreckte es ſich über die ganze Inſel, und auch nachher noch, als ſich ſchon andre Staaten neben ihm gebildet hatten, war es noch ein großes und mächtiges Reich, ſeitdem aber im Anfang dieſes Jahrhunderts die Holländer einen Prinzen, welchem die Erbfolge ſtreitig gemacht ward, auf den Thron ſetzten, ſeitdem iſt der Kaiſer oder König von Mataram nichts weiter als ein gekrönter Sklav, in deſſen Hauptſtadt die Holländer eine Beſatzung haben, und in deſſen ganzen Staaten überhaupt ſie nach eigener Willkühr handeln.

Dem Zeugniſſe aller Reiſenden zufolge, hat dieſer Staat eine große Bevölkerung, und ſeine Hauptſtadt, welche ebenfalls Mataram genennt wird, war ehemals eine der größten indiſchen Städte, welche auch viel ſchöner und regelmäßiger als Bantam gebaut war. Seitdem aber die Reſidenz in Ningrat iſt, welches ebenfalls ein ſchöner und wohlgebauter Ort ſeyn ſoll, hat Mataram ſehr viel von ſeinem ehemaligen Glanze verloren. Ningrat liegt ein wenig weiter gegen Norden, als Mataram. Der Pallaſt des Monarchen iſt ein großes, mit Mauern umgebenes Viereck, und die Zimmer deſſelben ſollen ſehr prächtig, und nach europäiſchem Geſchmacke verziert ſeyn. Der jetzige König oder Kaiſer kleidet ſich europäiſch. Wie er vor etlichen Jahren in Batavia war, trug er ein ſchwarzes Samtkleid, goldſtoffene Weſte, Degen und Schnallen, reich mit Diamanten.

Mataram.

Ningrat.

Das Königreich Tſcheribon lieget im nördlichen Theile der Inſel, und ſein Sultan iſt ebenfalls ein Vaſall der Holländer, welche den ganzen Staat mit hundert Mann Soldaten, unter dem Joche erhalten. Die Hauptſtadt dieſes kleinen, aber ſehr furchtbaren Staates, heißt ebenfalls Tſcheribon. Sie liegt an einem kleinen Fluſſe, und iſt am beſten unter allen javaniſchen Städten gebauet.

Tſcheribon.

Das Königreich Balamboang befaſſet die öſtlichen Gegenden der Inſel. Dieſer kleine Staat behauptete ſeine Freyheit bis zum Jahre 1768: aber um dieſe Zeit mußte er den Waffen der Holländer unterliegen, die den Sultan auf der Citadelle von Batavia ſterben ließen, und ſeine Familie auf das Vorgebirge der guten Hoffnung ſchickten. Man weiß nicht genau, ob die Holländer dieſen Staat eingezogen, oder ob ſie einen andern Prinzen auf den Thron deſſelben geſetzt haben. Der vorzüglichſte Ort heißt, Balamboang, eine ziemlich große, ſehr gut ins Auge fallende Stadt.

Balamboang.

Wir kommen nunmehr zu den Beſitzungen der Holländer, welche die eigentlichen Herren von Java ſind, und hier den Hauptſitz ihrer Macht in Oſtindien haben. Ehe wir aber mehr hievon ſagen; dünkt es uns nöthig zu ſeyn, eine kurze Skizze von der Geſchichte der Holländer in Oſtindien voranzuſchicken.

Geſchichte der Holländer in Indien.

Holland hatte ſich kaum von den Feſſeln des ſpaniſchen Joches befreyet, als es ſchon darauf bedacht war, mit ſeinen ehemaligen Gebietern Handel und Reichthümer zu theilen. Portugall war damals im Beſitz des oſtindiſchen Handels, und die holländiſchen Kaufleute giengen alſo nach Liſſabon,

bon, und vertrieben die indiſchen Waaren, die ſie dort holten, in andre europäiſche Länder. So wie Portugall aber nach König Sebaſtians Tode, eine ſpaniſche Provinz worden war, unterſagte König Philipp II ſeinen neuen Unterthanen dieſen Handel, und die Holländer ſahen ſich nun genöthigt, wollten ſie anders ihren Handel nicht vernichtet ſehen, den Weg nach Oſtindien ſelbſt aufzuſuchen. Kornelius Houtmann, ein Kaufmann, der wichtige, in dieſes Fach einſchlagende Kenntniſſe hatte, ſegelte zuerſt 1595 mit vier Schiffen nach Oſtindien, und war nicht allein ſo glücklich die Portugieſen in einigen kleinen Gefechten zu ſchlagen, ſondern auch mit dem Kaiſer von Java ein Freundſchaftsbündniß zu ſchließen. Drey Jahr darauf gieng van Neck mit acht Schiffen nach Indien, ſetzte ſich auf Java und den Molucken, und kam mit großen Reichthümern nach Europa zurück. Nun entſtanden eine Menge Handelsgeſellſchaften, welche 1602 von den Generalſtaaten in eine einzige große oſtindiſche Kompagnie vereinigt wurden, welcher das Recht, Krieg und Frieden zu beſchließen, Feſtungen zu bauen, Statthalter zu erwählen, und Polizey und Juſtizbediente zu ernennen, zugeſtanden ward. Dieſe neue Kompagnie, deren Einrichtungen von den andern europäiſchen, nach Oſtindien handelnden Nationen nur nachgeahmt worden ſind, ſendete den Admiral Warwick mit vierzehn Schiffen, und einigen Jachten nach Oſtindien. Dieſer große Mann, den Holland mit Recht als den Stifter ſeines oſtindiſchen Handels betrachtet, machte die Holländer bald geliebt und gefürchtet in jenen Gegenden. Verſchiedene indiſche Fürſten, die ſie als ihre Rächer an den Portugieſen anſahen, ſchloſſen Verträge mit ihnen, und die Portugieſen mußten dieſen neuen, zwar nicht ſo kühnen, aber beſtändig bey

ihren Planen beharrenden Rivalen, bald das Uebergewicht über ſich zugeſtehen. Im Jahr 1624 ſetzten ſie ſich auf der bey Sina gelegenen Inſel Formoſa, nachdem ſie lange vergeblich getrachtet hatten, einen Eingang in dieſes Reich ſelbſt zu finden. Ein berühmter ſineſiſcher Seeräuber vertrieb ſie aber 1662 wieder von derſelben, und ihr ſineſiſcher ſowohl als japaniſcher Handel ſind, wie wir bey Beſchreibung dieſer beyden Reiche ſehen werden, äuſſerſt beſchränkt geblieben, wenn ſie gleich in Japan die einzigen Europäer ſind, denen der Eingang in das Reich verſtattet wird.

Dafür ſaßen ſie feſt auf den Molucken, auf Borneo, Sumatra, und den beyden Halbinſeln: jagten die Portugieſen 1658 von Zeilan, und machten Java zum Mittelpunkte ihrer ganzen, und, bis die Engländer ihr Reich am Ganges ſtifteten, allen andern europäiſchen Nationen in Indien überlegenen Macht. Noch ſteht ihr oſtindiſcher Handel auf einem ziemlich guten Fuße, wenn gleich die Kompagnie große Verluſte hat, und die Uneigennützigkeit, Treue und Redlichkeit, mit welcher ihre Bedienten ehedem zu Werke giengen, ziemlich geſchwunden iſt.

Das Land, welches ſie jetzt als völlige Eigenthümer auf Java beſitzen, war ehemals ein eigenes Königreich, welches Jakatra genennt ward. Gegenwärtig beläuft ſich ſeine Bevölkerung ohngefähr auf hundert und funfzigtauſend Einwohner, deren Fleiß zwey Millionen Pfund Kaffee, fünf und zwanzigtauſend Pfund Baumwolle, hundert und funfzigtauſend Pfund Pfeffer, zehntauſend Pfund Indigo, zehn Millionen Pfund Zucker, und ſechstauſend Fäſſer Arekanüſſe liefert.

Bata-

Batavia, der Hauptſitz der Holländer in Oſtindien, iſt auf den Ruinen der alten Hauptſtadt dieſes Reiches gebauet, und bey den Javaneſen führt ſie noch den Namen Jakatra. Dieſe Stadt, welche unſtreitig eine der beſten in Indien iſt, aber von ihren Lobrednern viel zu ſehr erhoben wird, liegt in einer niedrigen Ebene, welche gegen Norden das Meer hat, und gegen Süden von einer Kette hoher Gebirge begränzt wird. Vor ihr iſt eine tiefe und ſichere Rhede, in welche ſich ein Strom ergieſſet, welcher die Stadt durchläuft, und in eine Menge Kanäle vertheilt iſt. Ihr Umfang wird mit den Vorſtädten auf zwey Meilen, und ihre Bevölkerung auf beynahe hunderttauſend Seelen geſchätzet. Sie hat eine viereckte Geſtalt, eine ziemlich gute Befeſtigung, und iſt in holländiſchem Geſchmacke gebauet. Die meiſten Gaſſen ſind nach der Schnur gezogen, dreyßig Fuß breit, längſt der Häuſer gepflaſtert, und auf beyden Seiten mit Bäumen beſetzet, in der Mitten aber ſind faſt überall Kanäle, welche vielleicht nicht wenig zu der ungeſunden Luft von Batavia beytragen. Schöne Gebäude giebt es hier wenig, aber die Häuſer ſind wenigſtens ſehr bequem gebauet, und keines iſt faſt ohne Garten. Unter den öffentlichen Gebäuden ſind, das Rathhaus, die Hoſpitäler, eine vor etlichen Jahren erbauete Kirche, und der Pallaſt des Statthalters die vorzüglichſten. An der Stadt liegen drey große Vorſtädte: eine, in welcher Portugieſen, Malabaren u. a. Indier wohnen, eine, die blos von Indiern, ſowohl aus den Inſeln, als vom feſten Lande, bewohnt wird, und noch eine, welche den Sineſen zum Aufenthalt dienet. Zwiſchen und an dieſen Vorſtädten liegen die Gärten der Holländer.

Batavia.

Die

Die Bevölkerung von Batavia iſt äuſſerſt beträchtlich. Auſſer der ungeheuern Menge von Sklaven, welche theils mit Gewalt, theils mit Liſt, von Celebes, den Molucken und andern Inſeln entführt worden ſind, findet man hier viele freye Indier und Sineſen, welche ſich mit dem Landbau und ſehr viel Manufakturarbeiten beſchäftigen. Weiße mögen etwan zehntauſend in Batavia leben, von denen viertauſend in Indien geboren ſind. Die hieſige Lebensart vereinigt den aſiatiſchen Pomp mit allen Arten von europäiſcher Schwelgerey. Wenn der Gouvernör ausfährt, wird er von einem zahlreichen Gefolge, wobey auch Muſik iſt, begleitet, und wer ihm begegnet, muß ſtille ſtehen, oder aus dem Wagen ſteigen, um ihm ſeine Ehrerbietung zu bezeugen. Die Tafeln ſind mit den ausgeſuchteſten Speiſen aller vier Erdtheile beſetzet, und ſelbſt Waſſer aus Selters wird mit ungeheuern Koſten nach Batavia gebracht. Das Band der Ehe wird wenig geachtet, Lüderlichkeit herrſcht unter allen Ständen, und der Luxus hat ſo ſehr überhand genommen, daß die Holländer hier ganz andre Menſchen als in Europa zu ſeyn ſcheinen. Seit einigen Jahren iſt auch in Batavia eine gelehrte Geſellſchaft, von deren Arbeiten wir auch ſchon einige Proben in einer teutſchen Ueberſetzung haben.

Der hohe Rath, welcher über alle, der Kompagnie gehörige Beſitzungen in Oſtindien herrſchet, hat ſeinen Sitz zu Batavia. Er beſtehet aus dem Statthalter, dem Generaldirektor, fünf Räthen, und einer kleinen Anzahl Beyſitzer. Eigentlich ſoll alles durch die Mehrheit der Stimmen entſchieden werden, allein ſelten wird jemand einer andern Meinung, als der Generalguvernör ſeyn, der auch,

ohn-

ohngeachtet er ſeine Stelle nur auf fünf Jahr hat, dennoch meiſtens Zeitlebens ſeinen Poſten behält. Faſt immer wird dieſes wichtige Amt von Kaufleuten, und nie von Soldaten bekleidet.

Bey Java liegen noch zwey Inſeln, welche einige Erwähnung verdienen: die erſte, welche Bali oder auch Klein Java genannt wird, wird von dem ſchon angeführten Balamboang, nur durch einen kleinen Kanal geſchieden. Sie hat eine dreyeckige Geſtalt, und iſt ohngefähr funfzehn Stunden im Umfang. Gegen Norden iſt ſie gebirgigt, gegen Mittag aber bildet ſie eine ſchöne fruchtbare Ebene. Die Reſidenz des Sultans hat mit der Inſel denſelben Namen. Die Sineſen beſuchen Bali öfters, und vertauſchen hier Porzellan und Säbelklingen gegen baumwollne Waaren, welche die Einwohner auch in kleinen Fahrzeugen nach Java zum Verkauf bringen. Die zweyte Inſel iſt Madure, welche ebenfalls nur durch einen ſchmalen Kanal von Java geſchieden wird. Sie iſt mittelmäßig groß, aber ſehr fruchtbar. Ihre Bewohner waren ehedem ihrer Kapereyen wegen berüchtigt. Die Holländer haben den Sultan entthronet, und ſeinen Sohn als Statthalter dahin geſetzt.

Inſ. Bali.

J. Madure.

Die Inſel Sumatra, wahrſcheinlicherweiſe das Taprobana der Alten, iſt die weſtlichſte unter den Sundainſeln, erſtrecket ſich von Nordweſt nach Südoſt, und iſt eine der längſten Inſeln der bekannten Welt. Durch die ganze Inſel gehet eine Kette Gebirge, die zwar beträchtlich hoch, aber doch nicht ſo hoch ſind, daß ſie jemals mit Schnee bedeckt wären. Verſchiedene derſelben rauchen oder werfen Feuer aus. Zwiſchen dieſen Bergen ſind ſchöne Ebenen und große Seen, welche auch der Urſprung der größern Flüſſe ſind, wie denn überhaupt vielleicht

J. Sumatra.

leicht kein Land beſſer mit Waſſer verſehen iſt, als dieſes. Die Hitze iſt nicht ſo heftig, als man vermuthen ſollte, ſo wie auch die Kälte ſtärker, als, wenn auch Schnee, Froſt und Hagel ganz unbekannte Erſcheinungen ſind. Der Boden beſteht faſt überall aus einem röthlichen Thon, der mit einer nicht tiefen Lage ſchwarzer und fruchtbarer Erde bedeckt iſt. Drey Viertel der Inſel ſind Wald, und längſt der weſtlichen Küſte ſind viele Moräſte. An Produkten hat dieſe Inſel Berg- und Sumpfreis, Kokos, Betel, Pfeffer, Koriander, Kurkuma, Kardamome, Seſam, Palma Chriſti, aus welcher das Kaſtoröl gemacht wird, Maulbeeren, Kalnick, eine Art Neſſel, aus welcher Bindfaden gemacht wird, Taback, Hanf, welcher ebenfalls als Taback geraucht wird, Piſang, Yams, Kohlbäume, Kampfer, Sago, Indigo, Braſilienholz, viele Farbekräuter, herrliche Blumen, Arzneygewächſe u. ſ. w. Ferner, Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Zinn, Schwefel, Salpeter, eine ſchlechte Art Steinkohlen, Kriſtall, Bergöl, Verſteinerungen, mineraliſche Wäſſer und Farbeerden. An vierfüßigen Thieren giebt es kleine Pferde, Schafe, Ziegen, zahme und wilde Schweine, Elephanten, Rhinoceros, Tieger, kleine ſchwarze Bäre, Stachelſchweine, Schweinhirſche, Affen, wilde Katzen, Zibetkatzen und Büffel, welche die einzige bey der Hausarbeit gebräuchliche Thierart ſind. Zu den beſondern, hier noch nie erwähnten Säugthieren, gehöret das Faulthier und der Armadillo. Das erſte iſt von der Größe eines mäßigen Hundes, hat einen ſchwarzen Kopf, dunkle bedeckte Augen, große dicke Kinnbacken, kurze Beine und lange, ſpitzige Krallen. Es nährt ſich von Baumblättern, braucht aber ſechs Tage Zeit, von einem Baum auf den andern, der daneben ſtehet, zu kommen. Der Armadillo

madillo oder Schildferken iſt ſo groß, als ein Spanferkel, und hat eine dicke, braune Schale, die ihm den ganzen Rücken bedecket, unter dem Bauche zuſammengeht, und nur für die Füße eine Oeffnung läßt. Doch kann es Kopf und Füße in die Schale hineinziehen. Sein Fleiſch wird gegeſſen. Man findet auch auf Sumatra den Orang Utang, und den Golock, oder langarmigen Affen, (Simia longimana) zwey Thiere, welche das Menſchengeſchlecht mit den niedern Geſchöpfen zu verbinden ſcheinen. Unter allen Affen hat der Orang Utang die meiſte Aehnlichkeit mit dem Menſchen, und deswegen haben ihn auch die Indianer dieſen Namen gegeben, der einen wilden Menſchen bezeichnet. Er geht aufrecht, wie der Menſch, hat ein glattes Geſicht mit einem ordentlichen Barte, und alle ſeine Gliedmaßen ſind mehr menſchlich, als thieriſch geformet. Er gehet gewöhnlich mit einem Stocke bewaffnet, bauet ſich von Reißholz eine Hütte, macht ſich ein ordentliches Lager, und zeigt überhaupt im Stande der Wildheit ſo viel menſchartiges, daß ihn viele Gelehrte ſogar für einen ausgearteten Menſchen gehalten haben. Der langärmige Affe iſt nur halb ſo groß, als der Orang Utang, ſchwarz von Farbe, und ſeine Arme reichen bis an die Erde herab. Dieſer Affe lebt meiſt auf den Bäumen, und iſt weit gutmüthiger als der Orang, wenn er gleich nicht ſoviel geiſtige Anlage zu verrathen ſcheinet.

Vögel giebt es in ungeheurer Menge: eine beſondre Art iſt der Rhinocerosvogel, welcher ein ordentliches Horn auf dem Schnabel hat. Fiſche und Schildkröten giebt es in Menge, ſo wie auch Eidechſen, von zwölf Zoll bis zu einen halben Zoll Länge, Kamäleons, und andre, theils ſchädliche,

theils

theils nutzbare Inſekten, als Bienen und Seiden-würmer.

Sumatra wird in verſchiedene Reiche und Herrſchaften getheilet, von denen viele von den Engländern und Holländern abhängig ſind; ſeine Einwohner aber können unter zwey Rubriken, **Eingeborne** und **Malaien**, gebracht werden. Die letztern wohnen an den Küſten, und man weiß die Zeit nicht anzugeben, zu welcher ſie von dem feſten Lande herübergekommen ſind. Ihre Religion iſt ein verdorbner Mohämediſmus. Sie ſind noch etwas unter der mittlern Größe, und wohlgebauet, doch drücken ſie den neugebornen Kindern die Naſe flach, und die Hirnſchale zuſammen. Ihre Farbe fällt ſehr ins Gelbe, und iſt alſo gar nicht ſo ſchwarz, als man ſie bey Leuten vermuthen ſollte, welche die Sonne ſenkrecht über ſich haben. Die männliche Kleidung beſteht aus einer engen Weſte ohne Aermel, welche bis oben hinauf Knöpfe hat, und über welche ein langer Rock, der wie ein Sack ausſieht, getragen wird. Die Beinkleider gehen nur bis auf die Hälfte der Schenkel, Beine und Füße aber ſind ohne Bekleidung. Die Weiber tragen ein kurzes Mieder, nebſt einem von dem männlichen wenig verſchiedenen Oberkleide, und einen Schleyer, der ihnen das Geſicht bedeckt. Beyde Geſchlechter feilen und ſchwärzen die Zähne; Vornehme laſſen die untere Reihe auch wohl in Goldblech faſſen. Ihre Dörfer ſind am See oder Flußufer, wo möglich an einer Höhe, rund um mit Bäumen umgeben, im Viereck gebauet. Die Häuſer aber ſind von Holz, mit Palmblättern gedeckt, und ſtehen auf Pfählen, und man ſteiget vermittelſt eines Stückes Bambus, in welches Kerben geſchnitten ſind, hinein. Das Hausgeräth iſt ſo einfach,

als die ganze Bauart: eine Matte von einem feinen Gewebe, mit Küſſen, iſt alles was man in ihren Wohnungen erblickt, und ihre Speiſen, die meiſt aus Vegetabilien beſtehen, werden ohne Meſſer, Gabel und Löffel, auf hölzernen Tellern gegeſſen.

Im Innern des Landes wohnen die eigentlichen Eingebornen, welche nach einigen auch von Malaien abſtammen, die aber noch aus ihrem Vaterland gegangen ſeyn ſollen, ehe die Malaier Kultur bekommen hatten. Sie ſind in ſehr viele kleine Völkerſchaften zertheilet, von denen die Battas die merkwürdigſten ſind. Dieſe Nation iſt erſt ſeit 1752 den Europäern etwas näher bekannt worden, als vorher, da ſich niemand, weil ſie als grauſam und blutdürſtig ausgeſchrieen wurden, unter ſie wagen wollte. Sie ſind weißer als die Malaien, und unterſcheiden ſich von allen übrigen Völkern der Inſel durch ihre Sprache, Sitten und Gebräuche. Ihre Kleidung beſteht aus baumwollnem Zeuge, welches ſie gern mit Korallenſchnuren ſchmücken. Die Bedeckung des Kopfs iſt gewöhnlich ein Stück Baumrinde, und unverheurathete Mädchen tragen zuweilen wohl funfzig Ringe in den Ohren. Sie haben eine Menge Vieh, auch kleine ſchwarze Hunde, welche gemäſtet und gegeſſen werden. Auch ſind ſie gar nicht eckel, ein Stück von einem gefallenen Büffel oder Krokodille, ohne alles Bedenken zu verzehren. Sonderbar aber iſt es, daß ſie Menſchenfleiſch eſſen, nicht um des Appetits willen, ſondern als eine Art von Ceremonie, um ihren Abſcheu gegen Verbrechen, und ihren Haß gegen Feinde an den Tag zu legen, daher auch nur zum Tode verurtheilte Miſſethäter und Gefangene, die ihnen durch das Glück des Kriegs zu Theil wurden, die

Gegenſtände dieſer unmenſchlichen Mahlzeiten ſind. Sie haben keinen ordentlichen Gottesdienſt, wohl aber einen ſehr dunkeln Begriff von drey höhern Weſen, davon ſie zwey für gut, das dritte aber für böſe halten. Sie haben keine Könige, ſondern wohnen in abgeſonderten unabhängigen Dörfern, die beſtändig mit einander in Krieg verwickelt ſind. Dieſe Dörfer ſind mit ſtarken Palliſaden, und einer Art Fußangeln verwahret, auſſer denen noch eine lebendige Hecke von einer Art ſtachlichten Bambus gepflanzt iſt. Sie verlaſſen ihre Wohnungen nie unbewaffnet, ihre Waffen aber beſtehen in Flinten, welche mit Lunten abgebrennt werden, und in Röhren mit langen eiſernen Spitzen. Oeffentlich greifen ſie einander nie an, ſondern ſie legen ſich in Hinterhalte, und ſuchen einander durch Töden und Gefangennehmen einzelner Leute Schaden zu thun. Die Vielweiberey iſt bey ihnen im Schwange, Heurathsgebräuche findet man aber nicht, ſo heilig ſie übrigens das Band der Ehe achten.

Der wichtigſte Staat iſt der von **Menangkabo**, welcher von einem Sultan beherrſcht wird. Hier ſind alle Künſte zu einem weit höhern Grade der Vollkommenheit gebracht, als ſonſten in Sumatra. Man macht hier Gold- und Silberarbeiten, Feuergewehr, Schiespulver und dergleichen. Die Einwohner ſind alle Mohämedaner. Uebrigens iſt der Staat von Menangkabo bey weitem nicht mehr ſo blühend als ehedem, denn ſeit geraumer Zeit ſuchen ſich verſchiedene ſeiner Vaſallen immer mehr unabhängig von der Herrſchaft des Sultans zu machen. Andre malaiiſche Staaten ſind die von Benkolen, Indrapur, Sundſchey, Palembang, und Dſambich, von denen aber weiter nichts Merkwürdiges bekannt iſt. Bekannter iſt

das Königreich Achin, mit der Hauptſtadt gleiches Namens. Dieſe Stadt liegt eine halbe Stunde vom Meer, und hat ohngefähr gegen zwey Meilen im Umfange. Rundumher liegt ein dichtes Gehölze, ſo daß man die Häuſer nicht eher, als beym Eintritt in die Stadt gewahr wird. Sie hat weder Mauern noch Gräben, wohl aber wird ſie durch verſchiedene Forts vertheidigt. Häuſer ſollen auf achttauſend in dieſer Stadt ſeyn, die übrigens ohne alle Ordnung gebaut ſind. Der Pallaſt des Königs liegt in einer kleinen Entfernung von der Stadt, und wird von einem tiefen und breiten Graben umgeben. Die Einkünfte des Königs belaufen ſich nicht höher, als auf funfzehntauſend Reichsthaler, welche blos aus den Zöllen genommen werden. Achin.

Der Handel der Engländer auf Sumatra beſtehet ſeit den Zeiten der Königin Eliſabeth, damals aber ſchränkte ſich dieſer Handel blos auf das jetzt genannte Königreich Achin, und die Freyheit des Pfefferhandels ein. Nachher legten ſie auf einem andern Theile der Inſel Faktoreyen an, und 1685 kamen ſie nach Benkolen, wo ſie zur Beſchützung des Handels, das Fort York erbauten. Jetzt iſt die vorzüglichſte ihrer Niederlaſſungen, das Fort Marlborough, ſeit dem 1710 die Faktorey wegen der ungeſunden Luft von Benkolen hieher verlegt worden iſt. Die Häuſer ſind hier meiſt von Bambusrohr erbauet, und mit den Blättern des Sagobaumes gedecket. Die Zahl der hier angeſeßnen Engländer beläuft ſich, die Soldaten nicht mit gerechnet, auf ſiebenzig bis achtzig. Sumatra iſt übrigens eine von den vier Präſidentſchaften der Engländer in Oſtindien, welche aus einem Statthalter und acht Räthen beſteht. An beyden Seiten Marlborough Engl.

des Forts hat ſich die Kompagnie ſüdwärts ſowohl, als nordwärts ausgebreitet, und verſchiedene Faktoreyen angeleget, zu deren Beſchützung zweyhundert ſieben und vierzig europäiſche, und hundert und drey und dreyßig indiſche Soldaten gebraucht werden.

Padang. Holl.

Die Holländer haben ſich ebenfalls auf der Weſtküſte feſtgeſetzet. Padang heißt der holländiſche Hauptort, und eine gewöhnlich mit achtzig bis hundert Mann beſetzte Feſtung, deren Werke aber in kläglichen Umſtänden ſind. Priaman und Palambang ſind die beyden andern vorzüglichſten Beſitzungen.

i) Inſel Zeilan.

Die Inſel Zeilan, Selan, oder Ceylon, eine der größten in den indiſchen Meeren, indem ihre Größe auf ſiebenzehnhundert und dreyßig Quadratmeilen geſchätzt wird, liegt etwan funfzehn Meilen von der Halbinſel dieſſeit des Ganges entfernet. Sie iſt ziemlich gebirgigt, und unter ihren Bergen iſt der Adamsberg der höchſte, welcher beſtändig mit Schnee bedeckt iſt, und auf deſſen Gipfel der Aberglauben die Figur eines Menſchenfußes eingedruckt ſiehet, welches der Fußtritt des erſten Menſchen ſeyn ſoll. So bergigt aber auch das Land iſt, ſo viele Fruchtbarkeit verrathen auch die reichen Erzeugniſſe deſſelben. So bringt es verſchiedene Reisarten hervor, die mit vieler Mühe gebaut werden; auch baut man noch mehrere Arten Hülſenfrüchte, aus welchen theils Nahrungsmittel, theils mancherley nutzbare Oele gezogen werden. Die übrigen hieſigen Gewächſe ſind dieſelben, welche man in andern Gegenden Indiens findet, mit Ausnahme der folgenden, die entweder allein, oder doch vorzüglich auf Zeilan gefunden werden. Dieſe ſind der Talipot, ein ſehr gerader Baum, wel-

cher

cher die Höhe unſrer größten Bäume erreichet, und an ſeinem Gipfel ſo große und breite Blätter hat, daß eines derſelben für funfzehn bis zwanzig Perſonen ein Schirmdach abzugeben, im Stande iſt. Dieſer Baum hat das Beſondre, daß er nicht eher, als in ſeinem Alter Blüten und Früchte bringet. Aus ſeinem Mark werden Kuchen gebacken, die beynahe den Geſchmack des Brodes haben. Der Bogoha iſt gleichfalls ein ſehr hochwachſender Baum, deſſen Blätter beſtändig in einer zitternden Bewegung ſind. Die Zingaleſen, ein Volk dieſer Inſel, tragen eine ſehr große Ehrfurcht gegen ihn. Am allermerkwürdigſten, und für uns am intereſſanteſten aber iſt der Zimmtbaum, welcher zwar auch in andern Gegenden von Indien wächſt, auf Zeilan aber den beſten Zimmt hervorbringet. Dieſer Baum hat ohngefähr die Größe eines Birnbaums, und ein weißes geſchmeidiges Holz, das, wenn es verbrennt wird, einen angenehmen Geruch von ſich giebt. Sein Blatt gleicht in etwas dem Lorbeerblatt, und wird nach und nach ſo roth als Scharlach. Die Blüten ſind weiß, und die Frucht hat die Geſtalt einer Eichel, nur daß ſie kleiner iſt. Kocht man ſie im Waſſer, ſo erhält man ein Oel, aus welchem weiße Lichter bereitet werden, die einen herrlichen Wohlgeruch von ſich geben. Der Zimmt iſt die zweyte Rinde dieſes Baumes, welche, ſobald ſie abgeſchält iſt, in die Sonne gelegt, und getrocknet wird. Der Stamm, welcher abgeſchält worden, vertrocknet, die Wurzel aber geht nicht ein, ſondern treibt wieder neue Sprößlinge. Von Thieren giebt es dieſelben Arten, wie in dem übrigen Indien. Zu den ſeltenern Arten aber gehöret die weiße Ameiſe, welche nicht allzugroß iſt, aber alles verzehret, was ihr in den Weg kömmt. Dieſe Thiere arbeiten

beſtändig unter einem bedeckten Wege fort, und werfen Hügel auf, die inwendig ordentliche Architektur haben. Wenn ſie Flügel bekommen, werden ſie eine Beute der Vögel, und ſo lange ihnen dieſe noch nicht gewachſen ſind, haben ſie an den Hühnern geſchworne Feinde. Zu den Produkten des Mineralreichs gehören, Eiſen, Stahl, Bley, und verſchiedene Edelſteine, worunter auch Diamanten befindlich ſeyn ſollen. Auch iſt Zeilan wegen der Perlen berühmt, welche an ſeinen Küſten gefiſchet werden.

Die Einwohner dieſer Inſel können in drey Nationen getheilt werden, nämlich die Bedas, die den nördlichen Theil inne haben, die Zingaleſen, welche im Mittelpunkt der Inſel wohnen, und die Holländer, die im Beſitz der meiſten Seeplätze ſind. Wir wollen nun das Merkwürdigſte dieſer Völker anführen.

Die Bedas oder Wedaſſen, ein rohes Volk, bewohnt eine ebene, mit Bergen umgränzte, und mit Waldungen angefüllte Landſchaft, die in verſchiedene Kantons getheilt iſt, von denen jeder durch einen oder mehrere Aelteſte regiert wird. Sie ſind kriegeriſch, aber einträchtig unter einander, liebreich gegen Fremde, aber auch ſo mistrauiſch, daß ſie keinen, ohne eine Bedeckung von bewaffneten Leuten, ihr Land zu durchreiſen, erlauben, und ſo eiferſüchtig auf ihre Weiber und Töchter, daß derjenige den Tod zu befürchten hätte, der einige Bekanntſchaft mit ihnen machen wollte. Sie gehen nackend bis auf einen kleinen, um die Lenden geſchlagenen Schurz, und haben immer Bogen und Pfeile in den Händen. Hirſchfleiſch, Früchte und Milch iſt ihre gewöhnliche Nahrung. An ihre Nachbarn vertauſchen ſie gegen Salz, kupferne

und gläſerne Ringe, grobe Zeuge und dergleichen; Arekanüſſe, Honig, Wachs, Häute, Eiſen, Kriſtall und Früchte. Von ihrer Religion ſind die Kenntniſſe der Europäer äuſſerſt unvollſtändig.

Gegen die Vedas gehalten, ſind die Zingaleſen ein polizirtes Volk zu nennen, indem ſie eine ordentliche bürgerliche Regierung, Prieſter u. ſ. w. haben. Ihr Land iſt ſehr gut bewäſſert, und in verſchiedene Staaten getheilet, von denen das ſogenannte Kaiſerthum Kandi, der wichtigſte iſt. Die Zingaleſen, welche man urſprünglich für Tamuler hält, werden als ſanfte, geſellige, fleißige, und auch vom Körper wohlgeſtaltete Leute geſchildert, dabey ihnen aber Hang zum Lügen, Betrug und Stolz, Schuld gegeben wird. Ihre Weiber lieben den Putz, und tragen eine Menge Geſchmeide. Ihr Anzug beſteht in einem Gewande von Mußelin, welches Blumenranken von verſchiedenen Farben hat, und bis auf die Füſſe herabgehet. Darüber haben ſie einen ſeidenen Schleyer, die Haare aber werden fliegend, und mit Kokosöl eingerieben, getragen. Die Zingaleſen werden, wie die Indier, auf dem feſten Lande in Kaſten getheilet, die auch durch die ſchärfſten Gränzlinien von einander geſchieden werden. Zu der erſten Kaſte gehöret der Adel, deſſen Vorzüge auch alle Europäer genießen. Die Goldſchmiede, Mahler u. ſ. w. machen eine zweyte Kaſte, auf welche noch mehrere folgen: die letzte von allen aber ſteht in eben der ſchrecklichen Verachtung, mit welcher die Parias auf dem feſten Lande beleget werden. Ihre Religion trägt die Spuren ihres indiſchen Urſprunges, iſt aber durch verſchiedene Dinge verunſtaltet. Sie verehren ein höchſtes Weſen, und eine Menge Untergötter, unter welchen Buddu, der vom Himmel

auf die Erde kam, um die Menſchen mit dem höchſten Gott zu verſöhnen. Jede dieſer Gottheiten hat ihre beſondern Prieſter, welche ſich durch Kleidung, Gebräuche u. ſ. w. von einander unterſcheiden, und das Volk durch allerley Gaukeleyen im blöden Aberglauben zu erhalten, bemüht ſind. Fortſchritte in den Wiſſenſchaften haben die Zingaleſen bisher noch wenig gemacht, und die wenigen Kenntniſſe, die ſie etwan in der Arzneykunſt und Sternkunde beſitzen, ſind ein Antheil der Prieſter, die dem Volke nur ſoviel, als ihnen zukömmt, davon zu kommen laſſen. So groß aber auch die Macht dieſer Prieſter ſeyn mag, ſo iſt die Ehe bey den Zingaleſen doch nur ein bürgerlicher Vertrag, bey welchem die Prieſter weiter keinen Einfluß haben. Eine Frau hat zuweilen zwey Männer, z. B. Brüder, die beyſammen wohnen, es iſt aber ſelten, daß ein Mann mehrere Weiber habe, wiewohl die Weiber ſo wenig geſchätzt werden, daß eine Frau, von welchem Stande ſie auch ſey, ſich in der Gegenwart eines Mannes nicht nieder ſetzen darf.

Das Kaiſerthum Kandi wird mit dem größten Deſpotiſme beherrſchet, und der Kaiſer wird mit ſo viel ſklaviſcher Ehrfurcht bedienet, daß ſeine Küchenofficianten ein Tuch um den Mund binden, um mit ihrem Othem die Speiſen nicht zu verunreinigen, welche für den Kaiſer beſtimmt ſind. Die Hauptſtadt ſeines Landes heißt in der Landesſprache Hingadagulneur, und bey den Europäern Kandi. Sie iſt im Dreyeck gebauet, und einigermaßen befeſtigt. Die Beherrſcher des Reichs haben ihre Reſidenz von da nach Digligi neur verleget.

Kandi.

Die Holländer ſind, wie wir ſchon angeführt haben, Meiſter der Seeküſten, ihr Gebiet erſtreckt

ſich

ſich aber auch in manchen Gegenden etliche Meilen in das Land hinein. Dadurch haben ſie jetzt den ganzen Handel des Landes in ihren Händen, und alle Produkte deſſelben werden blos durch ſie in andre Gegenden vertrieben. Ihre vorzüglichſten Beſitzungen ſind: Jaffanapatan, eine von der nördlichen Spitze Zeilans abgehende Halbinſel, in welcher verſchiedene beträchtliche Städte, und eine Menge Dörfer gelegen ſind. Die Einwohner ſind ächte Tamuler. Die vorzüglichſte Stadt hat ebenfalls den Namen, den die ganze Halbinſel führet, und iſt ein gut gebaueter Ort, mit ſchönen breiten Gaſſen, und einer guten Citadelle. Ferner Kolombo, die alte Hauptſtadt der portugieſiſchen Kolonien auf Zeilan, und noch jetzt die erſte unter den holländiſchen Beſitzungen, welche in der Tiefe einer Bay gebaut iſt. Sie hat nicht mehr den Umfang, den ſie ehedem hatte, ihre Feſtungswerke aber ſind beträchtlich von den Holländern vermehrt worden. Der Pallaſt des Gouverneurs iſt ein ſehr ſchönes Gebäude. Point de Gale iſt ein andrer feſter Platz. Die Feſtungswerke ſind von den Holländern verſtärket, dafür aber auch viele andre prächtige Gebäude niedergeriſſen worden. Trinkonomale, Negombo, Mature, Manard und Amſterdam ſind die übrigen vorzüglichen Niederlaſſungen, zwiſchen denen überall noch eine Menge kleinere Forts und Faktoreyen zerſtreuet liegen.

Jaffanapatan.

Kolombo.

Point de Gale.

Alle dieſe Niederlaſſungen gehörten ehedem den Portugieſen, welche ſich 1506 auf Zeilan niedergelaſſen hatten. Im J. 1658 kamen die Holländer, welche ſie mit Hülfe der Einwohner von der Inſel vertrieben, und nachher ſelbſt mit dem König von Kandi einen Krieg führten, welcher ſich

mit einem Vertrage endigte, in welchem ihnen alle ihre gegenwärtigen Beſitzungen abgetreten wurden.

k) Maldiviſche Inſeln.

Die Maldiven bilden eine lange, von Süden nach Norden, gegen das feſte Land von Malabar zugehende Kette von Inſeln, deren Anzahl auf zwölftauſend geſchätzt wird. Sie werden in dreyzehn Provinzen oder Atollons getheilet, und dieſe Eintheilung iſt kein Werk der Politik, ſondern der Natur, welche jeden Atollon mit einer Bank von Felſen eingefaßt hat, durch welche ſie beſſer, als durch die beſten Feſtungswerke vertheidigt werden. Die meiſten dieſer Inſeln ſind nur unbewohnbare Sandhaufen, und ſelbſt die größern werden von der Flut zum Theil unter Waſſer geſetzt, daher auch das Klima von ſehr ungeſunder Beſchaffenheit iſt. Von allen Kanälen, durch die ſie geſchieden werden, ſind nur viere ſchiffbar, die andern aber haben ſo wenig Tiefe, daß man zuweilen von einem Atollon zum andern gehen kann, ohne das Waſſer weiter, als bis an den Gürtel zu haben. Wahrſcheinlicherweiſe haben alle dieſe Inſeln ehemals zuſammengehangen, und ſind entweder durch die Gewalt des Meeres, oder eine andre Revolution, in mehrere Stücke geriſſen worden. Die fruchtbarſten dieſer Inſeln haben dennoch keine andern Erzeugniſſe, als Kokosbäume, und die Einwohner bauen auch nicht einmal ihre eigene Nahrung, daher ſie von dem Reiße leben, welcher aus Bengalen gebracht wird. Fiſche findet man hier in Menge, und ſie ſind die vorzüglichſte Nahrung der Einwohner, welche ſie auch an der Sonne trocknen oder einſalzen, und nach Aſchiem verkaufen, wo ſie Gold und Benzoe dafür erhalten, welcher letztere wieder nach Arabien geſchickt, und gegen Kaffee vertauſcht wird. Die wenig beſuchten Inſeln ſind

beſtän-

beſtändig mit großen Krabben, Seekrebſen, und einer ungeheuern Menge von Penguins bedeckt. Dieſe Penguins ſind eine Art Seegänſe, welche auf dem Rücken ſchwarz, und auf der Bruſt weiß ſehen, kleine Flügel, und eine ſehr dicke Haut haben. Ein ſolcher Vogel wiegt zwölf bis funfzehn Pfund. An den Ufern findet man auch grauen Ambra, Korallen, und eine Art Nüſſe, Seekokosnüſſe genannt, welche auf einigen afrikaniſchen Inſeln, bey Madagaſkar, wachſen, und von der See hieher getrieben werden. Zu den vorzüglichſten Erzeugniſſen der Maldiven gehören die Koris, eine Art kleiner Porzellanmuſcheln, welche von den Weibern aus dem Sande des Meers geholt werden. Dieſe Muſcheln dienen in ganz Indien ſowohl, als auf den afrikaniſchen Küſten, als Scheidemünze, und werden in Packten zu zwölftauſend Stück verſendet.

Woher dieſe Inſeln ihre Einwohner bekommen haben, iſt unbekannt, wahrſcheinlicherweiſe aber kamen die erſten von der Küſte Malabar, und nach ihnen folgten arabiſche Kolonien, welche den Koran mit hieher brachten, und ſich die Herrſchaft über die vorigen Einwohner anmaßten. Die Bewohner der ſüdlichen Atollons ſind indeſſen wilder und rauher, als die, welche auf den nördlichen Inſeln wohnen, und gehen beynahe faſt nackend, da dieſe, (die nördlichen Inſulaner) mit eben der Anſtändigkeit, wie die Mohämedaner des feſten Landes bekleidet ſind. Alle gehorchen ſie einem einzigen Könige, und die dreyzehn Atollons machen eben ſoviel verſchiedene Provinzen aus, von denen jede ein Oberhaupt hat, das die geiſtlichen Verrichtungen mit dem Richteramte vereinigt. Die Portugieſen bemächtigten ſich dieſer Inſeln gegen Ende des ſechszehnten Jahrhunderts, wurden aber zehn

bis zwölf Jahre darauf wieder vertrieben, und ſeitdem hat es auch keine europäiſche Macht weiter der Mühe werth geachtet, ihre Aufmerkſamkeit auf dieſe, ſo wenig einträglichen Eilande, zu richten.

Der Atollon von Male, welcher ohngefähr im Mittelpunkt lieget, iſt der angenehmſte und fruchtbarſte Bezirk dieſer Inſeln. Hier liegt auch die Hauptſtadt Male, welche aber ohne Mauern iſt, und meiſt hölzerne Häuſer hat.

Male.

Nordlicher liegen die lakediviſchen Inſeln, von denen aber weiter nichts Merkwürdiges zu ſagen iſt.

1) Nikobariſche Inſeln.

Die nikobariſchen Inſeln ſind kleine, zum Theil ebenfalls wüſte Flecke, welche oſtwärts von den Maldiven zerſtreut liegen. Ihre Fruchtbarkeit iſt geringe, doch erzeugen die wenigen Einwohner ihre Nahrungsmittel, und die Dänen, welche Beſitzer derſelben ſind, geben ſich viele Mühe, ſie durch Anpflanzungen einträglich zu machen. Auf der Inſel Nankawry hat die Brüdergemeinde eine kleine Niederlaſſung, deren Bewohner ſich ſowohl mit Ausbreitung des Chriſtenthums, als mit Landbau beſchäftigen. Eine andre dieſer Inſel, Komorte, iſt vor einigen Jahren dem Hauſe Oeſterreich abgetreten worden, und nun iſt ein kleines Blockhaus darauf befindlich, welches für jetzt noch das einzige Eigenthum iſt, welches die Oeſterreicher, die übrigens von Trieſt aus, ſeit der gegenwärtigen Regierung, einen ziemlich wichtigen Handel nach Indien und Sina treiben, in dieſen Gegenden beſitzen.

VI.

S i n a.

Unter allen aſiatiſchen Staaten nimmt das ſineſiſche Reich unſtreitig die oberſte Stelle ein, iſt es dasjenige, welches eine ſo ſehr als möglich umſtändliche Beſchreibung verdienet; theils wegen ſeiner eigenen unwiderſprechlichen Merkwürdigkeit, theils weil es von ſovielen Philoſophen und Nichtphiloſophen als ein Land geſchildert worden iſt, dem an innerer vortrefflichen Einrichtung, an Wohlſtand und Kultur, weiter kein Staat unter der Sonne zu vergleichen ſey. Seinen Lobrednern zufolge beſteht das ſineſiſche Reich ſchon mehrere tauſend Jahre, als ein hochkultivirtes blühendes Land; alles iſt hier auf den Nutzen, nichts auf bloßen, in die Augen fallenden Ueberfluß angeſehen, der Landbau iſt überall in dem größten Wohlſtande, allenthalben wird er nach den beſten und brauchbarſten Regeln betrieben, und niemand ſteht in einem größeren Anſehen, als geſchickte und arbeitſame Landbauer; die Regierung iſt nichts weniger als deſpotiſch, ſondern ruhet auf ſehr weiſen und väterlichen Grundfeſten, und der Monarch wird als Vater von allen ſeinen Unterthanen verehret; ihre Moral, ſo wie ihre Geſetze, ſind unverbeſſerlich, und kein Volk in der Welt iſt auch menſchlicher, geſitteter und artiger, als die Sineſen. So ſprechen die Lobredner von Sina, und wenn alle die Thatſachen richtig wären, auf welche ſie ihr Urtheil gründen, ſo ließe ſich in der That nichts auf die Lobſprüche antworten, welche ſie ſo häufig verſchwenden.

Allgemeine Landesbeſchaffenheit.

Im

Im Gegentheil aber behaupten wieder andre, daß, da die prächtige Vorſtellung, welche man ſich insgemein von Sina mache, zuerſt auf die Nachrichten der Miſſionarien gegründet ſey, man ihr in mancher Rückſicht gar keinen Glauben beymeſſen könne, weil die Miſſionarien ihre Abſichten gehabt hätten, warum ſie dem Publikum ſo eine glänzende Schilderung von dieſem Reiche gemacht hätten. Sina ſey gar das Land nicht, für welches man es ſo lange in Europa gehalten habe, und weder ſeine äuſſerſt ſklaviſche Regierung, noch die mangelhaften Kenntniſſe, die ſeit Jahrtauſenden auch nicht im mindeſten erweitert worden, noch endlich die Sitten dieſes Volks wären es werth, daß man ſie ſo ausgeſchmückt, und andern Nationen als Muſter aufgeſtellt habe.

Dies ſind Widerſprüche, welche mit einander zu vereinigen, ganz unmöglich iſt, und die zugleich die Beſchreibung dieſes Reiches zu einer ſehr ſchweren Arbeit machen. Wir wollen daher nur Thatſachen anführen, und alles Urtheil ſo ſehr als möglich zu vermeiden ſuchen, ohne im übrigen Bemerkungen zu verſchweigen, welche Männer über Sina gefällt haben, die das Wenige, was Europäer, die nie ins Innre des Landes gelaſſen werden, davon wiſſen können, mit philoſophiſchem Geiſte geprüft haben.

Das Kaiſerthum Sina, Tſchina, oder, wie wir es den Franzoſen zu gefallen ausſprechen, China iſt eines der größten Reiche auf unſrer Erdkugel, indem es, ohne noch die demſelben zinsbaren Länder dazu zu rechnen, auf neun und ſechszigtauſend Quadratmeilen groß iſt. Dieſes große Reich macht die äuſſerſte Spitze von Aſien gegen Morgen, und wird von der übrigen Welt durch ſehr ſcharf beſtimm-

beſtimmte Gränzen geſchieden. Gegen Norden trennen es öde Wüſteneyen von Rußland, gegen Oſten und Süden iſt das Meer, und gegen Süden und Weſten iſt es wieder von Wüſten und Gebirgen umgeben, welche die Gränze gegen die Halbinſel jenſeit des Ganges, und das Königreich Thibet machen. Dieſe Gränzen ſind auch Urſache, daß die Sineſen vielleicht ſeit der Entſtehung ihres Reiches wenig oder keine Gemeinſchaft mit auswärtigen Völkern gehabt haben, und daß ſie alle übrige Länder auf ihren Landkarten, als kleine Bezirke in die Ecken verwieſen, ihr Reich aber in den Mittelpunkt ſetzten.

Hier, wie in Oſtindien, iſt Luft, Hitze, Kälte, Fruchtbarkeit u. ſ. w. nicht überall einerley, und kann es, wie in jedem Staate, nicht ſeyn, der unter ſo verſchiedenen Breiten gelegen iſt. Im Ganzen genommen, iſt die Luft in Sina von ſehr geſunder Beſchaffenheit, und anſteckende Krankheiten ſind hier weit ſeltener, als man bey der Menge von Flüſſen und Kanälen, der ſchlechten Nahrung, welche der gemeine Haufen genießet, und andern Umſtänden mehr, erwarten ſollte. Die Provinzen ſelbſt ſind äuſſerſt von einander verſchieden; einige ſind voller Berge; andre haben große Wildniſſe, in denen die Reiſenden beſtändig Fackeln bey ſich führen, um die Tieger und andre wilden Thiere von ſich zu ſcheuchen; andre aber haben wieder die ſchönſten, mit Kanälen durchſchnittenen Ebenen, in denen man überall Beweiſe von Fruchtbarkeit und Fleiß der Einwohner erblicket. Ueberhaupt hat Sina eine ſehr glückliche Bewäſſerung; die größten ſeiner Flüſſe aber ſind der Ho-ang-ho und Ki-ang, von denen der erſte nach einem Laufe von mehr denn ſechshundert Meilen, ſich in das öſtliche Weltmeer

ergießet. Ohngeachtet dieſer Verſchiedenheit kann man doch überhaupt ſagen, daß Sina ſowenig von heftiger Kälte, als von allzuſtarker Hitze leide, daß im Gegentheil, ſowohl die nördlichen als ſüdlichen Gegenden eine gemäßigte Temperatur haben, und die in der Mitte liegenden Provinzen einer gelinden und gleichförmigen Witterung genießen.

Produkte. Da Sina, wie wir noch umſtändlicher ſehen werden, überall ſehr herrlich angebaut iſt, ſo kann man auch leicht erachten, daß es eine Menge Gewächſe hervorbringen müſſe. Das vornehmſte Getraide iſt Reis, welcher das tägliche Brod der Sineſen iſt; auſſerdem aber haben ſie noch **Weizen** und **Gerſte**, und andere Hülſenfrüchte, als **Hirſen**, und mehrere Arten **Bohnen** nnd **Erbſen**, von denen eine in der Stadt Kanton wenigſtens auch als Scheidemünze gilt. Man findet auch in Sina alle unſre europäiſchen Früchte, wenigſtens der Geſtalt nach, denn im Geſchmack iſt doch mit unter einige Verſchiedenheit. Wein wächſt häufig, aber die Sineſen eſſen blos die Trauben; die Orangenbäume ſind aus Sina nach Europa gekommen, eine Art derſelben, **Kam-latt** genannt, iſt hier nicht größer als Kirſchen. Ferner giebt es **Melonen** von zweyerley Arten, **Pompelmoſen, Lå tji,** eine Frucht, die bald ausſieht wie ein Gallapfel, und beſonders bey dem Thee gegeſſen wird, **Piſang, Oliven, Tamarinden,** viele Gemüſe, und indianiſche ſowohl, als europäiſche Wurzeln. Zu den beſondern, dem Lande eigenen, oder noch nicht erwähnten Gewächſen gehöret: der **Maronenbaum**, der auch in Kochinſina, und auf den maniliſchen Inſeln wachſen ſoll. Die Frucht dieſes Baumes gleicht einem großen Sacke; ſie wächſt aus dem Stamme heraus, weil ſie zu groß iſt, als

daß

daß die Aeſte ſie tragen könnten, und enthält fünf bis ſechshundert, den Maronen ähnliche Nüſſe, welche geröſtet gegeſſen werden. Ferner der **Gojavesbaum**, (Pſidium Guajava) der auch in einigen Gegenden von Oſtindien wächſt, und mehr einem Strauche als einem Baume gleichet. Seine Frucht ſieht der Apfelart, die man Renette nennt, ähnlich, nur daß ſie eine Krone, wie ein Granatapfel, und ein ſehr weiches Fleiſch, inwendig aber eine Menge unförmliche Kerne hat. Ferner der **Firnißbaum** oder **Tſi-ſchu**, aus welchem durch Einſchnitte der bekannte ſineſiſche Firniß gezogen wird; der **Wachsbaum**, auf deſſen Zweigen eine gewiſſe Art Inſekten ein Wachs abſetzet, das dem Wachſe der Bienen an Weiße und Glanz vorgezogen wird; der **Talchbaum**, **O-ka-o** (Croton ſebiferum), deſſen Frucht mit einem weißen, talchartigen Weſen umgeben iſt, aus welchem man ſehr gute Lichter machen könnte, wenn die Sineſen die gehörigen Handgriffe anwendeten; das **Bambusrohr**, deſſen wir ſchon ſehr oft erwähnet haben. Es wächſt in Moräſten, und wird nach und nach ſo hart, daß es ſtatt des feſteſten Holzes gebraucht werden kann. So lange es jung iſt, hat es ſehr viel Beugſamkeit, und wird, wie bey uns die Weidenruthen benutzet. Wird es zerſchnitten, ſo kann man Matten u. dgl. daraus machen; im Waſſer aufgeweicht aber dient es zur Bereitung eines ziemlich guten Papiers; der **Theeſtrauch** wächſt gewöhnlich im ſteinigten Lande, und wird gemeiniglich fünf bis ſechs Schuh hoch, und voller dicht belaubten Zweige. Seine Blüten gleichen den Klatſchroſen, der Saamen aber einer kleinen Haſelnuß. Man hat verſchiedene Arten Thee, unter welchen der Te-bo-he, bey uns Theebu genannt, der **Mo-ji**, der **Sut-ſchong**, der **Back-hé**

und Hey-ſang, die bekannteſten ſind. Von dieſem Gewächſe, das man vergebens an unſer Klima zu gewöhnen verſucht hat, geht eine unſägliche Menge nach Europa. Nützlicher als dieſe Pflanze iſt die Rhabarber, (Tay-ho-ang) von welcher die beſte auf Bergen wächſt, und weil dieſe Berge voller reißenden Thiere ſind, der Sage nach durch beſonders dazu abgerichtete Affen geholt wird. Die Rhabarber iſt die Wurzel einer Pflanze, welche ohngefähr ein und einen halben Fuß hoch wird, und deren Blüten den Kirſchblüten ähnlich ſind. Die Rhabarber, deren mediciniſche Kraft übrigens ſattſam bekannt iſt, kömmt auch in unſern Gegenden fort, nicht aber ein anderes Arzneygewächs, das unter dem Namen Chinarinde bekannt iſt, in Sina aber Fu-ling genannt wird. Der Baum, von welchem dieſe bey Fiebern ſo heilſame Rinde genommen wird, hat die Größe und Stärke eines Kirſchbaums, und treibt eine Menge glatte Aeſte. An der Spitze eines jeden ſteht ein Blumenſtrauß, der die Geſtalt und Farbe der Lavendelblüten hat. Dies ſind einige der wichtigſten Gewächſe in Sina; auch hat es an einer Menge herrlichen Bauholzes großen Ueberfluß, und Nägelein, Muſkatnüſſe, Zimmt, Zucker, Pfeffer, Taback, Baumwolle u. ſ. w. gehören ebenfalls unter die Erzeugniſſe dieſes geſegneten Landes.

Dieſem Reichthum an Gewächſen kann man auch die ſchönen Produkte des Mineralreichs an die Seite ſetzen, welche in den ſineſiſchen Gebirgen gefunden werden. Dahin gehört Zinnober, Vitriol, Alaun, Jaſpis, Marmor, Steinkohlen, Bergkriſtall, und andre edle Steine, Eiſen, Kupfer, Silber u. ſ. w. Gold wird meiſt nur aus dem Sande gewaſchen, und nicht

zur

zur Münze verarbeitet. In verſchiednen Bergen findet man auch ein Metall, welches Pe-tong oder weißes Kupfer genannt wird, und mit dem Silber ſehr viele Aehnlichkeit hat. Das Bergſalz, welches man in den weſtlichen Provinzen des Reiches findet, iſt eine große Hülfe für diejenigen Gegenden, welche vom Meere entfernt ſind.

Da Sina ſehr herrlichen Wieſewachs hat, ſo ſind auch die dortigen zahmen Thiere von ſehr guter Beſchaffenheit; Pferde und Kamele jedoch ausgenommen, welche klein und unanſehnlich ſeyn ſollen. Man hat hier ſchönes Rindvieh, Schafe, Ziegen, treffliche Schweine, und ſehr viel Federvieh, beſonders Enten, deren mancher mehrere hundert hat, die des Tages ihrer Nahrung auf den Flüſſen und Kanälen nachgehen, des Nachts aber, wenn ihnen gepfiffen wird, zu ihrem Herrn wieder zurückkehren. Ferner giebt es wilde Schweine, Büffel, Bären, Rhinoceros, Tieger, aber wenig Elephanten, und gar keine Löwen. Unter den Vögeln iſt beſonders merkwürdig, der Kian-ki, oder das Goldhuhn. Es hat die Größe eines kalekutſchen Hahns, und iſt ſowohl wegen der Pracht ſeiner Federn, in welchen die helleſten Farben mit einander abwechſeln, als wegen ſeines wohlſchmeckenden Fleiſches, mit keinem europäiſchen Vogel zu vergleichen. Da Sina ſehr viele Flüſſe, Seen und Kanäle hat, ſo fehlt es ihm auch nicht, ohne noch die Seefiſche in Anſchlag zu bringen, an mancherley Fiſchen, die auch in verſchiedenen Gegenden, nebſt dem Reis faſt die einzige Nahrung der Einwohner ausmachen. Die ſogenannten Goldfiſche, deren Schuppen völlig den Glanz des feinſten Goldes haben, werden von den Sineſen, in dazu verfertigten Gefäßen, in ihren

ren Zimmern aufbewahret: ein andrer, ebenfalls ſehr prächtig gezeichneter Fiſch, Kai-po-y genannt, iſt dabey aber ſo giftig, daß man keinen Biſſen von ſeinem Fleiſche genießen darf, wenn man nicht eines ſehr ſchmerzhaften Todes ſterben will. Kriechende Thiere, Inſekten u. ſ. w. ſind im Ganzen in Sina ſeltner als in Oſtindien; doch giebt es einige Schlangen, Eidechſen, Heuſchrecken, u. ſ. w.

Bevölkerung. So reich Sina an Gewächſen, Mineralien und Thieren iſt, ſo wenig fehlt es ihm auch an Menſchen, ja es giebt Reiſende, welche verſichern, daß ſeine Bevölkerung der Größe des Landes gar nicht angemeſſen, und hierinnen auch der Grund der Armuth und des Elends zu ſuchen ſey, das unter dem gemeinen Volke geſpürt werde. Andre verſichern wieder, daß blos die Ufer des Meers und der Flüſſe ſehr ſtark bewohnt wären, daß man im Innern des Landes große Strecken antreffe, in welchen wenig Einwohner lebten, und daß man die ungeheuern Berechnungen der ſineſiſchen Bevölkerung, blos den Miſſionarien zu verdanken habe, welche, wie wir ſchon erwähnt haben, theils aus Unwiſſenheit, theils mit Vorſatz eine Menge der unwahrſcheinlichſten Lügen verbreitet haben. Daher ſtimmen auch die Angaben von der Volksmenge gar nicht mit einander überein, und dies geht ſo weit, daß der Unterſchied wohl zuweilen auf hundert Millionen ausmachet. Einige geben nur siebzig, andre aber wieder hundert und funfzig Millionen an, ja eine neuere Nachricht, welche ſich auf eine im Reiche unternommene Zählung berufet, verſichert, daß man hundert acht und neunzig Millionen, zweymalhundert und vierzehntauſend, fünf hundert und fünf und funfzig Einwohner gefunden habe.

habe. Eine richtige Angabe zu beſtimmen, iſt durchaus unmöglich, ſo viel aber kann man immer ſicher annehmen, daß Sina ſtärker bevölkert iſt, als die meiſten aſiatiſchen, und ſelbſt viele europäiſche Reiche, ſo wie es auch gewiß iſt, daß es unter allen aſiatiſchen Staaten die höchſte Stufe der Kultur erreicht hat, wie uns die Kenntniß ſeines Landbaues, ſeiner Manufakturen, Wiſſenſchaften u. ſ. w. umſtändlicher belehren wird.

Landbau, Gewerbe, Handel.

Es kan ſeyn, daß man den Sineſen wegen ihrer vorzüglichen Einſichten in die Landwirthſchaft zu große Lobſprüche ertheilt hat, aber eben ſo ungegründet iſt es wieder, wenn andre im Gegentheile behaupten, daß ihr ſo hochgerühmter Feldbau in der elenden Geſchicklichkeit, den Reis zu pflanzen, beſtehe. Unpartheyiſche und aufmerkſame Reiſende verſichern uns, daß die Sineſen äuſſerſt fleißige Landwirthe ſind, und in mancher Betrachtung Lehrmeiſter der Europäer ſeyn könnten. Ihre niedrigſten Felder machen ſie zu Reisäckern, welche durch große Kanäle von einander geſchieden ſind. Man ſäet und erndtet den Reis des Jahres zweymal, und hat verſchiedene künſtliche Maſchinen, diejenigen Aecker, welche durch die Flut kein Waſſer erhalten, damit zu verſehen. Die hohen Plätze liegen ebenfalls nicht brache, ſondern werden mit mancherley Gewächſen bepflanzet, und es giebt Sineſen, welche ſo arbeitſam ſind, daß ſie die Erde auf hohe Felſen in Körben hinauftragen, ſie mit einem Stakett umgeben, und dann darauf ſäen und pflanzen. Je weiter nach Norden man kömmt, je mehr nimmt auch der Reisbau ab, und andre Getraidearten treten an ſeine Stelle, überall aber ſind die Aecker in ſehr gutem Zuſtande, und der Ackerbau wird überhaupt ſo ſehr geehret, daß die Landleute in der

Klaſſe des gemeinen Volks den erſten Rang haben, und der Kaiſer ſelbſt jährlich einmal nach alter Gewohnheit einige Furchen ziehet, und einiges Getraide hineinſäet. Auf die Baumzucht legen ſich die Sineſen ungleich weniger, daher ihre Früchte faſt alle wild wachſen, und in ihren Gärten wird wenig auf Anziehung von Bäumen und Blumen gehalten, da die ſineſiſchen Gärten in einem ganz beſondern bizarren Geſchmacke angelegt ſind. Man könnte ſie engliſche Gärten in Karrikatur nennen, denn die Natur, die durch den engliſchen Geſchmack in ihrer liebenswürdigſten Einfalt dargeſtellt iſt, wird hier durch die ſonderbarſten Zuſammenſetzungen verunſtaltet. Viehzucht haben die Sineſen weniger, als ſich bey den grasreichen Gefilden ihres Landes erwarten läßt; da ſie aber weder Butter noch Käſe, noch viel Rindfleiſch eſſen, ſo haben ſie auch nicht nöthig, viel Hornvieh zu erziehen. Schaafe halten ſie ſchon in größerer Anzahl, und Schweine, welche ſo reinlich als die unſrigen das Gegentheil ſind, haben ſie die Menge, weil dieſe täglich gegeſſen werden, und nächſt dieſen halten ſie, wie wir ſchon erwähnt haben, am meiſten auf Enten, mit denen z. B. bey Kanton der ganze Fluß bedeckt iſt.

Die mechaniſchen Arbeiten der Sineſen, ihre Handwerke und Manufakturen verdienen zum Theil Bewunderung, allein auch hier wird man dennoch bald ſpüren, daß die Lobredner Sinas bey weitem zu ſehr übertrieben, und in ihrem Gemälde viel zu glänzende Farben aufgetragen haben. Sie haben gute Goldſchmiede, und andre in Metall arbeitende Künſtler, und ihre lackirten Arbeiten beweiſen, daß ſie die Firniſſe gut zu bereiten, und aufzutragen wiſſen. Mit dem Färben wiſſen ſie nicht gut umzuge-

zugehen, und auch ihre Spiegel haben ein elendes Anſehen, wiewohl zu Kanton eine Glashütte ſeyn ſoll, die aber noch kein Europäer geſehen hat. Seidenmanufakturen giebt es ſehr viele in Sina, weil blos, die Landleute ausgenommen, ſeidene Zeuge die allgemeine Tracht der Sineſen ſind. Die beſten Zeuge werden zu Nangking verfertigt; die gemeinſten ſind Damaſte, Satins, mancherley Arten Taſte, Sammte, Flore u. ſ. w. Von den Sineſen wird beſonders eine Art ſehr derber Satin geſchätzet, welcher mit Bäumen, Thieren, Häuſern, und andern Figuren geziert iſt. Aus Baumwolle macht man verſchiedene Zeuge, von Wolle aber werden nur Decken und braune tuchene Winterröcke verfertigt. Das Porzellan, welches hier Tſe-ki genannt wird, iſt eine ſineſiſche Erfindung. Man verfertigt eine Menge dieſer koſtbaren und zerbrechlichen Waare, das feinſte aber ſoll aus der Stadt King-te-ſching, in der Provinz Ki-ang-ſi kommen. Papier wird, wie wir ſchon erwähnt haben, aus dem Bambusrohre gemacht. Auſſer der Farbe gleicht es unſerm Papier in keinem Stücke. Das Druckpapier iſt ſo dünne, wie die Haut im Eye, und auch das Schreibepapier taugt blos für Sineſen, die mit Pinſeln und Tuſche ſchreiben. Sie haben auch Baumwollen- Seiden- Hanf- Reis- und Waizenſtrohpapier. Die Buchdruckerkunſt ſoll ihnen wenigſtens ein Jahrhundert früher als den Europäern bekannt geweſen ſeyn, ſie iſt aber von der unſrigen ſehr unterſchieden, und alle ihre Bücher werden, wie bey uns der Kattun, mit geſchnitzten Tafeln von Holze gedrucket. Ueberhaupt thun die Sineſen bey keiner ihrer Arbeiten die geringſten Fortſchritte, oder ſuchen hie und da Verbeſſerungen anzubringen, ſondern, ſo wie ſie gewiſſe Handgriffe, Ideen u. ſ. w. ge-

erbt haben, ſo müſſen ſie immer ohne alle Verrückung bleiben.

Der Handel, welcher im Innern dieſes groſſen Reiches getrieben wird, iſt äuſſerſt beträchtlich, wenn es gleich übertrieben ſeyn mag, daß er den ganzen Handel überwiege, welchen alle europäiſche Nationen unter einander hätten. Alle Waaren aber, welche eine Provinz aus der andern zuziehen genöthigt iſt, können überall auf die leichteſte Weiſe verführt werden, da nicht allein die Landſtraßen im ganzen Reiche ſehr gut unterhalten werden, ſondern auch auſſer den ſchiffbaren Flüſſen eine Menge ſchöner Kanäle da ſind, durch welche eine beſtändige Gemeinſchaft unter den Provinzen erhalten wird. Ungleich minder wichtig iſt der Handel, welchen die Sineſen auſſerhalb ihres Landes treiben. Sie haben zwar Schiffe, und kennen den Gebrauch des Kompaſſes, aber dennoch wagen ſie ſich nicht viel über Java und Sumatra hinaus, und ihre gewöhnlichſten Fahrten gehen blos nach Japan, Siam, Manila und Batavia. Nach Japan bringen ſie Arzneygewächſe, Zucker, Häute, ſeidene Zeuge, Sandalholz und europäiſche Tücher, wofür ſie Perlen, rothes Kupfer, Sebelklingen, Tomback, lackirte Sachen, und Gold zurückbringen. Manila und Siam verſehen ſie mit Seide, Thee, Porzellan und Kleidung, wofür ſie dort Piaſter, hier Elfenbein, und einige andre Landesprodukte erhalten. Nach Batavia aber laden ſie vorzüglich grünen Thee, Porzellan, Blättergold, Arzneygewächſe und kupferne Geräthſchaften, wofür ſie, Piaſter, Gewürze, Schildpatte, Sandal und Braſilienholz, Agathſteine und europäiſche Tücher erhalten.

Der

Der Handel, den die Europäer, und nahmentlich die Holländer, Franzoſen, Engländer, Dänen und Schweden, mit den Sineſen zu Kanton treiben, iſt nicht mehr ſo wichtig als ehedem, und es wäre ſehr gut, wenn er noch unbedeutender würde, weil die Geldſummen, welche die Sineſen für ihre meiſt entbehrlichen Waaren erhalten, ſich weit höher belaufen, als die Waaren, welche die Europäer an ſie verhandeln. Bey dem allen müſſen ſich die nach Sina handelnden Europäer noch eine ſehr unanſtändige Begegnung gefallen laſſen, und Demüthigungen ertragen, deren Erduldung ſie nothwendig, ſelbſt in den Augen der Sineſen herabſetzen muß. Die Schiffe, welche nach Sina ſegeln, müſſen nämlich an der Mündung des Kantonfluſſes anlegen, und hier den Steuermann erwarten, der ſie weiter den Fluß herauf bringt, dann kommt ein Zollbedienter an Bord des Schiffes, der gewöhnlich ſolange, als das Schiff im Lande bleibt, nicht davon weichet. Sobald man zu Wampu ankommt, welches der Ankerplatz der europäiſchen Schiffe iſt, legen ſich zwey Zollkähne auf jede Seite des Schiffes, ſo daß nichts ein oder ausgeſchifft werden kann, ohne von ihnen durchſucht zu werden. Segelt das Schiff weiter nach Kanton, ſo muß es ſeinen Paß wieder unterweges bey vier andern Zollhäuſern vorzeigen, und ſich neuen Viſitationen unterwerfen. Ferner darf keine Waare eher ein oder ausgeſchifft werden, bis das Schiff mit vielen Weitläuftigkeiten von dem O-peu, oder Obereinnehmer der Provinz gemeſſen worden iſt. Nach dieſem Maaße wird auch der Zoll beſtimmt, den das Schiff zu erlegen hat, und welcher wohl zwey, drey bis viertauſend Speziesthaler beträget. In Kanton ſelbſt, wo die Europäer in eine Vorſtadt verwieſen ſind, dürfen ſie es nicht wagen, ſich weit

von

von ihren Wohnungen zu entfernen, weil ſie auſſerdem von dem müßigen Pöbel verfolgt, und mit Steinregen begrüſſet werden. Haben ſie wider einen Sineſen zu klagen, ſo werden ſie ſehr ſelten Gerechtigkeit erhalten, wenn ſie nicht Mittel finden, die obrigkeitlichen Perſonen, auf deren Entſcheidung es ankömmt, zu beſtechen: werden ſie aber verklaget, ſo wird gewiß die ſtrengſte Gerechtigkeit ausgeübet, und es hat ſich wohl eher gefüget, daß ſelbſt Kapitäns der Schiffe, um unbedeutender Dinge mit Arreſt geſtraft, und mit ſtarker Geldbuße belegt worden ſind. Blos die Habgier, ſagt ein Reiſender, verleitet die europäiſchen Nationen, dergleichen Beſchimpfungen zu ertragen, und ſich der Willkühr eines Volkes preis zu geben, das wegen ſeiner Gemüthsart eben ſo verächtlich iſt, als wegen ſeiner Unwiſſenheit.

Zum Beſchluß dieſer Nachrichten wollen wir noch etwas über die in Sina befindlichen Münzen hinzufügen. Das Gewicht entſcheidet eigentlich alles, was ausgegeben und empfangen wird. Indeſſen hat das ſpaniſche Geld ſeinen gewiſſen Preis, der Sineſe ſetzt aber ſeinen Stempel auf die Piaſter. In Ermanglung der Scheidemünze trägt der Sineſe nebſt dem Gewicht, auch eine Schere bey ſich, mit welcher er das Silbergeld zerſchneidet, und beym Kauf der Waaren die abgeſchnittenen Stückchen mit weggiebt. La=i iſt die einzige gangbare Münze, welche in Sina geſchlagen wird. Sie iſt von Meſſing, rund, hat in der Mitte ein viereckig Loch, und iſt an den Seiten mit Buchſtaben gezeichnet.

Wiſſenſchaften und Künſte.

Daß die Sineſen allen andern aſiatiſchen Völkern an gelehrten Kenntniſſen überlegen ſind, iſt wohl eine ausgemachte Wahrheit: irrig iſt es aber, wenn

wenn man ſie für große Philoſophen, Naturforſcher und Gelehrte ausgiebt, denn ſelbſt den größten ſineſiſchen Gelehrten fehlt es an ſehr vielen und wichtigen Kenntniſſen, ohne welche einer bey uns kaum den Namen eines beleſenen Mannes führet. Sina iſt ſchon Jahrtauſende im Beſitze ſeiner gelehrten Kenntniſſe, aber ſie ſtehen auch noch mit allen auf demſelben Punkte, wo ſie vor Jahrtauſenden geſtanden haben, und ſchon ihre Sprache verhindert es, daß ſie keine großen Fortſchritte in den Wiſſenſchaften machen können. Dieſe Sprache hat mit keiner andern Sprache etwas gemein, auch kein Alphabet, ſondern ſoviel Karaktere oder Figuren als Worte ſind, welche denn eine andre Bedeutung erhalten, je nachdem ſie anders ausgeſprochen werden, ſo daß z. B. Tſchu, einen Hausherrn, ein Schwein, eine Küche und einen Pfeiler bedeutet. Im Grunde beſteht die ganze Sprache etwan aus dreyhundert und dreyßig einzelnen Worten, die aber ſo verſchieden modifizirt werden, daß auf achtzigtauſend Karaktere herauskommen, daher derjenige auch ſchon für einen Gelehrten gilt, der nur die Hälfte dieſer Karaktere innen hat. Mit Erlernung dieſer Sprache muß der Sineſe faſt die Hälfte ſeines Lebens zubringen, und ſo bleibt ihm alſo wenig Zeit übrig, ſich mehrere Kenntniſſe in den Wiſſenſchaften zu erwerben. Die Philoſophen in Sina, welche ſich, wie in andern Ländern, in verſchiedene, einander ſehr anfeindende Schulen getheilt haben, beſchäftigen ſich von jeher blos mit der Moral, vorzüglich die Schule der Gelehrten, auf welche die Religion des Staates zum Theil gegründet iſt. Fünf hundert und funfzig Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung ward Kong-fu-tſee der Wiederherſteller dieſer Schule, welche durch eine

lange Reihe anhaltender Kriege, gänzlich in Verfall gerathen war.

Das ganze Syſtem dieſer Schule hat große Aehnlichkeit mit dem des Pythagoras. Die andre vorzüglichſte Schule iſt die des Tao, d. i. des höchſten Gottes, von welcher Lao-tſe der Stifter oder Wiederherſteller geweſen iſt. Die Philoſophen dieſer Schule liebten die Einſamkeit, und das kontemplative Leben; ſie legten ſich auch auf magiſche Künſte, und lehrten die Seelenwanderung. Ihr Syſtem iſt zu einem Religionsgebäude worden, daher wird ſeiner ſowohl, als des vorigen noch einmal gedacht werden. Aus dieſen zwey Hauptſchulen ſind noch eine Menge andere entſtanden, und die Sineſen beſitzen auch faſt noch mehr moraliſche Schriften als die Europäer, die aber alle in einer ziemlich dunkeln Schreibart abgefaßt ſind.

Der Angabe der Jeſuiten zufolge ſind auch die Sineſen große Aſtronomen; allein neuere Reiſende behaupten mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit, daß Leute, die keine Begriffe von einer ordentlichen Arithmetik haben, ohnmöglich gute Sternkundige ſeyn könnten, und daß ihre Neigung zu dieſer Wiſſenſchaft blos auf ihren auſſerordentlichen Aberglauben gegründet ſey. Soviel iſt gewiß, daß ihre Kalender mit weit mehr aſtrologiſchen Träumereyen, als die unſrigen angefüllt ſind, und daß ſie bey jeder Sonnenfinſterniß eine ſchreckliche Furcht blicken laſſen, weil ſie ſich einbilden, daß eine Kröte mit drey Tatzen die Sonne zu verſchlingen ſuche. Mit der Arzneykunſt ſteht es nicht beſſer, denn da die ſineſiſchen Aerzte nur eine geringe Kenntniß von der Naturlehre und Zergliederungskunſt haben, ſo ſind ſie auch bloße Empiriker, die dem ſchlechteſten euro-

europäiſchen Ärzte an Kenntniß nachſtehen müſſen. In der Erdbeſchreibung ſind ſie auſſerordentlich unwiſſend. Die Erde iſt ihnen zufolge viereckt, und Sina befindet ſich in der Mitte. In der Geſchichte verdienen ſie mehreres Lob; jede Stadt hat ihren Geſchichtſchreiber, und überdem giebt es in Pe-king eine Geſellſchaft Gelehrter, welche die allgemeine Reichsgeſchichte zu ſchreiben haben, und die wegen ihrer großen Unpartheylichkeit ſehr gerühmet werden. Naturgeſchichte und Phyſik haben wenig Fortſchritte gemacht, doch rühmt man die Kräuterbücher, welche Li-ſche-tſin bekannt gemacht hat. Von dem Zuſtand der Dichtkunſt in Sina weiß man wenig, doch giebt das Gedicht, welches der jetzige Kaiſer von Sina über eine gewiſſe Stadt verfertigt hat, wenigſtens keine großen Begriffe von derſelben. Ihre Schauſpiele taugen gar nichts, und werden auf den Gaſſen aufgeführet. Die Muſik wollen ſie erfunden haben, und vor den Zeiten des Kong-fu-tſee war ſie die Grundlage der ganzen Erziehungskunſt; allein gegenwärtig wenigſtens iſt ihre Muſik nicht beſſer als in Oſtindien, und ihre Inſtrumente ſind eben ſo einfach und ſchlecht, als ſie unter allen halbrohen Völkern gefunden werden. Die Mahler würden recht gut ſeyn, wenn ſie nur zeichnen, und die Farben vertreiben könnten; auch haben ſie gar keine Begriffe vom Perſpektive, und wer das Fleiſch der Figuren mahlt, kann keine Kleider mahlen, und wer dieſe mahlt, muß wieder einem andern den Grund machen laſſen. Die Bildhauerkunſt iſt kaum den Namen nach bekannt, denn ihre Bilder ſind alle ohne Verhältniſſe, von Holz geſchnitzt, oder aus Pappe gemacht. Ihre gerühmte Baukunſt endlich iſt gar nicht ſo beſchaffen, daß ſie nur einigen wahren Geſchmack vorausſetzte. Die Tempel und andere öffentlichen Gebäude, an

denen ſie die meiſte Kunſt verſchwenden, ſind zwar prächtig genug, aber mit einer Menge von unnützen Zierrathen überladen, und ihre Städte ſind ſo einförmig gebauet, daß, wer eine ſahe, ſie alle mit einander geſehen hat.

Dies mag genug über die Wiſſenſchaften und Künſte der Sineſen ſeyn, ihr Karakter und ihre Sitten werden uns noch mehr beweiſen, daß dieſe Nation gar nicht ſo weiſe iſt, als uns viele Reiſende haben bereden wollen.

Karakter, Sitten und Vergnügungen.

Die Sineſen, deren Herkunft völlig unbekannt iſt, unterſcheiden ſich faſt von allen andern Völkern der Erde, ſowohl durch ihre Geſtalt, als durch ihre Sitten und Gebräuche, welche eine ſonderbare Miſchung von Finſterniß und Aufklärung des Geiſtes ausmachen. Dieſe Nation hat gleichſam von der Natur ein eigenes Gepräge erhalten, denn mit Ausnahme der Geſichtszüge und der Veränderung, welche äuſſere Dinge auf den Körper hervorbringen, haben alle Sineſen eine mittlere Größe, kurze Naſen, kleine Augen, ein breites unförmliches Geſicht, große Ohren, ſchwarze Haare, welche, einen Zopf ausgenommen, der dicht am Hinterkopfe ſitzet, abgeſchoren werden, und dünne lange Bärte. Ihre Frauenzimmer bekommen Ausländer nur ſparſam zu ſehen, doch verſichert man, daß ihre Bildung wenig von der männlichen verſchieden ſeyn ſoll. Daß kleine Füße bey dem weiblichen Geſchlecht in Sina für die erſte aller Schönheiten gehalten werden, iſt eine bekannte Sache: man legt in der Kindheit den Mädchen kupferne Schuhe an, damit die Füße nicht wachſen können, daher auch erwachſene Sineſerinnen keine größern Füße, als bey uns kleine Mädchen haben; eine Zierde, (wenn es anders eine iſt) die dadurch, daß ſie

ſie kaum gehen können, ſehr verbittert wird *). Kein Volk auf dem Erdboden kann mehr von ſich und den Vorzügen ſeines Vaterlandes eingenommen ſeyn, als die Sineſen. Sie ſehen alle andre Nationen für Wilde und Barbaren an, und nichts kann ſie bewegen, etwas nachzuahmen, was bey einem andern Volke gebräuchlich iſt. Ihre Artigkeit und anſcheinende Gefälligkeit ſind eine Folge der deſpotiſchen Regierung, unter welcher ſie leben, denn alle Sklaven ſind furchtſam und kriechend. Sie ſcheinen äuſſerſt gefällig zu ſeyn, aber ſie ſind es nur, um den, der ſich ihnen anvertraut, mit deſto glücklicherm Erfolge betrügen zu können, und wer ihnen nichts zu verdienen giebt, hat ſich auf nichts weniger als gute Begegnung Rechnung zu machen. Gegen ihre feinen Diebereyen müſſen Fremde beſtändig auf ihrer Hut ſeyn, und Aufrichtigkeit, wenn ſie um irgend etwas gefragt werden, darf man gar nicht von ihnen erwarten. Man verſichert, daß ſelten Zank oder Schlägerey unter ihnen entſtehe, dies iſt aber eine Folge ihrer auſſerordentlichen Feigheit, denn ſie wiſſen jede Beleidigung nachzutragen, und ſich, ſollte es auch erſt nach Jahren ſeyn, auf die empfindlichſte Weiſe zu rächen. Alle Wollüſte endlich gehen in Sina im Schwange, und die Menge Blinde, welche man in dieſem Reiche gewahr wird, haben wahrſcheinlicherweiſe ihr Elend, den wider die Keuſchheit begangenen

*) Daß die Weiber nicht viel gehen ſollen, iſt gewiß auch die Abſicht dieſer Sitte. Die Sineſen ſind äuſſerſt eiferſüchtig auf ihre Weiber und Töchter, ſie machten alſo die Verunſtaltung der Füße zur Schönheit, und als dieſe, wird eine Unbequemlichkeit gern erduldet, der ſich auſſerdem niemand würde unterwerfen wollen.

genen Sünden zu verdanken. Vielleicht laſſen ſich manche Fehler der Sineſen durch große Tugenden wieder aufwiegen, vielleicht ſind ſie unter einander ſelbſt beſſer, als ſie es gegen Fremde, die ihnen Barbaren ſcheinen, ſeyn zu müſſen glauben; allein einſichtsvolle Reiſende ſchildern ſie nicht anders, als wir ſie geſchildert haben, und die Bemerkungen, welche nun noch über ihre Sitten zu machen ſind, werden wenigſtens jener Schilderung nicht ſehr zuwiderlaufen.

In Anſehung der Kleider machen die Sineſen keinen großen Aufwand. Die Mannsperſonen tragen mehrentheils eine Art ſeidenen Hemdes, über welches ſie noch einen weiten Rock ziehen. Beyde ſind ohne Futter, Falten und Aufſchläge, vorn aber mit kleinen runden Knöpfen zugemacht. Die Aermel ſind weit und ſo lang, daß ſie die Hände bedecken. Die Hoſen ſind ebenfalls weit, die Strümpfe gleichen Stiefeln, ſind von Seide, und hängen zuweilen mit den Schuhen zuſammen, zuweilen aber auch nicht. Ihre Schuhe gleichen Pantoffeln ohne Abſätze, aber mit Hinterquartiren, und einer weißen fingerdicken Sohle. Alles iſt von Schweinsleder, und mit baumwollnem Garne genäht. Wer viel in der Sonne gehet, bedecket ſich mit niedergeſchlagenen Bambushüten; ſonſt ſind Mützen gebräuchlich, deren einige einem umgekehrten Trichter, mit einem Knopfe an der Spitze gleichen, und mit rother ungeſponnener, unten frey herabhangender Seide bedeckt ſind. Andre haben auch ſchwarze seidne Mützen mit einem Gebräme von Sammt. Die Mandarinen unterſcheiden ſich nach ihrem Stande durch den Reichthum der auf der Mütze feſtgemachten Knöpfe, oder daran gehefteter Eichhornſchwänze, oder durch ein viereckter Stück

Stück reichen geſtickten Zeuges, welches ſie auf der Bruſt oder dem Rücken tragen. An dem Gürtel tragen ſie Tabackspfeife, Tabacks- und Geldbeutel, welche an langen Schnüren bis auf die Beine herabhangen. Des Winters tragen ſie öfters vierzehn bis funfzehn Röcke übereinander, und ſtatt des Muffs, tragen ſie eine lebendige Wachtel in den Händen. Arme begnügen ſich mit einem kurzen Rocke von Baumwolle, weiten Schifferhoſen, und Regenkappen von Bambusblättern, wobey ſie barfuß, und auch wohl bis auf den halben Leib nackend gehen. Arbeitsleute beſchneiden ſich die Nägel, Vornehme aber laſſen ſie, wo nicht an allen doch an dem kleinen Finger wachſen, um dadurch ihren Reichthum an den Tag zu legen. Die Kleidung des Frauenzimmers, das aber von Europäern wenig geſehen wird, ſoll ſich nicht ſehr von der männlichen unterſcheiden. Der Kopfputz iſt nach den Provinzen und Ständen äuſſerſt verſchieden. Die Schminke iſt ſehr gebräuchlich, und Taback wird von beyden Geſchlechtern aus meſſingenen Pfeifen gerauchet. Im Eſſen und Trinken ſind die Sineſen ſehr mäßig, gemeine Leute behelfen ſich mit Reis, Hülſenfrüchten und Gartengewächſen. Den Reis, der überhaupt ſtatt des Brodes genoſſen wird, kochen ſie im Waſſer, welches ſie nachher abſeihen, und die gequollene Grütze ganz warm eſſen. Vornehme haben Tiſche und Stühle, aber alle brauchen weder Tiſchtücher, noch Meſſer, noch Gabeln, ſondern alle Speiſen werden in kleine Stücken zerſchnitten, ehe ſie aufgetragen werden, und mit hölzernen Stäben zum Munde geführt. Bey dem Eſſen trinken ſie entweder Thee ohne Zucker, oder einen elenden Branntewein, welcher Samſu heißt. Schweinefleiſch, Speck und Fiſche werden gewöhnlich gegeſſen; ſelten aber kömmt an-

deres Fleiſch vor. Man ſagt, die Sineſen trügen auch kein Bedenken, Pferde, Hunde und Rattenfleiſch zu eſſen, Fröſche und Hirſchſehnen werden ebenfalls für eine Leckerey gehalten, überhaupt aber würden Europäer ſich ſehr ſchwer an die ſineſiſche Küche gewöhnen können. So wenig koſtbar ihr Tiſch iſt, ſo wenig halten ſie auf Pracht in ihren Häuſern. Ihre Städte ſind alle auf einerley Art gebauet, ſo daß, wer eine geſehen hat, ſich leicht einen Begriff von allen übrigen machen kann. Gemeiniglich ſind ſie viereckt, haben hohe, dicke und mit vieleckigten neun Stock, hohen Thürmen beſetzte Mauern, breite Thore, und lange, meiſt auch gerade Gaſſen, mit länglichen Sandſteinen gepflaſtert. Die Häuſer ſind mehrentheils von Backſteinen, ſelten über zwey Stockwerk hoch, und die Dächer, welche abſchüſſig ſind, ebenfalls mit Ziegeln gedeckt. Die Zimmer ſind hoch, und die langen ſchmalen Fenſter, welche bey Tage offen ſtehen, haben Scheiben von Perlmutter oder Schneckenſchalen. Möblirung haben die Zimmer wenige, ſondern ein Paar Armſeſſel, Taburets und Tiſche, worauf alte Gefäße ſtehen, machen alles aus. Das Koſtbarſte iſt noch ein Götzenbild, welches über einer kleinen Kapelle ſteht, und vor welchem das tägliche Gebet verrichtet wird.

Nichts übertrift das Ceremoniel, welches die Sineſen in ihrem geſellſchaftlichen Umgange gegen einander beobachten, und nichts iſt gewiſſermaßen abgeſchmackter, als die Regeln, welche ihre Bücher (denn die Höflichkeit iſt hier in ein ordentliches Syſtem gebracht) darüber ertheilen. Eines dieſer Bücher ſoll mehr als dreytauſend Vorſchriften enthalten, und in Pe-king iſt ein eigenes Kollegium niedergeſetzt, welches auf die Beobachtung dieſes Ceremo-

remoniels, im ganzen Reiche Acht haben muß. Der gewöhnliche Gruß beſteht darinnen, daß man die Hände kreuzweiſe zuſammenleget, das Haupt ein wenig neiget, und Sin Sin dazu ſaget; grüßet man Vornehmere, ſo muß man die Hände zuſammenſchlagen, ſie wieder in die Höhe heben, ſodann tief herunter ſinken laſſen, und ſich mit dem Kopfe ſehr tief neigen. Vor einem Mandarin vom erſten Range aber muß man gar auf die Knie fallen, und mit dem Haupte die Erde berühren. Bey jedem Beſuche, und wenn er noch ſo freundſchaftlich wäre, ſind eine Menge von Verbeugungen und Ausdrücken zu beobachten, deren Hintanſetzung als die äuſſerſte Grobheit geahndet werden würde. Eben ſo iſt es mit dem Briefwechſel, bey dem gleichfalls ſo viele Vorſchriften gegeben ſind, daß das Briefſchreiben eine ſehr läſtige Sache ſeyn muß.

Die Sineſen haben ſoviel Weiber, als ſie ernähren können, eine derſelben aber gilt doch nur allein für die rechtmäßige Frau, welche aber der Ehemann nicht eher, als bis bey Abſchließung des Ehekontraktes zu ſehen bekömmt. Wenn alles in Ordnung gebracht iſt, wird die Braut in zahlreicher Begleitung, und mit vorangehender Muſik in einem Tragſeſſel oder Palankin in das Haus ihres Verlobten gebracht, welcher ſie auch, wenn ſie ihm nicht gefällt, wieder zurückzuſchicken das Recht hat. Religiöſes hat die ganze Cerimonie weiter nichts, als daß die Verehlichten, ehe ſie ſich zu Tiſche ſetzen, etliche Biſſen Fleiſch, und Tropfen Wein dem Tien, oder Gott des Himmels opfern. Die Weiber werden ſo ſtreng gehalten, daß nicht einmal der Vater des Mannes ſeine Schwiegertochter zu ſehen, die Erlaubniß hat. Man hat behauptet, daß es den Sineſen erlaubt ſey, Kinder, welche ſie nicht er-

nähren könnten, vorzüglich wenn es Mädchen wären, auszuſetzen, und man hat ſich dieſerhalb auf die Kinder berufen, welche bey Kanton mit einem Flaſchenkürbis auf dem Rücken, auf dem Fluße herum ſchwimmen; allein da an den Seeküſten und Flüſſen, wo das Land am ſtärkſten bewohnt iſt, eine Menge Familien, welche auf dem Waſſer ihre Nahrung ſuchen, auch auf dem Waſſer in elenden Fahrzeugen leben, ſo iſt es möglich, daß dieſe Kinder ſolchen Leuten gehören, die ihnen den Kürbis anbinden, damit ſie nicht unterſinken ſollen, wenn ſie ins Waſſer fallen, welches ſie wohl nicht thun würden, wenn ſie ihrer gern los ſeyn wollten.

Die Furcht für dem Tode quält die Sineſen beſtändig, und ihre Leichengebräuche ſind eben nicht geſchickt, dieſe Furcht zu vermindern. Sobald jemand geſtorben iſt, breitet man die Kleider über den Todten, und wartet drey Tage, ehe er in den Sarg gelegt wird, welches vielleicht in einer weiſen Beſorgniß für das Leben blos todtſcheinender Menſchen ſeinen Grund hat. Man ſteckt auch den Todten Geld, Reis u. dgl. in den Mund. Den Sarg füllen ſie mit Dingen, welche dienlich ſind, die Feuchtigkeit einzuſaugen. Das Leichenbegängniß währet ſieben Tage. Der Sarg wird in das beſte Zimmer des Hauſes geſtellt, und vor ihm ein Tiſch, worauf das Bildniß des Verſtorbenen ſtehet, um welches Wachskerzen und Räuchwerk angezündet werden. Am Begräbnißtage verſammeln ſich die Verwandten und Freunde: der Leichenzug fängt ſich mit Männern an, welche pappene Figuren von Sklaven, Pferden, Kamelen u. ſ. w. wie auch Fahnen und Räucherwerk tragen; hierauf folgen die Muſikanten, dann der Sarg unter einem Thronhimmel, welchem die Söhne, Verwandte, Freunde,

Töch-

Töchter und Sklavinnen des Verſtorbenen folgen. Die Gräber ſind meiſt in einer Art Grotten angebracht. Die gewöhnliche Trauer um die Eltern währet drey Jahr, während welcher die Trauernden alle Vergnügungen fliehen müſſen. Ueberhaupt tragen die Sineſen große Hochachtung für ihre Verſtorbenen, wie unter andern auch zwey Gebräuche beweiſen, die ſie zu Ehren derſelben beobachten. Der erſte wird in dem Tſe-tang oder Saale der Vorfahren begangen, wo die Bilder derſelben feyerlichſt geehrt, und ihr Andenken durch ein prächtiges Gaſtmahl gefeyert wird. Der andre Gebrauch beſteht darinnen, daß man ſich jährlich wenigſtens einmal bey den Gräbern ſeiner Verwandten verſammelt, das darauf wachſende Unkraut ausreutet, und einige Speiſen darauf ſitzend genießet.

Eigentlich haben die Sineſen das ganze Jahr nur zwey öffentliche Feſte, welche zugleich auch der allgemeinen Freude geweihet ſind. Das eine iſt das Neujahrsfeſt, das andre das Laternenfeſt. Der Urſprung dieſes Feſtes iſt unbekannt, ſeinen Namen hat es aber daher, weil an demſelben jeder Einwohner des ganzen Reiches wenigſtens eine Laterne anzündet, von denen manche wohl dreyßig Fuß im Durchmeſſer hat, und auf welche allerhand Vorſtellungen gemahlet ſind, die ſich, wenn die Lichter angezündet ſind, ohngefähr wie die Figuren in den bekannten Ombres chinoiſes darſtellen. Auſſer dieſen beyden Feſten ſind alle Tage im Jahre Arbeitstage; doch hat man noch andre öffentliche Luſtbarkeiten, als Schauſpiele, Feuerwerke, und eine Menge Gaukler, welche zum Theil ſehr hervorſtechend in ihrer Kunſt ſind. Die Sineſen ſcheinen auch das Schachſpiel zu kennen, und ſpielen mit

hölzernen Karten: andere geſellſchaftliche Vergnügungen aber ſind bey ihrer an Cerimonien ſo reichen Lebensart nicht wohl zu erwarten.

Religionszuſtand.

In Sina ſind drey herrſchende Landesreligionen, auſſerdem werden aber auch noch andre Sekten geduldet; die chriſtliche Religion aber hat, wie wir nachher zeigen werden, hier keine Wurzel ſchlagen können. Die erſte dieſer Religionen iſt die des Kong fu-tſee, zu welcher ſich die Großen des Landes, und alle ſogenannte Philoſophen bekennen. Ehedem beſchuldigte man dieſe Sekte des Atheiſmus, und die europäiſchen Gelehrten ſtritten ſich zuweilen ſehr heftig, ob man unter dem Tien, welchen die ſineſiſchen Weiſen für die Grundurſache aller Dinge hielten, Gott oder den Himmel verſtehen müſſe. Allein die katholiſchen Miſſionarien mußten freylich ein Syſtem des Atheiſmus beſchuldigen, das weder Wunderwerke begünſtigte, noch eine zahlreiche Kleriſey beſoldete, und durch die genauern Unterſuchungen, welche mit der ſineſiſchen Gelehrſamkeit vertraute Männer angeſtellt haben, ſind wir nunmehr überzeugt worden, daß ſich dieſes Syſtem mehr dem Deiſmus, als dem Atheiſmus nähert. Die Fundamentalbücher dieſes Syſtems ſind die King, von denen es bekanntlich fünfe, den Y-king, Schu-king, Schi-king, Li-ki und Thun-tſieu giebt. Schöpft man die Lehrſätze dieſes Syſtems aus den angeführten Büchern, ſo ergiebt ſich, daß ſie ein höchſtes, vollkommnes, beſtrafendes und belohnendes Urweſen lehren, welchem in den Tempeln geopfert wird. Dieſem höchſten Weſen werden Schutzgeiſter beygeſellt, welche Kuei-ſchin heißen, und ebenfalls verehrt werden. Die Sineſen ſehen auch die Vorfahren für Fürbitter bey dem höchſten Weſen an, daher man ſieht, daß ſie auch

von

von der Unſterblichkeit der Seele überzeugt ſind. In Anſehung der Moral behaupten die Lehrer dieſes Syſtems, daß ſie auf Uebung folgender zwey Tugenden: der Ehrfurcht gegen Gott und die Vorfahren, und der Gerechtigkeit und Billigkeit gegen jedermann beſtehe. Die Anhänger dieſer Religion haben keine Prieſter, ſondern allein der Kaiſer hat das Recht, der Gottheit die Bitten und Dankſagungen der Nation vorzutragen. Den ganzen innern Geiſt der Religion des Kong-fu-tſee', oder vielmehr der King, denn Kong-fu-tſee iſt nicht Stifter derſelben, zu erforſchen, iſt beynahe nicht möglich, da die ſineſiſchen Bücher äuſſerſt dunkel geſchrieben ſind, und durch die Kommentare nur noch mehr verdunkelt werden. Ganz reiner Deiſmus iſt dieſe Religion ſchon darum nicht, weil ſie eine Menge Schutzgeiſter lehret, deren ſonderbare Geſtalten auch in einem gewiſſen, der Angabe nach ſehr alten Buche abgebildet ſind, und ſie iſt es darum noch weniger, weil ihre Bekenner an Ahndungen, gute und böſe Tage, Divinationen u. dgl. glauben, und ſelbſt Kong-fu-tſee behauptet, der wahre Weiſe müſſe die künftigen Ereigniſſe vorher wiſſen, und er könne ſie durch die Pflanze Chi erfahren, welche tauſend Jahr alt, aber nur durch eine beſondre Gnade der Gottheit gefunden werde.

Man weiß nicht, ob die zweyte Religion, welche Tao-tſe genennt wird, älter als die vorige iſt, oder ob jene dieſen Vorzug verdienet. Ihre Lehren ſind wundervoller, als die der erſten, und Lao-tſe oder Lao-kiun, welcher ohngefähr zu Kong-fu-tſe Zeiten lebte, ſteht bey den Bekennern derſelben in noch weit größerm Anſehen, als Kong-fu-tſee bey den Gelehrten. Seinen Anhängern

zufolge gebahr ihn ſeine Mutter ohne männliches Zuthun; ſie gieng achtzig Jahr mit ihm ſchwanger, und wie er zur Welt kam, war er ſo grau als ein Greis. Er ſoll mehrere Jahrhunderte alt worden ſeyn, und viele Bücher geſchrieben haben, von denen das vorzüglichſte Tao-te-king (das Buch von der Macht des Tao d. i. Gottes) genennt wird. Dies Buch enthält den Hauptbegriff vom ganzen Syſtem dieſer Sekte: aber es iſt ſo dunkel geſchrieben, daß es beynahe ganz unverſtändlich iſt. Tao iſt die einzige Gottheit, deren in dieſem Buche gedacht wird. Wer ſich mit dieſem Tao vereinigen will, muß ohne Leidenſchaften ſeyn, alle Güter und Würden wegwerfen, der Güte der Menſchen und des Gehorſams ſeiner Kinder nicht achten, ſich blos mit dem Nichts beſchäftigen, und leben, als wenn er nicht lebte. Auſſer dieſem Tao giebt es noch andre geringere Geiſter, wozu auch viele alte vergötterte Könige gerechnet werden, die auch nach dem gegenwärtig verdorbenen Syſtem dieſer Religionsparthey dem höchſten Weſen nicht unterworfen ſeyn ſollen. Die Bekenner dieſer Sekte legen ſich auf magiſche Künſte, und Bereitung geheimnißvoller Amulete, und wunderthätiger Arzneymittel, doch hat ſie übrigens unter dem mehr aufgeklärten Theile der Nation gar keinen Fortgang gewonnen.

Die dritte und zahlreichſte Religionsparthey iſt die des Fohe, deren Lehren in ſehr vielen Stücken mit der Religion der Hindus überein kommen, und ohnſtreitig auch eine Abart von dieſer iſt, da ſie aus Indien nach Sina gebracht worden iſt. Die Religion des Fohe lehrt die Seelenwanderung, und macht die Liebe gegen die Thiere zu einer der vorzüglichſten moraliſchen Pflichten. Sie prediget das Daſeyn eines höchſten belohnenden und beſtra-

ſenden

ſenden Gottes, von dem aber ihre Bekenner äuſ- ſerſt verworrene Vorſtellungen haben, und auſſer welchem ſie noch mehrere Genien und vergötterte Menſchen verehren. Die vorzüglichſten ihrer Gö- tzen ſind: Niniſo, der Gott der Wolluſt, welcher in den Pagoden als ein unförmlich dicker, mit kreuz- weis geſchlagenen Beinen ſitzender Mann vorge- ſtellt wird. Der Gott der Unſterblichkeit hat viel Aehnlichkeit mit dieſem Niniſo, er hat aber ein Kleid an, ſtatt daß dieſer am Leibe nackend iſt, und neben ihm ſteht gemeiniglich auf der einen Seite ein Hirſch, und auf der andern ein Storch. Zwi- ſchen beyden ſteht gewöhnlich in den Pagoden der Kin-Kang, welcher durch eine Krone auf dem Ko- pfe, den Mangel eines Arms und einen vom Kopfe auf beyden Seiten herabgehenden Schleyer, ſich von den andern Götzen unterſcheidet. Alle Anhän- ger des Fohe haben auch ihre beſondern Hausgötzen, die aber, wenn ſie ihrer Pflicht nicht gehörig nach- kommen, ſich auch Schmähungen und Stockſchlä- ge müſſen gefallen laſſen. Die Prieſter dieſer Re- ligion, bey uns Bonzen, in Sina ſelbſt Woa-ſjong genannt, ſind ſo zahlreich, daß ihrer über eine Mil- lion gezählt werden. Sie leben alle vom Allmoſen, das ſie dem abergläubiſchen Pöbel durch allerhand Kunſtgriffe, und den größten Anſtrich der Heilig- keit abzulocken wiſſen. Es giebt viele unter ihnen, welche nach Art der hindoſtaniſchen Büßer, ein äuſſerſt ſtrenges Leben führen. Sie tragen alle ab- geſchorene Köpfe, und graue, bis auf die Füße her- abreichende, mit weiten Aermeln verſehene Röcke, um den Hals aber eine Perlenſchnur, die ihnen auch wohl ſtatt des Roſenkranzes dienet. Sie heu- rathen niemals, und eſſen auch weder Fleiſch noch Eyer. Die Pagoden oder Götzentempel, welche gemeiniglich auſſerhalb der Städte an einſamen Or-

ten,

ten, auf ſteilen unfruchtbaren Bergen ſtehen, ſind mit Gärten, Luſtwäldern, und in den Felſen gehauenen Grotten gezieret. Neben jeder ſtehet ein Thurm, und ſtatt der Mauern ſind ſie mit den Häuſern umgeben, in welchen die Prieſter ihre Wohnungen haben. Die Götzenbilder ſtehen auf beyden Seiten, und vor ihnen liegen Blumen, Räuchwerk und Früchte.

Dies ſind die herrſchenden Religionen in Sina, von denen jede gleiche Gerechtſame hat, und eines gleichen Schutzes genießet. Ausserdem giebt es in Sina noch Tatarn, die ſich zu der Religion des Lama bekennen, von welcher wir bey Thibet handeln werden, Juden zu Kai-fong-fu in der Provinz Ho-nan, die ihrer Sage nach ſchon vor der chriſtlichen Zeitrechnung nach Sina gekommen ſind, und Mohämedaner, welche, da ſie ſich nie einfallen laſſen, Proſelyten zu machen, ſeit dem zwölften Jahrhundert ſchon ſehr friedlich in verſchiedenen Provinzen, beſonders in Kjang-nan leben. Das Chriſtenthum ſoll ſchon im ſiebenten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung, in Sina bekannt worden ſeyn, wiewohl die Jeſuiten, wie ſie im ſechszehnten Jahrhundert hieher kamen, auch nicht die mindeſte Spur mehr davon fanden. Die Jeſuiten waren ſchlau genug, um einzuſehen, daß, wenn ſie hier ihre Herrſchaft ausbreiten wollten, ſie auch den Meinungen und Gebräuchen eines Volkes nachgeben müßten, welches die größte Vorliebe für ſeine Vorfahren hegte. Sie duldeten daher bey ihren Neubekehrten eine Menge Gebräuche, die ſie für gleichgültig, ihre nachherigen Gegner aber für abgöttiſch ausgaben, ja ſie giengen ſogar nach einigen ſoweit, daß ſie ſelbſt den Anbetern der Götzen vieles nachließen, was dem Geiſte des Chriſten-

ſtenthums, das ſie predigten, durchaus zuwider war. Sie machten daher auch viele Proſelyten, und das Chriſtenthum ſchien in Sina beträchtliche Fortſchritte zu machen, als die Dominikaner und Franziſkaner, welche auch Theil an dieſem Bekehrungsgeſchäfte nehmen wollten, eben über die Nachgiebigkeit der Jeſuiten mit dieſen in einen heftigen Streit verwickelt wurden. Dieſe eben nicht ſehr chriſtlich geführten Zänkereyen ſchadeten natürlicherweiſe dem Chriſtenthume ſelbſt, und nun, da die Gelehrten in Sina, welche dem Chriſtenthum nie günſtig geweſen waren, davon Gelegenheit nahmen, den Nachtheil der Spaltungen vorzuſtellen, welche hiedurch im Reiche entſtehen würden, würden alle Miſſionare nach Kanton verwieſen, und die chriſtlichen Kirchen, deren doch ſchon über dreyhundert waren, niedergeriſſen. Seitdem ſind keine Chriſten mehr in Sina, Peking, Kanton und Makao ausgenommen, von denen wir bey Beſchreibung dieſer Orte ſprechen werden.

Sina wird von einem Monarchen beherrſcht, den einige als einen, nach den weiſeſten Geſetzen regierenden Vater ſeiner Unterthanen, andre aber als einen willkührlichen Deſpoten ſchildern. Seit dem vorigen Jahrhundert herrſchen die Mandſchu-Tatarn über Sina, deren Khane aber nichts in der Regierungsform verändert, ſondern den ganzen Prunk, und alle Sitten der alten Kaiſer von Sina angenommen haben. Das Volk ſcheint ſeine Gebieter mit großer Gleichgültigkeit vertauſcht zu haben, und hegt für ſeinen tatariſchen Kaiſer noch eben die Ehrfurcht, als ob ſie von dem Stamme des großen Fohi wären. Sie nennen ihn den Sohn des Himmels, den heiligen Kaiſer, den erhabenen und einzigen Beherrſcher der

Regierungsform, Juſtiz, Polizey u. ſ. w.

Erde;

Erde; niemand, ſelbſt ſeine nächſten Verwandten nicht ausgenommen, darf anders als kniend mit ihm ſprechen, und alles was nur einigermaßen zu ſeinem Gebrauche dienet, nimmt Theil an der Verehrung, welche er genießet. Schon bey der Anſicht ſeines Thrones muß man ſich zu Boden werfen, und niemand, wer er auch ſey, darf zu Pferd oder Wagen ſich dem Pallaſte nähern. Wenn der Kaiſer ſich öffentlich ſehen läßt, welches aber äuſſerſt ſelten geſchiehet, ſo gehen wohl tauſend Henker mit allerley Mordinſtrumenten vor ihm her; alle Kaufläden und Häuſer werden geſchloſſen, und wer ſich zufälligerweiſe auf der Straße befindet, muß mit dem Geſicht zur Erde fallen, und dem Kaiſer den Rücken zukehren, wenn er dem Tode entgehen will. Er hat eine völlig unumſchränkte Gewalt, und es gilt kein Ausſpruch eines Gerichtes, den er nicht vorher gebilligt hat. Seine Macht erſtreckt ſich gewiſſermaßen auch auf die Todten, indem er ihnen, gleich als ob ſie noch lebten, Gnade und Ungnade wiederfahren läßt, auch als oberſter Prieſter ſie unter die Zahl der Heiligen verſetzen kann. Ihm ſteht es frey, die Namen der Städte und Provinzen, ja ſogar die Geſtalt der Buchſtaben zu verändern. Auch die Thronfolge hängt durchaus von ſeiner Willkühr ab, und es fehlt nicht an Beyſpielen in der Geſchichte Sinas, daß er alle ſeine Söhne übergangen, und einen ganz Fremden zum Nachfolger beſtimmt hat. Der Hofſtaat dieſes Monarchen iſt einer der prächtigſten in ganz Aſien, und er ſelbſt erſcheinet nie, als mit dem größten Glanze umgeben. Gewöhnlich trägt er bey feyerlichen Gelegenheiten einen langen Rock von gelbem Sammt, auf welchen eine Menge Drachen und andre Figuren geſtickt ſind. Zuweilen hat er auch eine länglich runde, prächtige Krone auf dem

Haup-

Haupte, von welcher zwölf Schnuren Perlen herabhängen.

Die Staatsbedienten werden in Sina mit dem allgemeinen Namen Quoan, d. i. Vorgeſetzte beleget, in Europa aber Mandarinen genennet. Sie ſind entweder Gelehrte oder Kriegsmandarinen. Die erſten werden in neun Klaſſen getheilet, und auf dreyzehn bis vierzehntauſend geſchätzet. Alle bürgerliche Bedienungen von einiger Bedeutung werden mit dieſen Mandarinen beſetzet, und ſie genießen, freylich nur in einem geringern Grade, dieſelbe ſklaviſche Verehrung, mit welcher der Kaiſer verehrt wird. Dieſe Bedienungen werden verkaufet, und wer alſo das meiſte Geld hat, erhält die wichtigſte Stelle, und die größte Verehrung des Volkes. Wie eigennützig und ungerecht aber ſolche obrigkeitliche Perſonen in einem Reiche, wo kein gemeiner Unterthan ſich dem deſpotiſchen Halbgott nahen darf, verfahren mögen, iſt leicht zu erachten, denn was uns die Berichte der Miſſionäre von der Billigkeit und väterlichen Fürſorge dieſer Mandarinen, und von der ſtrengen Aufſicht erzählen, welche die Regierung auf ſie hat, iſt entweder durchaus übertrieben, oder blos auf ſchriftliche ſineſiſche Nachrichten, Geſetze oder dergl. gegründet, in der Ausübung aber von ganz andrer Beſchaffenheit.

Das höchſte Reichsgericht in Sina heißt Nwi-yen, oder der innere Hof, und ſeine Beſtimmung ſoll dieſe ſeyn, daß es alle Bittſchriften der höchſten Gerichte unterſuchet, und dem Kaiſer Bericht davon abſtattet. Auch wird der vornehmſte Theil der Reichsangelegenheiten hier unterſuchet, wenn der Kaiſer nicht etwan beſonders einen großen Rath zuſammen berufet. Andre höchſte Gerichte

ſind

ſind in Pe-king, ſechs bürgerliche und fünf Kriegs-gerichte, auſſer dieſen aber noch eine Menge Juſtiz- und Polizeyämter, deren Vielheit gewiß dazu nichts beytragen kann, daß die Unterthanen menſchlicher behandelt würden.

In jeder Provinz ſind fünf hohe Beamte, nämlich der Fu-y-wen oder Unterkönig, der Generalſchatzmeiſter, der Blutrichter, der Aufſeher über das Salzweſen, und der Zollaufſeher. Jede Provinz hat ein höchſtes Gericht, und in jeder Stadt ſind wieder beſondre Obrigkeiten. Das rechtliche Verfahren iſt wenigſtens mit vieler Geſchwindigkeit, nicht allemal aber mit großer Gerechtigkeit verbunden. Ein Fremder wird immer Unrecht haben, und noch mehr, er wird nach ſineſiſchen Geſetzen gerichtet werden, wenn er gleich nicht im geringſten damit bekannt iſt; haben aber zwey Sineſen unter ſich einen Rechtshandel, ſo erhält der gewiß Recht, der das meiſte Geld hat. Die drey üblichſten Arten der Todesſtrafe ſind, das Erdroſſeln, das Enthaupten, und das Niederhauen: grobe Verbrecher werden wohl auch von Pferden zerriſſen. Geringere Verbrecher bekommen Prügel auf die Fußſohlen, welches mit einem Stück Bambus geſchiehet, oder ſie müſſen ein funfzig bis hundert Pfund ſchweres, hölzernes Joch wohl Monate lang am Halſe tragen; oder ſie werden gebrandmarkt, oder in die Tatarey und auf die kaiſerlichen Schiffe verwieſen.

Der Kaiſer von Sina iſt, ſoviel man weiß, der reichſte Monarch auf dem Erdboden, und ſeine Einkünfte ſollen ſich jährlich auf ohngefähr vierhundert Millionen Thaler, (nicht aber, wie zwey neuere Schriftſteller einander unbeſonnen genug nachgeſchrieben haben, auf viermalhunderttauſend Millionen

lionen Gulden) belaufen. Die Landesſteuern werden theils in Gelde, theils in Waaren abgetragen, und von allen Ländereyen, wie auch von verſchiedenen Erzeugniſſen eingefodert. Ein großer Theil der Produkte und Waaren, welche als Abgaben entrichtet werden, wird wieder zu Beſoldungen der Mandarinen, der Soldaten, und zu milden Stiftungen verwendet; das übrige wird auf zehntauſend Fahrzeugen nach Pe-king geſchafft, wo fünftauſend Mandarinen, und ſechs und ſechszigtauſend Soldaten davon unterhalten werden müſſen.

Die Kriegsmacht der Sineſen ſoll ſich auf ſiebenhunderttauſend zu Fuße, und zweyhunderttauſend zu Pferde belaufen, welche aber alle äuſſerſt ſchlechte Soldaten ſind, ſo, daß eine kleine europäiſche Armee dieſes ganze ungeheure Heer zu Grunde richten würde. Ihre Seemacht hat eben ſo wenig zu bedeuten, und würde, ohngeachtet ſie im Lande auf neuntauſend neunhundert und neun und neunzig Segel angegeben wird, gegen zwanzig europäiſche Schiffe auch nicht das geringſte auszurichten vermögen.

Das Kaiſerthum Sina wird gegenwärtig in funfzehn große Provinzen getheilet, die wir hier namentlich anführen wollen, ehe wir von den merkwürdigſten Städten eine kleine Beſchreibung machen. Sie heißen: 1) Pe-tſche-li, 2) Schan-tong, 3) Schan-ſi, 4) Schen-ſi, 5) Ho-nan, 6) Kjang-nan, 7) Hu-quang, 8) Se-tſchuen, 9) Tſche-kiang, 10) Kiang-ſi, 11) Fo-kien, 12) Quan-tong, 13) Quang-ſi, 14) Koeh-tſchu und 15) Yun-nan, in welchen zuſammen vierzehnhundert fünf und neunzig Städte liegen. Merkwürdige Städte.

Die Hauptſtadt des ganzen Landes iſt Peking, welche, ohne die weitläuftigen Vorſtädte, fünf bis Pe-king.

ſechs teutſche Meilen im Umfange hat. Sie liegt im nördlichſten Theile von Sina, ohngefähr acht und zwanzig teutſche Meilen von der bekannten ſineſiſchen Mauer, und in einer ſehr fruchtbaren Ebene. Eigentlich beſteht Pe-king aus zwey Städten, wovon die vornehmſte King-tſching heißt, den kaiſerlichen Pallaſt enthält, und größtentheils von Mandſchutatarn bewohnt wird. Die andre heißt Lao-tſching, und wird von eigentlichen Sineſen bewohnet. Die Mauern (welche vierfach ſind) ſollen hundert und funfzig Fuß hoch und ſo breit ſeyn, daß mehrere Perſonen neben einander reiten können. In kleinen Zwiſchenräumen ſind große viereckte Thürme angebracht, welche nebſt den Mauern, und einem breiten und tiefen, aber trockenen Graben, die einzige Befeſtigung der Stadt ausmachen. Die Gaſſen ſind faſt alle nach der Schnur gezogen, und die größte ſoll eine Stunde lang, und hundert und zwanzig Fuß breit ſeyn. Auf jeder Gaſſe iſt, um die aus der Menge des Volkes entſtehenden Unordnungen zu verhüten, eine Hauptwache, wo die Soldaten mit Seitengewehr, und mit Peitſchen in der Hand ſtehen; in der Nacht aber werden alle Straßen an jeder Ecke durch ein hölzernes Gitter verſchloſſen. Die Häuſer ſind, wie überall in den ſineſiſchen Städten, und ſelbſt die größten Palläſte unterſcheiden ſich mehr durch Weitläuftigkeit, als durch Bauart und innre Einrichtung von den übrigen Wohnungen. Die Götzentempel, deren drey und dreyßig gezählt werden, haben ein prächtigeres Anſehen, vorzüglich fallen ihre Dächer ſehr gut in die Augen, welche mit grünen und gelben lackirten Ziegeln gedeckt, und auf den Ecken mit vergoldeten Drachen gezieret ſind. Auſſer dieſen Tempeln ſind auch noch acht, dem Tien geweihete Altäre, vier mohämedaniſche Metſcheds, vier

katholi-

katholiſche, und bey dem ruſſiſchen Geſandtſchafts-hauſe, welches eine ruſſiſche Soldatenwache hat, eine griechiſche Kirche in Pe-king.

Der kaiſerliche Pallaſt iſt das vorzüglichſte Gebäude in Pe-king. Er macht ein längliches Viereck, welches nicht allein die eigentliche Wohnung, und die Gärten des Kaiſers, ſondern auch eine Menge Wohnungen für Leute, welche bey Hofe dienen, oder arbeiten, enthält. Die Weiber mit ihren Verſchnittenen wohnen für ſich im Innerſten des Pallaſtes, welcher Theil auch durch eine beſondre Mauer von dem übrigen Pallaſte geſchieden iſt. Die Zimmer des Kaiſers ſind im letzten oder neunten Hofe des Pallaſtes. Am Eingang derſelben ſtehen große Säulen von einem prächtigen Holze; rund herum aber geht eine mit Marmor gepflaſterte Terraſſe. Der Audienzſaal iſt ohngefähr hundert und dreyßig Fuß lang, und beynahe eben ſo breit. Er iſt mit mehr Anſtand und wahrer Größe geſchmückt, als man in Sina erwarten ſollte. Was man weiter von dieſem Pallaſte weiß, beruht auf den Erzählungen einiger Miſſionäre, und dieſen zufolge findet man einen See darinnen, der mehr als eine Viertelſtunde in die Länge hat, und welcher mit verſchiedenen angenehmen Luſthäuſern umgeben iſt. Ferner einen geräumigen Park, in welchem wilde Schweine, Tieger, Bären und andre wilde Thiere gehalten werden.

Die Volksmenge von Pe-king wird auf mehrere Millionen geſchätzet, und wirklich verſichern alle Reiſende, welche in dieſer Stadt geweſen ſind, daß man zu jeder Stunde des Tages viele Mühe hat, durch die mit Menſchen ſo ſehr angefüllten Gaſſen zu kommen. Verſchiedene Dinge tragen dazu bey, dieſen großen Zuſammenfluß des Volkes

auf den Gaſſen begreiflich zu machen. Auſſer der Menge Bauern, die mit Pferden, Kamelen und andern Laſtthieren aus den benachbarten Dörfern hieher kommen, laufen die meiſten Handwerksleute, ſtatt in ihren Werkſtätten zu ſitzen, auf den Gaſſen herum, und haben alle ihr Handwerksgeräthe bey ſich. Ferner, wenn Mandarinen ausgehen, werden ſie allemal von einem großen Gefolge begleitet, welches allein oft hinreichend iſt, eine ganze Straße zu verſtopfen.

In Pe-king ſind übrigens, auſſer den ſchon angeführten Dingen, ein Findelhaus, welches eine rechte gute Einrichtung haben ſoll, eine Sternwarte mit ziemlich ſchlechten Inſtrumenten, eine aſtronomiſche und eine mediciniſche Geſellſchaft, und eine Akademie der Wiſſenſchaften merkwürdig.

große Mauer.

Die große Mauer, welche, wie wir ſchon erwähnt haben, ohngefähr acht und zwanzig Meilen von Pe-king entfernt iſt, war ehedem dazu beſtimmt, Sina gegen die Einfälle der tatariſchen Horden zu vertheidigen, und wurde, wie man ſagt, vor ohngefähr zweytauſend Jahren erbauet. Sie fieng in der Provinz Schen-ſi, in der Nachbarſchaft des Fluſſes Ho-ang-ho an, und gieng erſt gegen Norden, dann gegen Mittag ununterbrochen in einer Strecke von fünfhundert Stunden fort. Doch muß man nicht vergeſſen, daß dieſe große Strecke an vielen Orten, durch einzelne oder mehrere Berge unterbrochen ward, die dann ſtatt der Mauer dienten, ſo daß die wirkliche Mauer eigentlich nur etwan hundert Stunden in einem Striche fortgehen würde, wenn ſie aneinander hienge. Sie iſt theils von Ziegeln erbauet, theils blos von Erde aufgeführt, hie und da dreyßig, meiſt aber nur funfzehn bis zwanzig Fuß hoch, und in ihrer größten

ten Breite ſo breit, daß acht Menſchen neben einander darauf ſtehen können. Ueberall ſind Thürme aufgeführet, und man verſichert, daß zu Beſetzung der ganzen Mauer ehedem wohl eine Million Soldaten gebraucht worden ſey. Die ältern Reiſenden zählen dieſe Mauer beynahe unter die Wunderwerke der Welt, die ruſſiſchen Karwanenberichte aber haben die geringe Beträchtlichkeit derſelben auſſer Zweifel geſetzet, und ſeitdem Sina von den Mandſchutatarn erobert worden iſt, ſeitdem hat dieſe Mauer auch allen Nutzen verloren, daher ſie von Tage zu Tage in größern Verfall geräth.

Die zweyte Hauptſtadt des Reiches iſt Nanking, am Fluſſe Kiang gelegen. Ehedem war hier auch die Reſidenz der ſineſiſchen Kaiſer, und damals muß ſie auch von weit größerm Umfange geweſen ſeyn, wie die Ruinen ihrer ehemaligen Mauern beweiſen. Seitdem iſt ſie ſehr von ihrer ehemaligen Größe herabgeſunken, ohngeachtet es noch immer die größte im Reiche iſt, wie denn die Sineſen behaupten, daß ſie ein Reuter mit Mühe in zwey Tagen umreiten könne. Die Gaſſen dieſer Stadt ſind etwan acht und zwanzig Schuh breit, in der Mitte mit großen viereckten, blauen Steinen, und an den Seiten mit Kieſelſteinen gepflaſtert; dabey ſind ſie gerade, und haben alle hundert Schritte ein Thor, welches die Nacht über geſchloſſen wird. Die Häuſer ſind meiſt ohne äuſſeres Anſehen, und ſind ſowohl weiß angeſtrichen, als mit weißen Ziegeln gedecket. Die Volksmenge wird auf eine, von andern aber wohl gar auf vier Millionen geſchätzet, und die Beſatzung ſoll aus vierzigtauſend Tatarn beſtehen. Ehedem war in Nan-king ein prächtiger kaiſerlicher Pallaſt, welcher über eine teutſche Meile im Umfange gehabt haben ſoll, bey der tata- Nan-king.

riſchen Eroberung aber völlig verwüſtet worden iſt. Hier halten ſich die meiſten Gelehrten in Sina auf. Die Bibliotheken ſind zahlreicher und ausgeſuchter, die Druckereyen beſſer, die Künſtler geſchickter, das Volk geſitteter und artiger, die Sprache reiner, und der Accent beſſer, als in irgend einer Stadt des Reiches, ſelbſt Pe-king nicht ausgenommen.

Porzellan-thurm. Nicht weit von Nan-king ſteht der ſogenannte, auch bey uns bekannte Porzellanthurm, welcher eigentlich der Thurm einer Pagode iſt. Dem Urtheile verſchiedner Reiſenden zufolge iſt dies das beſte und prächtigſte Gebäude im Orient. Er iſt neun gewölbte Ueberſätze hoch, auf welche eine inwendige Treppe von hundert und vier und achtzig Stufen führet. Jeder Abſatz iſt von auſſen rings umher mit einer Gallerie umgeben, und der ganze Thurm, von oben bis unten, mit allerley farbigen Porzellanvließen ausgeleget. Ueber jedem Umgang iſt ein grünes Dach, mit vielen ſpitzigen Ecken, woran kleine kupferne Glöckchen hangen. Die oberſte Thurmſpitze iſt mit einem großen Fichtenapfel gezieret.

Su-tſcheu. Su-tſcheu iſt die zweyte Stadt der Provinz, in welcher Nan-king die Hauptſtadt iſt. Sie hat Aehnlichkeit mit Venedig, iſt aber weit größer und volkreicher. Die Schönheit ſeiner Lage, die Fruchtbarkeit der umliegenden Landſchaft, die freyere Lebensart, welche durch einen ausgebreiteten Handel begünſtigt wird, machen dieſe Stadt zu einer der angenehmſten Städte in Sina. Nan-gan. Nan-gan in der Provinz Kiang-ſi, iſt eine ſchöne wohlgebauete Stadt, welche einen wichtigen Handel treibet. Sie iſt mit hohen, ſtarken Mauern umgeben, welche überall von Backſteinen aufgeführt ſind. Ihre Gaſſen ſind rein und ſauber, und meiſt mit breiten,

viereck-

viereckten Steinen gepflaſtert. Yan-ſcheu, eine in ganz Sina wegen ihrer Einwohner und ihres Reichthums berühmte Stadt, die mit mancherley Waaren, beſonders aber mit Salz einen wichtigen Handel treibet. Yan-ſcheu.

Merkwürdiger, als die bisher genannten Städte, iſt für die Europäer Kanton, welches von den Sineſen eigentlich Quang-tſcheu genannt wird. Kanton. Dieſe große, reiche und wohlbevölkerte Stadt, welche der einzige Ort iſt, wo die mistrauiſchen Sineſen den Europäern hinzukommen erlauben, liegt an einem großen Strome, aus welchem ſich verſchiedne Kanäle durch die Stadt ſowohl, als die Vorſtädte vertheilen. Ihr Umfang kann wohl anderthalb teutſche Meilen betragen, und die Häuſer ſtehen überdem ſehr dicht bey einander, daher der Ort ſehr ſtark bevölkert ſeyn kann, wiewohl ein neuer Reiſender verſichert, daß er gewiß nicht hunderttauſend Einwohner habe. Die Gaſſen ſind lang, nicht breit, aber gerade und gut gepflaſtert, und überall ſtehen Triumphbogen, welche die Sineſen zum Andenken merkwürdiger Perſonen errichten, und deren es in allen ſineſiſchen Städten giebt. Da wir dieſes Gebrauchs hier zum erſtenmale gedenken, ſo verdient er wohl eine nähere Beſchreibung. Keine Stadt oder Flecken iſt in Sina, wo man nicht einen oder mehrere dergleichen Triumphbogen findet, und wenn eine Familie nur einiges Vermögen hat, und irgend einen einigermaßen angeſehenen Mann unter ihren Gliedern hat, ſo wird ſie darauf bedacht ſeyn, ihm dieſe Ehre zu erweiſen. Gewöhnlich haben dieſe Gebäude drey Thüren, welche durch Pfeiler gebildet werden. Uebrigens ſind ſie mit erhabenen Figuren von Menſchen, Thieren, Vögeln und dgl. geſchmücket, und die älteren vorzüglich ſind nicht ſo

ſchlecht gearbeitet, als man bey den wenigen Kunſttalenten der ſineſiſchen Bildhauer vermuthen ſollte. Dergleichen Triumphbogen nun ſieht man auch auf den Gaſſen von Kanton, und da die Hitze im Sommer hier ſehr groß iſt, ſo werden die Gaſſen mit Tüchern überſpannet, damit die des Handels und ihrer andern Gewerbe wegen zum Ausgehen gezwungenen Leute, weniger von der Gewalt der Sonnenhitze auszuſtehen haben. Kanton iſt weit beſſer, als die meiſten Städte in Sina, gebauet, und wird eigentlich in zwey Städte getheilet, von welchen die alte einige Befeſtigung hat. Europäer dürfen nicht anders, als in zugemachten Tragſeſſeln in die eigentliche Stadt kommen; in der Vorſtadt aber haben ſie ihre Faktoreyen. So nennt man nämlich die Häuſer, welche nach dem Strome zu, oder auch in dem Strome ſelbſt auf Pfähle gebaut ſind, und von den Sineſen an die europäiſchen Schiffe, die Zeit über, daß ſie hier ihren Handel treiben, vermiethet werden. Dieſe Häuſer ſind zwey Stockwerk hoch, und ſind ſo elend gebauet, daß 1750 in einer Zeit von drey Stunden, durch eine entſtandene Feuersbrunſt, hundert und funfzig derſelben in die Aſche gelegt wurden, und noch weit mehr verbraunt ſeyn würden, wenn nicht ein engliſcher Kommandeur mit ſeinen Leuten zur Rettung herbey geeilet wäre. Bey dem Eingang der Faktoreygaſſe iſt zu beyden Seiten des Thorwegs eine kleine Bude, worauf gemeiniglich etliche Papiere mit Figuren, die wie Wapen ausſehen, und zwo runde Laternen von Bambu mit Häuten überzogen, befindlich ſind. Nach innen iſt der Thorweg überbauet; gleich hinter demſelben ſteht eine hohe Tafel, beynahe ſo breit als der Eingang, die dazu dient, daß man von der Gaſſe nicht auf den Hof ſehen kann. In allen Winkeln ſtehen Eymer, in welche die

die Aus- und Eingehenden ihr Waſſer laſſen können, welches hernach auf die Aecker geführt wird. Die vorderſten Zimmer an beyden Seiten ſehen aus wie Küchen, und vor denſelben ſind Gitter. Weiterhin, queer über dem Hofe, ſieht man in dem zweyten Stockwerk einen offenen Saal, mit einer Art Chor, auf welchem ein Altar, der mit Blumen und Rauchwerk bedecket, und mit einem vergoldeten Bilde geziert iſt. Hinter demſelben iſt der Hof wieder frey, auf beyden Seiten aber ſind oben und unten Zimmer. In den Schuppen hängen hie und da Laternen von gemaltem Flor, in welchen des Nachts Oellampen brennen. Vor den Schuppen und an den Seiten derſelben ſind kleine Gärten angeleget, welche eine Ziegelmauer umgiebt. An dieſen Gärten iſt wieder ein überbauter Hof, und ſodann ein freyer mit Stuben und Gärten an den Seiten; zuletzt iſt queer über dem Hof im zweyten Stockwerk ein Saal, und ein andrer geht nach dem Fluſſe zu, unter welchem gewöhnlich die Küche, die Wachſtube der Matroſen, und die Wohnſtube des Faktoreykapitäns ſind. In dieſen Faktoreyen wird alles verwahret, was ſowohl von den Schiffen nach der Stadt gebracht, als auch alles, was eingekauft wird. Auf dem Fluſſe bey Kanton liegen eine Menge Fahrzeuge, von denen viele von Familien bewohnt werden, welche alles bey ſich haben, und ſelten oder gar nicht an Land kommen. Nicht weit von Kanton iſt eine Pagode, welche der Sage nach ehedem den Jeſuiten zugehört hat, und in einem etwas verbeſſerten ſineſiſchen Geſchmacke erbaut iſt. In dem Vorſaale ſtehen vier Rieſenbilder von weiſſer, bräuner, rother und ſchwarzer Farbe, in einer Stellung, als ob ſie mit dem Säbel nach etwas hauen wollten. Dieſe Statüen ſind vermuthlich

von den Jeſuiten errichtet, und eine allegoriſche Vorſtellung der vier Erdtheile, um dadurch die Allgemeinheit der römiſchen Kirche darzuſtellen. Nach hinten zu iſt ein Hofraum, deſſen Seiten mit niedrigen Gebäuden eingefaßt ſind, vorn aber hat er ein großes, hohes und frey ſtehendes Haus, das wir bey andern Pagoden mehr breit als lang iſt, und um das ganze Gebäude geht eine Treppe, welche zu der Thüre führt, in welche Europäer aber nicht gelaſſen werden. Wenn man etwas weiter geht kömmt man wieder an einen Hof, welchen ein Kanal theilet, und der an der andern Seite ebenfalls eine zwey Stock hohe Pagode hat, in welcher eine Menge Götzenbilder ſtehen. Die Portugieſen beſitzen als das einzige Ueberbleibſel ihrer ehemaligen, weit wichtigern Verbindungen mit Sina, die Stadt Makao, welche auf einer Art Halbinſel lieget, die ſich vom feſten Lande ab, ein oder zwey Meilen weit in die See hinein ſtrecket. Der Ort iſt von den Portugieſen, die auch ſeine Erbauer ſind, ziemlich befeſtigt worden, hat aber jetzt wenig mehr zu bedeuten. Ehemals trieb er einen wichtigen Handel, da in einem Jahre von Kanton nur über dreyzehnhundert Kiſten mit Seidenwaaren, zweytauſend fünfhundert Klumpen Gold, achthundert Pfund Golddrat u. a. Waaren mehr, hieher gebracht wurden. Gegenwärtig gehen von hier einige kleine Fahrzeuge mit geringer Ladung nach Timor, Siam und Kochinſina, und fünf oder ſechs größere nach Goa mit Waaren, welche in Kanton niemand haben will, die noch dazu meiſt ſineſiſche Kaufleute zu Eigenthümern haben. Die Einwohner leben in kläglichen Umſtänden, und Portugall würde wahrſcheinlicherweiſe am beſten thun, wenn es das ganze Etabliſſement verließe.

Makao.

Zu dem eigentlichen ſineſiſchen Reiche gehören auch noch verſchiedene Inſeln, von denen die beträchtlichſten Tſon-ming, Hai-nan und Taiouan oder Formoſa ſind. Wir wollen von allen eine kleine Beſchreibung machen.

Die Inſel Tſon-ming iſt von dem feſten Lande nur durch eine, ohngefähr fünf Stunden breite Meerenge abgeſondert, und kann ohngefähr acht teutſche Meilen in der Länge, und drey in der Breite haben. Ehemals war es eine mit Binſen bedeckte Sandbank, auf welche allerhand Miſſethäter verwieſen wurden. Nach und nach fiengen dieſe Unglücklichen an, belehrt durch das Beyſpiel ihrer verhungerten Kameraden, auf den Anbau dieſer Wüſte zu denken. Sie ſäeten etwas Korn, das ſie vom feſten Lande mit herüber gebracht hatten, und hatten eine ſo gute Erndte, daß verſchiedene Familien, welche ſich auf dem feſten Lande nicht mehr erhalten konnten, ſich auf dieſer Inſel niederließen. Tſon-ming hat ein ſehr niedriges Land, und wird von einer Menge Kanäle durchſchnitten, an deren Ufern, um Ueberſchwemmungen zu verhüten, hohe Dämme angelegt ſind. Es iſt hier nur eine ziemlich gut befeſtigte Stadt, nebſt verſchiedenen, gut bevölkerten Flecken. Der ſüdliche Theil der Inſel iſt ſehr fruchtbar, und giebt alle Jahre eine zwiefache Erndte. Im nördlichen Theil aber wächſt allerhand Rohr, welches zur Heitzung und zum Häuſerbauen gebraucht wird. Hie und da giebt es auch eine graue Erde, aus welcher ſehr viel Salz gezogen wird, welches den größten Reichthum der Inſelbewohner ausmachet. Inſ. Tſon-ming.

Hai-nan, die andre genannte Inſel, kann ohngefähr funfzig Stunden lang, und fünf und dreyßig breit ſeyn. Die Sineſen ſollen nicht gänzlich Inſ. Hai-nan.

lich Herren derſelben ſeyn, ſondern die Mitte von einem freyen Volke bewohnt werden, welches in den dortigen Gebirgen und Felſen ſich unüberwindliche Wohnungen gemacht hat. Dieſe Inſulaner werden als kleine, ungeſtaltete Leute, von rother Farbe geſchildert. Männer und Weiber ſind nur mit einer Art von Hemde bekleidet. Beyde Geſchlechter mahlen ſich das Geſicht blau, und tragen goldne oder ſilberne Ohrringe. Sie haben keine andre Waffen, als Bogen und Pfeile, wozu man noch eine Art Meſſer rechnen kann, welches ſie an der Seite tragen. Der ſineſiſche Antheil der Inſel iſt viel beſſeres und wohlgebauteres Land, vorzüglich gegen Norden, denn die ſüdlichen Gegenden haben eine ſehr ungeſunde Luft, und das Waſſer iſt ſo ſchlecht, daß es die Einwohner kochen müſſen, wenn es trinkbar ſeyn ſoll.

Dieſe Inſel enthält vierzehn, meiſt am Geſtade des Meeres gebaute Städte. Die Hauptſtadt heißt Kiun-tſcheu, welche ſo dicht am Meere liegt, daß die größten Schiffe bis an ihre Mauern kommen können. Dieſe Inſel treibt einen wichtigen Handel, wodurch ſie auch eine Stelle unter den vorzüglichſten aſiatiſchen Inſeln verdienet. Man zieht Zucker, Taback, Baumwolle, Indigo, Arekanüſſe, Bergblau und andre Waaren daher. Auch giebt es verſchiedene Bäume, welche Drachenblut und eine Art Gummi geben, welches ſich von jedem andern Gummi ſehr unterſcheidet. Es beſteht in einem weißen Safte, der durch Einſchnitte aus der Rinde gezogen, und nach und nach immer röther wird.

Inſ. Tai-ouan.

Die Inſel Tai-ouan, welche wir in Europa Formoſa nennen, liegt etwan dreyßig Stunden von der ſineſiſchen Küſte entfernet, und kann im

Umfange

Umfange ohngefähr ſechszig bis ſiebenzig Stunden haben. Die Holländer legten 1634 eine Pflanzung unter dem Namen Kaſtell Zeelandia hier an, welche, als Sina von den Tatarn erobert ward, durch mehr denn hunderttauſend flüchtige Sineſen, welche die Landeskultur vervollkommneten, und einen wichtigen Handel hieher zogen, in ſehr blühende Umſtände kam. Nun ward Formoſa der Mittelpunkt aller zwiſchen Java, Siam, den Philippinen, Sina und Japan beſtehenden Verbindungen, und die Holländer ſchmeichelten ſich vielleicht mit noch größern Erwartungen, als das wandelbare Glück plötzlich ihre Hoffnungen vernichtete. Ein ſineſiſcher Seeräuber, Koxinga mit Namen, erſchien auf einmal als Feind vor den Mauern von Zcelandia, und unterſtützt von ſeinen, auf der Inſel wohnenden Landsleuten, gelang es ihm, die Holländer 1662 von Formoſa zu vertreiben, und ſich zum Herrn dieſer Inſel zu machen, welche ſein Sohn 1683 an das Reich Sina abtrat, welches ſeitdem auch den weſtlichen und nördlichen Theil derſelben innen hat.

Dieſe Inſel wird durch eine Kette von Gebirgen in beynahe zwey gleiche Theile getrennet, von denen der ſineſiſche in jedem Betracht der beſte iſt. Die Luft in demſelben iſt rein und klar, und die Erde bringt alle Arten von Getraide und Früchten hervor, als Reis, Korn, Zuckerrohr, Taback, Baumwolle, Hanf, Ananas, und überhaupt faſt alle in dieſen Gegenden einheimiſchen Gewächſe. Von Thieren hat man zwar wenig Schafe, Ziegen und Pferde, aber Hornvieh, Hirſche, Affen und Kaninichen. Die Hauptſtadt hat mit der Inſel gleichen Namen, und iſt ein unbefeſtigter, offener, aber volkreicher Ort, deſſen Gaſſen nach der Schnur

gezogen ſind, und wie in Kanton, während der Sommerhitze mit Tüchern überdeckt werden. Dieſe Gaſſen ſind dreyßig bis vierzig Fuß breit, und auf beyden Seiten mit ſchönen Kaufmannsläden beſetzt, welche den Uebelſtand der mit Stroh gedeckten Erdhütten, einigermaßen vergüten.

Der andre, nicht ſineſiſche Theil von Formoſa, iſt nicht ſo bewohnt, fruchtbar und angenehm. Seine Bewohner, welche die Ureinwohner der Inſel ſind, haben keine Kultur, und leben in einer völlig unbeſchränkten Freyheit. Sie leben völlig nach dem Inſtinkte der Natur, ohne Geſetze, ohne Spur von Religion u. ſ. w. wiewohl ſie übrigens gutherzige, mäßige und gerechte Leute ſind. Ihre Wohnungen ſind Erdhütten, die wie ein umgekehrter Trichter gebaut ſind, und weder Stühle, noch Bänke, noch Tiſche haben. Sie ſpeiſen auf einer Matte und ſchlafen auf Blättern. Mitten in ihrer Hütte iſt ein Feuerheerd, wiewohl ihre Speiſen faſt halb roh ſind. Sie nähren ſich meiſt vom Wildpret, das ſie im Laufen fangen, weil ſie ſo flüchtig, als die leichteſten Pferde ſind. Zu ihrer ganzen Bekleidung haben ſie nichts, als ein leichtes Gewand, welches vom Gürtel herab bis an die Knie gewunden wird. Sie tragen Armbänder, Halsbänder, Ohrringe und eine Art Krone, welche mit Faſanenfedern geſchmückt ſind. In ihre Haut graben ſie allerley Figuren, und ihre Waffen beſtehen in Pfeilen, Bogen und Wurfſpießen.

Sina unterworfene Länder.

Dies iſt eine kurze, aber, ſoviel als möglich, richtige Beſchreibung des Kaiſerthums Sina; ehe wir nun die wichtigſten Geſchichtsfakta dieſes Landes erwähnen, wollen wir erſt noch einige Nachrichten von den Ländern liefern, welche dem ſineſiſchen Kaiſer, auſſerhalb der Gränzen ihres eigentlichen

chen Reiches, unterworfen ſind: Wir machen den Anfang mit dem Lande der Mandſchutatarn, welche eigentlich die gegenwärtigen Gebieter von Sina ſind, da aus ihrem Geblüte die Kaiſer dieſes Landes abſtammen. 1) Land der Mandſchu.

Ihr Land hat ſüdwärts die Provinz Quantong, nordwärts den Amurfluß, oſtwärts das Meer, und weſtwärts die Mongaley. Die Mandſchu ſind nicht in den beſten Umſtänden, vorzüglich ſeitdem ihre Khane auf dem Throne von Sina ſitzen, da nun die vorzüglichſten ihrer Familien ſich nach Sina gewendet haben, und ihr ohnedem nicht allzuſtark bevölkertes Land noch menſchenleerer worden iſt. Berge, Wälder und öde Wüſteneyen wechſeln in dieſem Lande miteinander, und die meiſten Einwohner bauen ihre Hütten an den Ufern der Flüſſe, wo ſie ihr Leben mit Jagen und Fiſchen verbringen. Indeſſen giebt es doch etliche Städte im Lande, von denen Muk-den, welche der jetzige Kaiſer von Sina durch ein Gedicht verewigt hat, die vorzüglichſte iſt. Muk-den. Dieſe Stadt iſt von den letzten Kaiſern mit vielen anſehnlichen Gebäuden verſchönert worden. Sie hat auch eine zahlreiche Beſatzung. Eine andre Stadt iſt Fong-hoan-tſching, ein wohl bewohnter Ort, welchen der Handel mit Korea in ſehr blühende Umſtände verſetzt hat. F. Hoan-tſching. Ein andres Gouvernement dieſes Landes iſt faſt gänzlich unbewohnet, und enthält nur drey unbedeutende Städte, von welchen Nin-gouta dadurch bekannt iſt, daß ſie der Stammort der jetzt regierenden Kaiſer iſt. In dieſem Gouvernement und zwar gegen das Meer zu, ſchweift eine Horde, welche in Sina unter dem Namen Yu-pi-ta-tſe bekannt iſt, und von der wir hier einige Nachrichten mittheilen wollen. Dieſe Tatarn nähren ſich vor-

vorzüglich vom Fiſchfange, und ſelbſt ihre Kleidung beſtehet aus zuſammengenäheten Fiſchhäuten, welche ſie auf verſchiedene Arten zu färben wiſſen. Vorzüglich fangen ſie Störe, welche in großer Menge in ihren Flüſſen zu finden ſind. Ihre Kleider haben dieſelbe Form, wie die in Sina üblichen, nur mit dem Unterſchied, daß die Weiber ſie mit Stückchen Kupfer beſetzen, welche im Gehen ein großes Geräuſch machen. Ihre Hunde benutzen ſie, wie die Kamtſchadalen, als Zugvieh. Von Karakter ſind ſie ziemlich gutartig, aber äuſſerſt roh, und ſoviel man weiß, ohne alle förmliche Religion. Das Land, welches ſie bewohnen, liegt mit Frankreich unter einerley Himmelsſtrich, iſt aber ſo kalt, daß ſchon im Monat September die Flüſſe zugefroren ſind. Das vorzüglichſte Produkt deſſelben iſt der Ginſeng, eine Pflanze, welche mit Gold aufgewogen wird, weil ihr der Aberglauben der Sineſen ſehr große phyſiſche Kräfte zuſchreibet. Das dritte Gouvernement ſtößt an die ruſſiſchen Gränzen, und enthält Ulußu Mudan, eine Stadt, die für eine Gränzfeſtung gegen Rußland angeſehen wird. Uebrigens iſt dieſe Provinz noch volkärmer, als die vorige, ſo daß man in einer Strecke von dreyhundert Stunden, nur etwan zehntauſend Familien findet. Die Tatarn dieſer Provinz treiben einen ſtarken Handel mit Pelzwerk.

2) Die Mongaley. Die Mongaley liegt weſtwärts von dem Lande der Mandſcheu, und hat gegen Süden die groſſe Mauer, gegen Abend große Wüſteneyen, und gegen Mitternacht das Land der Eluthen zu Gränzen. Dieſes Land, welches ſich auf zweyhundert und ſiebzig Meilen in die Länge, und auf hundert und fünf und dreyßig Meilen in die Breite erſtrecket, iſt der Ueſitz von Revolutionen geweſen, welche einen

einen großen Theil von Aſien und Europa erſchüttert haben, und wenn Baillys Hypotheſe über das Geburtsland der erſten Menſchen gegründet wäre, ſo hätte es ſogar die Ehre, eines der Länder zu ſeyn, in welchem zuerſt mit unter allen übrigen Gegenden der Erde Menſchen gewohnt haben müßten. Die Mongolen oder Mungln, welche ſeit undenklichen Zeiten dieſes Land bewohnten, waren vor dem zwölften Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung, ſo wie gegenwärtig wieder, in verſchiedene kleine Horden getheilet, und ihre Regierungsform war völlig patriarchaliſch. Jeſukaj Bahadur ſchwang ſich unter ihnen zum Anführer einer groſſen Horde auf, deren Oberhaupt nach ſeinem Tode 1177 ſein Sohn Temujin wurde. Nach dreyßigjährigen Kriegen hatte ſich dieſer Temujin zum mächtigſten Fürſten in dieſen Gegenden gefochten, und nun ernannte ihn ein Prophet zum Groskhan aller Mungln, und gab ihm den Namen Dſchingis Khan. Er eroberte nachher einen Theil von Sina nebſt der Bochharey, und Khowarezme oder Koraſan. Sein Sohn und Nachfolger Oktaj erweiterte die Eroberungen in Sina, und was noch mehr war, er führte Kultur in ſeinem ungeheuern Staate ein, und führte dreyzehn Jahr lang eine weiſe Regierung. Nach ſeinem Tode erwählten die Mungln den Queyyew zum Großkhan, unter deſſen Regierung ein Haufe von drey hunderttauſend Mungln, das ſüdliche Rußland bezwang, in Polen und Mähren einfiel, bey Breslau die Schleſier und Polen ſchlug, Ungarn verwüſtete, und über das aſowſche Meer wieder nach Hauſe kam. Mangu, ein andrer dieſer Khane, eroberte Thibet, Hulaku Khan machte dem Kalifate von Bagdad ein Ende, und Kublaj Khan bezwang das ganze Kaiſerthum Sina, wo nun auch die mungliſchen

Khane ihre Reſidenz nahmen. So ſchnell aber das Reich der Mungln aus dem Nichts entſtanden war, eben ſo ſchnell gieng es wieder zu Grunde, oder ward wenigſtens in mehrere Khanate zertheilet, von denen gegenwärtig keiner mehr übrig iſt. Es waren: der Khanat der Kalkas-Mungln, welcher 1691 unter die Herrſchaft der Eluten kam, der Khanat von Hami, der von den Sineſen überwältigt ward, der Khanat von Iran oder Perſien, vom Hula-ku geſtiftet, der 1335 zu Grunde gieng, der Khanat von Jagathai, welcher von Timur Leng zerſtört ward, der Khanat von Kaptſchak, welchen Dſchingis Khans Sohn, Tuſchi Khan, ſtiftete. Aus ihm entſtanden die Krim, Kaſan, Aſtrachan, und endlich auch Rußland, welches jetzt faſt alle Länder dieſes Khanats, dem es ehedem als Tributland unterworfen war, beherrſchet. Ferner der Khanat von Turan oder Sibirien, der Khanat der Eluten oder Kalmycken.

Die eigentliche Mongaley, aus welcher alle dieſe Eroberer ausgiengen, und die die Wiege aller dieſer jetzt genannten Staaten war, iſt gegenwärtig den Sineſen in ſoweit unterworfen, daß die Anführer der kleinen darinnen herumſchweifenden Horden, von dem Kaiſer von Sina in ihrer Würde beſtätigt werden, und zum Beweiſe ihrer Abhängigkeit ihm einen jährlichen Tribut entrichten. Dieſes Land war ehedem ſehr gut angebaut und bevölkert, allein gegenwärtig beſteht es faſt überall aus wüſten Gefilden, in welchen zwar große Heerden von Rindvieh, Schafen, Pferden und Kamelen weiden, von dem ehemaligen Wohlſtande aber auch nicht die mindeſte Spur mehr angetroffen wird. In einigen Gegenden giebt es gute Zinngruben

gruben, und große Wälder mit dem ſchönſten Bauholze, man findet auch viel Wildpret und eine unſägliche Menge Wachteln. Der größte Fluß des Landes iſt der Hoangho.

Die Mungln, von den Sineſen Si-tq-tſe genannt, ſind kleine, aber ſtarke unterſeßte Leute. Ihr Geſicht iſt groß und platt, die Naſe flach, Augen und Haar ſchwarz von Farbe. Sie haben keine Kultur, ſind aber übrigens von einem ehrlichen und gutherzigen Karakter, und ihre natürliche Munterkeit kann durch ſehr wenig traurige Vorfälle erſchüttert werden. Ihre Kleidung beſteht in einer Art langen Hemdes und Beinkleidern, worüber ſie Röcke von Schaffellen tragen. Dabey haben ſie große Stiefeln an den Beinen, und kleine runde Mützen, mit einem etliche Finger breiten Gebräme, auf dem Kopfe. Die weibliche Kleidung iſt faſt eben ſo beſchaffen, ausgenommen daß die Stiefeln roth, und die Mützen mit einigen Zierrathen behangen ſind. Ihre Waffen beſtehen in Spieſen, Bogen, Pfeilen und Säbeln, einige haben auch ſchlechte Muſketen. Sie wohnen unter Filzjurten, wie ihre Halbbrüder, die Kalmycken, und ziehen mit ihren Heerden beſtändig von einem Orte zum andern. Ackerbau treiben ſie gar nicht, ſondern Jagd, Fiſchfang, etwas Viehzucht, und kriegeriſche Leibesübungen ſind ihre einzigen Beſchäftigungen. Ihre Speiſen werden meiſt aus Milch zubereitet, und ihr Getränk iſt Thee mit Milch und Salze. Die Vielweiberey iſt bey ihnen nicht Sitte, wenn ſie auch weder durch Religion, noch Geſeze verboten wird. Ihre Leichen werden verbrennt, und die Aſche auf einer Anhöhe vergraben, und der Fleck mit einem Steinhaufen bedeckt, auf welchen buntfarbige Fähnchen gepflanzt werden. Aus Sina

kommen jährlich kleine Kierwanen in die Mongaley, welche Reis, Thee, Taback, den beyde Geſchlechter häufig rauchen, baumwollne und andre wollne Tücher und dgl. mit ſich bringen, und ihre Waaren gegen Vieh und Häute vertauſchen.

Ihre Religion iſt die Religion des Fohe, den ſie in ihrer Sprache Fuſcheki nennen. Sie ſind ſehr andächtig, und jeder trägt ſeinen Roſenkranz beſtändig um den Hals. Ihre Prieſter oder Lamas, werden mit der abergläubiſchſten Hochachtung verehret, und der Mungl giebt alles her, was er in ſeinem Vermögen hat, wenn der Lama nur die Hände auf ihn leget, und ihn ſeiner Einbildung nach dadurch ſeiner Sünden entbindet.

Sie haben ihre eigenen Khane, deren man neun und vierzig zählet, welche aber von dem Kaiſer von Sina ein- und abgeſetzt werden können. Jedem ſind ſeine Einkünfte angewieſen, ſeine Gränzen beſtimmt, und ihm Geſetze vorgeſchrieben, nach welchen er regieren muß; zu Pe-king aber iſt ein Tribunal, vor welchem dieſe Khane erſcheinen müſſen, wenn ſie dahin vorgefodert werden.

Zur Mongaley kann auch noch gerechnet werden das **Land der Kalkas**, welches ſich über zweyhundert Meilen von Weſten nach Oſten erſtrecket, wozu aber auch die große Wüſte **Kobi** oder **Schamo** gehöret. Dieſe wohl hundert Meilen lange Wüſte, welche ältere Reiſende, um ihr doch Bewohner zu geben, mit Kobolten und andern Geſpenſtern bevölkerten, iſt an einigen Orten ſo unwirthbar, daß man nicht das kleinſte Gräschen, noch das unbedeutenſte Wäſſerchen findet. In andern Gegenden gleicht ſie wieder den ruſſiſchen Steppen, überall aber ſind weder große Bäume,

noch

noch die mindeſten Spuren des Anbaues darinnen zu entdecken. An den Ufern der Flüſſe, von denen der Selinga und Tula, welche nach Sibirien gehen, und der Kalka, der ſich in den großen See Kokonor ergießet, die vorzüglichſten ſind, weiden viele Pferde, Kamele, Ziegen und Schafe, auch giebt es Hirſche, wilde gelbe Ziegen, wilde Pferde, Erdhaſen, die unſern Leſern noch aus der Beſchreibung des aſiatiſchen Rußlands bekannt ſeyn werden, Fehe, Grauwerke und eine Art Leoparden.

Die Kalkas, welche dieſes Land bewohnen, ſind der zahlreichſte Stamm der Mungln, welche unter ſineſiſcher Herrſchaft ſtehen. Sie kommen in Geſtalt, Kleidung und Sitten mit den eigentlich ſogenannten Mungln überein, und bekennen ſich, wie dieſe, zur Religion des Fohe. Sie ſtehen mit ihren Khans zwar unter ſineſiſcher Oberherrſchaft, bezahlen aber keinen Tribut, ſondern erhalten noch obendrein jährliche Geſchenke.

Die Länder der Eluten nehmen einen beträchtlichen Theil der ſogenannten weſtlichen Tatarey ein, und gränzen gegen Mitternacht an Sibirien, gegen Morgen an das Land der Kalkas, von welchem es eine Reihe Gebirge ſcheidet, gegen Mittag an Thibet und die große und kleine Bucharey, und gegen Abend an Turkeſtan, und den Uralfluß. Das Land iſt ſehr gebirgigt, und weil das Land hoch liegt, ſo hat es nicht nur an verſchiednen Orten Mangel am Waſſer, ſondern die Luft iſt auch ſo kalt, daß es oft mitten im Auguſt Eis frieret. In vielen Gegenden giebt es vortreffliche Viehweide, und einen Ueberfluß an Gras, das aber oft, ehe es zu ſeiner gehörigen Höhe kömmt, aus Mangel des Waſſers, vertrocknet. An den Flüſſen aber iſt die vortrefflichſte Weide, und hier ſiehet man ungeheure

3) Das Elutenland oder die Kalmyckey.

Heerden von Kamelen, Pferden, Ochſen und Schafen. Nirgends aber bringt das Land irgend eine Art von großen Bäumen hervor, ausgenommen in einigen Gegenden gegen die Gränzen. Die beyden großen Seen Baikal und Kokonor liegen zum Theil mit in dieſem Lande.

Von den Oelöt, Eluten oder Kalmycken, deren wir ſchon bey Beſchreibung des aſiatiſchen Rußlands gedacht haben, ſtehen die Choſchoten und Torgoten unter ſineſiſcher Herrſchaft. Von dem phyſiſchen und moraliſchen Karakter, den Sitten, Gebräuchen dieſer Nation haben wir dort umſtändlich gehandelt. Die Torgoten giengen um 1771 aus dem ruſſiſchen Reiche, ſollen aber mit dem Tauſche ihrer Wohnungen nicht zufrieden ſeyn, weil die Sineſen ſie von ihrer unſteten Lebensart ab, und zum Ackerbau zu gewöhnen ſuchen. Die Choſchoten, welche meiſt am See Kokonor wohnen, ſtehen unter acht Fürſten, die ſich im Anfange dieſes Jahrhunderts dem ſineſiſchen Kaiſer unterworfen haben, der ihnen jährliche Geſchenke, unter dem Namen Belohnungen, ſchicket, wofür ſie ihm andre Geſchenke, unter dem Namen eines Tributs, zurückſenden. Von den beyden andern Stämmen, den Soongaren und Derbeten, welche meiſt zerſtreut leben, werden wir das Nöthige zu einer andern Zeit anführen.

4) Die kleine Buchareу.

Die kleine Bucharey oder das Königreich Koſchgar gränzt an die große Bucharey, und an das Land der Kalmycken, denen es auch ehedem unterworfen war. Es wird von einigen auf zweyhundert und zehn Meilen in der Länge, und hundert zwey und vierzig in der Breite, von andern aber, ſehr verſchieden nur auf achtzig in der Länge, und funfzig in der Breite angegeben, und

iſt ein fruchtbares und volkreiches Land. Wegen ſeiner hohen Lage und der großen Gebirge, die es, beſonders gegen Süden begränzen, iſt es kälter, als es natürlicherweiſe ſeiner Lage nach ſeyn ſollte. Am Fuße der Gebirge liegen herrliche Ebenen, welche ſchöne Früchte hervorbringen, und zu Viehweiden dienen. Die Gebirge ſelbſt ſollen Gold und Silber enthalten, von denen aber die Einwohner weiter keinen Nutzen ziehen, als daß ſie im Frühjahr aus den Betten der vom Gebirge kommenden Flüſſe den Goldſtaub ſammeln. Sie haben auch verſchiedene Arten Edelſteine, ſelbſt Diamanten, welche die Bucharen alle roh verkaufen, weil ſie keine Kenntniß vom Poliren und Schneiden haben.

Die Bucharen ſind von Mittelgröße, ſchwarz von Augen und Haaren, gelblich von Geſicht, und ſehr wohl geſtaltet. Ihre Sitten haben wenig rauhes, und den Fremden begegnen ſie mit vieler Höflichkeit, die aber nicht ſelten Luſt zu betrügen, zum Grunde hat. Ihre Kleidung iſt ganz tatariſch. Männer und Weiber tragen enge Stiefeln von Juchten, die mehr eine Art Strümpfe ſind, und über welche ſie Pantoffeln mit hohen Quartieren tragen. Die Röcke gehn bis an das dicke Bein herunter, und werden mit einem mehr oder minder koſtbaren Gürtel, ſo wie es Stand und Vermögen erlauben, gegürtet. Die Ohrgehänge der Weiber ſind einen Fuß lang, und ihr Haar iſt in Zöpfe zuſammengeflochten, und mit ſchwarzen, mit Gold und Silber geſtickten Bändern umwunden. Sie tragen Halstücher mit Perlen, kleinen Stückchen Gold, und andern glänzenden Spielereyen gezieret. Die verheuratheten Weiber unterſcheiden ſich durch ein langes Stück leinen Zeug, das ſie unter ihren Mützen haben, rings um den Nacken

falten, und hinterwärts in einen Knoten zuſammen binden, der bis über die Hüften herabhängt. Die Mädchen färben die Nägel roth, und beyde Geſchlechter tragen als Heiligthümer, in einem kleinen ledernen Sacke Gebete bey ſich, die von ihren Prieſtern geſchrieben ſind. Ihre Häuſer ſind von Steinen, und ſehr gut gebauet, der Hausrath aber beſteht in nichts, als etlichen Kaſten, auf die ſie des Tages die Matratzen legen, auf welchen ſie des Nachts ſchlafen. In Zubereitung ihrer Speiſen ſind ſie ſehr reinlich, gebrauchen aber weder Meſſer, noch Gabel; Brod haben ſie wenig, ſondern ihre ordentliche Speiſe iſt klein geſchnittenes Fleiſch, daraus ſie eine Art kleine Paſteten in Geſtalt eines halben Mondes machen. Ihr ordentliches Getränke iſt Thee, den ſie mit Milch, Butter und Salz zubereiten. Die Bucharen kaufen ihre Weiber und bezahlen ſie, nachdem ſie mehr oder weniger ſchön ſind, daher der ſicherſte Weg, reich zu werden, dieſer iſt, daß man ſchöne Töchter habe. Die Hochzeit wird drey Tage lang mit Schmauſereyen begangen, ein Abis oder Prieſter verrichtet die Trauungszerimonie, und den vierten Tag führt der Bräutigam die Braut nach Hauſe. Vielweiberey gilt bey ihnen als eine Art von Sünde: weil ſie aber die bürgerlichen Geſetze nicht beſtrafen, ſo hat mancher demohngeachtet zehn und mehrere Weiber, ohne ſich an die moraliſchen Verbote zu kehren. Der Mann kann ſeine Frau verſtoßen, muß ihr aber alles laſſen, was er ihr gegeben hat. Wenn aber die Frau freywillig von dem Mann gehet, muß ſie alles zurücklaſſen, was ihr angehöret. Den Kindern wird am dritten Tag nach ihrer Geburt ein Name gegeben, ſie werden aber erſt im ſiebenden, achten oder neunten Jahre beſchnitten. Wenn ein Buchare krank iſt, ſo lieſet ihm ein Prie-

ſter

ſter etwas aus einem Religionsbuche vor, hauchet ihn einigemal an, und ſchneidet ihm mit einem ſcharfen Meſſer etlichemal ins Geſicht und in die Seite, durch welche Schnitte, wie ſie behaupten, die Wurzel des Uebels, welches vom Teufel herkömmt, ausgerottet wird. Stirbt jemand, ſo legt der Prieſter den Koran auf ſeine Bruſt, und ſaget einige Gebete her, worauf der Leichnam ins Grab getragen wird, welches meiſt in einem kleinen Gehölze angelegt, und mit einer lebendigen Hecke eingeſchloſſen iſt.

Aus dem bisher Geſagten erhellet, daß ihre Religion die mohämedaniſche iſt, dabey aber genießen auch andre Religionen völlige Duldung. Das Land hatte bis 1683 ſeine eigene Regierungsform, in welchem Jahre es unter die Herrſchaft der Kalmycken kam, denen es auch noch einigermaßen unterworfen iſt, wiewohl die Kaiſer von Sina die Oberherrſchaft darüber haben.

Die Hauptſtadt des Landes heißt Jerken oder Haskar, ein großer, von Backſteinen erbaueter Ort, in welchem auch eine Art Reſidenzſchloß iſt, in welchem ehemals die Khane der Bucharey reſidirten. Haskar.

Das Königreich Korea, welches die Eingebornen Tio-zen-koak, die Sineſen aber Tſcha-o-ſjen nennen, wurde ehemals von verſchiedenen Völkerſchaften bewohnet, welche ihre beſondern Fürſten, Geſetze und Gewohnheiten hatten, ſich aber nach und nach unter die Herrſchaft eines einzigen Oberhauptes vereinigten, und in Ein Königreich zuſammenſchmolzen. Ki-tſe gilt für den erſten König von Korea. Er war ein Prinz von ſineſiſchem Geblüte, der auf Abentheuer ausgieng, nach Ko- 5) Korea.

rea kam, ſich daſſelbe unterwürfig machte, und ſineſiſche Künſte und Sitten hier einführte. Seine Nachkommen ſollen mehr als neunhundert Jahr ununterbrochen regiert haben: ohngefähr zweyhundert und funfzig Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung aber, unterwarfen ſich die Sineſen Korea, und nöthigten ſeine Beherrſcher, ihnen einen jährlichen Tribut zu entrichten. Seit dieſer Zeit hat Korea verſchiedene Revolutionen erfahren, iſt es bald unabhängig, bald den Sineſen, bald den Tatarn unterworfen geweſen, gegenwärtig ſteht es unter ſineſiſcher Oberherrſchaft, hat aber doch ſeine eigenen Könige.

Dieſes Land iſt eine große Halbinſel, welche gegen Norden an die Mandſchutatarn, gegen die übrigen Seiten aber an die offene See gränzet, und an ſeinen Küſten große Felſenbänke hat, welche den Schiffen das Anlanden ſehr beſchwerlich machen. Seine Länge erſtreckt ſich auf hundert und funfzig, die größte Breite aber auf neunzig Meilen. Korea wird von zwey beträchtlichen Flüſſen gewäſſert, von welchen der eine Yalu, der andre Tumen heißet, und die alle beyde auf dem hohen Gebirge entſpringen, welches Korea von dem Lande der Mandſchu ſcheidet. Das Klima des Landes iſt, mit Ausnahme des ſüdlichen Theiles, ſehr kalt. Gegen Norden fällt oft ſo ſtarker Schnee, daß man darunter hin Wege graben muß, um von einer Wohnung zur andern zu kommen. Die Bewohner dieſer kalten Gegenden müſſen faſt allein von einer ſchlechten Art Gerſte leben, und ſich mit groben Röcken von Hanfgeſpinſt oder Schaffellen bekleiden. Doch findet man in dem nördlichen Theile ſchöne Waldungen, einiges Pelzwerk, und vorzüglich die koſtbare Ginſengwurzel.

Die

Die ſüdlichen Gegenden ſind dafür deſto fruchtbarer, und bringen Reis, Hirſe und andre Getraidearten, Baumwolle, Hanf, Seide u. ſ. w. hervor. Seit einem Jahrhundert etwan haben die Koreer von den Japaneſen, der Tabacksbau gelernt, der vorher ganz unbekannt im Lande war, und den man jetzt ſo gut zu gebrauchen weiß, daß ihn ſelbſt Kinder von ſechs Jahren zu rauchen wiſſen. In den Bergwerken von Korea findet man Eiſen, Bley und Silber, und an Thieren giebt es auſſer den zahmen Thierarten, Bären, Wölfe, wilde Schweine, Tieger, Marder, Biber, Hirſche, viele wohlſchmeckende Fiſche und Kaimans, eine Art Krokodille, deren Panzer von keiner Muſketenkugel durchdrungen wird, und von denen einige wohl achtzehn bis zwanzig Ellen lang ſeyn ſollen.

Die Bewohner von Korea haben eine vortheilhafte Geſtalt und Geſichtsbildung. Sie ſind artig und angenehm im Umgange, verbindlich und höflich gegen Fremde, diejenigen ausgenommen, welche durch Sturm an die Küſten geworfen, und die, ob ſie gleich die beſte Begegnung verdienten, ohne Umſtände zu Sklaven gemacht werden. Die Koreer ſind einfältig und leichtgläubig, zu gleicher Zeit aber auch betrügeriſch, lügenhaft und zum Diebſtahl geneigt. Der Betrug gilt ſo wenig für etwas Schändliches, daß ſie vielmehr eine Art Ehre damit verbinden, wenn einer den andern mit recht viel Geſchicklichkeit überliſten kann. Sie ſind weibiſch, dem Vergnügen ergeben, und mit Leidenſchaft für Tanz und Muſik eingenommen. Zum Kriege haben ſie gar keine Neigung, und ſie zählen es unter die größten Beſchwerden, wenn einer genöthigt iſt, die Waffen zu tragen. Faſt eben die Furcht haben ſie für Krankheiten, daher diejenigen, welche vorzüglich

züglich eine einigermaßen anſteckende Krankheit an ſich haben, in kleine Strohhütten auf das freye Feld geſchafft werden, wo ſie oft ohne alle Hülfe ſterben müſſen. Ihre Kleidung iſt ein langer Rock, mit langen weiten Aermeln, eine hohe Mütze von Leinwand, und Stiefeln von Leder, Leinwand oder Seide. Die Frauenzimmer zieren ihre Röcke, welche mit den männlichen Kleidern viele Aehnlichkeit haben, mit allerley Verbrämungen. Ihre Häuſer ſind nur armſelige Hütten, die Wohnungen der Großen aber haben ein etwas beſſeres Anſehen. Gemeiniglich ſind die Häuſer mit Stroh oder Rohr gedeckt, niedrig und enge, und durch einen leeren Raum von einander geſchieden. Sie ſtehen auch meiſt auf hölzernen Pfählen, die Mauern ſind von Erde oder ſchlechtem Mauerwerk, und der innre Hausrath ſchränkt ſich blos auf etliche Matten, Keſſel und dergleichen äuſſerſt nothwendige Bedürfniſſe ein. Die Häuſer der Großen ſind angenehmer und weitläuftiger, haben auch gewöhnlich Gärten. Die Zimmer der Weiber ſind in dem abgelegenſten Theile des Hauſes, wohin ſich kein Fremder wagen darf.

Die Ehen ſind bey ihnen bis in den vierten Grad der Verwandtſchaft verboten, werden aber oft ſchon unter Kindern von ſieben bis acht Jahren geſchloſſen. Das Mädchen wohnt von der Zeit an im Hauſe ihres Schwiegervaters. Auſſer dem Hauſe kann der Mann ſo viel Weiber unterhalten, als er will, im Hauſe aber darf nur die rechtmäßige Frau wohnen, die aber nicht viel beſſer als eine Sklavinn gehalten wird. Die Kinder trauern, wie in Sina, drey Jahre lang um ihren Vater, und waſchen ſich auch nicht die ganze Trauerzeit über. Stirbt jemand, ſo laufen die Anverwandten auf den

Gaſſe:

Gaſſen umher, ſchreyen und rauſen ſich die Haare aus. Nachher wird der Leichnam in einen bemalten Sarg gelegt, in welchem er wohl zuweilen drey Jahre unbegraben ſtehen bleibt. Die Gräber ſind gemeiniglich auf Bergen, und neben dieſelben ſetzen ſie alles, was der Verſtorbne im Leben gebraucht hat. Andre Leichengebräuche haben ſie mit den Sineſen gemein.

Manufakturen giebt es in Korea gar nicht, auſſer daß eine Art Papier von Baumwolle gemacht wird, welche dem ſineſiſchen Papier bey weitem vorzuziehen ſeyn ſoll; Handlung aber treiben die Koreer am meiſten mit den Japaneſen, welche zu Puſan, einer Stadt in Korea, ein Komtoir haben, wohin ſie Papier, Pfeffer, wohlriechendes Holz, Alaun, Büffelhörner, und andre Waaren bringen, welche gegen Ginſengwurzel, Baumwolle, Bley und rohe Seite verhandelt werden. Geld kennt man gar nicht, bis auf eine Art kleiner Kupfermünze, daher die Geldzahlungen in kleinen Silberplatten geſchehen.

Von den Sineſen haben die Koreer den Geſchmack an den Wiſſenſchaften erhalten. Sie haben Gelehrte, welche ſich durch zwey an ihrer Mütze befeſtigten Federn von andern Ständen unterſcheiden, und welche, ehe ſie zu dieſer Ehre gelangen, ſich verſchiedenen Prüfungen unterwerfen müſſen. Alle ihre Wiſſenſchaften aber beſchränken ſich vornämlich auf die Kenntniß der Moral aus den Schriften des Kong-fu-tſe und ſeiner Schüler. Die Gelehrten bedienen ſich auch der ſineſiſchen Karaktere, und wenden viele Zeit auf Erlernung dieſer Sprache, von welcher die Landesſprache, welche auch mit eigenen Buchſtaben geſchrieben wird, gar ſehr abgehet. Sie ſchreiben mit Pinſeln, und drucken

cken mit hölzernen Formen, wie die Sineſen, haben auch eine Menge gedruckter und geſchriebener Bücher. Demohngeachtet ſind ſie äuſſerſt unwiſſend. So behaupten z. B. ihre Gelehrten, daß die Erde aus zwölf Königreichen beſtehe, welche alle zuſammen ehedem Sina unterworfen geweſen wären, ſeit der tatariſchen Eroberung aber ſich frey gemacht hätten.

Die Religion des Fohe hat viele Anhänger in Korea nicht allein unter dem gemeinen Haufen, ſondern auch unter den Großen. Ueberall findet man Götzentempel, die ſich aber auſſer den Städten befinden, weil innerhalb derſelben keine geduldet werden. Wer nicht Verehrer des Fohe iſt, bekennt ſich zu dem Syſteme des Kong-fu-tſe. Ueberhaupt aber bekümmern ſich die Koreer wenig um Religion und Gottesdienſt. Die Großen ſollen, wenn man den Miſſionaren glaubt, völlige Freygeiſter ſeyn, das Volk aber begnügt ſich mit einigen äuſſerlichen Gebräuchen. Bey gewiſſen großen Feſten verſammeln ſie ſich in den Tempeln, wo jeder ein Stückchen wohlriechendes Holz anzündet, welches vor dem Götzenbilde verbrannt wird. Dies, und eine tiefe Verbeugung, machet den ganzen Gottesdienſt aus. Das Land iſt voll Mönche, welche ſich ſchon etwas mehr mit religiöſen Uebungen beſchäftigen. Dieſe opfern den Göttern täglich zweymal, und bey großen Feyerlichkeiten erſchallt der Tempel von einem verwortnen Geräuſch kupferner Becken und kleiner Trommeln. Die Klöſter ſind gleich den Pagoden auſſerhalb der Stadtmauern, und man findet dergleichen Klöſter, in welchen fünf bis ſechshundert Mönche leben. Ohngeachtet dieſe Religioſen durch keine Gelübde gebunden ſind, und es ihnen frey ſteht, wieder in die

Geſellſchaft zurückzukehren, wenn es ihnen nicht mehr in ihrer Einſamkeit gefällt, ſo führen ſie doch ein ſehr ſtrenges, mühſeliges Leben, und was noch mehr iſt, ſie müſſen drückende Abgaben erlegen, und werden von der ganzen Nation verachtet. Alle ſcheeren ſich die Haare und den Bart, alle müſſen ſie den Umgang mit dem andern Geſchlechte vermeiden, und keine Fleiſchſpeiſen genießen. Sie leben von ihrer Handarbeit, vom Handel und vom Betteln. Eine andre, ebenfalls gemeinſamlebende Art von Andächtigen, darf auch kein Fleiſch eſſen, trägt aber Bart und Kopfhare, und hat auch die Erlaubniß, ſich zu verheurathen.

Ohngeachtet der König von Korea ein Vaſall des ſineſiſchen Kaiſers iſt, ſo herrſcht er dennoch mit einer faſt unumſchränkten Gewalt über ſeine Unterthanen. Jhm gehört aller Grund und Boden, und keine Privatperſon hat ein eigentliches Eigenthum im Lande. Der König giebt die Ländereyen, wem er will, und nach dem Tode des Beſitzers, fallen ſie wieder an den König zurück. Dieſer hat einen, aus verſchiednen Miniſtern beſtehenden Staatsrath, der ſich tagtäglich in ſeinem Pallaſte verſammelt. Keiner aber hat das Recht, ein Gutachten zu fällen, wenn er nicht ausdrücklich darum befragt wird. Die Einkünfte des Königs beſtehen in den Domainen und den Abgaben, welche er ſeinen Lehnsleuten aufleget. Er hat den Zehnten von den Produkten des Meeres und der Erde: auſſer dieſer Abgabe, welche mit der Sache ſelbſt entrichtet werden muß, muß auch jeder, der nicht Soldat iſt, drey Monate des Jahres für den Monarchen Frohndienſte thun.

Die Kriminaljuſtiz iſt äuſſerſt ſtrenge: Aufrührer und Verräther werden mit ihrer ganzen Familie

milie ausgerottet, und ihre Wohnungen der Erde gleich gemacht. Andre Verbrecher werden lebendig begraben, mit dem Beile enthauptet, mit Lanzen durchſtochen, geprügelt, mit Beinen zu Tode getreten u. ſ. w. Der König unterhält eine ziemlich ſtarke Armee, welche mit Muſketen, halben Piken, einer Art Harniſch und Helmen bewaffnet iſt. Die Reuterey führt Bogen, Pfeile, Säbel und eine Peitſche mit eiſernen Stacheln. Eine beſondre Art Miliz beſteht blos aus Mönchen, und macht die Garniſonen des Reiches aus. Korea hat auch Kriegsſchiffe, welche gewöhnlich zwey Maſten und dreyßig Ruder haben, und von denen jedes mit zwey bis dreyhundert Ruderern und Soldaten bemannt iſt.

Das Reich beſteht aus acht Provinzen, Kingki, Kiang-yuen, Hoang-hä, Pingngan, Tſüen-lo, Tſchu-ſin, Hieng-king, und Kingſchan genannt. Die Hauptſtadt aber heißt King-kitao.

Geſchichte von Sina.

Die Sineſen wollen unendlich älter ſeyn, als ſie wirklich ſind. Sie ſpielen mit Millionen von Jahren, wie Kinder mit Federbällen, und daher kömmt es, daß ihre Geſchichte einer Menge Schwierigkeiten unterworfen iſt, die man, will man ſie anders nicht auf Gerathewohl zerſchneiden, kaum zu löſen, im Stande iſt.

Die meiſten ſineſiſchen Geſchichtſchreiber machen den Fohi zum Stifter ihres Reiches, und laſſen ihn ohngefähr dreytauſend Jahr vor unſrer Zeitrechnung, und alſo lange vor unſrer bibliſchen Sündfluth regieren. Dieſer Fohi ſoll Sina die erſte Kultur gegeben haben, und aus Dankbarkeit von der Nation zum König erwählt worden ſeyn, welches

welches vorausſetzt, daß damals Sina ſchon wenigſtens etliche Jahrhunderte bevölkert geweſen ſeyn muß. Ja einige Schriftſteller ſetzen zwiſchen der erſten Gründung ihres Reichs und Fohis Regierung einen Zwiſchenraum von nicht weniger, als vierzigtauſend Jahren feſt. So irrig dies auch dem erſten Anblicke nach iſt, ſo bleibt doch immer ſoviel gewiß, daß Sina ein ſehr altes Reich iſt, und daß man die Zeitrechnung, welche ſeine Dauer nothwendig vorausſetzet, nur durch eine ſehr unnatürliche Künſteley, mit andern Zeitrechnungen vereinigen kann. Da wir aber hier nicht gelehrte Streitigkeiten entſcheiden, und über das Alter unſrer Erde, und die daraus fließende Möglichkeit oder Unmöglichkeit der ſineſiſchen Angaben, Unterſuchungen anſtellen wollen, ſondern es uns blos darum zu thun iſt, unſern Leſern die wichtigſten Ereigniſſe der ſineſiſchen Geſchichte vor Augen zu legen, ſo intereſſirt uns dieſe ganze Unterſuchung um ſo weniger, da die ganze Geſchichte vor den Dynaſtien ein Gewebe dunkler, wahrſcheinlich allegoriſcher Erzählungen iſt, und überhaupt die Geſchichte von Sina, erſt zweyhundert Jahr vor Chriſti Geburt zuverläßig und umſtändlich zu werden anfängt.

Vor dem Fohi zählen die billigſten Sineſen eigentlich zehn Familien, vor welchen noch der erſte Menſch, (denn ſie fangen ihre Geſchichte ſo gut als andre alte Völker, mit der Entſtehung des Menſchengeſchlechts an) Namens Puon-ku vorher gehet. Fohi, über deſſen Herkunft die ſineſiſchen Schriftſteller gewaltig uneins ſind, war, wie wir ſchon angeführt haben, der erſte Geſetzgeber von Sina. Vor ſeinen Zeiten waren die Bewohner dieſes Landes, ein wildes Volk, welches rohes Fleiſch

aß, das warme Blut dazu trank, nackend in der Irre herumlief, und ſich gleich den wilden Thieren begattete. Fohi polirte dieſe wilden Sitten: er führte die Ehe ein, und machte die Nation mit mancher Bequemlichkeit des Lebens bekannter. Er gab Geſetze, die mit den Buchſtaben, die er erfunden hatte, niedergeſchrieben wurden. Man ſchreibt ihm auch die Erfindung des Fiſchfangs, der Jagd und der Muſik zu. Um ſeinen Einrichtungen mehrern Eingang zu verſchaffen, nahm er ſeine Zuflucht zu einem Mittel, welches nach ihm mehrere Geſetzgeber, mit dem glücklichſten Erfolge gebraucht haben: er log ſich zu einem von den Göttern beſonders begnadigten Menſchen, und gab vor, alles was er bekannt machte, auf dem Rücken eines wundervollen Drachen geleſen zu haben. Nach ihm und ſeinen zwey Nachfolgern folgten die Uti oder fünf Kaiſer, unter denen Yao und Schin noch immer von der Nation mit den größten Lobeserhebungen belegt werden. Zur Zeit des erſtern war noch ein großer Theil Sinas vom Waſſer überſchwemmt; alſo vermuthlich noch Meeresgrund.

Nach dieſen fünf Königen regierte Yu, welchr nach den vorigen allen, durch die Wahl auf den Thron kam, und der Stifter der erſten Dynaſtie ward, die unter dem Namen Dynaſtie der Hia bekannt iſt, und vierhundert und vierzig Jahr über Sina herrſchte. Dieſer Prinz theilte Sina in neun große Provinzen, und ließ, der ſineſiſchen Angabe nach, zum Andenken dieſer Theilung, eben ſo viel große eherne Gefäße verfertigen, auf deren jedem die Landkarte von einer der neun Provinzen eingegraben war. Nach ihm regierten noch ſechszehn Prinzen ſeines Geſchlechts, von welchen der letzte Kie hies. Dieſer Fürſt wird als ein Muſter

1) Dynaſtie der Hia.

der

der Ausſchweifung und Lüderlichkeit geſchildert. Man erzählet, daß er eines Tages dreytauſend ſeiner Unterthanen habe erſäufen laſſen. Seine ſchändliche Aufführung reizte das Volk zum Aufruhr, welches den Tſchin-tang, einen ſeiner Vaſallen, auf den Thron ſetzte.

2) Dynaſtie der Schang.

Tſchin-tang oder Schang ward nun der Stifter einer neuen Dynaſtie, welche von ihm den Namen führt, und ſechshundert ſechs und vierzig Jahr über Sina herrſchte. Ihm folgten noch ſechs und zwanzig Prinzen dieſes Geſchlechts, und der letzte von ihnen ward ebenfalls des Reiches entſetzet.

3) Dynaſtie der Tſcheu.

Die Dynaſtie der Tſcheu regierte achthundert ſechs und ſiebenzig Jahr über Sina. Unter der Regierung der Prinzen aus dieſem Stamme ward Kong-fu-tſe, und wahrſcheinlicherweiſe auch Lao-tſe geboren. Der Stifter dieſer Dynaſtie hatte eine Menge kleine Fürſten gemacht, welche ihre Länder von Sina zu Lehn tragen ſollten, ſich aber nach und nach unabhängig machten, und endlich in einen blutigen Krieg unter einander verwickelt wurden, der das ganze Reich zerrüttete, und mehrere Jahrhunderte fortdauerte. Der fünf und dreyßigſte und letzte Fürſt aus dieſem Geſchlechte, mußte ſeine Krone einem dieſer kleinen Fürſten abtreten, deſſen Enkel der Stifter der vierten Dynaſtie ward.

4) Dynaſtie der Ta tſin.

Die Dynaſtie der Ta-tſin dauerte nur neun und vierzig Jahr, brachte aber einen der größten Regenten hervor, den Sina gehabt hat. Dies war Tſching-wang, oder wie er ſich in der Folge nannte, Schi-ho-ang-ti, welcher die große Mauer vollendete, die vor ihm ſchon angefangen war. Sein Befehl, daß alle alte Bücher verbrannt

werden mußten, ſchrieb ſich von ſeiner Vorliebe für die Schule des Lao-tſe her, der er dadurch einen großen Dienſt zu erweiſen glaubte. Dieſe Dynaſtie endigte ſich mit der gänzlichen Zerſplitterung des Reiches, deſſen Provinzen alle zuſammen ſich zu unabhängigen Staaten erhoben. Die Hiong-nu oder Hunnen, welche in der heutigen Mongaley wohnten, und wider deren Streifereyen eigentlich die große Mauer aufgeführt worden war, machten ſich dieſer innern Unruhen zu Nutze. Ihr Tan-ju oder Heerführer brach mit dreyhunderttauſend Mann in Sina ein, und machte ſich daſſelbe wirklich zinsbar. Während dieſer Unruhen endigte ſich die Dynaſtie der Ta-tſin, und die Dynaſtie der Han trat an ihre Stelle.

5) Dynaſtie der Han.

Dieſe Dynaſtie, welche vierhundert ſechs und zwanzig Jahr über Sina herrſchte, ward von einem bloßen Ebentheurer, Namens Lieu-pan, geſtiftet, der ſich durch Raub, Mord und Verrath, auf den Thron ſchwang, durch ſeine gute weiſe Regierung aber die Wege vergeſſen machte, auf welchen er zur Regierung gekommen war. Unter dem Kaiſer Wen-ti unterwarfen ſich die Provinzen Quang-tong und Quang-ſi, und die innerlichen Unruhen, welche im hunniſchen Reiche wüteten, machten es den Sineſen leicht, das Joch abzuwerfen, welches ihnen von den Hunnen war aufgelegt worden. Den Kaiſer Wu-ti, welcher ohngefähr hundert und dreyßig Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung über Sina herrſchte, zählen die Sineſen unter die beſten Regenten ihres Reiches. Sie rühmen ſeinen Muth, ſeine Weisheit und ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften. Wenn ihn gleich ſeine kriegeriſchen Neigungen zum Eroberer beſtimmt zu haben ſchienen, ſo wußte er doch, ſeinen Ehrgeiz in den

gehöri-

gehörigen Schranken zu halten, und blos die Sorge für den innern Wohlſtand des Reiches beſchäftigte die erſten Jahre ſeiner Regierung. Er ließ die alten Schriften ſammeln, welche dem Sekteneifer des Schi-ho-ang-ti entgangen waren, und befahl den Gelehrten, ſie wieder in den öffentlichen Schulen vorzutragen. Er ſchlug die Hunnen in verſchiedenen Treffen, und ließ durch einen General die benachbarten Länder bereiſen, der eilf Jahr mit dieſer Reiſe zubrachte, und wahrſcheinlich durch ſeine Erzählungen von den Reichthümern Indiens Urſache war, daß der Kaiſer in Pegu, Siam, Kamboja und Bengalen Eroberungen machte. Ein andrer Kaiſer aus dieſer Dynaſtie machte Samarkand zinsbar, und unter dem Kaiſer Wangwang, der zu des römiſchen Kaiſers Auguſtus Zeiten regierte, waren den Sineſen alle Völker, von Korea an bis an das weſtliche Weltmeer unterworfen, und ſeine Nachfolger trieben dieſe Eroberungen noch weiter. Ming-ti, unter deſſen Regierung auch die Religion des Fohe aus Hindoſtan nach Sina kam, bezwang die Völker von Khoten, und Ho-ti, ſein Enkel, vernichtete die hunniſche Monarchie, der Sina noch vor nicht ganz zweyhundert Jahren zinsbar geweſen war. Dieſe glücklichen Unternehmungen machten die Sineſen nach mehr und größern Eroberungen begierig, und Pantſchao, der General, unter deſſen Anführung dieſe Eroberungen gemacht worden waren, ſchickte ohngefähr im ſieben und neunzigſten Jahre unſrer Zeitrechnung ſogar einen ſeiner Offiziere bis an die Küſten des kaſpiſchen Meeres, in der Abſicht bis nach Ta-tſin, das iſt, bis in die Länder des römiſchen Reiches vorzudringen. Der Ruf der Sineſen verbreitete ſich auch durch alle dieſe Eroberungen ſoweit, daß ums Jahr 166 der chriſtlichen Zeitrechnung, Gantun, König von

Ta-tſin, d. i. Antonin der Philoſoph über Indien, Geſandte an den Kaiſer Uon-ti ſchickte. So glänzend aber auch die Regierungen der Kaiſer aus dieſer Dynaſtie geweſen waren, ein ſo unglückliches Ende nahm doch die Dynaſtie. Ihre letzten Fürſten waren weichlich und grauſam; es entſtanden Faktionen, und zerriſſen das Reich, um es zu theilen, bis nach einem verwüſtenden Bürgerkriege, das drey in drey Theile zergliedert ward.

7) Dynaſtie der Tßin.

Neun und funfzig Jahr beſtand dieſe gewaltſame Theilung, und die das Reich wieder unter ein Oberhaupt vereinigende Dynaſtie der Tßin herrſchte hundert und fünf und funfzig Jahr über Sina. Die Prinze aus derſelben waren weichlich, zur Regierung untüchtig und grauſam. Dadurch entſtanden wieder mehrere kleine Herrſchaften, und endlich erfolgte das Nan-pe-tſchao, oder eine gänzliche Zergliederung des Reiches in den Staat von Süden und von Norden.

8) Zertheilung des Reiches.

Sina war nun ein Schauplatz blutiger Unruhen, und die Geſchichte deſſelben enthält zweyhundert und mehr Jahre lang nichts, als ein Gewebe ſcheußlicher Unthaten. Wir übergehen dieſe für uns ganz uninteresſanten Begebenheiten mit Stillſchweigen, und berühren nur das Merkwürdigſte aus der Geſchichte der beyden Reiche. Das nördliche Reich ward durch viele innerliche Kriege beunruhigt, und ward am Ende durch die Dynaſtie der Sui zu Grunde gerichtet. Das Reich von Süden war durch einen, aus dem niedrigſten Pöbel abſtammenden Abentheurer geſtiftet worden. Von ſeinen Nachkommen wird Wenti II. als ein gütiger und gerechter Fürſt gerühmet, und ihm nichts als ſeine allzugroße Neigung gegen die Bonzen vorgeworfen. Er führte mit den Beherrſchern des nördlichen

lichen Reiches blutige Kriege, und ſein Ruhm breitete ſich ſoweit aus, daß die meiſten indiſchen Fürſten ihn mit Geſandtſchaften beehrten. Sein Enkel Schün-ti II. wurde nach einer dreyjährigen Regierung von ſeinem Miniſter Siao-tao-tſching des Thrones entſezet, und umgebracht. Die Familie dieſes glücklichen Empörers behauptete den Thron nur drey und zwanzig Jahr, und ward auf dieſelbe gewaltſame Weiſe von demſelben geſtoßen. Hehu-tſchu war der lezte Regent dieſes Reiches, ein weichlicher Fürſt, der in ſeinem Pallaſte verſchloſſen, blos den Vergnügungen nachhieng. Yangkien, der Stifter der Dynaſtie der Sui, der das nördliche Reich von Sina ſich unterwürfig gemacht hatte, benuzte die Zerrüttungen, welche eine ſo weichliche Regierung hervorbringen mußte. Er ſchickte ein mächtiges Heer nach Süden, welches den Hehu-tſchu in verſchiedenen Treffen ſchlug, ihn gefangen nahm, und das ganze Reich ihrem Beherrſcher eroberte, der dadurch wieder alleiniger Kaiſer von ganz Sina ward.

9) Dynaſtie der Sui.

Der Stifter dieſer Dynaſtie, welche Sina acht und dreyßig Jahr beherrſchte, hatte ſich ebenfalls, wie die meiſten dieſer Regenten, aus dem Privatſtande empor geſchwungen. Als Kaiſer nahm er den Namen Wenti an, und die ſineſiſchen Geſchichtſchreiber geben ihm das Lob eines klugen und gerechten Fürſten, der durch ſeine guten Veranſtaltungen Sina ſehr bald in einen blühenden Zuſtand verſezte. Er hatte das Unglück im vier und zwanzigſten Jahre ſeiner Regierung von einem ſeiner Söhne, Namens Yang-ti, ermordet zu werden. Dieſer Mörder, der ſein Verbrechen noch dadurch vergrößerte, daß er den eigentlichen Thronfolger, ſeinen äteren Bruder, ebenfalls ums Leben brachte,

regierte ganz ſo, wie man es von einem ſo entarteten Menſchen erwarten konnte. Müde ſeiner Tyranneyen, ergriff das Volk überall die Waffen wider ihn, und ein Offizier Li-yuen, der Stifter der folgenden Dynaſtie, machte des Kaiſers Enkel Yehu zum Kaiſer, indeſſen er ſelbſt ſich mit dem Poſten eines erſten Miniſters begnügte. Yang-ti wurde in ſeinem Pallaſte, von einem andern Aufrührer, mitten unter ſeinen Wollüſten ermordet. Liyuen, dem Kong-ti während dieſer Zeit die Regierung überlaſſen hatte, nahm nun ſelbſt den kaiſerlichen Titel an, und war ſo glücklich, ſeine Nebenbuhler zu beſiegen, und der Stifter einer Dynaſtie zu werden, welche Sina zwey hundert und neunzig Jahre beherrſchte.

10) Dynaſtie der Tang. Kao-tſu, ſo nennte ſich Li-yuen als Kaiſer, verminderte gleich bey dem Antritte ſeiner Regierung die Abgaben, und ſuchte das Reich, ſoviel als möglich, in Ruhe zu erhalten. Nach einer neunjährigen Regierung dankte er freywillig ab. Sein Sohn Tá-tſong I. war einer der größten Kaiſer von Sina. Er war gewiſſermaßen der Wiederherſteller der Gelehrſamkeit in Sina, indem er in ſeinem Pallaſte eine Akademie der Wiſſenſchaften anlegte, in welcher man, unter Anführung der berühmteſten Lehrer, achttauſend Schüler zählte. Beſtändig führte er die Worte in ſeinem Munde: ein Kaiſer, der ſein Volk unterdrücke und ausſauge, um ſich zu bereichern, ſey einem Menſchen gleich, der ſein Fleiſch zerſtücken wolle, um ſeinen Magen damit zu füllen. Er bekam Geſandte von allen benachbarten Völkern, auch aus Perſien, und von den Römern ſogar. Nach ſeinem Tode kam Sina durch die Laſter ſeiner Gemahlin, und einiger andrer in Verfall. Hiüen-tſong wurde durch ſeine

Ein-

Einſichten und Tugenden der Wiederherſteller ſeiner Familie und des Reiches, und war klug genug, durch weiſe Vertheilung ſeiner Gunſt ſich alle Partheyen zu Freunden zu machen. Er war aber auch der erſte, der den Verſchnittenen des Pallaſtes an den Regierungsgeſchäften Theil nehmen ließ; ein Verſehen, welches in der Folge für das ganze kaiſerliche Haus ſehr traurige Folgen hatte. In den letzten Jahren ſeiner Regierung machte ſich ein Aufrührer einen großen Theil des nördlichen Sina unterwürfig, den auch ſein Sohn, Sa-tſong, erſt gänzlich bezwingen konnte. Unter des King-tſong Regierung zeigten ſich die traurigen Folgen von der großen Gewalt, welche den Verſchnittenen war eingeräumt worden. Sie entſetzten ihn des Thrones, und beſetzten von nun an den Thron nach ihrem Gutdünken. Die ohnmächtigen Kaiſer riefen endlich ſogar einen Haufen Straßenräuber wider die Verſchnittenen zu Hülfe, deren Oberhaupt Tſchuwen auch ihre Macht vernichtete, bald aber wenigſtens ein eben ſo gefährlicher Feind ward, und zuletzt den Kaiſer Tſchao-tſang, und ſeinen Sohn Gnäti umbringen ließ.

Tſchu-wen nahm nun den Namen Tä-tſu an, und ließ ſich ſelbſt als Kaiſer ausrufen, beſas aber nur zwey Provinzen, indem alle übrige eben ſo viel unabhängige Königreiche waren. Er wurde nach einer ſechsjährigen Regierung von ſeinem eignen Sohne getödtet, der etliche Monate darauf von ſeinem jüngern Bruder umgebracht wurde; dieſer jüngere Bruder aber verlor ein Treffen gegen einen der kleinern ſineſiſchen Könige, und entleibte ſich aus Verzweiflung mit eigener Hand. 11) Dynaſtie der Leang.

Die Geſchichte der Dynaſtien, Heu-tang, Heu-tſin und Heun-han, welche zuſammen 12) Drey Dynaſtien.

 ſechs

ſechs bis ſieben und zwanzig Jahre über Sina herrſchten, enthält keine merkwürdigen Begebenheiten. Der Stifter der darauf folgenden Dynaſtie

14) Dynaſtie Hehu - tſchehu.

Hehu = tſchehu, Tá = tſu II. nahm, da er keine eigenen Kinder hatte, den Schi - tſong an Kindesſtatt an. Dieſer Mann, dem ſeine Geburt kein Recht zur Krone gab, machte ſich derſelben durch ſeine Tugenden und Talente vollkommen würdig. Und wirklich müſſen ſeine Verdienſte ſehr groß geweſen ſeyn, da verſchiedene kleine Fürſten, welche ſich ſeit geraumer Zeit unabhängig gemacht hatten, dadurch bewogen wurden, ſich freywillig der kaiſerlichen Herrſchaft wieder zu unterwerfen. Sein Sohn und Nachfolger blieb nur einige Monate Kaiſer, da, weil man ihn für unfähig zur Regierung hielt, ſein Miniſter Tſchao = quang mit der kaiſerlichen Würde bekleidet ward.

15) Dynaſtie der Song.

Tſchao = quang beſtieg unter dem Namen, Tá = tſu III. den Thron von Sina, auf welchen er alle Eigenſchaften mitbrachte, welche an Fürſten hochgeſchätzt werden. Er befahl, daß die vier Thore ſeines Pallaſtes, welche gegen die vier Weltgegenden gerichtet waren, ſtets offen gelaſſen werden ſollten, denn ich will, ſetzte er hinzu, daß mein Haus meinem Herzen gleiche, welches allen meinen Unterthanen offen ſteht. Seine Gelindigkeit bewog zehn kleine Fürſten, welche ſich vom Reiche losgeriſſen hatten, daß ſie ſich demſelben wieder unterwarfen, und ſein Ruf verbreitete ſich in alle Länder Aſiens, aus welchen überall Geſandte ihm zu ſehen und zu bewundern, kamen. Dieſer vortreffliche Kaiſer ſtarb im Jahre 976 der chriſtlichen Zeitrechnung. Unter ſeiner, und den folgenden Regierungen ward Sina häufig durch tatariſche Einfälle beunruhigt, daher ſich auch einige Kaiſer zu

einem

einem jährlichen Tribute verſtanden. Hoeh-tſong, der ums Jahr 1100 den Thron beſtieg, ein mehr gelehrter als ſtaatskluger Fürſt, ſuchte ſich dadurch von dieſem Tribute zu befreyen, daß er mit dem Tatarn von Niü-tſche ein Bündniß ſchloß. Nun halfen ihm zwar dieſe Tatarn das Königreich Leao-tong, dem er hatte Tribut entrichten müſſen, zu Grunde richten, ſetzten ſich aber dafür in den nördlichen Provinzen von Sina feſt, nahmen den Kaiſer durch Hinterliſt gefangen, und führten ihn in die Wüſte Kobi, wo er bis an ſeinen Tod verbleiben mußte. Auch unter der Regierung ſeines Sohnes Kin-tſong, ſetzten ſie ihre Eroberungen fort, eroberten die Hauptſtadt, nahmen auch den neuen Kaiſer gefangen, und bemeiſterten ſich aller nördlichen Provinzen.

Kao-tſang, der ihm folgte, zog ſich nun in den ſüdlichen Theil des Reiches zurück, und erlegte nebſt ſeinen vier erſten Nachfolgern dem Niü-tſche einen jährlichen Tribut, um im ungeſtörten Beſitz der Reſte des Reiches bleiben zu können. Der fünfte ſeiner Nachfolger rief die Mungln zu Hülfe, verwechſelte aber nur die Feinde, indem dieſe, nachdem ſie die Niü-tſche gänzlich aufgerieben hatten, die nördlichen Provinzen nicht allein für ſich behielten, ſondern auch in die ſüdlichen einfielen, eine Stadt nach der andern eroberten, und ſich Meiſter von ganz Sina machten.

16) Mogoliſche Dynaſtie der Yüen.

Kúblai-Khan, den die Sineſen Schi-tſû nennen, und der ein Enkel des großen Dſchingis-Khan, war der erſte der mogoliſchen Beherrſcher von Sina. Ihm folgten noch neun andre mogoliſche Kaiſer, welche zuſammen drey und neunzig Jahr, alle aber ſo vortrefflich regiert haben, daß Sina nie eine ſo ununterbrochene Reihe guter Kaiſer

ſer gehabt hat. Blos darinnen haben dieſe Fürſten gefehlet, daß ſie in Sina ihrer Tapferkeit vergaßen, und durch allzuſtarke Anempfehlung der ſineſiſchen Sitten, ihre Mogoln zu Weichlingen machten, wodurch auch der letzte Kaiſer dieſer Dynaſtie, Schün-ti, auſſer Stand geſetzt war, das Reich zu behaupten, und den Thron der Dynaſtie der Ming überlaſſen mußte.

17) Dynaſtie der Ming. Tſchu, der Stifter dieſer Dynaſtie, und der Befreyer ſeines Vaterlandes vom Joche der Ausländer, war nichts als Bedienter in einem Bonzenkloſter. Zu ihm ſammelte ſich ein Haufen misvergnügter Sineſen: er ward ihr Oberhaupt, und bemächtigte ſich endlich der Stadt Nan-king. Der Sieg begleitete alle ſeine Unternehmungen, und da er noch überdies ſich die Liebe des Volks, und die Achtung der Großen zu erwerben wußte, ſo war es jedermann zufrieden, als er ſich 1368 in Nan-king, als Kaiſer ausrufen ließ. Von dieſer Zeit an verloren die Mungln ein Treffen nach dem andern, ſo daß ſie endlich Sina gänzlich verlaſſen, und zuſehen mußten, wie Tſchu, der unter dem Namen Hong-wu oder Tä-tſu IV. bekannt iſt, im ruhigen Beſitze der Krone blieb. Sein Ruhm zog ihm Geſandtſchaften vom Timur-leng, und dem konſtantinopolitaniſchen Kaiſerhofe zu, und ſeine ganze Regierung zielte blos dahin ab, ſeine Unterthanen zu beſſern, und glücklichern Menſchen zu machen. Er ſtarb nach einer ein und dreyßigjährigen Regierung, und ſeine Dynaſtie, welche noch funfzehn Kaiſer hatte, herrſchte zweyhundert ſechs und ſiebenzig Jahr über Sina. Sein Enkel und Nachfolger, Kien-wen-ti, ward nach einer vierjährigen Regierung von dem Yong-lo, einem Bruder des verſtorbenen Kaiſers, des Thrones entſetzt, und

bey

bey Eroberung der Hauptſtadt, durch eine im Pallaſt entſtandene Feuersbrunſt verbrennt. Yong-lo nahm nun den Namen Tſching-tſu an, und ward einer der beſten Kaiſer, welche Sina gehabt hat. Unter der folgenden Regierung fielen die Tatarn wieder in Sina ein, und den vierten Kaiſer nach Tſching-tſu, Tſching-tong mit Namen, der ſie in ihrem eigenen Lande aufſuchen wollte, nahmen ſie gar gefangen. Unter Wut-ſong III. unruhvoller Regierung kam Fernand Perez de Andreade, ein Portugieſe, unter allen Europäern zuerſt über Oſtindien 1517 nach Sina, auch kam 1550 oder 1551 der große Heidenbekehrer, Franz Xavier, dahin, welcher aber, ehe er den Sineſen das Evangelium predigen konnte, auf der Inſel San-cian ſtarb. Unter der Regierung des Kaiſers Schintſong II. regten ſich die Ueberbleibſel der Tatarn von Niûtſche, welche gegenwärtig unter dem Namen der Mandſchu, Sina beherrſchen. Die Sineſen überließen ihnen 1586 einige Plätze in Leatong, welche ihnen der ſineſiſche Statthalter dieſes Landes, einige Zeit darnach mit gewaffneter Hand wieder abnehmen wollte, woraus, ſo wie aus andern ihnen erwieſenen Mishandlungen ein Krieg entſtand, in welchem ſie ſich Meiſter von verſchiedenen feſten Plätzen machten. Mitten in dieſem Kriege ſtarb der Kaiſer Schin-tſong II. nachdem er acht und vierzig Jahr regiert hatte. Der Krieg dauerte unter den folgenden Regierungen mit ziemlich abwechſelndem Glücke fort, ſo daß bald die Sineſen, bald die Tatarn die Oberhand hatten, bis im J. 1636 die Tatarn auf einige Zeit wirklich Sina zu bekriegen aufhörten. Nun würde ſich das Reich wahrſcheinlicherweiſe wieder erholt haben, wenn nicht innerliche Empörungen in demſelben ausgebrochen wären. Der Mächtigſte unter dieſen Aufrührern war Liſtſching,

ſching, ein Menſch von niedriger Abkunft, der aber alle Eigenſchaften eines großen Böſewichts beſas. Er erſchien an der Spitze einer beträchtlichen Armee, machte wichtige Eroberungen, und nahm endlich den geraden Weg nach Pe-king. Kaum hatte er drey Tage vor dieſer Stadt geſtanden, als ihm einige Verräther die Thore eröffneten, worauf ſich die Kaiſerinn und viele Große des Hofes mit eigener Hand entleibten. Der Kaiſer Tſon-ſching wollte ſich mit ſechshundert Mann ſeiner Leibwache retten, da ihn aber dieſe feigen Leute verließen, ermordete er ſeine Tochter, und erhieng ſich ſelbſt an einen Baum. Alles demüthigte ſich nun für dem Empörer Liſt-ſching. Nur der Prinz Uſan-gueh wollte ihn nicht für Kaiſer erkennen, und rief deshalb die Tatarn von Niü-tſche, oder die Mandſchu zu Hülfe. Die Tatarn ſchlugen den Liſt-ſching, und ernennten nun einen Prinzen ihrer Nation, Namens Schün-tſchi, zum Kaiſer.

18) Dynaſtie der Tſing.

Dieſe Dynaſtie beſteht noch bis jetzo, und Sina hat bey der ganzen Staatsveränderung nichts verloren, als die Ehre, von eingebornen Prinzen beherrſchet zu werden. Seit Schün-tſchi, welcher ſich durch lange und blutige Kriege die Alleinherrſchaft über Sina erfechten mußte, haben noch drey Kaiſer dieſer Dynaſtie regieret. Kang-hi, welcher bis 1722 regierte, war einer der größten Kaiſer, welchen Sina gehabt hat. Ihm folgte Yong-tſching, und dieſem 1735 Kien-long, welcher noch bis gegenwärtig regieret.

VII.

J a p a n.

Beynahe ſollte man glauben, die Natur habe dieſe Inſeln zu einer beſondern Welt beſtimmt, indem ſie dieſelben, auſſer aller Verbindung mit andern Theilen der Welt ſetzte, theils ihren Zugang durch Berge, ſteile Felſen, und ungeſtüme Meere erſchwerte, und theils um aller fremder Hülfe entbehren zu können, alle Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens darinnen mit einander verband, ſo daß ſie des Handels und des Umganges mit fremden Nationen gar nicht benöthiget ſind. Dieſe Inſeln, oder wie wir in der Folge ſagen werden, dieſes große japaniſche Reich, welches von ſeinen Einwohnern Nipon oder Siſpon genannt wird, liegt auf der äuſſerſten öſtlichen Spitze von Aſien, ohngefähr 40 Meilen von den Küſten von Korea, in einer ſich nie gleichbleibenden Größe, da es überhaupt genommen, zwar ſchmäler als lang iſt, indem die Länge von der Provinz Joſen an, bis zum äuſſerſten Ende der Provinz Oſin, über 200 deutſche Meilen in gerader Linie beträgt, ohne der Küſten, und weit entferntern Inſeln zu gedenken, welche mit unter der Herrſchaft des japaniſchen Kayſers ſtehen. a) Allgemeine Landesbeſchaffenheit.

Ueberhaupt genommen, verſteht man darunter drey große, und eine ſtarke Anzahl kleiner Inſeln, wovon die größte, die Inſel Niphon, von Oſten gegen Weſten 230 Meilen, und die Breite von Süden gegen Norden 35, 50 bis 100 Meilen beträgt. Ein ſchmaler Kanal oder Meerenge, voll von Inſeln und Felſen, ſcheidet dieſe von der an-

dern Inſel Ximo oder Saikoff genannt, etwa 75 Meilen im Umfange, und zwiſchen der erſtern und andern liegt Sikokf, die dritte große Inſel; alle zuſammen aber umgiebt eine unnennbare Menge anderer Inſeln, davon einige ſehr klein, voller Felſen, und unfruchtbar ſind, andere groß, reich und an nichts Mangel leiden.

Wäre auch die Behauptung der Japaner etwas zu ſtolz, daß nämlich ihr Land die glücklichſte und angenehmſte Himmelsgegend hätte; ſo iſt doch ſoviel bewieſen, daß mit einiger Ausnahme das Klima gemäßigt iſt. Plötzliche Veränderungen machen manche Ausnahme, heftige Kälte im Winter, große Hitze in den Sommer-Monaten, langer Regen, hier mehr als im Morgenlande gewöhnlich, machen mehr unangenehme als heitere Tage; öfterer Donner, von dem unruhigen und ſtürmiſchen Meere her kommende Winde, ſind nicht immer angenehm, und alſo kann allenfals ein an ſein Klima gewöhnter Japaner, gar wohl die Luft rein, geſund und vortrefflich finden, welche uns Ausländern minder zuträglich ſeyn würde.

Ein rühmlicher Fleiß der Einwohner, und eine glückliche Bewäſſerung von Quellen, Flüſſen, Seen und mineraliſchen Waſſern, hat ſelbſt den von Natur bergigten und untragbaren Boden ſo ſichtbar umgeſchaffen, daß ſie itzt alles haben, und alle Vortheile von ihrer Händewerk genießen, die ſie bey ihrer andern Tugend, der Genügſamkeit, nur zu fordern ſcheinen. Der vornehmſte Fluß im Lande iſt der Yankon, der von Abend gegen Morgen fließt, und ſich endlich bey der Stadt Yeddo in das öſtliche japaniſche Meer ſtürzet. Nicht genug, daß ſie von dem Einbringen ihres Bodens und

ihrer Produkte, hinlängliche Vortheile genießen, ſie überlaſſen auch andern ihren Ueberfluß.

Es wachſen zum Beyſpiel verſchiedene Arten Reis, Weizen, Gerſte, Bohnen, Hirſe, Melonen, Feigen, Orangen, Zitronen nebſt andern Obſt, vortrefflicher Thee, und manche Gattung von Blumen und Kräutern. Die meiſten Arten Bäume, ſo in Sina angetroffen werden, ſind auch hier zu finden, und manche, als z. B. die Cedernbäume, übertreffen hier alle andre in Indien, an Höhe, Schönheit und gerader Länge. Der Maulbeerbaum, Firniß- Lorbeer- Kampher-Kaſtanienbaum, das Bambusrohr, viele Bäume, die Wolle tragen, denen beſondere Gegenden angewieſen ſind, und dergleichen mehr, ſind theils Früchte ihrer nicht ungünſtigen Himmelsgegend; theils ihres unermüdeten Fleißes. Ein anderer, und eben ſo auffallender Beweis ihres unerſchütterlichen Eifers iſt, daß kaum viel mehr Völker, ſo kluge und abſichtsvolle Einrichtungen in dem Ackerbau zu treffen wiſſen, als eben ſie, die ſie nicht nur wenig große Ebenen zu Triften einräumen, ſondern ſogar den Bergen und Hügeln einige Fruchtbarkeit an Getraide, Reis und Hülſenfrüchten, nebſt einer überflüßigen Menge von Küchengewächſen, abnöthigen. Selbſt aus den Meer-Gewächſen ſuchen ſie als Landes Einwohner Nutzen zu ziehen, und da ſie die Geſchicklichkeit beſitzen, mit großer Geſchwindigkeit in die Tiefe des Meeres zu fahren, und von da die Gewächſe hervor zuholen, ſo werden ſie auch allgemein als Landesprodukte angeſehen und genoßen.

Auf dieſen ihren grasreichen Wieſen, und durch Kunſtfleiß angebrachten großen Gehölzen und Wäldern, den langen Rücken der Gebirge, welche eben-

falls zu Wieſen umgeſchaffen werden, befindet ſich eine ziemliche, wenn auch nicht überflüßige Anzahl von Rindern, Büffeln, Schafen und Schweinen. In großer Anzahl werden die Pferde gezogen, allein nicht ihr großes Gebäude, ſondern vielmehr ihre Schnelligkeit und Schönheit macht ſie erheblich. Eben ſo haben ihre Wälder Ueberfluß von wilden Thieren, als Elephanten, welche auch in Flecken und Städten, als zahm erzogen werden; allein von Löwen, Tigern oder andern Raubthieren ſind ſie befreyet, ſo wie von andern ſchädlichen Inſekten, mit Ausnahme eines ſehr ſchädlichen Wurmes, der unter dem Namen der weißen Ameiſe, bekannt iſt. Weiß iſt er wie Schnee, und ſelten ohne eine zahlreiche Geſellſchaft zu finden, für deren Freßbegierde nichts, als Steine und Mineralien ſicher iſt. Kommen ſie einmal in die Waaren der Kaufleute, denn iſt der Schade unbeſchreiblich, und nur ein einziges ſchwaches Gegenmittel kann ſie davon abhalten, wenn man nämlich die Waaren mit Salz beſtreuet. Uebrigens leben ſie mit unſern europäiſchen Ameiſen gleichſam in tödtlichen Haſſe, ſo, daß wenn beyde zuſammenkommen, heftige Anfälle geſchehen, bis die ſchwächere der ſtärkern Macht weichet. Dabey können ſie die Luft nicht vertragen, daher ſie ſich auf ihren Wegen, eine Art bedeckten Gang bauen, welcher ſie deckt, und Aehnlichkeit mit einem Weſpenneſte hat. Ein ungleich nützlicheres Inſekt würden wir übergehen, wenn wir des Seidenwurmes nicht gedächten, deſſen Nutzen ſchon an vielen Orten, von großer Erheblichkeit iſt, und der im gegenſeitigen Verhältniß alle Vermehrung verdienet. Ingleichen als eine Seltenheit, die wegen ihrer ſchönen Zeichnung, und wegen ihres vortrefflichen Geſanges, ſeltene Nachtigallen. Sehr große und

ſchöne Enten, mit Kronen auf dem Kopfe, und in mannigfaltiger Farbe. Jngleichen die Nachtfliege, von ſeltener Schönheit. Der zitternde Baum, welcher reihenweiſe an einem Buſche, über hundert Blumen von verſchiedenen Farben, faſt wie in unſern Gegenden die Stachelbeerblüthen, trägt, welche Blumen einen ſehr angenehmen Geruch von ſich geben. Bey der geringſten Berührung der Zweige bewegt er ſich, und zittert dermaßen, als ob er von dem ſtärkſten Winde erſchüttert würde, ohngeachtet er dicker als eine Eſpe wächſt.

Japans größter Reichthum liegt in dem Jnnern ſeiner Erde verborgen. Kein Reich kann ſich mit ſeinen mannigfaltigen Metallen und Mineralien meſſen, kein Reich ſo große und ergiebige Gold- Silber- Kupferminen aufweiſen, und die große Anzahl warmer Bäder, die man hier antrift, nebſt den feuerausſtoßenden Bergen, zeigen ſattſam, wieviel Schwefel und andre Mineralien, in erſtaunlicher Menge, in den Eingeweiden der Erde anzutreffen ſeyn müſſen, abgerechnet desjenigen Schwefels, der an verſchiedenen Orten in erſtaunlicher Menge gegraben wird. An Agath-Edelſteinen und Perlen hat Japan eine unerſchöpfliche Quelle des Reichthums kennen gelernt, ſeitdem ſie die Sineſer aufmerkſam darauf gemacht, und durch einen ſehr hohen Abkauf ihren Gewinn gereizt haben. Man findet ſehr vielen grauen Ambra, rothe und weiße Korallen, vortreffliche Perlen, beſonders in der Gegend von Saikokf, am Ufer des Meeres, das an die Provinz Satſinna gränzt, am Meerbuſen von Oenura, und an den Küſten von Japan; ingleichen auch Bernſtein. So unermeßliche Ausbeute die Gold- und Silber-

minen liefern würden, ſo dürfen ſie doch nie, ohne die Erlaubniß des Kaiſers geöffnet werden, wovon allemal zwey Drittheil des Gewinnſtes ihm zugehöret. Die übrigen Metalle, als Kupfer, iſt nicht nur ſehr häufig, ſondern wird auch allgemein gegraben, hat eine beſondere Geſchmeidigkeit, iſt goldhaltig, und das beſte in der bekannten Welt. Ximo liefert feines weißes Zinn, das alles Anſehen des Silbers hat, auch gutes Eiſen, aber das letztere nur nicht in ſehr großer Menge.

Alle dieſe unterirdiſchen Schätze ſind aber auch mit einer ſehr großen Anzahl Uebel verbunden, die durch ihre öftere große Verwüſtung, jene ſeltenere Ausbeute verbittert. Man zählt nicht weniger als acht Vulkane oder feuerſpeyende Berge in Japan, unter denen einige ſchreckliche Scenen geliefert, ja ſeit einigen Jahrhunderten ohne Unterlaß, Ströme von Feuer und Flammen von ſich geworfen haben. Nahe bey Firando, wo ehedem die Holländer ihr Lagerhaus hatten, liegt eine kleine Felſeninſel, die ſeit vielen Jahrhunderten, durch heftige Erdbeben erſchüttert und furchtbar gemacht worden iſt. Satſuma gegenüber liegt eine andere kleine Inſel, welche bey den Japanern Fuogo, auf unſern Karten aber Vulcanus heißt, auf dieſer iſt ein Vulkan, der ſchon ſeit etlichen Jahrhunderten wechſelsweiſe Feuerflammen ausgeworfen hat. Auf der Spitze eines Berges, in der Provinz Figo, zeigt ſich eine große Oeffnung, wodurch ehedem Feuer und Dampf ausgeſtoßen worden iſt. In einem andern Orte, in derſelben Provinz, Namens Aſo, berühmt wegen des Tempels, welcher dem eiferſüchtigen Gott von Aſo erbauet worden iſt; in deſſen Nachbarſchaft fährt beſtändig Feuer aus einem Berge, welches zwar nur mehr zur Nachtzeit geſehen wird. In

der Provinz Tſikuken, nahe bey dem Orte Kuga- noſſe, äuſſert ſich ein anderer Feuerberg. Auch hat man bemerkt, daß ein ſchwarzer, dicker und ſtinkender Dampf aus der oberſten Spitze des Berges Feſi, in der Provinz Suruga, hervorkömmt, ein Berg, dem nur der Pico auf der Inſel Teneriffa vorzuziehen iſt, deſſen Höhe, Geſtalt und Schönheit wohl das Meiſterſtück in der Natur genannt werden kann. Seine oberſte Spitze iſt ſtets mit Schnee bedeckt, der, wenn er zu ſchmelzen anfängt, und wenn die Dünſte durch widrige Winde herumgetrieben werden, eine ſeltene Figur bildet. Ehedem ſollen die Flammen aus der oberſten Spitze hervorgekommen ſeyn, jetzt aber nachgelaſſen haben, ſeitdem die Gewalt des Feuers eine Oeffnung in den Berg gemacht hatte. Ein anderer hoher, rauher und feuerſpeyender Berg, nahe bey Simabara, heißt Unfen, deſſen Spitze beſtändig kahl und aſchgrau ausſieht, welches von dem Uebermaaß des in ihm und um ihn befindlichen Schwefels herkömmt. Man glaubt, der Berg ſtehe ſtets im Feuer, da ſo gar das Regenwaſſer, welches von ihm herabläuft, gleichſam ſiedend iſt, und ein unerträglicher Schwefelgeruch auf viele Meilen weit verſpürt werden kann. Um dieſen Berg giebt es gewiſſe warme Bäder, die bey den Japanern als bewährte Mittel gegen veneriſche Krankheiten angeſehen werden, wovon aber einige ſo heiß ſind, daß ſie ſiedendes Waſſer übertreffen. Dies ſind die Seltenheiten und Schreckniſſe der Natur, für welche die Japaner zum Glück ſo abgehärtet worden ſind, daß ſie ſelten in große Furcht geſetzt werden, es ſey denn, daß dieſe Ausbrüche zu groß werden, ſonſt hilft ihnen der Aberglaube dieſes Uebel ungemein ertragen, und viele von ihnen halten dafür, die Urſache dieſer Erderſchütterung, ſey nichts anders, als der

Hauch eines unter der Erde befindlichen großen Wallfiſches, der bey ſeiner Bewegung dieſe Erſchütterung verurſachte.

b) Einwohner.

Man muß ſich begnügen, zu wiſſen, daß Japan eine ſehr große Anzahl Einwohner hat: wie viel ihrer aber eigentlich ſind, kann aus ſehr gegründeten Urſachen nicht genau beſtimmt werden. Erſtlich haben Empörungen und Erdbeben die alte Geſtalt in ſehr vielen abgeändert, die Anzahl der Menſchen und ihre Wohnorte vermehrt oder verringert, zweytens hat es die Regierung, ſo monarchiſch ſie auch iſt, nie dazu kommen laſſen, es ſey nun, daß ſie es aus politiſchen Urſachen, und um der Ausländer willen nicht gethan habe, oder weil ſie es nie für wichtig angeſehen hat, und endlich, wehe dem Fremden, der ſich in ihrer Mitte nach ſolchen Nachrichten erkundigen wollte. So unmöglich er Gewißheit davon erfahren würde, ſo wenig würde er, wenn es ja geſchehen wäre, ihrer ſtrengſten Rache entkommen. Nur aus einzelnen Umſtänden, aus der Anzahl ihrer Städte und Dörfer, aus der großen Volksmenge mancher einzeln großen Stadt, aus ihrem großen Kriegsheer, und aus der ſehr großen Anzahl Reiſenden, die aus Frömmigkeit, heilige Wallfahrten anſtellen, und den richtigen Schluß beſtätigen, daß das Land überaus volkreich ſey, können wir auf ihre Bevölkerung ſchließen. Wenn die jährlichen Einkünfte des Kaiſers auf 283 Millionen betragen; wenn ſein Kriegsheer aus mehr als etliche hunderttauſend Mann beſtehet; wenn die Anzahl der Städte nur allein auf Niphon gegen 13000, der Dörfer aber über 909858 ſind, in vorigen Zeiten wohl funfzig Königreiche waren, deren jedes ſeinen eigenen König hatte; ſo darf man ſich faſt die Anzahl nach ſolchen Verhältniſſen will-

willkührlich groß entwerfen, und man wird ſich ſelten irren.

Eine ſo große Anzahl Menſchen erfordert dahero nicht nur eine große Aufmerkſamkeit auf den Landbau, ſondern auch ihre Abneigung, ſich mit fremden Nationen einzulaſſen, erfordert, daß ſie dieſen Mangel, durch ihren eigenen Fleiß zu erſetzen trachten, und wie unermüdet ſie hierinne ſind, haben wir ſchon oben erwähnet. Man wird wenig unfruchtbare oder ſumpfigte Gegenden finden, die nur auf Menſchenhände warteten, um Früchte zu bringen; vielmehr laſſen ſie ſich keine Mühe abſchrecken, die unwegſamſten oder unebenſten Flecken, zu tragbaren Aeckern zuzubereiten. Die Frucht der Erde, welche der Japaner beſter Unterhalt iſt, wird Gokokf genannt, welches ſoviel heißt, als die fünf Früchte der Erde: je nachdem dieſe wohl oder mißrathen, ſchätzt man auch die Güte des Bodens, die Fruchtbarkeit der Jahre, und den Reichthum des Beſitzers. Sie bereiten hiervon ihre beſten Speiſen, und werden dadurch für das Verbot, Fleiſch zu eſſen, ſchadlos gehalten, ein Verbot, welches ihnen die Gewohnheit und die Religion aufleget. Unter dieſe fünf Früchte gehöret erſtlich der Reis, welcher nach der Landesgüte, in verſchiedenen Gattungen wächſt, und wo der beſte davon, dem indianiſchen weit vorgehet. Er iſt nicht nur ausnehmend weiß, ſondern führt auch eine beſondre Nahrhaftigkeit bey ſich, daß Fremde, die ihn nicht gewohnt ſind, mit ſehr wenigem geſättigt werden. Zweytens das große Getraide, welches bey uns Gerſte heißet, und auch bey ihnen meiſt zur Fütterung für Zuchtvieh und Pferde angewendet, ſelten aber in Kuchen gebacken wird. Das dritte iſt vielmehr blos zum Kuchenbacken beſtimmt, und c) Kultur.

wird das kleine Getraide genannt. Nächſt dem Reis ſchätzen ſie das vierte Lebensmittel am meiſten, und zwar Daid oder Bohnen, welche von der Größe der türkiſchen Erbſen ſind, ja ſie bereiten hieraus dasjenige, was ſie Midſu nennen, und deſſen ſie ſich ſtatt der Butter, vielfältig an den Speiſen bedienen. Endlich das fünfte ſind die So oder Bohnen, welche auf dieſelbe Art, wie die Wolfsbohnen wachſen: ſie ſind weiß, und haben etwas ähnliches mit den Linſen, auch werden aus ihrem mit Zucker abgekochten Mehl, allerhand Kuchen bereitet.

Eine ſo auffallende Thätigkeit und eine ſo unermüdete Sorgfalt, an nichts Mangel zu leiden, könnte auch den größten Einfluß auf ihre Manufakturen und Handel haben, wenn nicht die oben genannten Hinderniſſe, nämlich eine zu große Abſonderung von andern Nationen, ihren Fleiß und Mühe entkräfteten. Beynahe aber iſt es mehr Mißtrauen als Abſonderung zu nennen, denn die Behandlung gegen Fremde wird uns in der Folge Beweiſe davon geben. Man irrt ſich, wenn man die Japaner für Leute hält, die wenig oder nichts mit ihren Produkten anzufangen wiſſen, vielmehr äuſſern ſie in allen Arten der Geſchicklichkeit und des Verſtandes große Talente, die nur darauf zu warten ſcheinen, daß ihre Wirkſamkeit in Freyheit geſetzt werde. Sie verfertigen ſeidene, baumwollene und andere Zeuge von vorzüglicher Schönheit und Güte, künſtliche Sachen von Elfenbein und Metallen, ſehr ſchönes Porzelan, welches beſſer gemalt und gebrannt iſt, als das ſineſiſche, ehedem auch in Deutſchland viel Verehrung fand, ja alle ihre Arbeiten werden wegen ihres guten Anſehens und ihrer dauerhaften Güte allemal mehr geſchätzt,

geſchätzt, als der Sineſer. Allein auch hiervon ſind Ausnahmen zu machen, als z. B. die Manufakturen zu Nangaſki ſind lange nicht ſo gut, als in andern Gegenden des Reiches, und demohngeachtet ſind ſie daſelbſt ſehr theuer, wie wohl von Gold- und Silberwaaren hier nicht die Rede iſt, welche hier mehr nach dem Geſchmack der Ausländer, als der Einheimiſchen verfertiget, und ſehr ſchön zubereitet werden. Hierher gehört ihre künſtliche Bereitung des Papieres. Es wird von der Schaale junger Sprößlinge, die aus dem Stamme eines Baumes, Kanſchey genannt, herausgewachſen ſind, ein Brey gekocht, und aus dieſem eine Materie zubereitet, woraus ſo gutes Papier, als das europäiſche verfertiget werden kann.

Demohngeachtet iſt ihr Handel geringe, und das aus Urſachen, weil es die dahin handelnden Nationen anfänglich ſelbſt verſehen haben, und jetzt eine unverſöhnliche Abneigung gegen alles, was Chriſten heißt, dieſen Argwohn begünſtiget, und von der Regierung ſtreng verboten wird. Um nur vorläufige Kenntniſſe der Geſchichte und des Handels nach Japan zu erhalten, führen wir folgende Thatſachen an. Die Europäer lernten Japan erſt in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts kennen, da einige Portugieſen durch Sturm auf ihrer Reiſe von Siam nach Sina, an die japaniſchen Küſten geworfen, und daſelbſt von den Einwohnern ſehr freundlich aufgenommen wurden. Ohne viele Mühe erhielten ſie die Erlaubniß, Handel nach Japan zu treiben, und brachten Jeſuiten als Glaubensprediger hin, welche ſich, wie in andern Ländern des Orients, durch ihre mathematiſche und beſonders aſtronomiſche Kenntniſſe, viel Achtung erwarben, und in ihrem Bekehrungsgeſchäfte ganz glücklich waren,

ren, wie denn im Jahr 1585 eine japaniſche Geſandtſchaft bey dem Papſt zu Rom erſchien. Dabey gieng auch die Handelſchaft ſehr gut für die Portugieſen, indem ſie lange Zeit, jährlich mehr als drey Tonnen Goldes, aus dieſem Reiche wegführten. Dieſer glückliche Zufall währte bis gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts, wo durch die Verläumdung der Bonzen, durch den Stolz des vom Papſt geſetzten japaniſchen Biſchofs, und durch die Thorheit eines ſpaniſchen Piloten, der ſich vernehmen ließ, ſein König mache in den entfernteſten Ländern durch geiſtliche Chriſten und durch Soldaten, ſo wie durch die Neubekehrten, ſich die Länder unterwürfig, ganz natürlich Haß gegen die Miſſionarien, und gegen die Chriſten Verfolgung erregt werden mußte. Indeſſen hatte doch der portugieſiſche Handel ſeinen Fortgang, bis durch die Holländer, die ſich 1609 auch in Japan einfanden, ein Brief erdichtet, oder wirklich entdeckt wurde, worin allerhand gefährliche Anſchläge auf den Staat, und wider des Kaiſers Leben zum Vorſchein kamen, welche die Chriſten in Japan, mit Hülfe der Portugieſen, ausführen würden. Es mochte nun Wahrheit oder Erdichtung zum Grunde liegen, genug daß ihm die Regierung Glauben beymaß, und 1637 Befehl ertheilte, daß die Portugieſen, deren Handelsleute ſchon in die Inſel Deſima eingeſchränkt waren, (die man zu dem Ende in den Hafen zu Nangaſaki, erſt durch Menſchenhände angelegt hatte,) gänzlich aus Japan verbannt ſeyn ſollten. Hierauf entſtand 1638 eine Empörung der Chriſten in dieſem Reiche, die aber durch Beyhülfe der Holländer bald gedämpft ward. Die Chriſten wurden ohne Verſchonen getödtet, und der Verbannungsbefehl wider die Portugieſen wurde 1639 aufs ſtrengſte vollzogen, zugleich allen Fremden,

den, nur die Holländer ausgenommen, der Handel im Reiche verboten. Es verſuchten zwar die Portugieſen im Jahr 1642 von neuem Zutritt zu erhalten; allein eben ſo vergebens, als in der Folge 1647 dieſes Anſuchen durch eine Anzahl von 74 Perſonen erneuert wurde, wovon die letzten noch das Schickſal erfuhren, daß 61 von den Weißen geköpft, und die übrigen Schwarzen zurück geſchickt wurden, jener Schickſal zu verkündigen. Zwar hatten die Holländer im Jahr 1630 beynahe daſſelbe Schickſal, wie die Portugieſen erfahren, und zwar wegen des Uebermuthes, den ein Offizier der Kompagnie, Peter Nuxtus, als Gouverneur der Inſel Formoſa, gegen zwey japaniſche Schiffe ausgeübt hatte. Allein die Sache wurde durch Nachgiebigkeit des Rathes von Indien 1634 beygelegt, und nach Verbannung der Portugieſen, blieben ſie die einzige europäiſche Nation, die in Japan erſcheinen durfte. Doch da ſie ſich wegen der auf der Inſel Firando angelegten Befeſtigung eben ſo verdächtig machten, als die Portugieſen, ſo mußten ſie dieſe Inſel räumen, und ſich, gleich den Portugieſen, in Deſima einſchließen laſſen, wie es noch bis jetzt geſchiehet, wo ſie ſich daſelbſt alles öffentlichen Gottesdienſtes enthalten, weder Sonn- und Feſttage, noch den Gebrauch des Namens Jeſu, das Zeichen des Kreuzes und dergleichen, in Gegenwart der Japaner blicken laſſen dürfen, und alles, was nur dem Chriſtenthum ähnlich ſieht, vermeiden müſſen. Man erlaubt ihnen nicht einmal, über die Brücke zu gehen, die Deſima mit Nangaſaki verbindet. Lange Zeit erlaubte man ihnen nicht, ihre Todten zu begraben, ſondern ſie wurden in die See geworfen. Alle japaniſche Aufſeher, Banjoſen genannt, und alle Beamte müſſen ſich durch einen Eyd verpflichten, daß ſie bey den Geſchäften

mit

mit den Holländern, nichts von Neigung oder Vertraulichkeit blicken laſſen wollen. Der einzige Hafen, wo fremde Schiffe einkommen dürfen, iſt Nangaſaki, und die Oberbanjoſen ſind faſt mit den Mandarinen in Sina zu vergleichen. Es wird ihnen allezeit ein Platz im Schiffsverdeck eingeräumt, und einige derſelben, (denn ſie löſen einander ab) müſſen ſtets gegenwärtig ſeyn, wenn fremde Schiffe ankommen, um genaue Obacht zu haben, was ein und ausgeladen wird. Ihrer Aufſicht entgeht nichts, ſie zählen die Mannſchaft, ſie geben denen, ſo ans Land wollen, Päſſe, und ſtatten täglich von ihren Verrichtungen auf den fremden Schiffen, Bericht an den Gouverneur von Nangaſaki ab. Sie haben die ſtrengſten Befehle der Aufſicht: allein nichts gleicht auch ihrer pünktlichen Ausführung. Man ſchneidet die Betten auf und durchſucht ſie, ſelbſt die Breter der Küſten, welche Waaren enthalten, werden ſorgfältig unterſucht, ob ſie etwan Contreband bey ſich führen möchten. Butter, eingemachte Sachen, werden mit eiſernen Inſtrumenten zerſtochen, ja ſogar Eyer werden zerbrochen, und zu geſchweigen, welche Aengſtlichkeit in der Ausſuchung der Perſonen vorgenommen wird. Die Regierung hat dem Oberaufſeher eine ſehr große Gewalt über dieſe Handelsleute eingeräumt, und die 150 Perſonen, unter deren Augen die ganze Inſel iſt, auch holländiſche Dollmetſcher heißen, ſind mit gutem Vorbedacht von der Regierung ſo zahlreich beſtimmt, damit den Holländern die Erlernung der Landesſprache unnütz gemacht, und dieſen der innere Landeszuſtand völlig unbekannt bleiben möge.

Es kommen jährlich vier holländiſche Schiffe hier an, und bringen allerley Glas, Spiegel, Häute, Hanf, Tücher und wollene Zeuge,

rohe Seide, Queckſilber, Antimonium, Zucker, Biſam, allerley Gewürze und Spezereyen, Braſilien- Kalamba- und anderes Holz, und führen Reis, verarbeitete Seide und Baumwolle, Porzelan, japaniſche Arbeit, etwas Gold und Silber, viel Kupfer und geringere Metalle, koſtbares Pelzwerk, Thee, Edelſteine, Perlen und Seemuſcheln aus. Aller Handel hingegen mit Säbeln, Schwerdtern und anderm Gewehr, iſt bey Lebensſtrafe verboten, und doch iſt der Contrebandhandel aller Strenge ohngeachtet ſehr groß. Alle Waaren werden zollfrey ein- und ausgeführet, nur der geringſte Unterſchleif und Betrug wird mit der größten Strenge beſtraft. Nächſt den Holländern, die ſie durchgängig für keine Chriſten halten, dürfen nur die Sineſer jährlich 70 Fahrzeuge nach Japan ſchicken, und müſſen ſich gleichfalls alle Behandlungen gefallen laſſen, die jenen wiederfahren; ſie bringen unverarbeitete Seide, ſeidene Zeuge, Kampfer, Arzeneyen und ſineſiſche Bücher.

Sind die Schiffe der Holländer wieder abgegangen, ſo macht ſich der Director ihres Commerzes, oder auch der Reſident der oſtindiſchen Compagnie, Reiſe fertig, um mit einem zahlreichen Gefolge an den Hof abzureiſen, und die jährlichen Geſchenke zu überreichen. Alle Fürſten des Reichs, die des Kaiſers Vaſallen ſind, müſſen dieſe Reiſe unternehmen: aber die holländiſche Geſandtſchaft wird bey Hofe nur als eine Huldigung angeſehen. Vor der Abreiſe werden ihnen die ſtrengſten Verhaltungsregeln vorgeleſen, und auf der Reiſe werden die Holländer in der härteſten Sklaverey gehalten. Ueberall umgiebt ſie ein großer Haufen Wache, ſie dürfen mit niemanden ſprechen, ohne beſon-

dere

dere Erlaubniß dazu zu haben, und ſelbſt bey Hofe werden ſie und ihre Geſchenke mit der größten Verachtung angeſehen.

Die kleine Anzahl der Holländer, die nach Abgang der Schiffe auf der Inſel Deſima zurück bleiben, erhalten des Jahres nur etliche mal die Erlaubniß, auf das benachbarte Feld zu gehen, und die Tempel um Nangaſaki zu beſuchen, jedoch auch dies darf nicht ohne denn Oberaufſeher geſchehen, für den ſie zur Dankbarkeit große Mahlzeiten in dem Tempel der Sekte Ikosju zubereiten laſſen müſſen. Sie dürfen keinen Brief aus dem Lande ſchicken, wenn er nicht erſt von dem Gouverneur in ein beſonderes Buch in Abſchrift übergeben worden iſt, ſo auch keinen ankommenden Brief öffnen, wenn es nicht in Gegenwart des Gouverneurs iſt, am wenigſten Geſchenke oder Nachrichten auſſerhalb Landes ſenden, oder von Auswärtigen annehmen. Eine ſo demüthigende Behandlung ſollte man glauben, müßte alle Holländer und Sineſen abſchrecken, jemals mehr dieſen Boden zu betreten, ſelbſt wenn der Vortheil ſehr groß wäre: und dennoch ſieht man, daß ſie dieſe Sklaverey willig ertragen, da noch, wie einige behaupten, der Gewinn äuſſerſt mäßig iſt, wenn man das abrechnet, was ihnen die große Mannſchaft im Dienſte, die Menge der Schiffe, Niederlagen und Feſtungen in Oſtindien zu unterhalten koſtet.

Die in Japan üblichen Münzen ſind goldene, ſilberne und kupferne. Die goldenen Obans und Kobans haben eine länglichrunde Geſtalt mit dem Namen des Kaiſers bezeichnet, und wegen der Feinheit des Metalls ſehr beliebt. Das Kupfergeld hat in der Mitte ein viereckigtes Loch, daß man viele Stücke zuſammen hängen kann, und ſo pflegt man

damit

damit geringe Dinge zu kaufen. Ein Oban hat zehnmal mehr Werth, als ein Koban, und beträgt ohngefähr zwölf Thaler zwölf Groſchen. Geſtalt, Gewicht und Zeichnung der Silbermünze aber iſt ſehr verſchieden, ſie faſſen ſie gemeiniglich in Rollen zuſammen, davon jede 50 Taillos wiegt, und ein Taillo beträgt gegen anderthalb Thaler, dabey haben ſie aber auch kleinere Zahlungsſtücke, deren tauſend etwa ſechszehn Groſchen betragen.

Künſte und Wiſſenſchaften können bey einer Nation, die alles entfernt, was fremdes Anſehen trägt, nicht leicht erwartet werden. Sie erſchöpfen entweder ihre eigene Erfindungskraft, oder bleiben lieber auf der Stufe, wo ſie einmal ſind, ſtehen, als daß ſie ihr eingewurzeltes Mißtrauen gegen andre Nationen, auf Koſten ihrer Landesprodukte, oder ihrer Staatsgeheimniſſe, ſchwächen ſollten. Fortſchritte ſind alſo bey ihnen kaum möglich, aber ihre Geſchicklichkeit, Fortſchritte zu thun, lieget in ihren Arbeiten am Tage. Sie haben weder große Meiſter in Künſten, noch mannigfaltige Kenntniſſe, ſie zu bilden, und dennoch beweiſen ſie in beyden die beſte Möglichkeit. Sie ſind z. B. groſſe Liebhaber der **Poeſie**, die in der Schreibart und Bildern, im Wohlklange und Erhabenen ſehr vortheilhaft ſeyn ſoll. **Ihre Sprache** hat viel Aehnlichkeit mit der ſineſiſchen, nur daß ſie auch hierinnen, um jener nicht zu gleichen, einen überflüßigen Vorrath von Wörtern und Zuſätzen angenommen haben, um ſie zu verlängern. Daher ſollen ihre **Redner** große Meiſter, und ihre dichteriſche Arbeiten, im japaniſchen Geſchmack muſterhaft ſeyn. Zu den höhern Kenntniſſen, als **Philoſophie und mathematiſchen** Wiſſenſchaften, zu **Vokal- und Inſtrumentalmuſik**, zur Arzney-

kunſt und dergleichen, haben ſie ſich nie aufſchwingen können, immer aus Urſachen, die wir ſchon angeführt haben, worin ſie allemal ihrem eigenen Gange folgen. Sie lieben Muſik, die aber unſerm europäiſchen Ohr kaum erträglich ſeyn würde; ſie rechnen fertig, und ſchreiben wie die Sineſen in Kolumnen, von oben bis unten, auſſer daß ſie ſich ganz anderer Schriftzeichen bedienen; ſie haben Univerſitäten, ſie rühmen ſich einer groſzen Geſchicklichkeit, die Beſchaffenheit, Urſache und Stuffen der Krankheit, durch den Puls und die Aſtrologie zu entdecken, allein, in den erſtern übertreffen ſie andre Nationen ſehr weit, und in der letztern bedienen ſie ſich immer mehr der gewagteſten Hülfsmittel, als ſolcher, die von ihrem Verſtande zeigten. Bey grauſamer Kolik z. E. Senki genannt, bedienen ſie ſich als ein Hülfsmittel, den Leib auf eine künſtliche Art mit goldenen oder ſilbernen feinen Nadeln zu durchſtechen, oder ſie reitzen bey andern Krankheiten, als bey Flüſſen und der Gicht, den leidenden Theil, durch angezündete Baumwolle, eine Blaſe zu ziehen, ſo wie ſie überhaupt durch anſteckenden, eckelhaften Auſſatz zum öftern gezwungen ſind, den Wohnort der übrigen zu verlaſſen, oder ſich lieber ſelbſt zu tödten, als einen lang anhaltenden Schmerz auszuhalten. In der Baukunſt ſind ſie nicht fremd, ſo wie in der Mahlerey, ſie wiſſen ihre Schriften durch den Druck zu vermehren, (wie ſie ſich denn auch die Erfindung der letztern, ſo wie des Schieſzpulvers zueignen,) allein es bleiben immer nur ſchwache Beweiſe einer natürlichen Geſchicklichkeit, und redende Zeichen ihrer Abneigung vor alles, was nicht auf ihrem Boden vollkommen werden kann. Ihrer Baukunſt würde man vielleicht zu nahe treten, wenn wir hier nicht etwas umſtändlicher ſeyn würden. Unter allen

zum

Gottesdienſt gewidmeten Gebäuden, ſind ohne Zweifel die Tempel der Buds oder ausländiſchen Götzen, die allermerkwürdigſten. Denn ſie ſind es, die es an majeſtätiſcher Höhe, an künſtlichen und prächtigen Dächern, und an andern Zierrathen, die vermögend ſind, die Bewunderung der Zuſchauer zu erwecken, allen andern zuvor thun. Nicht genug, daß ſie von den ſchönſten Cedern⸗ oder Tannenholz erbauet, und inwendig mit geſchnitzten Bildern gezieret ſind. Nicht genug, daß die Anzahl dieſer Tempel im Reiche ſehr groß iſt, (denn nur in der Stadt Miaco und der darum liegenden Gegend zählet man auf 3894) ſondern ihre Lage macht ſie zu dem angenehmſten Aufenthalt. Gemeiniglich befinden ſie ſich auf erhabenen und freyen Plätzen, in einer reitzenden Gegend, umgeben mit hellem, geſunden Waſſer, mit Gehölz und angenehmen Spaziergängen, kurz überall ſuchen ſie den Eindruck zu erhöhen, der in dieſen feyerlichen Gebäuden das Herz erheben ſoll. Doch wir wenden uns zu ihrer nähern Bekanntſchaft, die uns eine Beſchreibung von ihrem Karakter und ihren Sitten verſpricht.

So wie die Japaner in allen ihren Handlungen der Sitte ihrer Nation gemäß handeln und denken, eben ſo einſeitig iſt ihr Geiſteskarakter, und die körperlichen Vorzüge ihrer Perſon. Es iſt ſehr leicht, einen Japaner zu erkennen, und durch folgende auszeichende, wie wohl uns nicht ſehr gefallende Kenntzeichen zu unterſcheiden. Der ächte Japaner hat meiſt eine mittelmäßige Größe, und faſt allemal einen unregelmäßigen Wuchs, einen dicken Kopf, kleine Augen, ſtumpfe Naſe, ein olivenfarbenes Geſicht, dicke Augenbraunen, platte Backen, faſt gar keinen Bart, denn ſie rupfen ihn

mit kleinen Zänglein aus, und ſchiefe Beine, kurz in der ganzen Figur, wie vorzüglich in ſeinem Geſichte, liegt keine Spur eines denckenden oder groſſen Geiſtes. Dieſer körperlichen, wenig verſprechenden Figur ungeachtet, hält man ſie mit gutem Grunde, in Abſicht ihres Karakters, und ihrer Geiſtesfähigkeiten, für ganz andre Perſonen. Sie ſind geſchickt, durch Hülfe ihres leichten und guten Verſtandes, alle Morgenländer an Gelehrigkeit und Scharfſinn zu übertreffen. Ihre Einfälle ſind öfters ſehr witzig, ihr Leben eine ſtete Thätigkeit und Beſchäftigung, ihre Arbeit wird ihnen nie läſtig, ſie ſind geduldig, höflich, dienſtfertig, freygebig, unempfindlich für Glück und Unglück, ſehr reinlich, lieben dabey im Umgange eine pünktliche Beobachtung von Wohlanſtändigkeit. Man kann nicht ſagen, daß ſie im Handel betrügeriſch oder untreu wären, vielmehr verabſcheuen ſie den Betrug, (ausgenommen gegen die Holländer, gegen die ſie ſich alles erlauben,) ſie geizen weder nach großen Reichthum, noch richten ſie ſich durch Trunkenheit oder Schwelgerey zu Grunde. Sie ſind mit einem Worte, von ihrer guten Seite betrachtet, ein gutes unſchädliches Volk, das von Niemanden gehaßt, noch beneidet zu werden verdienet. Allein man findet auch manche Fehler an ihnen, die manche gute Eigenſchaft verdunkeln. Ein übertriebener Nationalſtolz iſt wohl die Grundlage ihres Karakters, der, durch das Mißtrauen gegen Fremde, deſtomehr genährt wird. Viele von ihnen haben ſich nicht ſelten, durch Grauſamkeit, Liebloſigkeit, Rachgier, Unkeuſchheit und ausſchweifende Wolluſt, verdächtig und unglücklich gemacht; allein wir ſind weit entfernt, ein völliges richtiges Urtheil über ihre Tugenden, und ihre Laſter zu fällen, einzelne Fälle ſind lange nicht der richtige Maaßſtab für alle, und

um

um ſie genau zu beurtheilen, müßten erſt jene Hinderniſſe weggeräumt ſeyn, die es Ausländern immer unmöglich machen werden, ſich nicht zu irren. Was man von ihnen weiß, ſind allgemeine Züge, und wir begnügen uns, ſie ſo zu ſchildern, als uns glaubwürdige Beobachter verſichern.

Ihre Kleidung, Speiſen, Häuſer, Heurathen, Begräbniſſe, und ſelbſt ihre Religion, von dem allen wir noch etwas ſagen müſſen, werden uns ein für allemal beweiſen, daß ſie faſt immer für dasjenige den meiſten Sinn haben, was wir als Europäer verabſcheuen. So ſind z. B. ſchwarze Zähne eine Schönheit, wie überhaupt die ſchwarze Farbe ein Zeichen der Freude, und die weiße Farbe, Traurigkeit anzeiget. Wir haben ſchon geſagt, daß die Geſichtsfarbe der Japaner meiſtentheils gelblich, obſchon einige wenige, zumal unter den Frauen, ganz weiß ſind, ſo auch ihre übrige Geſichtsbildung iſt mehr ſineſiſch oder gleich den Tartarn. Sie haben ſchwarzes Haar, es herrſcht aber ein ewiges Einerley, ſich aufzuſetzen, in Japan, daß vom Kaiſer bis zum Bauer, ein und derſelbe Haarputz zu ſehen, und unveränderlich iſt. Der männliche iſt ſehr ſonderbar; von der Stirne an, bis ſehr weit hinten, ſind ihre Köpfe in der Mitte ganz glatt geſchoren, die noch übrigen Haare aber, um die Schläfe herum und im Nacken, auf dem Kopfe wieder in einem Fingerlangen Buſch hinauf, und zuſammen gebunden, ſelbſt mit den Kindern wird dieſes unternommen. Dieſe Bürſte von Haaren wird alsdann mit einem weißen Faden umwickelt, und etwas rückwärts gebunden. Die Weiber hingegen behalten alle ihre Haare, flechten und rollen ſie auf dem Kopfe über eine Rolle zuſammen, waſchen ſie täglich, beſchmieren ſie mit Eyern, befeſtigen ſie mit

ſehr verzierten Nadeln, und ziehen die Haare alsdann, auf beyden Seiten aus dieſer kleinen Rolle heraus, ſo, daß ſie die Geſtalt von zwey Flügeln bekommen; hinter dieſem Kopfputz wird hernach ein Kamm eingeſteckt. Die Männer, ausgenommen alte und ſchwächliche Leute, gehen, ſelbſt bey dem ungeſtümſten Wetter, mit bloßem Kopfe, und ſehr wenige bedienen ſich eines Schirmes. Nur die Prieſter und Aerzte machen von der allgemeinen Mode eine Ausnahme, denn ihre Köpfe ſind alle ganz kahl geſchoren, wodurch ſie vor allen übrigen Landesleuten ganz beſonders ausgezeichnet ſind.

Ihre **Kleidertracht** iſt noch immer dieſelbe, wie ſie von undenklichen Zeiten her Mode geweſen iſt, jedoch nach den unterſchiedlichen Inſeln, Provinzen, Alter und Stande, Armuth oder Reichthum, ſehr unterſchieeden. Sie lieben in derſelben, als eine Haupttugend, die Reinlichkeit und den Anſtand, und bedienen ſich dazu, wenn ſie können, der baumwollenen oder ſeidenen Zeuge. Nach Beſchaffenheit der Jahreszeit tragen ſie einen oder mehrere Unterröcke, nebſt einem langen Oberkleide, das bis auf die Knöchel herabgeht, worüber ſie in den Häuſern noch ein anderes, ſehr weites anlegen. Weil ihre Kleider lang, weit und geräumig ſind, ſo tragen ſie auch weiter keine Hemden und Beinkleider, ſondern ſchlagen ihre Kleider gegen die rechte Hand um, und binden ſie mit einem breiten Gürtel feſt. Nur Leute von Anſehen tragen Beinkleider, oder wenn ſie reiſen. Das weibliche Geſchlecht unterſcheidet ſich in ihrer Tracht mehr durch die Länge, als durch andere Geſtalt, ſie tragen lange Schleppen, im Sommer ſehr leicht, im Winter aber mit Federn und Baumwolle ausgefüttert, und beſonders reizt das weibliche Ge-

ſchlecht durch das Prächtige in ihrem Anzuge. Daher findet man bey ihnen vielfältige reiche Stoffe, von Gold und Silber ſchwer. Dieſe Kleidung wird gemeiniglich an der Bruſt offen getragen, und die Ermel derſelben ſind ſehr weit und lang, daß ſie zum Theil wieder zurück feſt genäht werden, und eine Art von Taſche machen, in welche ſie ihre Hände ſehr bequem verbergen können. Den vornehmen Stand der Frauenzimmer beurtheilet man nach der Menge der Unterkleider, welche oft über hundert ſteigen ſollen, und wie ſchon geſagt, ſehr leicht und zart ſind. Ihren Kopf deckt eine ſchwarze Kappe, ohne die ſie ſich ſelten ſehen laſſen, und um ihre Reitze zu erhöhen, tragen ſie eine Menge Federn, Perlen, Blumen, ſchwarz gefärbte Zähne und Nägeln an ſich. Männer und Weiber tragen überall einen Fächer, gleich den Sineſen, und gehen, ſonderlich die gemeinen Leute, im Sommer mit bloßen Füßen, oder an manchen Orten in Strümpfen, von Seide oder Baumwolle, die wie kurze Stiefeln geſtaltet ſind, und unten, entweder Pantoffeln ohne Abſätze, oder Socken von Stroh, welche durch einen Bogen, der über den Fuß herüber gehet, getragen werden, an welchem, ein zwiſchen der großen und zwoten Fußzeh durchgezogener Riemen gebunden wird. Leute vom Stande zeichnen ſich durch ein kurzes, leichtes Jäckchen aus, welches über die andern Kleider getragen wird. Alle haben an den Gürteln einen Beutel, der mit Bernſtein oder Korallen ausgezieret iſt, oder auch eine Büchſe mit Arzeney und wohlriechenden Kräutern; den Säbel, den Fächer und eine Tabackspfeiſe. Edelleute und Soldaten vom erſten Range tragen zwey Schwerdter, von unterſchiedlicher Länge an der linken Seite, davon das oberſte immer das längſte iſt. Andre haben nur ein

Schwerdt, nebſt einem Meſſer, welches ſie bey dem Geſäß an der Scheide befeſtigen. Von allen dieſen Kleidungen iſt zwiſchen dem gemeinen Mann und dem Kaiſer, wenig oder gar kein Unterſchied, und doch geſchieht es zuweilen, daß der Kaiſer durch öffentliche Befehle an gewiſſe Leute verbietet, ſeidene Zeuge zu tragen, weil er vielleicht vorher ſieht, ſeine Nation werde nur ſo lange der Ausländer entbehren können, als es jenen nicht gelingen wird, ſie durch die Herrſchaft der Mode unter ihre Gewalt zu bringen.

Dieſelbe Zufriedenheit in ihren einfachen Speiſen, in dem ſehr mäßigen Genuß des Fleiſches, der Fiſche und das Flügelwildprets, erhält ſie in einer ſteten Herrſchaft über ihre Begierden nach ausländiſchen Gerichten. Reis, Hülſenfrüchte, Obſt und Kräuter, Wildpret, ſind ihre Hauptleckereyen, bey denen weder fremde Namen, noch fremdes Gemiſche ſtatt haben. Sie trincken hauptſächlich Thee, doch aber auch ein ſtarkes Getränke aus Weizen, Reis, Obſt, Birken und Palmſaft, deren ſich aber nur die Männer bey Feſten und Gaſtereyen bedienen. Dabey beobachten ſie die Sitte aller Morgenländer, mit kreuzweis über einander geſchlagenen Beinen zu Tiſche zu ſitzen, ſich der Eßſpieße zu bedienen, den Becher beym Trinken nie an die Lippen zu ſetzen, und dergleichen mehr. Ueberhaupt gehen ſie in Abſicht ihres ſittlichen Betragens, wenig von den übrigen Morgenländern ab, auſſer daß ihnen, in Rückſicht uns Europäern, alles das eckelhaft und unſchicklich iſt, was wir in Speiſen und Betragen ſchön finden.

Ihre Häuſer ſind einfältig, niedrig und nur von Holz gebaut, welches der öftern Erdbeben halber, ſehr nothwendig iſt. Die meiſten davon ſtehen

hen auf graden Säulen, die Wände mit Bambusrohr ausgefacht, mit Kalk übertüncht, und ſowohl in, als auswendig ſehr reinlich. Sie ſind ferner meiſt zwey Geſchoß hoch, wovon das obere ſehr niedrig und ſelten bewohnt iſt, übrigens mit ſehr breiten, ſchweren, aber niedlichen Hohlziegeln bedeckt ſind. Der Fußboden iſt gedielt, zwey Fuß hoch von der Erde erhaben, und auf dieſen legt man doppelte, drey bis vier Zoll dicke, mit Stroh ausgeſtopfte Matratzen. Eigentlich beſteht das ganze Haus aus einem großen und weitläuftigen Zimmer, welches aber nach Gefallen, vermittelſt hölzernen Rahmen, auf welche gemahltes Papier ausgeſpannt iſt, und welche man in die beſonders dazu gemachten Fugen auf dem Fußboden und der Decke einſchiebt, in verſchiedene kleine Zimmer eingetheilt werden kann. Statt unſerer Glasfenſter bedienen ſie ſich hölzerner, ins Gevierte abgetheilter Rahmen, welche mit ſehr feinem weißen Papier beſpannt, und ſo ziemlich durchſichtig ſind. Es iſt ſogar ein eigenes Reichsgeſetz vorhanden, daß alle Tapeten von einerley Höhe und Breite ſeyn müſſen, und ſelbſt die Palläſte des geiſtlichen und weltlichen Kaiſers, wie der vornehmſten Reichsfürſten, ſind ihre innere Auszierung abgerechnet, weder ſchön noch prächtig. An innerer Ausſchmückung aber laſſen ſie es in keinem Stücke fehlen, denn ob man zwar weder Stühle noch Tiſche, Schränke, Betten, oder Bänke, ſondern blos ſehr reinliche Matratzen findet; ſo ſind doch dafür ihre Thüren, die Auftritte, die Fenſter, vollkommen ſchön gemahlt und gefirnißt. Die Decken ſind mit Gold und Silberpapier auf das künſtlichſte ausgelegt und lackiret, eben ſo ihre bewegliche Wände, kurz man findet keinen Winkel des Hauſes, wo nicht vollkommene Ordnung mit einer reitzenden Reinlichkeit anzutref-

ſen ſey. Selbſt das Holz, zum Bau ihrer Häuſer, iſt meiſtens Fichten- oder Cedernholz. Ganz anders ſind die Schlöſſer der japaniſchen Edelleute gebaut, ſie ſind entweder an großen Flüſſen, oder auf einer Anhöhe errichtet, die einen großen Raum einnehmen, und aus verſchiedenen Fortereſſen oder Mauern beſtehen, wo immer eine die andre decket. Jede von dieſen Einfaſſungen hat einen tiefen Graben vor ſich, und nur das Innerſte iſt eigentlich der Hauptwohnort, der durch einen großen weißen, viereckigten Thurm unterſchieden wird. Ihres harten Winters ohngeachtet, wodurch ſie in die Nothwendigkeit verſetzt werden, ihre Häuſer vom November bis März zu heitzen, trift man bey ihnen weder Ofen noch Kamine an; ſtatt derſelben aber haben ſie große kupferne Töpfe mit Füßen, welche inwendig mit Leimen beſtrichen ſind. Man füllt ſie zu einer gewiſſen Höhe mit Aſche, und zündet Kohlen darauf an, deren Dampf, mittelſt einer gewiſſen Zubereitung, gar nicht ſchädlich zu ſeyn ſcheint. Ihrer Reinlichkeit zu folge, trift man in allen Häuſern Bäder an, deren ſich die ganze Familie täglich bedienet, und ſie ſcheinen auch hierin lieber etwas mehr an Bequemlichkeit entbehren zu wollen, als an Erhaltung ihrer Geſundheit Schaden zu leiden.

Alle ihre Sitten und Gebräuche beweiſen eine Vorliebe zu ihrer Nation, und ſo ſteif oder läſtig ſie uns Ausländern vorkommen mögen, ſo wenig mögen ſie dieſelben gegen unſre vertauſchen. Man trift z. B. ſelten einen Mann an, der nicht ſein eigenes Unterſcheidungszeichen auf dem Ermel, und auf dem Rücken ſeiner Kleider aufgedruckt haben ſollte, und zwar in der Farbe, die mit der Farbe ſeines Kleides einige Verwandtſchaft hat. Es werden

werden deshalb in den Manufakturen beſondere weiße Flecke in den Zeugen und Stoffen gelaſſen, um dieſe beſondere Zeichen hinein zu mahlen. Ingleichen zeichnen ſie ſich durch Gehorſam gegen ihre Eltern, und durch Ehrfurcht ihrer Obern, ganz beſonders aus. Es iſt zum Lachen, mit welchem Reſpect die Niedern im Volk den Höhern begegnen, denn beym Begegnen auf der Straße ſtehen ſie ſtill, bis der Vornehmere vorüber iſt; kommen ſie aber in einem Hauſe zuſammen, ſo bleibt er in einiger Entſernung, mit einer Verbeugung des Kopfes bis auf die Erde, ſtehen; und da jedes eine ausnehmende Höflichkeit beobachtet, ſo wird auch ihre Jugend ſogleich durch ihre Beyſpiele dazu gereitzet. Eben ſo ſind ihre Namen von den Namen aller andern Nationen unterſchieden. Man gedenkt des Namens der Familie nie als bey Unterſchriften, und der beſondere Name, den man in den Geſellſchaften führet, wird nach dem beſondern Alter und Umſtänden abgeändert, ſo, daß man fünf bis ſechs Namen in ſeinem Leben haben kann. Auch rechnen ſie ihr Alter nach ganzen Jahren, ohne darauf zu ſehen, ob ſie am erſten oder letzten Tage des Jahres geboren ſind, und man pflegt dahero von einem Kinde, wenn es auch nur einige Tage vor dem Neuen Jahre geboren iſt, im nächſten Neujahr, daß es jährig ſey, zu ſagen.

Ihrer Liebe zur Pracht haben wir ſchon einigermaßen gedacht, aber dieſe ihre Leidenſchaft bedarf noch einer etwas umſtändlichern Beſchreibung. Bey ſo wenig Gelegenheit ihrer Liebe zur Pracht und Verſchwendung Stoff zu geben, haben ſie es doch zu einer Höhe gebracht, die ſie kaum mehr ſteigern können. Nicht nur in der koſtbaren Ausſchmückung ihrer Wohnungen ſind ſie verſchwenderiſch,

riſch, nicht nur daß ihre Säle mit einer Menge Porcelan, Schwerdter, Kanonen und anderer Rüſtungen ausgeſchmückt ſind, ſie ſind es auch in ihrem Gefolge und Equipagen, prächtigen Wagen und Sänften, ja es ſind wenige vornehme Herren, die nicht ein Gefolge von funfzig bis ſechszig reichgekleideter und bewaffneter Diener zu Fuße und Pferde haben. Ein noch viel größeres Aufſehen machen die Prinzen oder die Großen des Reiches, wenn ſie ſich nach Hofe begeben, und es iſt nichts Seltenes, in einem ſolchen Zuge auf zweytauſend Perſonen zu ſehen.

Alle Arten von Luſtbarkeit krönet ihre Freuden und Zuſammenkünfte. Muſik, freylich ſehr unvollkommen, Tanz, auch ſehr mittelmäßig, Maskeraden und Komödien, freylich nicht nach europäiſchem Zuſchnitt, ſind Nationalvergnügungen, zu denen man beynahe noch, unter den Männern, die Liebe zum Taback hinzuſetzen kann. Sie lernten es von den Portugieſen, und jetzt raucht hier alles, Männer, Weiber und Kinder, mit dem Unterſchied von uns, daß ſie den Rauch durch die Naſenlöcher blaſen. Eine Taſſe Thee und eine Pfeiffe Taback ſind die erſten Höflichkeitsbezeigungen gegen Fremde. Ihre Tabackspfeifen haben Mundſtücke und Köpfe von Erz oder weißem Kupfer, allein die Hohlung derſelben iſt ſo enge, daß kaum eine Erbſe hineingehet. Sie pflegen daher den Taback fein wie Haar, in der Länge eines Fingers zu ſchneiden, in kleine Kugeln, wie Pillen zuſammen zu rollen, und allemal einzeln zu rauchen.

Doch ſie haben noch andre Sitten und Gebräuche, derer wir gedenken müſſen, und zwar ihre Arten, ſich zu verheurathen, und ihre Begräbniſſe.

niſſe. Bey der erſtern folgen ſie freylich einer ſehr unnatürlichen Gewohnheit, indem die Einwilligung ihrer Kinder, ſelten mit in den Vertrag ihrer Eltern kömmt, und öfters verſprechen Eltern ihre Kinder ſchon in der Wiege, wie ſie denn überhaupt ſehr jung heurathen. Beyde Verlobte bekommen einander vor der Verbindung nie zu ſehen, und ihre Heurathen ſchließen einige Bonzen, unter einem Zelte vor dem Fußgeſtell eines ihrer Götzen. Während dieſer Ceremonie der Trauung, hält Braut und Bräutigam eine brennende Lampe oder Fackel in der Hand, und wenn die Trauungsformel abgeleſen iſt, dann wünſcht die anweſende Geſellſchaft Glück, wobey die Braut gleichſam das erſte Opfer an ihren Bräutigam bringt, indem ſie alle ihre Spielſachen, oder vielmehr einige Kinderſpiele ins Feuer wirft, wofür ſie der Bräutigam beſchenkt. Erſt nach einem ſieben bis achttägigen Schmauſen, kömmt die junge Frau in ihr Zimmer, welches aber mehr ihr Gefängniß heißen könnte, denn nur des Jahres einmal darf ſie daſſelbe verlaſſen, und bey der Begräbnißfeyer ihrer Familie zugegen ſeyn. Dabey iſt es auch den Männern erlaubt, neben der rechten, mehrere Frauen zu unterhalten, und ob die erſte zwar den größten Vorzug hat, ſo darf er ſie doch auch von ſich weiſen, und was noch grauſamer iſt, darf er ſie tödten, wenn ſie ihm zur Eiferſucht Stoff giebt. Dafür darf auch nur die rechtmäßige Frau öffentlich mit ihm ſpeiſen, die andern hingegen müſſen indeſſen aufwarten, auch erben die rechtmäßigen Kinder das väterliche Vermögen, und die andern erhalten nur geringere Theile. Dieſe unnatürliche Gewalt iſt, wie bekannt, bey den Morgenländern herrſchend, und ihre fehlerhaften Begriffe ruhen theils in ihrer Religion, theils in ihren Staatsgeſetzen. Dieſen zu

folge

folge behandeln ſie auch ihre Verſtorbenen mit einer ſeltenen Verehrung.

Die Reichen glauben ihren Todten mehr Ehre zu erweiſen, wenn ſie ſie auf Scheiterhauſen von wohlriechendem Holz, Gummi, Spezereyen und Oel, verbrennen. Hier beweiſen ſich die Bonzen am geſchäftigſten, ſowohl durch blumichte Reden, Geſänge und Ceremonien, als auch am Schluſſe derſelben, bey dem üblichen, großen Gaſtmale. Ihren Begriffen nach können alle die Sachen den Verſtorbenen auch in jener Welt noch nützen, die er hier benutzte, und deshalb werden ſeine Kleider, Waffen, Lebensmittel, Geld u. ſ. w. zugleich mit ihm verbrannt. Ja es geht ſo weit, und die geringe Liebe znm Leben iſt ſo ſichtbar, daß bey dem Tode eines ſehr Großen oder eines Prinzen, ſich freywillig zehn bis zwanzig Jünglinge ſeines Hauſes entleiben, und den folgenden Tag ihre ſämmtlichen Gebeine und Aſche, in eine Urne geſammlet, und in die prächtigen Gebäude ihrer Vorfahren beygeſetzt werden. Der gemeine Mann, oder denen es an der Beſtreitung der Koſten mangelt, begräbt ſeine Verſtorbenen, umpflanzt ihren Hügel mit Bäumen und wohlriechenden Gewächſen, und muß aber auch, nebſt einer guten Mahlzeit an ſeine Anverwandte, den Bonzen etwas bezahlen, damit dieſe die böſen Geiſter vertreiben, die etwa dem Grabe der Verſtorbenen zu nahe kommen könnten. Um das Andenken der Verſtorbenen jährlich zu erneuern, oder um richtiger zu ſagen, um neuen Vortheil aus dem Aberglauben zu ziehen, müſſen jährlich feyerliche Beſuche angeſtellt, und von den Bonzen, Trauergeſänge, Reden, Verſe und mancherley Geberden und Ceremonien vorgenommen werden, die, nach Verhältniß der Bezahluug, prächtig oder ſimpel

pel ausfallen. Dieſe und andre ähnliche National-ſitten und Gebräuche haben, wie ſchon geſagt, einen ſtarken Bewegungsgrund in den unwandelbaren Geſetzen ihrer Religion, und ſo, wie wir uns der Beſchreibung von ihr mit mehrern nähern, werden wir auch noch oft Gelegenheit haben, auf andere Gebräuche zu kommen, die dieſe Wahrheit beſtätigen.

Ehe wir uns auf die dreyfachen Religionen in Japan näher einlaſſen, wollen wir nur einen Blick auf ihren ehemaligen Zuſtand richten. Die Freyheit des Gewiſſens, in ſo fern ſie weder dem bürgerlichen Regiment, noch auch dem Frieden und der Ruhe des Staats entgegen iſt, hat in Japan, wie in den meiſten Gegenden von ganz Aſien, einen ſichern Schutzort gefunden. Hieraus läßt ſich es auch erklären, wie die auswärtigen Religionen einen ſo leichten Eingang gefunden, und ſich oft zum Nachtheil der alten einheimiſchen Religion ausgebreitet haben. Wiewohl von alten Zeiten her die heidniſche Religion die herrſchende in Japan geweſen iſt, ſo fieng ſich jedoch um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, die chriſtliche Religion an auszubreiten, und zwar, der bekannte und berühmte Jeſuit, Franz Xaver, wurde 1549 von dem Pabſt nach Japan geſchickt, in der Abſicht, die Heiden zu bekehren. Dieſer Anſchlag entſprach im Anfang ſeiner Abſicht vollkommen, zumal da die Miſſionarien, ihren Lehren durch einen exemplariſchen Wandel, deſto mehr Eingang verſchafften; allein Xaver erlebte die Früchte ſeiner Bemühung nicht, ſondern ſtarb 1552 auf der Inſel Formoſa. Indeſſen war der glückliche Fortgang eines ſo gut gewählten Anfanges bald nach ſeinem Tode ſichtbar. Viele tauſend ließen ſich taufen, und

d) Religion.

wurden Chriſten, ſelbſt Könige giengen hierin ihren Unterthanen zum Beyſpiel vor, und es kam bald ſo weit, daß man eine Geſandtſchaft an den Pabſt zu Rom ſchickte, woraus die gute Vorbedeutung gezogen wurde, ganz Japan würde bald dem chriſtlichen Stuhle unterworfen werden, da bereits mehr als eine Million Einwohner Chriſten hießen. Allein dieſe ſchmeichelhafte Hoffnung nahm gar bald einen traurigen Ausgang. War es Wahrheit oder Erdichtung, (das bleibt unerwieſen,) kurz, man gab den neuen Chriſten ſowohl, als den Miſſionairen Schuld, ſie hätten eine heimliche Verſchwörung wider des Kaiſers Leben im Sinne. Dieſe Beſchuldigung veranlaßte die ſchärfſte Verordnung wider die Chriſten. Es ergieng dahero im J. 1592 eine kaiſerliche Verordnung, daß alle, die ſich Chriſten nennten, durch ſein ganzes Reich, auf das ſorgfältigſte unterſucht, und vertilgt werden ſollten. Martern, die ohne Beyſpiel und ohne Menſchlichkeit waren, wurden angewendet, dieſer neuen Religion allen Muth zu benehmen, und ſelbſt die Martern bewegten ſehr viele, wieder Heiden zu werden, brachten es auch dahin, daß in der Zeit der vierzigjährigen Verfolgung es niemand mehr wagen mochte, und bis jetzt niemand gewagt hat, den Namen eines Chriſten auszuſprechen, und ſelbſt die Holländer, als die einzige chriſtliche Nation, darf in dem Umgange mit ihnen, ſchlechterdings nicht bekennen, das ſie Chriſten ſind, da Japan bis jetzt noch keinen Unterſchied unter einem Chriſten und unter einem Holländer zu machen verſtehet.

Die drey Hauptreligionen, ſo gegenwärtig in Japan angetroffen werden, ſind 1) die Religion Sinto, oder die alte Religion, 2) Budſo, oder die Verehrung der auswärtigen Götzen, die

aus Siam, Sina und von andern Ländern her, nach Japan gebracht worden ſind, und 3) Sinto oder die Lehre ihrer Weltweiſen. Jede von dieſen drey Sekten hat ihren beſondern Aberglauben, ihre Gebräuche und Meinungen, die wir hier nicht bis in ihre kleinſten Theile auflöſen können. Wegen ihres hohen Alterthums, und wegen ihrer langen Dauer, iſt die Religion Sintos die erſte, und das drückt auch das Wort Sinto aus. Sin und Kami ſind eigentlich die Namen derer Götzen, die der Gegenſtand dieſer Verehrung geweſen ſind; hier den höchſten Grad des Glückes zu erreichen, iſt die Grundlehre ihres Glaubens, und ob ſie ſchon einige dunkle Begriffe von einem künftigen Leben haben, ſo ſind ſie doch nicht im geringſten darum beſorgt, ſondern beſchäftigen ſich nur damit, daß ſie ihre Götter, welche die Angelegenheiten dieſer Welt regieren, anbeten. Dabey haben ſie eine ungeheure Menge unſterbliche Geiſter, da jeder tapfere Held, oder jeder kluge Rathgeber, in die Zahl dieſer Kamis, wie ſie dieſelben nennen, aufgenommen wird. Ja ihre geiſtlichen Kaiſer werden als Bilder ihrer Landesgötter angeſehen, und haben dahero, nach ihrer Meinung, allemal im zehnten Monat des Jahres, einen Beſuch von allen Kamis um ſich, ob ſie gleich nicht geſehen werden könnten, weswegen in dieſen Monaten kein Feſt gefeyert, und in keinem Tempel geopfert wird, da ihre Götter jetzt nicht in ihren Wohnungen, ſondern am Hofe bey dem Dairi befindlich ſind.

In keinem Lande iſt eine ſo erſtaunliche Menge von prächtigen Tempeln, in denen ſich oft einige tauſend vergoldete Götzenbilder befinden, und in den Städten, Flecken und auf dem platten Lande wieder nicht ſo viel Klöſter anzutreffen, als hier.

Die Anhänger der Religion Sintos nennen ihre Tempel oder Kirchen Mia: alle dieſe Mia, wie überhaupt alle Klöſter und Ordenshäuſer dieſer und anderer Sekten, ſind in den fruchtbarſten und angenehmſten Gegenden des Landes angelegt, gemeiniglich in großen Städten, oder doch nahe bey denſelben. Alleen, angenehme Gehölze, abhängige und grün bewachſene Hügel, oft viele ſolche Mias wechſeln in dieſen Gegenden mit einander auf das angenehmſte ab, und nur die ſteinerne Tafel über der Tempelpforte zeigt an, welchem Götzen dieſer Tempel gehöret. In einer gewiſſen Entfernung von dieſen Mias ſtehen ſteinerne, mit Waſſer angefüllte Becken, worin ſich diejenigen, ſo ihre Andacht haben wollen, zuvor waſchen müſſen, und den Tempel gegen über iſt ein hölzerner Kaſten, worein die Allmoſen gelegt werden. Von auſſen haben dieſe Gebäude weder Geſtalt noch Schönheit, ſie ſind von Holz, ſehr niedrig und mit Sichndeln gedeckt, in vielen iſt gar kein Götze, wo aber einer iſt, da ſteht derſelbe an den erhabenſten Orte des Tempels, in einem verſchloſſenen Gehäuſe, vor welchem die Anbeter niederfallen, und worin ſeine Kleider, Waffen u. ſ. w. befindlich ſind. Dieſe Tempel ſind auſſerdem ſtets verſchloſſen, und auch der Götze wird nur alle hundert Jahr, am großen Feſte des Königes, gezeiget.

Obſchon dieſe drey Religionen friedlich untereinander leben, ſo behauptet doch die Religion der Sintos allezeit den Vorzug, und die übrigen müſſen ſtets mit Ehrerbietigkeit von den beyden großen Gottheiten ſprechen, und ſich in keine Streitigkeiten einlaſſen. Sie haben mannigfaltige Feſte, und zwar nach der Menge der Sekten und Gottheiten, die mit großer Pracht gefeyert, und alle Jahre an

den

den Gedächtnißtagen ihrer Götter erneuert werden. Proceſſionen, Geſänge und Muſik, erſcheinen an ſolchen Tagen mit alle der Würde und Ehrfurcht, die ſie ihren Beherrſchern ſchuldig zu ſeyn glauben, wovon eine lange Lobrede auf die Götter, von einem der Bonzen gehalten, und herrliche Mahlzeiten den Reſt des Tages ausmachen.

Der Haupttheil ihrer Andachtsübungen beſtehet in Wallfahrten, vorzüglich nach Jxo oder Jsje zu dem Tempel des Tenſiodaidſin, den ſie für ihren Stammvater halten; die andern geſchehen nach den drey und dreyßig Tempeln von Quamnon, die im Reiche hin und her liegen; endlich die dritte zu den Tempeln des Sin, Kami und Fotague, die ſowohl wegen ihrer großen Wunderwerke, als auch wegen der Vortheile berühmt ſind, welche die Pilgrimme und Wallbrüder von ihnen erhalten. Die letztere geſchieht von den Budſoiſten und Sintoiſten ohne Unterſchied, doch ſo, daß jeder Pilger ſich dabey zu den Tempeln wendet, die den Göttern ſeiner Sekte beſonders eigen ſind. Unter allen japaniſchen Gottheiten iſt keine größer als Tenſio Dai Sin, weswegen auch ſein Tempel, der Tempel des großen Gottes genennt wird. Der gemeine Mann nennt ihn Jsje Mia, nach einer der Provinz dieſes Namens, darin er ſtehet. Weil er ihr ehrwürdigſtes und heiligſtes Haus iſt, ſo wollen wir auch hier eine Ausnahme machen, und das Innere wie das Aeuſſere dieſes Gebäudes etwas umſtändlicher beſchreiben.

Dieſer Tempel ſteht in einer Ebene, aber man würde ihn vielleicht für, wer weiß, was anders, als für das halten, was er ſeyn ſoll, wenn man ihn blos von außen beurtheilen ſollte. Seine ganze Bauart iſt elend, das Haus von Holz, niedrig,

mit Stroh überlegt, und demohngeachtet giebt man ſich alle mögliche Mühe, es in dieſem armſeligen Zuſtande zu erhalten, damit es auch zugleich ein Denkmal von der Armuth ihrer Vorfahren, und des Stifters dieſes Tempels ſey. In der Mitte deſſelben ſieht man inwendig nichts, als einem großen metallenen Spiegel, der nach ihrer Gewohnheit polirt iſt, und übrigens, viel beſchnittenes weißes Papier; daß erſte ſtellt nach ihrer Auslegung vor, das Bild der durchſchauenden Augen des großen Gottes, und als einen Abdruck der vollkommenſten Erkenntnis, die Gott von der Reinigkeit ſeiner Anbeter hat; daß zweyte ſtellt die Reinigkeit des Orts vor. Noch umgeben dieſen Haupttempel verſchiedene kleine Kapellen, die zur Ehre ihrer geringern Götter erbauet worden ſind, die aber oft kaum ſo groß ſind, daß ein erwachſener Menſch, aufrecht darin ſtehen kann.

Ein jeder Sinto iſt verbunden, dieſe heilige Reiſe wenigſtens einmal in ſeinem Leben ſelbſt, oder durch einen andern zu thun. Auſſer der Pflicht, die ſie dazu antreibt, gehören Ablaß der Sünden, die Verſicherung eines glücklichen Zuſtandes in der künftigen Welt, Geſundheit, Reichthum, Würden, Kinder und andre unzählige Wohlthaten mehr. Ob ſchon dieſe Wallfahrten das ganze Jahr hindurch geſchehen, ſo iſt der Zuſammenlauf dieſer Pilgrimme doch am ſtärkſten in den Monaten März, April und May, und es iſt zum Erſtaunen, welche Heerden von Menſchen auf der Straße anzutreffen ſind. Der Ausgang ihrer Reiſe und die Buße iſt ſo gering, daß es nicht die Mühe lohnet, dieſe große Reiſe angeſtellt zu haben, noch der vielen Vorbereitungen, ehe ſie dieſe Reiſe antreten dürfen. Nach der Ankunft in Isje begiebt man ſich

zu

zu dem Camuſi, den man kennet, und hat man ihn mit der tiefſten Ehrerbietigkeit begrüßt, ſo führt er die Fremden zum Tempel, und ſagt ihnen die Namen der Götter, denen ſie zu Ehren errichtet worden ſind. Nach dieſem gehen ſie mit ihm in ſchüchterner Ehrfurcht, zum großen Tempel des Tenſio, wo ſie alle zur Erde niederfallen. In dieſer Stellung ſagen ſie dem Gott ihre Bitten, und das iſt das Ende ihrer Wallfahrt; auſſer daß ſie noch einen Ablaßbrief von den Camuſi erhalten, welcher in einer länglicht viereckigten Büchſe beſtehet, die von zarten Schachtelholz verfertiget, und voll kleiner hölzernen Stückgen iſt.

Dafür zeichnet ſich die Religion Budſo deſtomehr durch Strenge und Grauſamkeit aus. Man ſiehet, wie ſich viele aus andächtigem Wahn nackend ausziehen, und auf hundert Krüge halbgefrornes Waſſer über den Leib gießen laſſen. Andere machen ſich anheiſchig, ihre Götter tauſendmal des Tages anzurufen, indem ſie jedesmal die Erde mit der Stirne berühren. Einige unternehmen lange Wallfahrten über harte Wege, über ſpitzige Kieſeln und über Dornenhecken, wo ſie bey jedem Tritte blutende Spuren zurück laſſen. Gewiſſe Bonzen verſammlen ſich alle Jahre in der Stadt Nava, acht Meilen von Meako, und eine große Menge Andächtige begiebt ſich an eben dieſen Ort, um in ihrer Geſellſchaft, und unter ihrer Anführung einen Weg von ohngefähr achtzig Meilen zu unternehmen. Ihre Reiſe geſchieht äuſſerſt langſam, und durch ſo rauhe Wege, daß ſie faſt nie mehr als eine Meile des Tages zurück legen, dabey mit bloſſen Füßen, jeder ſeinen Vorrath von gedörrtem Reis auf dem Rücken, wovon ihnen Abends und Morgens eine Hand voll zu eſſen erlaubt wird. Acht

Tage lang geht der Weg in der unbewohnteſten Wüſte, ohne irgendwo eine Spur der Erfriſchung anzutreffen, und geſetzt der Vorrath verdirbt, oder geht ab, oder die Pilgrimme werden krank, ſo bleibt ihnen nichts übrig, als auf dieſem heiligen Wege zu verſchmachten. Nach dieſen acht Tagen kömmt man an ſteile, unwegſame Gebirge, wo die Bonzen die Wege führen, und an beſtimmten Orten einander ablöſen. Dieſe Führer bedienen ſich, (dem Rufe ihrer Heiligkeit zufolge) einer grauſamen Herrſchaft über die elenden Nachfolger. Sie legen ihnen die härteſten Geſetze auf, ein ſtetes Stillſchweigen, ein ſtrenges Faſten, und eine Menge anderer Bußübungen. Wenn jemand dieſen Geſetzen nur im geringſten Ungehorſam entgegen ſetzen wollte, ſo vollziehen dieſe Barbaren im Augenblick ihre Todesſtrafen, und das geringſte Mitleiden eines Vaters, Sohnes oder Gatten, hat im Augenblick daſſelbe zu erwarten. Auf dem halben Wege kömmt man in eine Ebene, wo die Pilgrimme mit kreuzweiß über einander gelegten Händen und Füßen, und mit dem Kopf auf den Knien niederſitzen müſſen. In dieſer Stellung erhält man ſie einen Tag und eine Nacht, ohne ihnen zu erlauben, ſich im geringſten zu bewegen, wenn nicht die heftigſten Schläge folgen ſollen. Die traurige Zeit iſt eigentlich beſtimmt, die Gewiſſen zu unterſuchen, und ſich zu dem großen Geſtändniß vorzubereiten, daß am Ende der Wallfahrt ihrer wartet. Nach etlichen Tagen gelangt man an eine Reihe Berge, aus deren Mitte ſich ein ſteiler, einzelner Felſen erhebt, deſſen Gipfel ſich in den Wolken verlieret. Dieſer fürchterliche Gipfel iſt das Ende ihrer Buße, und leider, oft auch das Ende ihres Lebens. Hier läßt man ſie die letzte Prüfung ausſtehen, die härter und grauſamer als die vorigen iſt. Die Goguis oder

Prie-

Prieſter laſſen vermittelſt einer Maſchine, eine lange eiſerne Stange über den Felſen hinausragen, an deren Ende eine große Wage hängt; man ſetzt jedem Pilgrimme, einen nach dem andern, in die eine Schaale dieſer Wage, und legt in die andre ein Gegengewicht. Hierauf dreht man dieſe Wage hinaus über den fürchterlichen Abgrund, und in dieſem ſchrecklichen Zuſtande muß der Bußefrtige in aller Anweſenden Gegenwart, mit lauter Stimme das Verhalten ſeines Lebens bekennen. Merkt man, daß er in dieſem Geſtändniß freymüthig ſpricht, ſo wird er zurück gezogen, drückt er ſich aber zweydeutig aus, oder ſeine Cameraden behaupten, daß er etwas verſchweigt, ſo wird das Gewichte aus der Schale genommen, und der Elende zerſchmettert in dem fürchterlichen Abgrunde.

Eine andre Art Bonzen, Jammabos genannt, ſind Bergbewohner, und eine Art Eremiten, die ſich das Gelübde der ſtrengſten Lebensart erwählt haben, und das leichtgläubige Volk mit vorgeblichen Zauberkünſten, Heilung der Krankheiten und dergleichen zu bereden ſuchen, die Reichen wohnen in ihren Häuſern, die Aermern gehen betteln.

Die Gewalt ihrer geiſtlichen Regenten bedarf alſo keiner nähern Beſchreibung, da ſie nur zu ſichtbar aus dem Obigen hervorleuchtet. Die vollkommenſte Gewalt hat der Oberſte aller Prieſter in Japan, der Dairi, ein Mann, deſſen Heiligkeit niemand zu faſſen vermag. Selbſt der Erdboden würde ihn, wenn er ihn berührte, entheiligen, daher man ihn allezeit auf den Schultern trägt. Sein Haupt darf die Sonne niemals beſcheinen, er darf nie unter den freyen Himmel kommen, es dürfen ihm weder Haare, noch Nägel, noch Bart abge-

ſchnitten werden, und ſelbſt ſeine nöthigſte Reinigung muß gleichſam verſtohlen, und im Schlafe geſchehen. Alles was dieſer Dairi hat und thut, wird für heilig gehalten; alles was er iſſet, wird in neuen irrdenen Töpfen zubereitet, und in neuen Schüſſeln auf die Tafel getragen, auch ſogleich wieder zerbrochen, weil ſich niemand ihrer ohne Gefahr bedienen könnte. Er hat eigentlich zwölf Gemahlinnen, und dazu eine Menge Nebenweiber, wovon eine jede ihr eigenes Schloß bewohnet, derjenigen aber giebt er den Titel Kaiſerin, die den Erbprinzen zur Welt bringt. Dieſe Schlöſſer ſind in des Dairi Burg und ſtehen in zwey Reihen, ſechs und ſechs bey einander. In dieſer ſeiner Wohnung befinden ſich 365 Abgötter, von denen alle Nächte abwechſelnd ein anderer vor das Bette des Dairi geſetzt wird, um für das Wohlbefinden des Prieſters Sorge zu tragen; wiederfährt ihm demohngeachtet ein Unfall, ſo wird der Götze heftig geprügelt, und hundert Tage aus dem Schloße verwieſen. Ehedem ließ ſich dieſer Prälat des Morgens vier Stunden lang mit der Krone auf dem Haupte, in einer unbeweglichen Stellung, ſitzend ſehen, jetzt liegt nur die Krone auf dem Thron, und wenn er ja geſehen wird, ſo iſt ſeine Tracht ein ſchwarzer Rock mit einem rothen Kragen, und über den Rock einen weiten gefalteten Ueberzug.

e) Regierung. Seitdem der weltliche Arm den geiſtlichen Kaiſer ſeinem glänzenden Vorrechte Schranken geſetzt hat, ſeitdem iſt zwar die ſklaviſche Verehrung des letztern geblieben, aber ſeine jetzigen Rechte ſind nur nach Schatten ehemaliger Größe. Als er z. B. in den vorigen Zeiten alleiniger Oberherr war, ſo ſchlug er ſein Hoflager auf, wo er wollte, und beehrte bald dieſe, bald jene Stadt mit ſeiner Gegen-

wart. Heut zu Tage aber iſt ihm die Stadt Miako zu ſeiner beſtändigen Reſidenz angewieſen, und er hat mit ſeinem Hofſtaat inſonderheit den nordöſtlichen Theil dieſer großen Handelsſtadt inne. Zwar hält der weltliche Kaiſer ſtets eine Anzahl Soldaten am Hofe des Dairi, unter dem Vorwand, die Heiligkeit ſeiner Perſon zu ſichern, eigentlicher aber um ihn hinderlich zu ſeyn, um die Krone wieder zu bekommen, die ihm von dem weltlichen Kaiſer geraubt worden iſt. Das Jahr 1558 nach Chriſti Geburt, war eigentlich das Ende dieſer geiſtlichen Herrſchaft, und ſeit dieſer Zeit hat es ihm nie wieder gelingen können, ſich in ſeine erſten Rechte zu ſetzen. Demohngeachtet hat er noch einen groſſen Hofſtaat, und wenn der Thron eines Mikaddo, (denn dieſen Tittel führt er,) erlediget iſt, ſo erhebt der geiſtliche Hof denjenigen an ſeine Stelle, welcher der vermeinte Erbe iſt, ohne auf Geſchlecht und Alter Rückſicht zu nehmen, weshalb bald unmündige Prinzen, unverheurathete Prinzeſſinnen, ja ſogar die Witwe in der Regierung gefolgt ſind. Kommen viele Kronerben zuſammen, ſo, daß man wegen der eigentlichen Nachfolge unentſchloſſen iſt, ſo ſucht man ſich, ſo gut man kann, in der Güte zu vergleichen, und jeder regiert eine gewiſſe Anzahl von Jahren. Oft geht man ſo geheimnißvoll damit um, daß auſſer dem Hofe, kaum jemand erfährt, ob der Thron erledigt ſey oder nicht, wenn nicht Streitigkeiten unter den Erben die Sache erhellen.

Alle Hofbediente dieſes Prälaten ſtammen von den ſchon genannten Tenſiodaidſin ab, und behaupten, kraft dieſer Abkunſt, eine vorzügliche Achtung und Würde. Ihre Zahl iſt tauſend, die theils am Hofe, theils in einträglichen Abteyen oder

Prioraten im Reiche verſorgt ſind. Unter dieſer Klaſſe befinden ſich auch faſt allein die Gelehrten oder Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften, denn nicht allein die Hofcavaliers, ſondern auch viele Perſonen weiblichen Geſchlechtes haben ſich durch Gedichte, Hiſtorie, durch Muſik und dergleichen hervorgethan, übrigens ſind Reiten, Ringelrennen, Tanzen, Fechten u. ſ. w. Lieblingsvergnügungen der jungen Hofleute. Der weltliche Kaiſer ſpart nichts, was das Anſehen und das Wohlbefinden des Dairi befördern kann. Er hat ihm unter andern gewiſſe Einkünfte von der Stadt Miako und denen dazu gehörigen Departementt angewieſen; weil ſie demohngeachtet aber immer noch nicht hinreichend ſind, ſeinen Aufwand zu beſtreiten, ſo wird das übrige dazu aus dem kaiſerlichen Schatz genommen; ja er bezeiget ihn ſogar alle fünf Jahre ſeine Ergebenheit, zwar nicht durch ſeine eigene Perſon, ſondern durch Geſandte, und durch dieſelben in prächtigen Geſchenken: kurz er weiß ſich durch dieſe kluge Nachgiebigkeit in ſeinen Deſpotiſmus deſto mehr zu befeſtigen, und ſeinem Staaten Ruhe zu erhalten, indem er die Ruhe dieſes geiſtlichen Oberhauptes begünſtiget.

Die Regierungsform in Japan iſt dahero monarchiſch und deſpotiſch; denn obſchon funſzig bis ſechszig kleine Königreiche im Lande ſind, ſo bleiben deren Regenten doch alle dem Kaiſer dergeſtalt unterwürfig, daß er nicht nur Gewalt über ihre Würden, ſondern auch Gewalt über ihr Leben hat, ſo wie dem Kaiſer die Gewalt über Leben und Tod von allen ſeinen Unterthanen zuſtehet. Daß dieſe Kaiſer ehedem auch Oberprieſter zugleich waren, iſt ſchon geſagt, hier ſehen wir, wie die meiſten dieſer Prieſter, ihr Leben in Unthätigkeit ver-

ſchwelg-

ſchwelgten, und dafür die Gewalt in die Hände des erſten Miniſters, Kuba genannt, legten; welche Gewalt einer dieſer Kuba, Namens Side-Joſi, oder Taychoſamme, ſo gut zu benutzen wußte, daß er dem Dairi alle bürgerliche Gewalt raubte, und ihm nichts ließ, als die Anbetung ſeiner ſklaviſchen Verehrer. Auf dieſe Weiſe iſt der Dairi Pabſt, und der Kubo wirklicher Monarch von Japan. Das Wappen des Reichs führt ſechs ſilberne Sterne, mit fünf Strahlſpitzen im gelben Felde, ſo im Zirkel von gleicher Weite ſtehen, und in der Mitte befinden ſich allezeit die Namen der vier Gevollmächtigten des Reiches.

Alle Geſetze und Juſtizverwaltung beruhet dahero blos auf dem Willen des Kaiſers, denn dieſer iſt ihr Geſetz, geſchriebene haben ſie wenig. Alle Obere in ihren Diſtrikten haben das Recht, Verhöre, Urtheile, Leben und Tod zu beſtimmen und zu entſcheiden, ſo auch die Oberhäupter jeder Familie. Ihre Geſetze ſind mit Blute geſchrieben, und es iſt nicht leicht ein Verbrechen, das nicht am Leben geſtraft würde, und deren Leben man ja ſchonet, dieſe werden gemeiniglich auf wüſte Inſeln verwieſen. Grauſam ſind ihre Strafen bey ſchweren Verbrechen, oder beym Verbrechen gegen die Perſon des Kaiſers. Enthaupten, Aufknüpfen, Verbrennen, in Oel ſieden, mit Pferden zerreißen, zerhauen u. ſ. w. ſind die üblichſten, und müſſen alle Verwandten, Aeltern, Geſchwiſter und Kinder, ja wohl gar eine ganze Nachbarſchaft, ein Quartier, wo ſich der Verbrecher befindet, hingerichtet werden. Nur den Großen des Reiches iſt als ein Vorzug zugeſtanden, in Verbrechen die Strafe an ſich ſelbſt vollziehen zu dürfen, welche darin beſteht, ſie mögen ſich in Gegenwart des Kaiſers den Leib mit ei-

nem

nem Meſſer aufſchneiden, und ſo glauben ſie, einen viel rühmlichern Tod zu finden. Iſt es Furcht für dieſe harten Strafen, oder iſt es die friedliche Geſinnung dieſer Bewohner, genug es ſind demohngeachtet der Strafenvollziehungen lange nicht ſoviel, als in andern Ländern, deren Einwohner es doch ſehr übelnehmen würden, wenn man ihre Sitten für ſchlechter, als die Sitten und Denkart dieſer unaufgeklärten Völker halten würde.

Vorzüglich verdient die kluge und zweckmäßige **Polizeyeinrichtung** der Japaner allen Beyfall; jede Gaſſe einer Stadt hat ihren Ottona, der alle Unordnungen verhüten, eine genaue Obacht auf die Einwohner halten, kleine Streitigkeiten ſchlichten, und von allem, was in ſeinem Diſtrikt vorgeht, Rechenſchaft geben muß. Die Einwohner der Gaſſen ſind wieder in Rotten, jede zu fünfhundert Bürger, eingetheilet, die ihre beſondere Oberherren haben, und zur Nachtzeit werden die Thore der Gaſſen verſchloſſen, wo indeſſen zwey Wachen auf und nieder gehen.

Dieſer ihr mehr gefürchtete als geliebte weltliche Monarch hat alſo bey ſeiner uneingeſchränkten Macht, auch eine ſeinem Glanz und Aufwand angemeſſene Einnahme. Man giebt ſie zwar über alle Glaubwürdigkeit groß an, und man ſagt, daß zu ſeinem eigenen Aufwande, zur Beſoldung der Gouverneurs und anderer Bedienten, jährlich zwey hundert und drey und achtzig Millionen Gulden, erfordert würden; allein es fehlt zu ſehr an der genauen Ueberſicht ſeiner Einnahme und Ausgabe. Groß genug wäre ſie demohngeachtet noch nicht, wenn man die unermeßlichen Reichthümer dazu rechnet, die ſeinem ohnedem großen Schatz an Edelſteinen, Perlen, Gold und Silber, koſtbaren Ge-

räthen u. ſ. w. zugehöret, welches, nebſt ſeinem Pallaſt, allemal das Erbtheil ſeines älteſten Sohnes wird. Wenn dieſer älteſte Prinz das funfzehnte Jahr erreicht hat, ſo muß er vom Hofe weg, und zu Saranga wird ihm ein beſonderer Hofſtaat gehalten, bis er nach dem Tode ſeines Vaters zur Regierung gelangt. Man ſchäzt alle Einkünfte nach Mans nnd Kokfs Reis. Ein Mans iſt 1000 Kokfs, und ein Kokfs 3000 Zentner, und die Summe aller Einkünfte ſoll ſich auf 2328 Mans und 6200 Kokfs Reis erſtrecken.

Dieſe großen Summen dienen aber auch, ſeine Leibwache von 6000 Mann zu unterhalten, die ihm überall zu folgen verbunden iſt, und auſſer der eine Armee aus 100000 Mann Infanterie, und 20000 Mann zu Pferde, die ſowohl bey körperlichen Vorzügen, als auch bey einer geſchickten Diſciplin, gute Soldaten abgeben. Ihre Waffen ſind Flinten, Bogen und Pfeile, Säbel und Dolche, die Reuterey hat eine völlige Rüſtung, das Fußvolk aber nur einen Helm zur Vertheidigung. Im Nothfall muß jeder zinßbare Fürſt eine beſtimmte Anzahl Soldaten hergeben, und ſo hat man Armeen von 400000 Mann im Felde geſtellt geſehen. Ehedem hatte Japan auch Kriegsſchiffe, allein ſeit der Staatsveränderung von 1585 (da es zu einer Staatsmaxime geworden iſt, die Nation von der übrigen Welt ſo viel als möglich abgeſondert zu erhalten,) ſind ſie abgekommen, und man hat nur Küſtenbewahrer und kleine Fracht- und Transportſchiffe beybehalten. Uebrigens werden wir von der ſklaviſchen Verehrung und dem blendenden Glanz dieſes morgenländiſchen Kaiſers in ſeiner Hauptſtadt noch manches ſehen, was uns die Wahrheit beſtätiget, daß es ihm nur darum zu thun iſt, daß ihn

ſeine Unterthanen fürchten, wenn ſie ihn auch nicht lieben können.

Ehe wir uns zu der genauen Beſchreibung der uns bekannten Provinzen, ihrer Oerter und Merkwürdigkeiten wenden, wollen wir nur mit wenig Worten der Art und Weiſe zu Reiſen gedenken. Daß hier die Straßen ſelten leer ſind, haben wir ſchon bey ihrer Liebe zum Wallfahrten geſehen, aber dies läßt auch errathen, daß für die nöthige Bequemlichkeit geſorgt ſeyn wird, wo nicht unwegſame Gebirge oder Wüſten, Ausnahmen davon machen. Man trift daher in allen großen Dörfern und Flecken, eine Poſt, wo man um einen feſtgeſetzten Preis, eine nöthige Anzahl Pferde, Träger, Knechte, und überhaupt alles zur Reiſe Nöthige haben kann; ſo wie man auch allenthalben Gaſthöfe, Wirthshäuſer und Theeſchenken antrift. Eigentlich ſind in dieſem Reiche ſieben Hauptſtraßen, aber dieſe ſind auch gewiß zuweilen ſo voll von Menſchen, als kaum die Straßen einer europäiſchen Hauptſtadt ſeyn können. Nächſt den reiſenden Pilgrimmen begegnet man auch den vornehmen Fürſten des Reichs in ihrem Gefolge, die alljährlich einmal an den Hof reiſen, und deren große Anzahl Menſchen und Pferde, ihre Tracht in ſchwarzer Seide, und eine ehrwürdige Stille und Ordnung, einen vortrefflichen Anblick gewähret.

Man macht hier zu Lande die Reiſen gemeiniglich zu Pferde, behängt den Kopf deſſelben mit einem dünnen, aber dichten Netze, um die Augen vor den Mücken zu bewahren, auch bindet man ihnen an einige Ort Glöckgen. Die übrige nothwendige Reiſeequipage beſtehet in einer Papierlaterne, Waſſereimer, und Säcken für Knechte und Pferde, letztere ſind aus geflochtenem Stroh gemacht, und wer-

werden den Pferden mit Stichen an die Hufe, ſtatt der Eiſen gebunden. Ferner einen Mantel, aus ſtarker Pappe, geölt und gefirnißt, dabey ſo weit, daß er Pferd und Reuter bedecket, einen großen Hut, aus Bambusrinde oder Stroh für die Sonne, dabey ſteigt der Reuter nicht, wie der Europäer, auf der linken Seite des Pferdes ab, ſondern vor der Bruſt des Pferdes, und wenn alſo der Japaner auf die obig beſchriebene Weiſe auf dem Pferde ſitzt, ſo giebt ſeine unförmliche Verhüllung, ſein kreuzweißes, über einander gelegtes Beinſitzen, einen ſeltenen und lächerlichen Anblick.

Es iſt aber auch zu mehrerer Bequemlichkeit der Reiſenden, von einer Provinz zur andern, eine große Straße geführt worden, die wieder ihre Nebenſtraßen hat, und nach den Namen, wohin ſie führen, benennt werden. Sie ſind breit und ſicher, nach Meilen abgezählt und bezeichnet, ja in den meiſten Gegenden findet man, daß die Straßen zwiſchen Städten und Dörfern auf beyden Seiten mit Fichtenbäumen in gerader Linie beſetzt ſind, die einen angenehmen Schatten unterhalten. Zwar gehen auch die Hauptſtraßen an vielen Orten über und zwiſchen die höchſten Berge, und die meiſten Flüſſe, die man in denſelben antrift, ſtürzen mit einer ungeſtümen Gewalt herab, und leiden weder Stäge noch Brücken, daher man vielen davon durchwaden muß, wo es der Boden erlaubet.

Auf ſolche Weiße werden die fünf Provinzen dieſes großen Reiches von Landeseinwohnern beſucht, allein jedem Ausländer iſt der Weg hierzu verſchloſſen, wenigſtens nicht unter dem Namen eines Chriſten, daher unſre geographiſchen Kenntniſſe von Japan immer noch ſehr mangelhaft geblieben ſind, und unſre Leſer folgende Ueberſicht, in

in Ermangelung gültigerer Nachrichten annehmen müſſen.

Provinzen. Drey große und vier und zwanzig kleine Inſeln machen, nebſt einer unbeſtimmten Anzahl noch kleinerer Inſeln, das ganze Kaiſerthum Japan aus, und unter dieſen dreyen hat Niphon, als die Größte der Inſeln den Vorzug. Man rechnet auf dieſen drey großen Inſeln ohngefähr 13,000 meiſt ſehr volkreiche, offene Städte, deren Straßen in gerader Linie fortlaufen, und einander im rechten Winkel durchkreuzen. Dieſe Gaſſen ſind nicht gepflaſtert, doch haben ſie meiſt einen bequemen Weg für die Fußgänger. Sie enthalten nicht über ſechszig, und ſelten weniger als dreyßig Häuſer, die ſämmtlich ein hölzernes Thor verſchließt. In jeder Gaſſe iſt zur Rettung bey Feuersgefahr ein beſonderer feſter Ort, und auch ein eigener verſchloſſener Brunnen. Als die erſte Stadt im Reiche, und als die Reſidenzſtadt des weltlichen Beherrſchers, behauptet Jeddo den Vorzug, und nach ihr kommen die vier andern großen Reichs- und Handelsſtädte, die zu den Krongütern und Domainenſtücken des Kaiſers gehören. Sie liegt eigentlich in der Provinz Muſaſi, in einer großen Ebene, am fiſchreichen Meerbuſen, der zwar nicht ſehr tief iſt, weswegen auch die Schiffe bey der geringſten Ueberladung Gefahr laufen, auf dem thonigten Boden zu bleiben; daher ſie eine Meile weiter im Hafen ausgeladen werden. Von der Seite des Meeres hat ſie vollkommene Geſtalt eines halben Mondes, und iſt, nach der Behauptung der Japaner, ſieben Meilen lang, fünf Meilen breit, und zwanzig Meilen im Umfange; dabey aber wie die andern Städte, ohne Mauern, nur mit Graben und Kanälen durchzogen, die zu beyden Seiten hohe Bollwerke haben.

Die Inſel Niphon.

Jeddo.

haben. Ein groſser Fluſs, Jankon genannt, durchſtrömt die Stadt, und nimmt ſeinen Ausfluſs in den Hafen, und die Hauptbrücke, die ſowohl wegen ihrer Gröſse als Bauart die vornehmſte iſt, führt den Namen Niponbas, von welcher, als von einem allgemeinen Mittelpunkt, alle Entfernungen im ganzen Reiche abgemeſſen und gerechnet werden. Wenn man die Menge der Fremden, Geiſtlichen und der Bürger zuſammen nimmt, ſo iſt es gewiſs nicht zuviel, wenn man die Zahl der Einwohner auf mehr als eine Million ſetzt, da hier die gröſsten Reichsfürſten und Miniſter, den Aufwand des Hofes und die Pracht der Stadt vermehren helfen. In Vergleichung mit andern kleinern Städten, findet man in Jeddo, die eigentliche innere, regelmäſsige Schönheit nicht, wenigſtens iſt Meako beſſer gebaut. Groſs und weitläuftig iſt ſie genug, aber dafür giebt es auch genug groſse und weitläuftige Gegenden, die weder nach der Schnur angelegt, noch mit nur leidlichen Wohnungen beſetzt ſind. Wenige ausgenommen, ſind die Häuſer zu Jeddo ohnedem klein und niedrig, ſie beſtehen aus Tannenholz, und ſind mit Thon leicht überlegt, inwendig machen dünne Schirme die Unterſchiede, die Wände ſind mit Tapeten behangen, die Dächer mit Schindeln gedeckt; mithin iſt dieſe Wohnung ſo leicht der Zerſtörung unterworfen, daſs es gar nichts Seltenes und Befremdendes iſt, wenn die gröſsten Verwüſtungen entſtehen, wie ein ſolches Beyſpiel 1658 dieſer Stadt wiederfuhr, daſs innerhalb zweymal vier und zwanzig Stunden über 100000 Häuſer abbrannten, und mehr als 100000 Menſchen, theils verbrannten, theils auf andre Weiſe unglücklich wurden. Dieſem Unglück vorzubeugen, dienen die Bollwerke der Stadt mehr, als zur Vertheidigung.

In den schönſten Gegenden der Stadt befinden ſich die Kirchen und Klöſter, in denen eine ungeheure Anzahl Mönche wohnen. Zwar giebt es auch eine große Menge Häuſer, die den Namen Palläſte nicht ganz unwerth führen, wie man in der Reſidenz eines ſolchen unumſchränkten Monarchens, und bey einem der blendendſten Gefolge, leicht erachten kann. Die Unterſcheidungszeichen von den bürgerlichen Häuſern ſind unter andern, große Vorhöfe und prächtige Pforten, dazu man durch ſchön lackirte Stufen in die Höhe ſteigt, doch haben ſie keine Thürme, wie die Schlöſſer der Fürſten und Großen des Reichs, darauf ſie in ihren Erbſtaaten wohnen. Das Schloß, darinnen der Kaiſer reſidirt, könnte beynahe beſſer eine kleine Stadt, als eine Wohnung genannt werden. Es liegt in etwas runder Figur, faſt in der Mitte der Stadt, und beſtehet aus zwey Vorſchlöſſern, und dem eigentlichen Raum, worinnen der Kaiſer wohnet. Zur Seite ſind zwey andre Schlöſſer, die wohl befeſtiget ſind, und hinter dem Pallaſte die großen und ſchönen Gärten. Das erſte oder äuſſere Schloß nimmt einen großen Platz ein, und umgiebt das andere, zugleich aber auch einen Theil des eigentlichen kaiſerlichen Pallaſtes, welcher eine ſtarke Beſatzung hat, und enthält eine unzählbare Menge Straßen, Kanäle, Graben und Brücken. Hier wohnen die Reichsfürſten mit ihren Familien, in prächtigen Zimmern. Das zweyte Schloß nimmt nicht ſoviel Raum ein, iſt aber auch durch Gräben und Brücken von dem dritten geſchieden, und iſt gleichfalls die Wohnung der Kronbedienten. Das dritte auf einem Hügel gelegene Schloß, iſt eigentlich die Wohnung des Monarchen, mit einer dicken Mauer von Quaderſteinen umgeben, und auf europäiſche Art mit Baſtionen bedeckt. Ein künſtlicher Thurm, künſtliche

Dächer,

Dächer, eine Menge von auſſen angebrachte, vergoldete Drachen und dergleichen geben, nebſt der Feſtigkeit dieſes Gebäudes, ein gefallendes und ſehenswerthes Anſehen. Die Gemahlinn des Kaiſers hat ihren beſondern vortrefflichen Pallaſt, und eben ſo die Nebenweiber in dreyßig verſchiedenen Schlöſſern. Wenn der Monarch Audienz giebt, ſo geſchieht es in dem großen, auf goldenen Säulen ruhenden Audienzſaal, und zwar auf folgende Weiſe. Wenn man durch die Menge von Straſſen und Thore hindurch iſt, und bis an das dritte Schloß kömmt, zu welchem eine Brücke führet, ſo wartet man auf die Erlaubniß des Eintrittes, welches geſchiehet, wenn alle Staatsräthe beyſammen ſind. Wenn nun die Majeſtät herein getreten iſt, wird auch der Fremde eingelaſſen, und ſobald die Staatsräthe ſeinen Namen laut genannt haben, kriecht er auf Händen und Füßen zu dem Kaiſer hin, und bückt ſich ſo tief, daß er mit der Stirne den Fußboden berühret, alsdann kriecht er in derſelben Stellung, ohne ein Wort zu ſagen, langſam zurück, und die Audienz iſt zu Ende. Kurz alles verkündiget ſowohl in der kaiſerlichen Wohnung, als auch in der Stadt ſelbſt, daß hier ein Despot ſeinen Thron habe. Im weitern Bezirk verwalten zwey Gouverneurs wechſelsweiſe das Kommando der Stadt, und nach dieſen haben die vornehmſten Subalternen in denen ihnen angewieſenen Quartieren zu befehlen, denen die Ottona in den Straßen untergeordnet ſind. Uebrigens fehlt es hier weder an Künſtlern, noch an Kauf- und Handwerksleuten, vielmehr ernähren und vermehren ſie ſich in ihrem Schoos. Vergnügungen, Geſellſchaften und dergleichen, ſind eben ſo gut in Jeddo anzutreffen, als in jeder andern großen Stadt in Europa, und wenn auch nicht immer in einerley Geſchmack, ſo

tragen doch leider beider ihre Laſter und Thorheiten, einerley Namen.

Meako. Nach ihr folgt Meako, etwa zwanzig Meilen von der Stadt Oſacka, gegen Norden, und iſt, wie ſchon geſagt, die beſtändige Reſidenz des geiſtlichen Kaiſers oder des Dairi. Bey der Stadt befindet ſich ein großer und ſicherer Hafen, und die Stadt ſelbſt befaßt einen Umfang von etwa drey Stunden in der Länge, und zwey Stunden in der Breite, mit etwan 90000 Häuſern. Da ſie faſt in der Mitte des Landes liegt, ſo iſt ſie ihres großen Handels wegen immer eine der erſten Städte, und auch ehedem die Reſidenz geweſen: das Letzte hat ſie zwar verloren, aber dafür nichts von ihrem großen und ausgebreiteten Handel, und beſonders in der Zeit, wenn der Kaiſer den Dairi aus Cerimoniel beſucht, oder beſuchen läßt, ſcheint die Stadt zu klein für ſoviel Menſchen zu ſeyn. Auſſer der prächtigen Wohnung des Dairi, ob ſie zwar nur von Holz errichtet iſt, und auſſer dem großen Zeughaus in der Stadt, iſt nichts Merkwürdiges als die vortreffliche Bibliothek, welche die Bonzen und japaniſchen Pfaffen haben. Sie beſtehet in Ermangelung gedruckter Bücher, dergleichen nicht anzutreffen ſind, aus vielen indianiſchen Manuſkripten, die nach hunderttauſenden gezählt werden.

Oſacka. Oſacka hatte bisweilen auch die Ehre, daß ſich der Kaiſer in ihr aufhielt: ſie liegt beynahe hundert Meilen von Jeddo gegen Weſten, in keiner sehr angenehmen Lage, zwiſchen Felſen und Hügeln; obgleich eine Feſtung neben ihr angebracht iſt, ſo iſt ſie doch gleich den übrigen eine offene Stadt, und hat bey den innerlichen Kriegen und bey der Aufnahme von Jeddo, ſowohl ihren ehemaligen Reiz, als der ehemalige, ſo prächtige und berühmte

Tempel, wo man den Teufel anbetete, von ſeinem Werthe verloren. Die kaiſerliche Wohnung gab der jetzigen in Jeddo, weder an äuſſerer noch an innerer Schönheit etwas nach und noch ſieht man, wiewohl entſtellte Ueberreſte ehemaliger Größe.

Surunga, eine weitläuftige, etwa zwanzig Meilen gegen Weſten von Jeddo gelegene Handelsſtadt, die nebſt einem guten Hafen, alle Vorzüge einer japaniſchen Handelsſtadt hat. Hierzu kommt noch, daß der kaiſerliche Erbprinz hier ſeine Hofſtadt hält. Die Bürger zu Surunga zeichnen ſich auch durch ihre Tracht in etwas aus, wiewohl dieſe Abweichung nur in der Form ihrer Haare, und in der Pracht ihres Anzuges beſtehet. Surunga.

Die letzte erhebliche Stadt auf der großen Inſel Niphon iſt Sakai, ſie iſt groß, liegt an der See, nicht weit von Oſacka, und hat einen zur Handlung ſehr bequemen Hafen. Sakai.

Nächſt der Inſel Niphon iſt Ximo unter den übrigen japaniſchen Inſeln die größte, wiewohl nicht die angenehmſte, und Nagaſaki der Haupt- und dritte große Ort im Reiche. Dieſe Stadt hat nebſt ihrer großen Handlung, eine angenehme Lage, das Land ſelbſt aber iſt zwiſchen ungeheuern Felſen und hohen Bergen verſchloſſen, woraus der Stadt mannigfaltiger Abbruch geſchieht, und die Bevölkerung nicht ſehr groß iſt. Die Einwohner ſind meiſt vom niedrigſten Stande, und nur die bequeme, ſichere Lage ihres Hafens, macht ſie zum Sammelplatz aller fremden Schiffe. Die Stadt ſelbſt liegt alſo am Ufer des Meeres in einem ebenen Thal, und iſt dreyviertel Meilen lang, auch beynahe ſo breit. Die Hauptſtraße, ſo auch zugleich die breiteſte iſt, führt längſt dieſem Thal zu dem entgegen ſtehenden Ber- II. Die Inſel Ximo. Nagaſaki.

Berge, und alle die Berge um die Stadt ſind mehr ſteil als hoch, dabey aber nicht kahl und unfruchtbar, welches viel zur Verſchönerung der Stadt beyträgt. Auf den Hügeln hinter der Stadt ſind Tempel errichtet, mit Gärten und Terraſſen umgeben; weiter hin zeigen ſich eine große Anzahl Grabmäler, und endlich verliert ſich das Auge in fruchtbaren, angebauten Feldern. Durch dieſe offene Stadt gehen drey Flüſſe, die zur Bewäſſerung der Reisfelder ſehr nothwendig, oft aber ſo waſſerleer ſind, daß der Mangel ſo gefährlich wird, als zur Regenzeit ihr Anſchwellen gefährlich iſt, und manche Wohnung mit ſich fortreißet. Zu der Zeit, als die Portugieſen ſichern Fuß hatten, war ſie eine der blühendſten Städte, allein ſie iſt ſeit dieſer Vertreibung nie wieder in ihren vorigen Zuſtand gekommen. Auſſerhalb der Stadt wohnen die wenigen Holländer, und die Sineſen, nebſt andern benachbarten Völkern, von ihrer Religion, wohnen hinter der Stadt auf einer Anhöhe. Ihre Wohnungen ſind mit einer beſondern Mauer eingeſchloßen, ſie werden auf das ſorgfältigſte bewacht, und wir haben ſchon geſagt, ſie müſſen ſich alle mögliche Erniedrigung und Einſchränkung gefallen laſſen.

Um die Stadt und innerhalb derſelben zählt man zwey und ſechszig Tempel, fünfe, die den alten Landesgötzen erbaut ſind, ſieben Tempel der Bergprieſter und funfzig für die auswärtigen, über das Meer gebrachten Götter. Allein dieſe Tempel ſind nicht blos ihren Religionsübungen gewidmet, ſondern ſie ſind auch ihre Vergnügungsplätze, weswegen um jeden eine Menge ſchöner Alleen, Gärten und Zimmer angelegt ſind, ja ſogar auch japaniſche Schauſpiele darin aufgeführt werden. Wir können nicht entſcheiden, wie gegründet das Urtheil iſt,

welches

welches über die ausſchweifende Lebensart, und hier mehr als an andern Orten gemeinen laſterhaften Handlungen, allgemein bekannt iſt, wenigſtens verdienen ſie dieſe Vorwürfe nicht ganz ohne Grund, weil Nangaſaki nebſt Miako und noch einer andern Provinz, einzig und allein das Recht hat, die Wolluſttempel überall aufzurichten, und daß ihrer Legion ſind, die in der erſten Jugendblüthe, angeführt durch ihre grauſamen Eltern, als Prieſterinnen der Wolluſt dienen. Bey einem gewiſſen Vorzug von guter Geſichtsbildung, und bey der großen Anzahl von Fremden treiben ſie ihre Verführung ganz ſichtbar, ſie haben ihren beſondern, in der Stadt angewieſenen Ort, und wem es ja an Gelegenheit fehlen ſollte, wird gar bald willfährige Hände zu dieſer Dienſtleiſtung finden. Glücklicherweiſe rechnet es ſelbſt die Nation nicht den Mädchen zur ganzen Schuld an, ſondern mehr noch ihren Eltern, und es geſchieht daher ſehr häufig, daß dieſe öffentliche Verführte, ohne Vorwürfe in die beſten Ehe treten.

Nangaſaki iſt übrigens, wie geſagt, eine zur Handlung bequeme und eingerichtete Stadt, es befinden ſich in ihr fünf und dreyßig Brücken, zwanzig von Steinen, und die übrigen von Holz, allein man muß weder Schönheit noch Größe erwarten, ſondern ſie ſind mehr da, um die Gewalt des Waſſers aufzuhalten. Alle Häuſer ſind ebenfalls von Holz, ohne die geringſte innere Ausmeublirung, und die Zahl der Einwohner an Kaufleuten, Kramern, Künſtlern, Handwerksleuten, Bauern und dergleichen, ſehr groß, ohne der vielen Armen zu gedenken, die eigentlich nur da ſind, um den holländiſchen uud ſineſiſchen Schiffen Dienſte zu leiſten. Zwar achtet man die zu Nangaſaki verfertigte Waa-

ren für weniger gut, allein in der Stadt ſelbſt iſt dieſes nicht ſichtbar, das Gewühle von Menſchen, und das Geräuſche von Handwerkern verkündiget überall Nangaſaki als den Ort, der für die Handlung ſehr vortheilhaft, ob er gleich, wie wir oben geſehen haben, für die Holländer ein Gefängniß iſt.

III. Inſel Xikoko.

Ob ſchon die Inſel Xikoko die dritte Hauptinſel ausmacht, ſo mangeln uns doch Nachrichten von ihrer nähern Beſchaffenheit, und man weiß nur, daß ſie in den vorigen Zeiten verſchiedene Königreiche befaßte, daß jetzt der wichtigſte Ort darauf Xikoko, eine große und volkreiche Stadt iſt, allwo ein Gouverneur reſidiret, und eine Landesregierung angelegt iſt.

Auſſer dieſen bereits bemerkten Inſeln ſind auch einige weit entlegene Länder vorhanden, die zwar eigentlich nicht zum japaniſchen Reiche gerechnet werden, aber doch den Kaiſer von Japan für ihren Oberherrn erkennen, und unter ſeinem Schutze leben. Dahin gehört 1) die Inſel Kiuku oder Liqueja, deren Einwohner ſich Unterthanen von Prinzen Satſinna nennen, weil dieſer ſich ihrer im Kriege bemeiſterte. Sie liegt unter der ſüdweſtlichen Küſte von Ximo, und erſtreckt ſich faſt bis an die Inſel Formoſa. Es ſind zwar viele Inſeln, und die größte und vornehmſte darunter heißt Liqueja, die den übrigen den Namen ertheilet. 2) Tſioſin, die der dritte und niedrigſte Theil von der Halbinſel Korea iſt, und im Namen des japaniſchen Kaiſers, durch den Fürſten von Iki und Tſußima regieret wird. Korea gränzt zwar an Japan, allein ob es zwar zweymal von den Japanern erobert, und ihnen das erſtemal zu Anfange des dritten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt durch die Tatarn, das zweytemal gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts durch die Sineſen entriſſen

riſſen iſt; ſo ſcheint doch der Kaiſer von Japan ſchon zufrieden zu ſeyn, wenn er nur Herr an der Gränze iſt, und zu dieſem Gebiete gehört noch die Landſchaft Tſioſijen, an der Küſte gegen der Inſel Niphon über, eben ſo wie die Inſeln Iki und Tſußima unter einem Regenten ſtehen, der ein Stadthalter des japaniſchen Kaiſers iſt. Zwiſchen Japan und Korea ſind noch eine große Menge Felſen und kleiner Inſeln, und unter der ſüdlichen Küſte von Niphon, in der weiteſten Entfernung liegen einige, die gar nicht bewohnt, andre, die ſo ſteil ſind, daß alles, was man dahin bringt, vermittelſt eines Krans hinaufgewunden werden muß. Dahin werden gemeiniglich die Staatsverbrecher verwieſen, welche ihren Unterhalt durch Arbeiten verdienen müſſen; wie denn die ſchönſten japaniſchen Stoffe von den Gefangenen auf dieſer Inſel gearbeitet werden. Die 3) Inſel Jeſo iſt diejenige, die auſſer den Gränzen des Reiches, am allerweiteſten gegen Mitternacht liegt, und ſoviel man aus den ſicherſten Nachrichten abnehmen kann, eigentlich eine doppelte Inſel iſt. Die ſüdliche, von den Japanern Jesogaſima, d. i. die Inſel Jeſo genannt, ſteht unter dem japaniſchen Kaiſer, der daſelbſt Beſitzungen, und in der Hauptſtadt Matzmai einen Gouverneur unterhält, obgleich zu Matzmai ein Fürſt wohnt, der aber den Kaiſer von Japan huldigen und Tribut geben muß. Die nördliche Inſel, von den Japanern Oku-jeſo, d. i. Oberinſel genannt, iſt wahrſcheinlicherweiſe unabhängig, und ſelbſt den Japanern unbekannt. Dieſes Jeſo liegt nordwärts über der Inſel Niphon, von der es durch die Meerenge Sangaar getrennet iſt. Auf dieſer Meerenge liegt auch die Inſel Matſuma, neben welcher zu beyden Seiten noch viel kleine Inſeln liegen. Man weiß heut zu Tage gewiß,

wiß, daß Jeſo und Kamſchatka, die man ſonſt für eins hielt, unterſchieden ſind, und daß es weder mit der Tartarey noch mit Amerika zuſammenhängt.

Ohngefähr 750 deutſche Meilen von Japan gegen Oſten und Norden von Niphon, liegen noch zwey Inſeln, welche mit zu Japan gerechnet werden, wovon die nähere und größere Kinſima, d. i. Goldinſel, die kleinere und entferntere aber Ginſima, d. h. die Silberinſel genennt wird. Sie halten die Lage derſelben ſehr geheim, und die Bemühungen, welche die Spanier und Holländer, in der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts anwendeten, um ſie zu entdecken, ſind fruchtlos geblieben. Die unruhige, unbekannte See, die hier ſehr häufigen Waſſerhoſen und andre Unfälle haben es allemal verhindert, und der letzte Verſuch, wo es den Holländern glückte, ans Land zu ſetzen, hat ſie für immer abgeſchreckt, mehrere Landungen zu wagen, indem ihr Kapitain nebſt ſeinen Leuten gefangen genommen, in Ketten nach Jedo geſchickt, und da grauſam behandelt wurde.

f) Geſchichte. Nach Sina iſt Japan das älteſte Reich, welches gegenwärtig auf der Erde vorhanden iſt. Zuverläßig läßt ſich der Urſprung ſeiner erſten Bewohner nicht angeben, wahrſcheinlich iſt es aber, daß ſie Koreer oder Tatarn ſind, zu welchen in der Folge einige ſineſiſche Kolonien gekommen ſind. Wie ihre erſte Verfaſſung geweſen, iſt völlig unbekannt, ſie ſelbſt aber geben ſich ein ungeheures Alter, und machen ihre erſten Könige zu Göttern und Halbgöttern, welche mehrere Millionen Jahre regiert haben ſollen. Die erſte dieſer Dynaſtien hatte ſieben Könige, von welchen der letzte der Stifter der zweyten, weit minder vollkommnen Dynaſtie ward. Dieſe zweyte Epoche befaßt die Regierungen von

fünf Halbgöttern. Von dem erſten derſelben, welcher zweyhundert und funfzigtauſend Jahr regiert haben ſoll, leiten alle Einwohner von Japan ihre Abkunft her.

Von dem letzten dieſer Halbgötter, bis auf den erſten Kaiſer Sſin-bû, hat die Geſchichte Japans eine Lücke, ob es gleich gewiß iſt, daß ſchon vor Sſin-bû Zeiten, zum Theil ſehr wichtige, hiſtoriſche Veränderungen in Japan vorgegangen ſeyn müſſen. Mit Sſin-bû, welcher etwan ſechshundert und ſechszig Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung lebte, haben wir zuerſt gewiſſe uud beſtimmte Nachrichten, wiewohl in den folgenden Zeiten noch manche zweifelhafte Begebenheiten vorkommen. Sſin-bû kann in aller Betrachtung als wahrer Stifter des japaniſchen Reiches angeſehen werden, und was ein auf der ganzen übrigen Erde unbekannter Fall iſt; ſeine Nachkommen ſind bis auf den heutigen Tag bey dem kaiſerlichen Titel und Anſehen, und bey der unumſchränkten Gewalt in geiſtlichen Dingen geblieben, wenn ſie übrigens gleich durch die Sſeo-gûn oder ſogenannten Kobo, gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts um die weltliche Herrſchaft gebracht worden ſind. Die Geſchichte aller dieſer Dairi aber iſt äuſſerſt trocken, theils weil Japan ſelbſt zu wenig Verbindungen mit auswärtigen Staaten unterhalten hat, theils weil die japaniſchen Geſchchtsbücher nichts als ein chronologiſches Verzeichniß der Regenten enthalten, oder wenn es hoch kömmt, ſich damit begnügen, daß ſie eine ſeltene Naturerſcheinung, die Erbauung eines Tempels, den Tod einer merkwürdigen Perſon und dergleichen anführen.

Bis zum Jahre 1180 der chriſtlichen Zeitrechnung blieben die Dairi ſowohl im Beſitze der geiſtlichen als weltlichen Macht. In dieſem Jahre aber

bahnten ſich die Feldherrn des Reiches den Weg zum Throne, und ließen ihnen nur den Schein der äuſſerlichen Gewalt. In der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts kamen die Portugieſen nach Japan, und erhielten auch ohne Mühe die Erlaubniß, Handel zu treiben. Die Jeſuiten, welche ſich bald unter die neuen Ankömmlinge miſchten, fiengen auch an auf Bekehrungen zu denken, und ihre aſtronomiſchen Kenntniſſe erwarben ihnen ſoviel Achtung, daß ſie bald viele Proſelyten zählten. Der Kobo Fide-ſchoſſi aber, der ſich noch weit mehr Macht als ſeine Vorfahren erworben hatte, fieng ſchon gegen Ende des ſechszehnten Jahrhunderts an, den Ausländern allerley Hinderniſſe in den Weg zu legen, und als Sheſchaſſama an die Regierung kam, entſtand eine ſchreckliche Verfolgung, die alles übertrift, was man in dieſer Art Schreckliches in der Geſchichte lieſt. Die Miſſionäre und ihre Neubekehrten ſollen indeſſen ſelbſt durch allerley der Reichsverfaſſung nachtheilige Anſchläge an dieſer Verfolgung Urſache geweſen ſeyn. Unter dem Fide-tada ward ſie fortgeſetzet, der portugieſiſche Handel aber hatte doch noch einigen Fortgang, bis auf Anſtiften der Holländer, welche nicht Chriſten, ſondern blos Holländer zu ſeyn vorgaben, die Portugieſen 1637 gänzlich aus Japan verbannt wurden. Seitdem iſt dieſes Reich allen Ausländern verſchloſſen geblieben, ſo, daß wir von ſeiner neuern Geſchichte gar keine weiteren Kenntniſſe haben.

VIII.

VIII.

Thibet und die freye Tatarey.

I.

Das Reich Thibet.

Thibet, welches von den Sineſen Tuſan oder Kiang genennt wird, gränzet gegen Morgen an Sina, gegen Abend an die große Bucharey und die mogoliſchen Staaten, gegen Mittag an Hindoſtan und das Königreich Aſchem, und gegen Mitternacht an die große Sandwüſte Kobi, durch welche es von der kleinen Bucharey geſchieden wird. Das ganze Land iſt voller Gebirge, die vorzüglich nach Weſten zu eine ſehr hohe Lage geben, und an vielen Orten in den ſchrecklichſten Maſſen über einander gethürmt ſind. Zwiſchen dieſen Gebirgen fließen reißende Ströme, über welche man nicht anders als auf ſchwankenden Bretern, oder kreuzweiß geſpannten, und mit Aeſten bedeckten Stricken kommen kann; auch ſind die Wege überhaupt ſo enge, und zwiſchen fürchterlichen Abgründen hinlaufend, daß man gemeiniglich nur mit einem Fuße ſicher darauf gehen kann. Alle dieſe Gebirge ſind mit ewigem Schnee bedecket, daher auch die Luft faſt durchgehends kalt und ſcharf iſt.

Thibet wird von einer Menge Flüſſe durchſtrömet, von denen folgende die vorzüglichſten ſind. Der Yaru, welcher ſich in den bengaliſchen Meerbuſen ergießet, der Hoang-ho, welcher in Thibet entſpringt, und nach einem Laufe von zehn Tagereiſen durch einen engen Schluft, zwiſchen zwey

Fel-

Felſen hindurch nach Sina tritt, und der Altan-Kol, der in der Provinz Kokonor entſpringt, und Goldſand bey ſich führen ſoll. Von Seen, derer gleichfalls ſehr viele ſind, führen wir an den Hotun-nor, den Kokonor, den Tenkiri, den Lankeri und Mazama oder Anfang des Ganges, welcher hier Ganga heißet.

Das Land Thibet wird in drey Königreiche getheilet, nämlich in Klein-Thibet oder Beladiſtan, in Groß-Thibet oder Butan, und in Barantola oder Laſſa. Einige fügen auch noch Kokonor und Tufan hinzu, allein Kokonor iſt das Land der koſchiotiſchen Eluthen, und Tufan wird ein kleiner Diſtrikt genennt, welchen zwey Völkerſchaften bewohnen, die von den Sineſen, an welche ſie gränzen, nach der Farbe ihrer Jurten in die ſchwarzen und gelben Sifans getheilet werden.

Wir wollen nunmehr die drey genannten Theile von Thibet etwas genauer beſchreiben.

a) Klein Thibet.

Klein Thibet oder Beladiſtan liegt der hindoſtaniſchen Provinz Kaſchmir gegen Nordweſten, iſt ohngefähr dreyßig bis vierzig Meilen lang und breit, und ein kaltes, rauhes Land, das aber doch allerley Früchte, Reis, vorzüglich gute Melonen, beſonders aber Biſam, Wolle und Kriſtalle erzeuget. Von der Verfaſſung dieſes Landes, von den Sitten, Gebräuchen und andern Denkwürdigkeiten ſeiner Einwohner weiß man wenig oder gar nichts; nur das iſt bekannt, daß die Einwohner ehedem Heiden waren, ſich aber heut zu Tage zum Mohämediſme, und zwar nach den Lehrbegriffen des Aly bekennen, und daß ihre Regenten ehedem dem Gros Mogul zinsbar geweſen ſind. Die Hauptſtadt des Landes heißt Eſkerdu.

Groß

Groß Thibet oder das Königreich Butan, liegt der Provinz Kaſchmir gegen Nordoſten, von welcher es das ſteile Gebirge Kantel ſcheidet. Die Luft iſt hier weit kälter als in Klein-Thibet, und der Winter währt faſt das ganze Jahr lang. Dennoch bringt der Boden Roggen und Gerſte hervor, dagegen aber Früchte und Bäume nicht wohl gerathen. Biſam, Kriſtalle, Schafwolle und eine andere noch feinere Art Haare, Tur genannt, ſind die köſtlichſten Erzeugniſſe des Landes. Auch findet man den Jaſchen, einen blauen, rothadrigten Stein, aus welchem allerley Gefäße gemacht werden. Die Einwohner des Landes ſind menſchlich und geſellig, Es fehlt ihnen auch nicht an natürlichen Anlagen, ihre Unwiſſenheit aber iſt auſſerordentlich. Sie tragen wollene Kleider, und ihre Häuſer werden von unordentlich auf einander gelegten Steinen erbauet. Es ſind zwey Religionen in Groß Thibet; der Mohämediſmus, welcher gegen die Gränze von Hindoſtan einige Anhänger gefunden hat, und die heidniſche Religion, welche im übrigen Reiche herrſchet. Ihre vornehmſten Gottheiten ſind der Kinſchok, welcher mit dem Fohe einerley zu ſeyn ſcheint, und der Urghien, der von einer Blume geboren ward, und zugleich Gott und Menſch iſt. Sie verehren auch einige Heilige, und ſagen Gebete nach einer Art von Roſenkranz her. Verſchiedene Gelehrte glauben in dieſem Religionsgebäude Spuren eines entarteten Chriſtenthums zu entdecken.

b) Groß Thibet.

Das Land ſteht unter der Botmäßigkeit eines Beherrſchers, welcher Chiampo genennt wird, und um 1664 dem Gros Mogul zinsbar ward.

Laſſa oder Barantola hat gegen Süden faſt unerſteigliche Gebirge, welche die Gränze gegen

c) Königreich Laſſa.

Bengalen machen, deren Gipfel beſtändig mit Schnee bedeckt ſind, gegen Weſten Groß-Thibet, gegen Norden die Wüſte Kobi, und gegen Oſten die koſchiotiſchen Eluthen und Tufan. Wenn man aus Bengalen nach Laſſa reiſen will, hat man etliche Wochen über ſchreckliche Felſen zu klettern, wo man ſich öfters von den Bergbewohnern auf dem Rücken tragen laſſen muß. Kömmt man von Norden in das Land, ſo iſt der Weg noch weit beſchwerlicher, weil man durch Wüſteneyen muß, wo kein Obdach, kein Schatten, kein Tröpſchen Waſſer zu finden iſt. Das Innre des Landes iſt aber fruchtbar genug, indem es Reis, Hülſenfrüchte und Wein hervorbringet, und große Viehheerden ernähret. Auch hat Laſſa die beſte Rhabarber und vielen Muſkus, der eigentlich das geronnene Geblüt einer Art Rehböcke iſt, welches ſich an ihrem Bauche in einem Beutel, von der Größe eines Hünereyes ſammelt. Dieſe Thiere heißen wohlriechende Rehböcke. Sie werden im Merz und Februar gejagt, wenn Hunger und unangenehme Witterung ſie in die ebenen Gegenden jagen.

Die Einwohner von Laſſa ſind ſtark und von vortheilhafter Leibesgeſtalt. Die Weiber werden mehrentheils durch Kröpfe entſtellet. Beyde Geſchlechter tragen am linken Arme eine Menge Armbänder. Ihr Kopfſchmuck beſteht in einer Mütze, welche mit Stückchen Schildpatte, wilden Schweinszähnen, und ähnlichen Koſtbarkeiten geſchmückt iſt. Um den Hals tragen ſie eine ſeidene Schnur, welche bis auf den Magen herab geht, und an welcher Ambrakörner und Korallen hängen. Der Gürtel iſt mit demſelben Schmucke gezieret. Den Körper bedecken ſie im Sommer mit einem Stück Zeug, welches aus Hanf gemacht wird, und im Winter

mit

mit einer Art groben Filze. Leinewand kennen ſie gar nicht, und ihre ganze Lebensart iſt ſo unreinlich als möglich. Sie waſchen ſich nie, und eſſen das Fleiſch roh, wenn ihnen die Zubereitung deſſelben zuviel Mühe macht. Die Weiber dürfen hier mehrere Männer heurathen, welche meiſt Verwandte oder gar Brüder ſind, das erſte Kind aber gehört dem älteſten der Männer. Sie entſchuldigen dieſen Gebrauch mit der geringen Anzahl von Weibern, die es in ihrem Lande giebt. Feuergewehr müſſen die Bewohner von Laſſa ſeit langer Zeit kennen. Ein Reiſender, Tavernier mit Namen, welcher 1689 geſtorben iſt, ſah bey einem Kaufmann von Laſſa eine Flinte, welche, wie die darauf befindlichen Zeichen beſagten, zweyhundert Jahr alt war. Der Lauf war mit Gold und Silber ausgelegt, die Mündung hatte die Geſtalt einer Tulpe, und die Kugeln wogen zwey Loth. Sie haben auch eiſerne Kanonen in ihren Zeughäuſern, welche fünfhundert Jahr alt seyn ſollen. Ihr Schießpulver beſteht aus länglichen Körnern und thut ſehr gute Wirkung. Die Kaufleute von Laſſa treiben ihre Handlung vorzüglich nach Hindoſtan, beſonders nach Patna und Kabul, wohin ſie ihre Landeserzeugniſſe bringen, und Pferde, Mauleſel und Eſel dafür eintauſchen.

Ehe wir nun von der Religion und der damit verbundenen Staatsverfaſſung von Laſſa ſprechen, halten wir es für nöthig, die hiſtoriſchen Vorfälle dieſes Landes anzudeuten, weil man ohne dieſes, manches in der Religion und Staatsverfaſſung, nicht ohne Erläuterung verſtehen würde.

Laſſa mag ehedem mit Groß-Thibet verbunden geweſen ſeyn, im zwölften Jahrhundert aber eroberten die Sineſen Laſſa, und ertheilten dem Lama

oder Prieſter Pa-ſſe-pa, den Titel eines Fürſten oder Königs. Im Jahr 1426 aber nahmen dieſe Lamas den Titel Dalai-Lama, oder Groß Lama an. Ihr Nachfolger beherrſchten nun Laſſa als geiſtliche und weltliche Herrn, und erkannten, ſoviel man weiß, den Kaiſer von Sina blos als Schutzherrn, ohne ihm weiter irgend eine Lehnspflicht abzutragen. Nach 1710 wurde Laſſa von dem Kontaiſch der Eluthen erobert, als aber vor etlichen zwanzig Jahren die Sineſen den ganzen Staat der Eluthen zu Grunde richteten, kam es unter die Botmäßigkeit der Sineſen, unter welcher es noch bis gegenwärtig ſtehet.

Der Dalai Lama iſt nicht, wie einige ununterrichtete Schriftſteller erzählen, die Gottheit des Landes ſelbſt, ſondern er wird nur hier ſowohl als in andern Ländern, welche ſich zur lamaiſchen Religion bekennen, für den Stellvertreter des Gottes Fohe gehalten, der ihrer Meinung nach leibhaſtig in dem Körper dieſes Hohenprieſters wohnet, und ſich von Zeit zu Zeit, zufolge des Lehrbegriffs von der Seelenwanderung, einen andern Körper wieder zur Wohnung ausſuchet. Deswegen wird er auch Konſ Hü oder ewiger Vater genennt, ihm die Unſterblichkeit und alle andre göttliche Eigenſchaften, ſogar auch die Kenntniß der geheimſten menſchlichen Gedanken zugeſchrieben. Dieſer Halbgott liegt in einer Art mit Küſſen, und reichen Tapeten geſchmückten Alkovens, in welchem auch ſehr viele Lampen, alle aber nur ganz dunkel brennen. Seine Unterthanen erweiſen in ihm den inwohnenden Gott göttliche Verehrung, und beſtändig wallfahrten unzählige Fremde aus den beyden andern Theilen Thibets, der Tatarey und Sina hieher, um ihn zu verehren, und ſeinen Segen zu empfangen.

Der Dalai Lama nimmt dieſe Art von Anbetung ſelbſt von dem größten Prinzen an, ohne ſich auch nur im mindeſten zu bewegen. Wie die Mandſchu Sina eroberten, war er indeſſen ſtaatsklug genug, nach Pe-king zu reiſen, und dem neuen Kaiſer Glück zu wünſchen; ein Kompliment, welches ſo artig von dem Eroberer aufgenommen ward, daß er den Lamas, nach einer Verbannung von drey Jahrhunderten, wieder nach Sina zu kommen, erlaubte. Die Anbeter des Fohe ſollen in ihrer aberglaubiſchen Verehrung ſeines Lieutenants ſogar ſo weit gehen, daß ſie die Exkremente deſſelben ſorgfältig ſammeln, ſie in Säckchen genäht, als Amulete am Halſe tragen, und ſie gar pulveriſirt unter das Eſſen und Trinken miſchen. Die geiſtliche Herrſchaft des Dalai Lama erſtrecket ſich über einen großen Theil der Tatarey, ganz Thibet und andre Provinzen. Um eine ſo große Menge geiſtlicher Unterthanen zu regieren, hält er an verſchiedenen Orten Hutuktus oder Statthalter, deren Anzahl ſich auf zweyhundert belaufen ſoll, und welche im Namen des Dalai Lama alle prieſterlichen Verrichtungen verwalten, und die Aufſicht über die vornehmſten Tempel, und über die geſammte Kleriſey haben. Alle dieſe Lama beobachten eine ziemlich ſtrenge Ordensregel, leben im eheloſen Stande, haben übrigens eine vernünftige Sittenlehre, und behaupten, daß die Götzenbilder nur als Symbole der Gottheit, oder als Vorſtellungen ehemals wirklicher heiliger Perſonen verehrt werden müßten. Man ſchreibt ihnen auch eine Kenntniß von allerley Wiſſenſchaften z. B. der Arzneykunſt und Aſtronomie zu. Auch ſollen ſie Bücher haben, welche in einer beſondern heiligen Sprache geſchrieben ſind. Die Aehnlichkeit zwiſchen dieſer Religion und der katholiſchen iſt übrigens ſo auffallend, daß, wie wir

ſchon berühret haben, viele Gelehrte auf die Vermuthung gekommen ſind, die Religion des Fohe für verunſtaltetes Chriſtenthum zu halten. Die Lama, ſagen dieſe Gelehrten, glauben einen einigen Gott, eine Dreyeinigkeit, Paradies, Hölle und Fegfeuer. Sie haben ferner den Gebrauch der Meſſe mit Brod und Wein, Beichte, letzte Oelung, Faſten, Weihwaſſer, Büßungen, prieſterliche Einſegnung bey Heurathen; ſie tragen Roſenkränze, und beten für die Todten; ſie tragen eine Art chriſtlicher Mönchskleidung, beſcheeren ſich den Kopf, tragen keine Bärte u. ſ. w. Allein zugegeben auch, daß ſich dieſe Dinge wirklich gerade ſo befinden, woran man doch leicht zweifeln, und vielmehr glauben möchte, daß die Miſſionarien kleine Aehnlichkeiten zu großen Uebereinſtimmungen erhoben haben, ſo läßt ſich hieraus dennoch immer noch nicht Abſtammung vom Chriſtenthum ſchließen, weil man dann entweder annehmen müßte, daß die Religion des Fohe ſehr jung ſey, welches ſie doch nicht iſt, oder daß das erſte apoſtoliſche Chriſtenthum ſchon alle dieſe Gebräuche gehabt habe, welches wieder mit der Reinheit deſſelben nicht beſtehen kann.

Mit den Regierungsangelegenheiten beſchäftigt ſich der Dalai Lama nicht, ſondern dieſe überläßt er einem Statthalter, welcher Tipa genennt wird, von deſſen Anſehen, Einkünften u. ſ. w. man aber ſo wenig, als von der übrigen politiſchen Verfaſſung Thibets weiß.

Dieſes Land enthält übrigens mehr Städte, als die beyden andern Theile von Thibet zuſammen genommen. Die Hauptſtadt Laſſa liegt am Fuße eines Berges, Putola genannt, nicht weit vom Fluſſe Keltyn, welcher ſich in den Yaru ergießet. Laſſa.

Hier

Hier und im übrigen Lande ſollen zuſammen drey und dreyßig Millionen Menſchen wohnen.

II.

Tuſan.

Daß das ganze Thibet dieſen Namen führe, haben wir ſchon erwähnet, hier verſtehen wir nur ein kleines Land unter dieſer Benennung, welches gegen Oſten an Sina, gegen Norden an das Land der koſchiotiſchen Eluthen, und gegen Weſten und Süden an Thibet gränzet. Die Beherrſcher dieſes Landes waren ehedem Meiſter vieler benachbarten Provinzen, und ihre Macht ward in Hindoſtan, der Tatarey und Sina gefürchtet. Im Anfange des neunten Jahrhunderts nach chriſtlicher Zeitrechnung fieng Tuſan an, in Verfall zu gerathen: es entſtanden blutige, bürgerliche Kriege, und aus dieſen eine Menge kleine Herrſchaften, welche dieſe Monarchie bald gänzlich zu Grunde richteten.

Die gegenwärtigen Bewohner von Tuſan werden, wie ſchon angeführt worden iſt, von den Sineſen in ſchwarze und gelbe Sifans getheilet. Die ſchwarzen Sifans ſind arm und unkultiviret. Sie haben verſchiedene Familienhäupter, welche zuſammen einem gemeinſchaftlichen Khan unterworfen ſind.

Dieſelbe Verfaſſung haben auch die gelben Sifans, deren Prinzen zugleich Lamas ſind. Dieſe Völker ziehen hordenweiſe im Lande, doch ſo, daß jede Horde ihren beſtimmten Diſtrikt hat. Einige wohnen auch in Erdhütten, alle aber leben von der Viehzucht. Die Pferde dieſes Landes werden, wenn ſie gleich klein ſind, wegen ihrer Stärke

und Gewandheit geſchätzet. Seine Flüſſe ſollen auch Goldſand enthalten.

III.

Die große Bucharey.

Die große Bucharey iſt ein Land, welches im öſtlichen Theile der aſiatiſchen freyen Tatarey gelegen iſt, von welcher wir jetzt, ehe wir die Bucharey ſelbſt beſchreiben, einige allgemeine Begriffe voranſchicken wollen.

Die aſiatiſche freye Tatarey iſt ein ungeheurer Strich Landes, welcher das aſiatiſche Rußland, Thibet, Sina, Hindoſtan, Perſien und zum Theil auch ſogar die aſiatiſche Türkey (wenn einige freye kaukaſiſche Völker hieher gerechnet werden) zu Gränzen hat. In den älteſten Zeiten hatten die Tatarn, welche in dieſem Lande wohnen, mit den Mungln gemeinſchaftliche Beherrſcher, nachher aber zerſtückte ſich das Reich, bis es endlich, wie wir ſchon bey Beſchreibung der Mongaley geſehen haben, gänzlich zu Grunde gieng.

Die große Bucharey, welche die Araber Marawa'lnhar nennen, liegt neben der ſchon beſchriebenen kleinen Bucharey, und iſt von Weſten nach Oſten hundert und neunzig Meilen lang, von Norden nach Süden aber, hundert und achtzig breit. Das Klima iſt ſchön, und die Fruchtbarkeit groß, daher auch Reis, Weizen, Hafer, Bohnen, Linſen, bucharîſche Hirſe (Holcus Sacharatus L.) Hanf, Lein, Seſam, Tabak, Röthe, und vorzüglich viel Baumwolle gebaut wird. Die Wieſen ſind Manns hoch mit dem fetteſten Graſe bedeckt, und in den Gärten wachſen Aprikoſen, Pfirſichen, Granatäpfel, Quitten, Pflaumen, Kirſchen, Weintrau-

tram

trauben, Melonen, und unſre meiſten Küchenge- wächſe. In den Gebirgen findet man Erzgruben und Lapis-Lazuli-Brüche, und aus den Betten der Bäche, die von den Gebirgen herabkommen, wird eine Menge Goldſand geſammelt. Die Viehzucht iſt im Verhältniß des ſtarken Landbaues nicht anders als klein; doch ziehen die Bucharen, Pferde, Hornvieh, Kamele, Ziegen, Schafe und Eſel.

Die Bucharen halten ſich für unvermiſchte Nachkommen der Utzen oder jetzigen Turkomanen, und behaupten, daß ihre Vorväter bey den weſtlichen Feldzügen der Tatarn hier ſitzen geblieben, und von dem milden Klima eines ſo fruchtbaren Landes gereitzt worden wären, ihr ſchweifendes Hirtenleben zu verlaſſen, und ſich ordentliche, feſte Wohnungen zu erbauen. Sie ſind meiſt von gewöhnlicher Gröſſe, wohlgeſtaltet, und von angenehmer Geſichtsfarbe. Ihre Weiber ſind groß, wohlgebildet und haben ſchwarze Augen und Haare. Beyde Geſchlechter tragen Hemden und Hoſen von einem ſeidenen Zeuge, die Männer aber über dies einen Kaftan von geſticktem ſeidenem Zeuge, nebſt einer runden Mütze mit einem großen rauchen Gebräme. Der Kaftan wird in der Mitte des Leibes mit einem Bande gegürtet, und im Winter beym Ausgehen noch ein langer Tuchrock darüber gezogen, der mit Pelzwerk gefüttert und aufgeſchlagen iſt. Ihre Stiefeln ſind von Pferdeleder. Die Weiber tragen lange ſeidene Röcke, welche in weiten Falten bis auf die Füße gehen. Die Köpfe bedecken ſie mit einer kleinen flachen, bunten Mütze, und die Haare laſſen ſie in Zöpfen, die mit Perlen durchflochten ſind, auf den Rücken herabhangen. Ihre beſten Häuſer ſind von leichtem Fachwerk und Ziegeln, keines aber größer,

als es die Nothdurft erheiſchet. Die Wohnungen der Aermern ſind nur von Strauchwerk geflochten, und mit Thon beworfen. Ihre Stuben haben nach tatariſcher Art Kamine, und an den Seiten breite Bänke, welche mit Teppichen belegt werden. Sie haben keine Fenſter, ſondern das Tageslicht fällt durch ein Gitterwerk in dem platten Dache, worüber ein Netz geſpannt wird. Neben jedem Hauſe iſt ein gewölbter Backofen, an der Seite mit einem Holzraum, und oben mit einer Oeffnung, aus welcher der Rauch gehet. In Abſicht der Speiſen haben ſie die Geſetze andrer Mohämedaner. Fleiſchſpeiſen ſind ſeltener bey ihnen als ſolche, die aus Vegetabilien zubereitet werden, überhaupt aber leben ſie einfach und ſparſam. Den Sommer über eſſen ſie faſt nur Brod, Obſt und Weintrauben, im Winter iſt gedörrtes Obſt eine gewöhnliche Koſt, und die Mahlzeiten werden mit Weintrauben, Arbuſen, Melonen und dergleichen beſchloſſen. Einige ſchneiden Löcher in die Melonen und ſpinden Roſinen hinein, wodurch die Melonen einen ſehr angenehmen, weinſäuerlichen Geſchmack erhalten. Ihre Hauptgerichte ſind, Reis- Hirſe- und andre Breye mit Seſam, andern Oelen, Butter oder Milch bereitet. Ihr Brod iſt von Weizen, und für ihre Sklaven von Hirſe, und beſteht in ungeſäuerten platten Kuchen. Ihre Getränke ſind, außer geſäuerter Milch und Waſſer, Thee, den ſie mit Sternanis trinken, und friſchgepreßter, ungegohrner Traubenſaft. Sie lieben den Rauſch, daher Tabak und Opium bey ihnen ſehr im Gebrauche ſind.

Die Bucharen ſind gutmüthige, muntre und fleißige Leute. Ihre Hauptgewerbe ſind Ackerbau, Manufakturen und Handel. Städte und Dörfer haben

haben alle gemeine Profeſſioniſten; Färbereyen werden meiſtens von Juden betrieben, deren einige auch Seidenmanufakturen haben. Die buchariſchen baumwollnen Zeuge werden von allem Frauenzimmer gewebet, Papier aber wird aus Baumwolle und Maulbeerbaſt verfertigt, auch macht man in Samarkand eine Art Seidenpapier, welches für das Beſte im ganzen Orient gehalten wird. Ihre Kaufleute handeln mit Indien, Perſien, Sina, Rußland und den kleinen tatariſchen Staaten, welche Länder alle karavanenweiſe von ihnen beſucht werden. Den indianiſchen Handel treiben ſie in Kalut, der nächſten hindoſtaniſchen Stadt, funfzehn Tagereiſen von Bochara, und in Multan, welche weiter entlegen iſt. Die Indianer nehmen beynahe nur ſcheckige Pferde, die Bucharen aber ziehen aus Indien ſeidene und baumwollne Zeuge, Perlen, Smaragden, Hiazinthen, Gewürze und Kurkuma. Aus Perſien holen ſie Sammet, Leibgürtel, Safran u. ſ. w. Den Sineſen bringen ſie Pferde, Eſel und Schafe in die kleine Bucharey, und nehmen theils Rhabarber, theils Silber dagegen, wovon ſie die erſtere wieder in Perſien verkaufen. Der Handel mit Rußland iſt der beſchwerlichſte für die Bucharen. Sie müſſen nicht allein durch die dürre, waſſerloſe kirgiſiſche Steppe reiſen, ſondern auch ſeit einiger Zeit den Kirgiſen für jedes Kamel, es mag beladen ſeyn oder nicht, den Werth von drey Dukaten für ſicheres Geleit geben, deſſen ungeachtet die Kierwanen oft geplündert, und die Kaufleute zu Sklaven gemacht werden. Jährlich kommen einige Kierwanen von hundert, bis zweyhundert Kamelen nach Orenburg, Troizk an der orenburgiſchen Linie und Aſtrachan, kleinere aber finden ſich bisweilen in Sibirien in Petri-Paulifeſtung, Tomſk und andern Orten. Die buchariſchen Kaufleute

brin-

bringen vorzüglich nach Rußland bucharische und indianische baumwollne und halbseidene Zeuge, rohe und gesponnene Baumwolle, fertige Schlafröcke, Lämmerfelle, getrocknete Früchte, Rosinen, Zitwersaamen, Edelgesteine, Goldsand, rohen Salpeter, vor diesem auch natürlichen Salpeter. Dagegen ziehen sie aus Rußland feine, besonders rothe Tücher, Juften, Koschenille, Indigo, Glaskorallen, Messer, Drat, Nähenadeln und andern kurzen Kram. Ihr Khan schlägt Gold und Silbermünzen, von letztern aber nur wenig, weil sie selbst kein Silber haben. Die Goldmünze besteht blos aus Dukaten, die aus Waschgolde, am Werth den holländischen Dukaten ziemlich gleich geprägt werden.

Ihre Religion ist die mohämedanische, und ihre Sprache wird unter den tatarischen Mundarten für sehr schön gehalten. Ihre Schulen, besonders die große Akademie im Samarkand sind unter den tatarischen Nationen so berühmt, daß sich aus allen tatarischen Ländern junge Leute in der Bucharey einfinden, um in der tatarischen und arabischen Sprache, in der Geschichte, Erdbeschreibung, Sternkunde, Arzneywissenschaft und dergleichen, einigen Unterricht zu erhalten.

Die Bucharen haben einen eigenen Khan, der aus der alten khanischen Familie gewählt wird, und zwar mehr als die Khane ihrer Nachbarn zu sagen hat, dennoch aber nicht unbeschränkt herrschet, sondern bey einer schlechten Regierung abgesetzt werden kann. Indessen sind dergleichen Fälle selten, da das Volk biegsam ist, und die Khane ohne Pracht mehr von eigenem Vermögen, als von den Einkünften des Staats leben. Ausser den Gesetzen des Korans haben sie auch besondre geschriebene

Gesetze,

Geſetze, die alle gelinde ſind, aber ohne Verzögerung vollſtreckt werden. Uebrigens findet unter ihrer Regierung jeder, welcher ſich ruhig hält, eine friedliche Aufnahme, daher viele Juden, Araber, Perſer und andre Morgenländer unter ihnen leben, auch Zigeuner im Lande herumziehen.

Das Land wird in drey Provinzen, Buchara, Samarkand und Balk getheilet. Die Hauptſtadt heißt Buchara oder Bochara, und liegt am Fluſſe Sogd. Sie iſt eine ziemlich große Stadt, auch gut bevölkeet, übrigens aber von keiner ſonderlichen Bauart. Nach ihr iſt Samarkand die vorzüglichſte der bucharischen Städte. Sie iſt berühmt durch ihre Univerſität, noch berühmter aber dadurch, daß einer der größten Eroberer Aſiens, Timur Begh oder Timur Leng, von uns gewöhnlich Tamerlan genannt, in ihren Mauern geboren ward. Dieſer große Mann, deſſen Herkommen nicht das vorzüglichſte war, vereinigte anfänglich die kleinen Herrſchaften der Bucharey in einen Staat, und eroberte von da aus, Perſien, Koraſan, Georgien und Armenien. Er verwüſtete Rußland, und bezwang Ormuz. Im Jahr 1397 unternahm er die Eroberung Indiens, und bezwang innerhalb zwey Jahren den größten Theil deſſelben. Kurz darauf ward er mit Bajaſid I. Sultan der Oſmanen, in einen Krieg verwickelt, eroberte Haleb und Bagdhad, ſchlug ſeinen Gegner bey Ancyra in Natolien, und machte ihn ſelbſt zum Gefangenen. Das Reich, das dieſer große Mann geſtiftet hatte, zerſplitterte nach ſeinem Tode in mehrere Staaten, von denen denn die Bucharey ebenfalls einer war.

Buchara.

Samarkand.

IV.

Kirgiſenland.

Daß die Kirgiſen ſich in drey Horden theilen, von denen die mittlere und kleinere Schutzverwandte von Rußland ſind, haben wir ſchon anderwärts angeführt; hier ſprechen wir nur von der großen Horde, welche für das Stammvolk der beyden andern gehalten wird, und jenſeits Taſchkent, um Turkeſtan und den daſigen Gegenden nomadiſiret.

Anfänglich ſollen die Kirgiſen, welche man für Nogajer von Abkunft hält, in der Nähe der ſineſiſchen Mauer gewohnt haben, ihre ältere Geſchichte iſt aber um ſo mehr ungewiß, da man vor der ruſſiſchen Eroberung Siberiens gar keine weitern Nachrichten von ihnen hat. Die große Horde kann bis dreyßigtauſend Mann ſtark aufſitzen, von welchen etwan der Drittheil zum Kriege tauglich ſeyn möchte. Räubereyen machen eine ihrer vorzüglichſten Beſchäftigungen aus, und ſie plündert nicht allein bey ihren ruhigen Nachbarn, ſondern fällt auch die Kierwanen der Kaufleute an.

Die Kirgiſen haben eine gute vortheilhafte Bildung, geſunden Verſtand, der einer größern Ausbildung gar leicht fähig ſeyn würde, wenn dieſer Ausbildung nicht die herumſchweifende, unſtete Lebensart im Wege ſtünde. Sie ſind ſtolz, freundlich, wollüſtig, und alſo auch nicht blutdürſtig, denn ihre Räubereyen ſind mehr eine Folge ihrer rohen Lebensart und irriger Nationalvorurtheile. Sie ſind Nomaden, welche beſtändig in beweglichen Jurten wohnen, und der Viehzucht wegen in ihren Steppen herumziehen. Jagd und Fiſchfang ſind nur Nebenbeſchäftigungen, vom Ackerbau aber, der ihnen

ihnen auch in ihren Salzſteppen die Mühe nicht lohnen würde, wiſſen ſie gar nichts. Ihre Heerden enthalten Pferde, Kamele, Rindvieh, Schafe, und von dieſen ziehen ſie nicht allein Speiſe und Kleidung, ſondern die Stärke der Heerden beſtimmt auch die Stufe, welche jeder in der Geſellſchaft einnimmt. Ihre Kamele werden im Winter mit Filzen umnähet, ſie werden auch gemolken, das Fleiſch wird gegeſſen, und die Haut zu großen Milchſchläuchen benutzet. Die Jagd, ob ſie gleich meiſt nur zur Luſt getrieben wird, bringt ihnen doch einträglichen Nutzen. Ihre Steppen haben Wölfe, Füchſe, Dachſe, Rothwild, Antelopen, Hermeline, Iltiße, Murmelthiere und Zieſelmäuſe. Auch finden ſich Gemſe, Schakale, wilde Eſel und Tieger. Sie fangen das Wild theils mit Fallen und Schlingen, theils jagen ſie daſſelbe zu Pferde mit Windhunden und abgerichteten Adlern. Von Handwerken und Künſten wiſſen ſie wenig, und überhaupt ſind ſie aller Arbeit ſo ungewohnt, daß ſie bey der geringſten Beſchäftigung in Schweis gerathen. Ihre Weiber weben und machen Filze.

Als Nomaden betrachtet, leben die Kirgiſen ſehr gut. Sie wohnen, wie ſchon erwähnt worden, in beweglichen Filzgezelten. Der Feuerplatz iſt in der Mitte, und um denſelben liegen Filze oder perſiſche Tapeten; die Wände ſind bey Reichen mit bunten, oft ſeidenen Zeugen bekleidet. Umher ſtehen Schläuche, Kaſten, und an der Wand hängen Waffen, Reitzeug und dergleichen. Sie kleiden ſich morgenländiſch, gewöhnlich aber beſſer als andre Tatarn. Die Männer ſcheeren den Kopf, und laſſen einen Zwickelbart ſtehen. Die Hoſen ſind weit. Ihre Halbſtiefeln haben lange, ſpitzige Abſätze, und ſind unter den Sohlen mit Nägeln be-

ſchla-

ſchlagen. Wenige tragen Hemden, ſtatt derſelben aber einen dünnen langen Leibrock, ferner ein Unterkleid und ein Oberkleid mit weiten ſpitzigen Aermeln. Statt des Gürtels dienet vielen die Säbelkoppel. Ihre Mütze gleicht einem Kegel, und hat oben einen bunten Quaſt. Mit ihren Pferden machen ſie großen Staat. Sie ſchmücken ſie mit ſchönen Sätteln, Decken und Zäumen. In Speiſen und Getränken haben ſie mohämedaniſche Geſetze: ihre allgemeinſte Winterſpeiſe iſt Schaffleiſch, und die faſt einzige Sommernahrung Kymiß. Alle andre Speiſen ſind theils nur bey Feſtlichkeiten, theils blos zur Abwechslung im Gebrauche. Alle ihre Speiſen ſind auf das einfachſte, nicht immer aber reinlich zubereitet. Gleich allen Tatarn lieben ſie den Tabak, und rauchen ihn theils aus kleinen ſineſiſchen und hölzernen Pfeifen, theils aus den hohlen Schienbeinknochen der Schafe. Sie rauchen auch in Geſellſchaft, und zwar folgendermaßen: ſie machen ein Loch in die Erde, füllen es mit Tabak, legen brennenden Zunder darauf, jeder von der Geſellſchaft aber ſteckt einen hohlen, gedörrten Krautſtengel ſo ſchräg in die Erde, daß er unten den Tabak berührt. Was ſie nöthig haben, erhalten ſie durch den Handel mit der Bucharey, Schiwa, Sina und andern Nachbarn. Aller Handel geſchieht durch den Tauſch, wobey Schafe gleichſam den Maasſtab abgeben. Sie kaufen auch ihre Weiber, und zuweilen viere derſelben, und noch über dieſe Beyſchläferinnen.

Schulen haben ſie gar nicht, daher auch keine Wiſſenſchaft, wohl aber viele Zauberer, die ſich in folgende Klaſſen legen: Falſche, die aus den Konſtellationen des Himmels prophezeyen, glückliche und unglückliche Tage beſtimmen u. ſ. w. Diagſa, welche

welche die Witterung vorher ſagen, und auch machen oder verhindern können, Bakſa, welche ſich des Umgangs mit den böſen Geiſtern rühmen, Kranke heilen und dergleichen, Jaruntſchi, die aus verſchiedenen Dingen, als dem Zittern geſchnellter Bogenſehnen z. B. wahrſagen.

Die Kirgiſen haben einen Khan, der aber weiter keine Folgſamkeit des Volks zu erwarten hat, als in ſo fern ſie ihm ſein Reichthum und Anhang unter dem Volke verſichern. Ihre Geſetze gründen ſich theils auf den Koran, theils auf das Herkommen, und ſind nicht ſo hart, als man ſie bey einem ſo unkultivirten Volke erwarten möchte.

V.

Turkeſtan und Taſchkent.

Turkeſtan war ehedem einer der blühendſten und mächtigſten Staaten in dieſen Gegenden, jetzt aber iſt er klein, unbedeutend, arm, und der mittlern Horde der Kirgiſen unterworfen. Es iſt ein wohlbewäſſertes, ziemlich fruchtbares Land, das aber von den Einwohnern, ohngeachtet ſie bleibende Wohnſitze haben, wenig gebaut wird. Die Hauptſtadt Turkeſtan beſteht aus etwan dreytauſend leimernen Hütten. Turkeſtan.

Taſchkent iſt ein etwas größerer Staat, und die Stadt gleiches Namens, welche am Fluſſe Syr-Darga liegt, enthält auf ſechstauſend Häuſer, die aber denen in Turkeſtan an Güte nicht vorzuziehen ſind. Der Khan von Taſchkent iſt ein Prinz aus kirgiſiſchem Geblüte, der auch gewöhnlich unter dem Schutz der großen kirgiſiſchen Horde ſtehet.

VI.

Araler.

Die Araler bewohnen die Küſten und Inſeln des Aralſees. Viehzucht iſt ihr Hauptgewerbe. Sie ſind ein usbekiſcher Stamm, der ſeine Khane, welche von niemand abhängig ſind, aus kirgiſiſchem Geblüte erwählet, aber nur bis fünftauſend Reuter ſtellen kann. Städte haben ſie nicht, wohl aber beſtändige Dörfer, in denen ſie nach ſchiwineſiſcher Art leben. Ihre Religion iſt die mohämedaniſche, doch haben ſie weder Koran noch ordentliche Geiſtliche.

VII.

Karakalpaken.

Die Karakalpaken (Schwarzmützen), welche ſich ſelbſt Karakiptſchaken, d. i. ſchwarze Viehhirten nennen, bewohnen die Flußufer des Syr Darja bis an den Aralſee. In alten Zeiten zogen ſie an der Wolga, von wo ſie durch die Nogajer vertrieben wurden. Ein Theil von ihnen ſteht unter ruſſiſchem Schutze. Sie theilen ſich in zwey Horden, und dieſe wieder in verſchiedene Stämme oder Ulußen, deren Vorſteher ſich für Abkömmlinge Mohämeds ausgeben, und die verſchiedenen Klaſſen des Adels ausmachen. Ihre Verfaſſung hat viel Aehnlichkeit mit der baſchkiriſchen. Sie wohnen gleich dieſen in beſtändigen Winterhütten, und ziehen des Sommers mit beweglichen Filzzelten herum. Sie treiben auch einigen Ackerbau, wiewohl im Ganzen die Viehzucht ihr vornehmſtes Gewerbe iſt. Pferde halten ſie wenig, aber deſto mehr Hornvieh, deſſen ſie ſich zum Ziehen und Reiten bedienen. Sie haben geſchickte Handwerker unter ſich, welche

welche Meſſer, Säbel, Feuergewehr, Keſſel, Schießpulver u. ſ. w. verfertigen, und an ihre Nachbarn verhandeln. Ihre Religion iſt die mohämedaniſche, in welcher ſie recht wohl unterwieſen ſind. Sie rauben auch gern Menſchen, weit häufiger aber gerathen ſie in kirgiſiſche Knechtſchaft.

IX.

Karasm oder Schiwa.

Karasm, Karaſſen, Chiwa oder Schiwa iſt größer, als die meiſten dieſer kleinen tatariſchen Staaten, und beſteht größtentheils aus weiten ſandigen Ebenen, von denen einige durchaus Holz- und grasloſe Wüſteneyen, andre aber ſehr gute Viehweiden ſind. Doch ſtreicht auch ein Zweig des indiſchen Gebirges in das Land hinein; der an einigen Orten Metalle, und unter dieſen auch Gold enthalten ſoll. In verſchiedenen Gegenden iſt das Land, wo es Bewäſſerung hat, außerordentlich fruchtbar, und da wachſen denn ſchöne Weinſtöcke, Melonen und andre Früchte. Die Aecker und Pflanzfelder werden gerade, wie in der großen Bucharey, beſäet. Die Viehzucht aber hat noch weniger als bey den Bucharen zu bedeuten, daher ſich die Einwohner bey den Kirgiſen und Truchmenen mit Schlachtvieh verſorgen. Alle erbaute Seide muß dem Khan roh um einen gewiſſen, beſtimmten Preis geliefert werden, die Schiwineſen ſelbſt ſind ſo ſchlechte Weber und Färber, daß ſie ihre rohen Produkte gegen ruſſiſche und buchariſche Zeuge vertauſchen. In Kleidung, Speiſen und Getränken kommen ſie völlig mit den Bucharen überein. Ihre gewöhnlichſten Gerichte ſind Nudeln, Reisbrey, Fladen von Weizen oder buchariſcher Hirſe, und erlaubte Fleiſchſpeiſen. Tabak,

bak, Opium und Hanfblüten brauchen ſie zur Berauſchung.

Der Khan von Schiwa hat eine, nach morgenländiſcher Weiſe prächtige Hofhaltung, auch gute Einkünfte vom Lande, iſt aber in beſtändiger Gefahr, abgeſetzt, oder wohl gar ermordet zu werden. Er hat mehr Gewalt, als die meiſten andern tatariſchen Khane, allein demohngeachtet weiß man in Schiwa kein Beyſpiel, daß ein Khan länger als acht Jahr regiert habe. Durch dieſe plötzlichen Revolutionen iſt endlich die eigentliche khaniſche Familie erloſchen, daher die Schiwineſen ihre Khane ſeit langer Zeit aus den Prinzen oder Saltanen der kirgiſiſchen Khane erwählen.

Sie wohnen gleich den Bucharen in Städten und Dörfern. Unter den erſtern ſind zwölfe bedeutend. Die Hauptſtadt Schiwa liegt nahe an den Flüſſen Amu und Uludarja, daher ſie den Kanälen der Stadt friſch Waſſer geben. Die Bauart und Einrichtung der Häuſer iſt völlig wie in der Bucharey. Sie hat auf dreytauſend Häuſer, und iſt mit einer Mauer von Backſteinen umgeben. Hier liegt Palwan, ein berühmter Wunderthäter der Mohämedaner, begraben, zu deſſen Grabe aus dem entfernteſten Gegenden häufige Wallfahrten geſchehen. Auch laſſen ſich vornehme Schiwineſen und Kirgiſen aus Andacht hier beerdigen.

Schiwa.

Dieſe bisher genannten tatariſchen Staaten werden zur Oſttatarey gerechnet; zur Weſttatarey zählt man

I.

Die Kabardey.

Die Kabardey im weitläuftigen Verſtande wird von verſchiedenen tatariſchen Völkerſchaften bewoh-

bewohnet, und macht einen Theil des kaukaſiſchen Gebirgslandes aus.

Die hieher gehörigen Völker, welche aber kein reines tatariſches Blut haben, ſondern mit verſchiedenen andern Völkern, die ſich während der tatariſchen Eroberungen in den Kaukaſus flüchteten, vermiſcht ſind, werden zuſammen gemeiniglich Gebirgstatarn genannt. Sie haben auch alle viel ähnliches mit einander, um ihre Verſchiedenheiten aber genauer zu beſtimmen, nennen wir ſie einzeln.

Die Oſeten, welche in den mittlern Gegenden des hohen Gebirges wohnen, beſtehen aus mehreren kleinen Stämmen, von denen einige eigene Murſen, die meiſten aber einen gemeinſchaftlichen Fürſten haben. Das ganze Volk kann bis fünftauſend Reuter aufſitzen laſſen. Ihr Khan iſt ein Schutzverwandter von Rußland, die Murſen aber ſtehen unmittelbar unter dem Zaar Herakleus von Georgien.

Die Kiſtinzen oder Kiſten können ebenfalls fünftauſend Reuter ſtellen. Sie bewohnen die in viele Bezirke getheilte Provinz Kiſtetien, im Mittelgebirge der kleinen Kabardey, und ſind Schutzverwandte Rußlands.

Die Kumücken wohnen in den ſandigen Ebenen am Fuß des Gebirges, und am Fluſſe Terek. Auch ſie ſind ruſſiſche Schutzverwandte. In ihrem Gebiete befinden ſich die kisliäriſchen oder braguniſchen Bäder, welche die größte Aehnlichkeit mit denen zu Aachen haben.

Alle dieſe kleinen Völkerſchaften beſtehen aus vielen, theils kleinen Stämmen, deren mancher nur ein einziges Dorf befaſſet. Die mannigfalti-

gen Völkerreſte, welche in dieſen Gegenden leben, ſind nach und nach den Tatarn ſehr ähnlich, aber doch nicht ſo gleich worden, daß ſie nicht bey einiger Aufmerkſamkeit von ihnen unterſchieden werden könnten. Sie haben alle beſtändige Wohnſitze, dieſe beſtehen aber nur aus Dörfern, jedes von zwanzig bis funfzig Höfen, und mit einem breiten, ſteinernen Thurme verſehen, der ihnen bey feindlichen Ueberfällen zu einem Zufluchtsort für ihre Familien dienet. Ihre Wohnungen in dieſen Dörfern ſind kleine hölzerne Hütten, Fürſten- und Murſenwohnungen aber ſind von Stein, und um ſie her die Hütten und Zelte der Hofleute, Ställe u. ſ. w. Die Hauptgewerbe dieſer Völker ſind Ackerbau und Viehzucht, viele treiben auch Profeſſionen und Handel. Sie bauen Gerſte, Hafer, Hirſe, Flachs, Tabak, und hie und da vorzüglich Reis. Die Kumücken haben auch Baumwollpflanzungen, und gewinnen Seide. Wein wächſet wild, wird aber gar nicht genutzet. Die Viehzucht hat wenig zu bedeuten. Ihre Pferde ſtehen den arabiſchen nur ſehr wenig nach, daher ſie auch theuer bezahlt, und von den Murſen viele Stuttereyen gehalten werden.

Auſſer den gemeinen nothwendigſten Handwerken haben ſie auch gute Eiſenarbeiter, welche Säbelklingen, Panzerhemden, Dolche und dergleichen, im türkiſchen Geſchmacke verfertigen. Pulver machen ſie auf Handmühlen, und Kornmühlen ſind bey einigen Fürſten von Ruſſen erbaut worden. Ihre Weiber ſpinnen und weben Leinewand, baumwollne Zeuge, und ſchlechte wollene Tücher. Ihre Handlung geht nach Rußland, Georgien, Perſien, und der Türkey mit Pferden, Schafen, Häuten, Lämmerfellen, Talch, Butter, Honig, Wachs, Getraide, Baumfrüchten, Baumwolle, Safran,

Waffen

Waffen und dergl. dagegen ſie Metalle, feine Tücher, ſeidene Zeuge und andre Manufakturwaaren, Pelzwerke, feine Leinwand, Zucker u. ſ. w. ziehen. Räubereyen an Menſchen und Vieh können ebenfalls unter die Gewerbe einiger von ihnen gezählt werden, an denen ſogar zuweilen ſelbſt die Fürſten Theil nehmen.

Alle tragen ſie lange morgenländiſche Kleider, ſcheeren den Kopf und laſſen den Zwickelbart ſtehen. Wenn ſie wohlgekleidet ſind, tragen ſie Hemden, weite Hoſen, ſaffianiſche Stiefeln, ein ſeidenes, gegürtetes Unterkleid, einen langen Oberrock mit aufgeſchnittenen, zurückgeworfenen Aermeln von feinem Tuch oder ſeidenem Zeuge, und eine flache Mütze. Nicht leicht ſieht man einen ohne Dolch am Gurt des Oberrocks, und ohne Säbel an einem ledernen Gehänge. Die Frauenzimmer tragen Hemden, Beinkleider, Kamiſöler, Röcke, mit und ohne Aermel, Ohrgehänge, Halsbänder und Schleyer. Ihre Speiſen ſind völlig tatariſch, aber gewürzter; auch eſſen ſie an Tiſchen, und auf Stühlen ſitzend. Sie lieben ſtarke Getränke, und ſchränken das Verbot des Geſetzes blos auf den Wein ein, Branntweine, Meth und ſtarkes, ſelbſt gebrautes Bier aber trinken ſie ohne Umſtände. Sie ſind alle Mohamedaner, aber äuſſerſt unwiſſend, und ihr Gottesdienſt iſt mit Spuren des Chriſten- und Heidenthumes vermiſchet. Hie und da findet man auch noch Grabſteine mit chriſtlichen Inſchriften, welche wahrſcheinlicherweiſe Ueberbleibſel aus den Zeiten des byzantiniſchen Kaiſerthums ſind. Ihre Khane und Murſen haben nicht alle gleiche Gewalt, manche herrſchen deſpotiſch, manche aber ſind keinen Augenblick für Abſetzung und Ermordung geſichert.

II.
Lesgiſtan und terekemiſche Tatarey.

Lesgiſtan liegt im öſtlichen Kaukaſus, vorzüglich an der Südſeite des Hauptgebirges, und beſteht aus vielen Bezirken, welche eigene Fürſten haben.

Die Truchmenen oder terekemiſchen Tatarn, welche ehedem Turkomanen hießen, wohnen an der Oſtſeite des kaſpiſchen Meeres, zum Theil in Derbent, Schirwan, und weiter unter perſiſcher Herrſchaft. Sie ſind unvermiſchte Tatarn, und nomadiſiren als Schutzverwandte Rußlands. Sie theilen ſich in zwey Horden, von denen jede ihren beſondern Khan hat. Beyde beſitzen viele Pferde, Schafe, Ziegen, Kamele und Hornvieh. Die Handwerker und Künſtler ſind unter ihnen geſchickter als bey andern Nomaden.

Dies ſind die wichtigſten Nachrichten, welche ſich von dieſen ſowohl, als den kleinern katariſchen Staaten Diketien, Alanien, Kaballa, Swanetien, Raſcha, und andern geben laſſen. Alle dieſe Gegenden werden theils zu wenig beſucht, theils unterſcheiden ſie ſich nebſt ihren Bewohnern zu wenig von einander, als daß man weitläuftiger von ihnen ſprechen könnte.

IX.

Aſiatiſches Südindien.

Nachdem ſchon alle andre Gegenden der Erde entdeckt, und zum Theil auch häufig beſucht waren, erlangten die Europäer erſt nach und nach durch mehrere wiederholte Reiſen, die Kenntniß der Länder, von deren einigen wir hier eine kleine Beſchreibung liefern wollen. Noch iſt dieſe Kenntniß ziemlich unvollſtändig, und man kennt immer nur die Küſten der Inſeln, welche unter dem Namen Südindien, Auſtralien, oder auch Polyneſien begriffen werden. Die Erdbeſchreiber haben einen fünften Welttheil aus dieſem Südindien gemacht, da aber dergleichen Abtheilungen meiſt willkührlich ſind, und einige wenige ausgenommen, die übrigen Inſeln alle nur geringen Umfang haben, der ſie nicht zu der Benennung eines fünften Welttheils zu berechtigen ſcheinet, ſo wollen wir die ſüdindiſchen Inſeln ſo theilen, daß wir den Theil, welcher Aſien am nächſten liegt, hier beſchreiben, den andern aber bey Amerika mitnehmen. Allgemeine Vorkenntniſſe.

Südindien beſteht alſo nicht aus einem Stück zuſammenhängenden Landes, wie die andern vier Erdtheile, ſondern aus theils größern, theils kleinern Inſeln, welche auf dem zwiſchen Aſien und Amerika befindlichen ſtillen Oceane zerſtreut herum liegen. Man rechnet dazu:

1) Neu=Holland
2) Neu=Guinea
3) Neu=Brittannien

4) Die

4) Die Admiralitätsinſeln
5) Neu=Kaledonien
6) Neu=Seeland
7) Die Neu-Hebridiſchen Inſeln
8) Die Charlotteninſeln
9) Die freundſchaftlichen Inſeln
10) Die Harveysinſeln
11) Die Geſellſchafts= oder Societäts-inſeln
12) St. Georgs= und Palliſerinſeln
13) Die Markeſasinſeln
14) Die Oſter= und Pfingſtinſeln
15) Die Sandwichsinſeln.

Alle dieſe Inſeln (denn die neueſten engliſchen Entdeckungen haben gelehret, daß es Inſeln ſind, und gegen den Südpol zu weiter kein großes, feſtes Land befindlich iſt,) liegen theils im heißen, theils im gemäßigten Erdſtriche. Sie wurden nicht auf einmal, ſondern ſeit beynahe zweyhundert Jahren von den Spaniern, Franzoſen, Engländern und Holländern entdecket. Alle dieſe Nationen waren nämlich von dem Daſeyn eines ſüdlichen feſten Landes eingenommen, welches an Schätzen und Reichthümern allen andern Ländern der Erde vorzuziehen ſeyn ſollte. Nicht die Bereicherung unſers Ideenkreiſes, ſondern die Bereicherung der Schatzkammern war ehedem die Quelle der Entdeckungsreiſen, und alſo ſtrebte alles, dieſes ſo ſehnlich gewünſchte Land zu entdecken. Jeder Seefahrer ſchmeichelte ſich mit den kühnſten Hoffnungen, aber alle wurden ſie von den ungeheuern Eisfeldern, welche wie im Norden, ſo im Süden auf unſrer Erdkugel befindlich ſind, in ihren Unternehmungen geſtöret, und alles was ſie entdeckten, waren entweder Inſeln, welche nichts weniger als Gold und Diamanten

ten enthielten, oder Küſten, welche die allgemeine Erwartung eben ſo wenig zu befriedigen im Stande waren. In unſerm Jahrhundert endlich fiengen die Monarchen Europens an, auch auf die Vervollkommnung der menſchlichen Kenntniſſe zu denken. Englands Könige vorzüglich wendeten in dieſer Abſicht unſägliche Koſten auf, und ihren Seefahrern, vorzüglich dem berühmten Cook, und ſeinen Begleitern Banks, Solander und Forſter verdanken wir das meiſte von dem, was wir von Südindien wiſſen.

Ob die Inſeln des Südmeers ehedem ein einziges großes, feſtes Land ausgemacht haben, das durch irgend eine Revolution der Erde von einander geriſſen worden iſt, ob ſie (die kleinern wenigſtens wie die Inſel Kameni im Archipelag) aus dem Schooße des Meeres empor gekommen, oder endlich, ob ſie von der ſchöpferiſchen Hand der Natur, gleich bey Bildung der Erde, in ihrer jetzigen Geſtalt ihren Platz angewieſen bekommen haben? dies iſt eine Frage, welche ſich blos durch Muthmaßungen, die auſſerhalb der Gränzen unſers Zweckes liegen würden, beantworten läßt. Einige dieſer Inſeln ſcheinen die Gipfel eines unter dem Meere hinſtreichenden Gebirges zu ſeyn, viele haben ſelbſt hohe Berge, und mehrere dieſer Berge ſind Volkane.

Obgleich die meiſten dieſer Inſeln unter einem angenehmen Himmelsſtriche liegen, ſo ſind ſie doch nicht gleich angenehm und fruchtbar. Einige ſind kaum mit etlichen Moosarten, und einer ſparſamwachſenden Pflanze begabet, andre prangen mit den herrlichſten Gewächsarten, mit immergrünenden, mit den köſtlichſten Früchten bedeckten Bäumen. Die Thierarten ſchränken ſich allenthalben nur auf wenige Gattungen ein, blos die Vögel und

Fiſche ausgenommen. Schweine, Hunde, wilde Katzen Känguruhs, Fledermäuſe, Ratten, und verſchiedene Robbenarten ſind die einzigen Säugthiere, welche bisher in Südindien entdeckt worden ſind. Weit beträchtlicher iſt die Anzahl und die Verſchiedenheit der Vögel, wohin unter den bekannten Arten, Hühner, Papagoien, Tauben, Enten, Raben, Sturmvögel und Spechte gehören. Von Amphibien hat man noch nichts als Schildkröten, Eidechſen und Waſſerſchlangen gefunden. Dafür iſt das Südmeer deſto reicher an Fiſchen, welche größtentheils eine ſehr geſunde und wohlſchmeckende Speiſe ſind; weniger Inſekten aber, als die Südländer hervorbringen, wird man ſchwerlich anderwärts finden, Neu-Holland und Neu-Kaledonien ausgenommen.

Eben dieſe beyden letztern Länder, nebſt Neu-Guinea, ſind dafür wieder am allerſchwächſten bevölkert, ohngeachtet ſie bey weitem die größten der Südländer ſind. Die Geſellſchaftsinſeln, die freundſchaftlichen und die Markeſasinſeln haben die mehreſten, und auch die wohlgeſtalteſten Bewohner, dahingegen Neu-Holland die häßlichſten unter allen hat.

Auch die Kultur iſt auf den kleinern Inſeln zu einer weit beträchtlichern Höhe geſtiegen. Schon die Neu-Seeländer treiben mit gutem Erfolge Ackerbau, auf den Geſellſchafts- und freundſchaftlichen Inſeln findet man überall Spuren des größten Fleißes, Pflanzfelder, Zierlichkeit in den Gebäuden, Verſtand in Verarbeitung der Landesprodukte zu nützlichen Manufakturwaaren und Reinlichkeit, Artigkeit, nnd einen hohen Grad der Civiliſirung in dem häuslichen und geſelligen Leben. Auch die Staatsverfaſſung iſt hier zwar nicht durch

feine,

feine, oft kaum merkliche Fäden aneinander geknüpfet, doch aber weit vorzüglicher als in den übrigen Südländern, wo Befriedigung der thieriſchen Bedürfniſſelfaſt allein das ganze Band ausmachet, welches Menſchen mit Menſchen vereiniget. Grauſamkeit und andre gemeinſchädliche unmoraliſche Handlungen, darf man die Bewohner der Südlander nur wenig beſchuldigen. Die europäiſchen Reiſenden rühmen die Menſchlichkeit und Gaſtfreyheit der meiſten dieſer Jnſulaner, und beſchweren ſich blos über einige kleine Diebſtähle, die man dieſen Leuten aber nicht ſo hoch anrechnen darf.

Die Bewohner Neu-Seelands ſind ſchon wilder, ſie freſſen das Fleiſch ihrer Feinde, und zeigen in ihrem ganzen Betragen ungleich weniger Sanftheit, als die übrigen Jnſulaner. Die Neu-Kaledonier, Neu-Guineer und Neu-Holländer ſtehen allen andern Südländern, ſo wie an Aufklärung, ſo auch an moraliſchen Vorzügen nach.

Die nähern Nachrichten über die Südländer, ihre Bewohner und deren Kultur wird dieſer und der letzte Theil unſers Werkes enthalten. Hier werden wir blos von Neu-Holland, Neu-Guinea, Neu-Brittanien, den Admiralitätsinſeln Neu-Kaledonien und den Neuen Hebriden handeln, die Beſchreibung der übrigen Jnſeln aber, welche Amerika näher als Aſien liegen, werden wir als einen Anhang zu Amerika liefern.

I.

Neu-Holland.

Neu-Holland, oder wie Kapitän Cook die öſtliche Küſte deſſelben genannt hat, Neu-Südwallis iſt die größte aller ſüdindiſchen Jnſeln, und

da ihr Flächeninhalt auf hundert drey und vierzigtauſend Quadratmeilen angegeben wird, ſo iſt ſie nicht viel kleiner als das ganze Europa, welches hundert ein und ſiebenzigtauſend dergleichen Meilen befaſſet. Südwärts iſt das Land flach und niedrig, nach Norden zu aber wird es immer bergigter, nirgends aber ſo ſehr, daß es ordentlich gebirgigt genennt werden könnte. Die Fruchtbarkeit iſt nicht ſehr groß, wenn der Boden gleich an wenig Orten kahl, ſondern überall mit ſchönem fetten Graſe bedeckt iſt. Rings um die Bayen her, ſind die Geſtade wohl auf eine Meile weit ins Land hinein, voll Mangrovebäume, die in einem fetten, ſchlammigen Boden wachſen. Weiter ins Land hinein, ſoweit nämlich Europäer gekommen ſind, nimmt der Boden immer eine anmuthigere Geſtalt an, auch ſcheint er ſehr gut bewäſſert zu ſeyn, vorzüglich durch eine Menge kleine Bäche und Teiche, denn große Flüſſe hat man in dieſem Lande gar nicht entdecket, ohngeachtet die Küſten ziemlich genau unterſuchet worden ſind.

Die bisher entdeckten Produkte dieſes großen Landes, ſind nur von geringer Anzahl. Man hat nur zwey Baumarten gefunden, deren Holz zur Zimmerarbeit tauglich zu ſeyn ſcheinet. Der eine dieſer Bäume iſt der höchſte von allen hier wachſenden Arten, er hat ſchmale Blätter, welche den Weidenblättern ſehr ähnlich ſehen, und aus ſeiner Rinde ſchwitzet ein Gummi, welcher ſehr viel Gleichheit mit dem Drachenblut hat. Die andre Gattung von Bäumen wächſt ſo gerade wie die Fichte, gleicht aber übrigens unſern Eichen, und giebt ein ſchweres, ſehr feſtes Holz. Von Palmbäumen fand man drey verſchiedene Arten, von denen zwey ſehr wohlſchmeckenden Palmkohl tragen, die dritte aber

Nüſſe

Nüſſe hervorbringt, welche, wie die Engländer erfuhren, als ein heftiges Brech- und Purgiermittel wirken. Auſſer dieſen giebt es noch verſchiedene kleine Bäumchen und Stauden, die in andern Erdtheilen gar nicht gefunden werden. Eines dieſer Bäumchen trägt eine den Kirſchen ähnliche Frucht, welche aber auſſer einer kühlenden Säure weiter keinen Geſchmack hat; ein andres bringt eine Art elende Feigen, und auf einem dritten wächſt eine Art purpurrother Aepfel, die ohngefähr den Geſchmack der Pflaumen haben. Von Pflanzen giebt es eine ungeheure Menge, ſo daß die engliſchen Naturforſcher in einer einzigen Bay, welche deswegen auch die botaniſche Bay genannt ward, auf vierhundert neue Arten derſelben fanden. Eßbare Pflanzen aber ſind nur wenige darunter; doch gehören dahin eine Art Bohnen, zwey Gattungen Yams, und etliche Pflanzen, welche mit dem Spinat, der Peterſilje, und dem Portulak eine entfernte Aehnlichkeit haben.

Unter den vierfüßigen Thieren dieſes Landes verdient der Känguruh die vorzüglichſte Stelle. Dieſes Thier iſt ſo groß als ein Schaf. Der Kopf, der Hals und die Schultern ſind im Verhältniß gegen die andern Theile des Leibes nur klein; der Schwanz iſt ſo lang als der Leib, und an Geſtalt einem Rattenſchwanze nicht unähnlich. Die Vorderfüße ſind über die Hälfte kürzer als die Hinterfüße; wenn es ſich daher von einem Ort nach dem andern hin bewegen will, ſo hüpft es, ſtatt zu laufen, mit ſehr großen Sätzen, wobey es ſich immer aufrecht auf den Hinterfüßen hält, die Vorderfüße aber dicht an die Bruſt gebogen hat. Sein Haar iſt dunkel mausfahl, Kopf und Ohren aber ſind von Farbe ſchmutzig braungelb. Sein Fleiſch fanden die Engländer äuſſerſt wohlſchmeckend. Die-

ſes Thier iſt das einzige, welches in großer Menge da zu ſeyn ſcheinet. Ein andres Thier iſt der Opoſſum, welchen man ehedem blos für einen Bewohner von Amerika hielt, wo er auch umſtändlicher von uns beſchrieben werden ſoll; ferner der Quoll, eine Art Iltis, braun von Farbe, mit weiß geſprengt, und einem ganz weißen Bauche, eine Art wilde Katzen und ſtrohgelbe Hunde, welche die einzigen zahmen Thiere Neu-Hollands zu ſeyn ſcheinen. Fledermäuſe giebt es verſchiedene Arten, unter andern eine, welche ſo groß als ein Rebhuhn iſt. Von Seevögeln fanden die Engländer verſchiedene Arten von Gänſen, Meerraben, Bubys oder Tölpel, Reiher, Enten, Courlieus, welche lange krumme Schnäbel und lange Beine haben, und grau mit rothen und ſchwarzen Flecken gezeichnet ſind, ſehr große Pelikane und andre mehr. Die bemerkten Landvögel ſind Raben, Papagoien, Kakadus von zweyerley Arten, von denen die eine weiß, die andre aber ſchwarz gefiedert iſt, Tauben in ungeheurer Menge, Wachteln, Trappen, Falken, Adler und viele kleine zum Theil ſehr angenehme Geſangvögel. Die See an den Küſten iſt ungemein fiſchreich, die wenigſten der hieſigen Fiſcharten aber ſind in Europa bekannt, zwey derſelben werden für giftig gehalten, von denen die eine der bey Sina bemerkte O-ka-o iſt. Von ganz beſondrer Art iſt ein kleiner Fiſch, welcher vorn an der Bruſt zwey ſehr ſtarke Floßfedern hat, vermittelſt welcher er auf trockenem Lande ſo hurtig als ein Froſch davon hüpfen kann. An manchen Orten iſt der ganze Boden des Meeres mit Krebſen gleichſam bedecket, von denen zweyerley Gattungen entdeckt worden ſind. Die eine von Farbe völlig Ultramarin blau, und der Unterleib ſchneeweiß, die andre nur an den Gelenken und Füßen blau, übrigens aber braungeflecket. Schildkröten giebt es in Menge, von denen viele drey-

hundert

hundert und mehr Pfund wiegen, auch Meerſchnecken, von deren einer das Fleiſch zwanzig Pfund wiegt, ſind nicht ſelten, und die Felsbänke ſind reichlich mit Auſtern und Perlmuſcheln beſetzet. In den Buchten hat man auch die Art kleine Krokodille, welche in Amerika Alligators genennt werden, gefunden. Was endlich die Inſekten und kriechenden Thiere betrift, ſo hat Neu-Holland verſchiedene, nicht unmerkwürdige Gattungen derſelben. Dahin gehören einige Arten Schlangen, die zum Theil ſehr giftig ſind, ferner Skorpionen, Tauſendfüße und mehrere Eidechſenarten. Schmetterlinge giebt es auſſerordentlich viel, ſo daß ſie auf einem Fleck, der kaum etliche Acker beträgt, nicht allein zu Tauſenden herumfliegen, ſondern auch alle herumſtehende Bäume bedecken. Am merkwürdigſten ſind die Ameiſen, von denen es verſchiedene Gattungen giebt, die einer kurzen Beſchreibung nicht unwürdig ſind. Die erſte Art iſt den oſtindiſchen weißen Ameiſen faſt vollkommen ähnlich. Dieſe Thiere haben zweyerley Wohnungen, eine, welche an den Aeſten der Bäume hängt, die andre, welche auf der Erde angelegt iſt. Die erſten ſind ohngefähr drey bis viermal ſo groß als ein Mannskopf, und aus einer zerbrechlichen Subſtanz bereitet, die aus Theilchen verſchiedener Pflanzen zuſammengeſetzt ſcheinet, welche durch eine harzartige Materie, die ſie wahrſcheinlicherweiſe aus ihrem Körper ziehen, an einander befeſtigt ſind. Zerbricht man dieſe äuſſere Rinde, ſo findet man eine Menge kleine Zellen, welche in mancherley Richtungen, ſchief und gerade durch einander herum gehen, und alle mit Ameiſen angefüllt ſind. Aus dieſen Zellen können ſie von einem Neſte zum andern, und von den Neſtern herab, vermittelſt eines breiten bedeckten Weges zu der untern Wohnung kommen. Dieſe untere

tere Wohnung iſt gemeiniglich an der Wurzel eines Baumes, in Geſtalt eines umgekehrten Kegels aufgeführet, der oft über ſechs Fuß hoch iſt. Die äuſſere Seite dieſer Erdneſter beſtehet aus einem wohlverarbeiteten Thon, und inwendig ſind ſie ebenfalls voll kleiner Zellen. Eine andre Art fanden die engliſchen Naturforſcher in der Wurzel einer Pflanze, welche, wie die Eichenmiſtel aus der Rinde des Baumes heraus wächſt, und welche gänzlich von ihnen ausgehöhlt wird. Viele dieſer Wurzeln ſind nicht größer als Haſelnüſſe, demohngeachtet aber bewohnet. Dieſe Ameiſen ſind nur halb ſo groß, als die gemeine Art in Europa, und ihr Stich iſt nicht ſehr empfindlich. Die dritte Art iſt ganz ſchwarz, und wohnt inwendig in den Aeſten eines gewiſſen Baumes. Dieſe Ameiſen machen den ganzen Baum, bis an das Ende der dünnſten Zweige, durchaus hohl, und demohngeachtet bleibt er eben ſo geſund und grünend, als ob er ſein völliges Mark noch hätte. Noch giebt es grasgrüne Ameiſen, welche auf Bäumen wohnen, und ſich Neſter von verſchiedener Größe, und ſehr künſtlicher Bauart verfertigen. Sie beſtehen nämlich aus mehrern Baumblättern, deren jedes eine Hand breit iſt, und welche ſie an den Spitzen ſo an einander kleben, daß das Neſt ohngefähr die Geſtalt eines Beutels erhält. Der Stich derſelben iſt ſo wie der ſchwarzen, äuſſerſt empfindlich.

So groß dieſes Land auch iſt, ſo iſt ſeine Bevölkerung doch nur ſehr unbeträchtlich, und die Bewohner deſſelben gehören zu den armſeligſten aller Menſchengattungen, die man in der Südſee gefunden hat. Die Europäer haben zwar zur Zeit noch nur von den Küſten des Landes einige Kenntniſſe, allein eben dieſe Küſten waren äuſſerſt ſchlecht bevöl-

bevölkert, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der innre Theil des Landes noch weniger Einwohner hat, denn ohne Ackerbau würden dieſe Leute ihren Unterhalt gar nicht finden, und bey den Küſtenbewohnern findet man auch nicht die mindeſte Spur von demſelben. Die Engländer machen folgende Schilderung von ihnen: Die Männer (denn Weiber ließen ſich nur von weitem ſehen) ſind von Mittelgröße, wohlgebildet, ſtarkgliedrig und in ihren Bewegungen gewandt und hurtig. Ihre Geſichtsbildung war nicht ohne Ausdruck, und ihre Ausſprache ſo ſanft, daß ſie faſt unmännlich genannt werden konnte. Ihr ganzer Leib war ſo ſchmutzig, daß ſie beynahe ſo ſchwarz als Neger ausſahen, und ihre eigenthümliche Farbe kaum zu beſtimmen war, doch ſchien ihre Haut urſprünglich von rothbrauner Farbe zu ſeyn. Sie haben weiße ebene Zähne, und ſchwarzes langes Haar, das ſie aber kurz zu ſengen pflegen. Ihre Bärte ſind von eben der Farbe, buſchigt und ſtark, ſie laſſen ſie aber ſelten über die Länge eines Fingers wachſen, und mögen ſie gleich den Kopfhaaren mit Feuer abſengen. Beyde Geſchlechter gehen ohne alle Bekleidung, und ihr vornehmſter Putz beſteht darinnen, daß ſie die Scheidewand zwiſchen den beyden Naſenlöchern durchbohren, und einen Knochen hindurch ſtecken, welcher eines guten Fingers dick, und fünf bis ſechs Zoll lang iſt, ſo daß er queer über das ganze Geſicht reichet, und ſie den Mund weit aufgeſperrt halten müſſen, wenn ſie Othem ſchöpfen wollen. Auſſer dieſer ſo unbequemen als häßlichen Zierrath tragen ſie auch Halsbänder, die aus an einander gereiheten Muſcheln beſtehen, Armbänder von kleinen Schnüren, und einen aus Menſchenhaar geflochtenen Faden um den Unterleib. Auch bemahlen ſie ſich mit weißer und rother Farbe. Von der letztern

pflegen ſie große Flecken auf Schultern und Bruſt zu ſchmieren, und die weiße tragen ſie in ſchmalen und breiten Streifen auf, von denen die ſchmalen über die Arme und Beine, die breiten aber über den Leib herablaufen. Von der weißen Farbe machen ſie ſich auch Flecke ins Geſicht, und einen Kreis um die Augen. Alle dieſe Zierrathen hielten ſie ſo hoch, als ob es die größten Reichthümer wären, und die Engländer konnten ſie nicht bewegen, ihnen auch nur das Mindeſte davon zu überlaſſen. Ueberhaupt war ihre Gleichgültigkeit gegen alles, was ſie ſahen, Lebensmittel ausgenommen, über alle Erwartung, und ſtatt daß andre mit europäiſchen Waaren unbekannte Völker den Eigenthüthümern immer etwas davon zu entwenden bemüht ſind, legten dieſe die Kleinigkeiten, welche ihnen die Engländer geſchenkt hatten, als unnütze Dinge auf einen Haufen zuſammen.

Beſtändige Wohnſitze ſcheinen die Einwohner von Neu-Holland nicht zu haben, wenigſtens ſahen die Engländer, ſo weit ihre Augen reichten, nichts was einem Dorfe ähnlich geweſen wären. Ihre Hütten ſind die elendeſten, in welchen ein menſchliches Geſchöpf ſeine Wohnung aufſchlagen kann, und meiſt kaum ſo hoch, daß ein Mann aufrecht darinnen zu ſitzen im Stande iſt. Sie beſtehen aus beugſamen Baumzweigen, die ohngefähr eines ſtarken Fingers dick ſind: dieſe werden bogenförmig gekrümmet, mit beyden Enden in die Erde geſteckt, und alsdann mit Blättern oder großen Stücken Baumrinde bedecket, ſo daß die ganze Wohnung, der äuſſern Geſtalt nach, mit einem Backofen die größte Aehnlichkeit hat. An dem einen Ende iſt ein großes Loch, welches die Thüre ausmachet, und welchem gegenüber das Feuer angezündet wird.

Gegen

Gegen Norden ins Land hinauf wurden dieſe elenden Löcher noch ſchlechter; keines war über vier Fuß lang, und die eine Seite war völlig offen. Dieſe Hütten erbauen ſie ſich da, wo ſie ihrer für ihren jetzigen Aufenthalt bedürfen, weil ſie nicht länger, als ſie Lebensmittel haben, an einem Orte verbleiben, und wenn ſolche ſeltener werden, weiter ziehen. Wie die Hütten ſind, von eben ſo dürftiger Beſchaffenheit iſt auch der Hausrath, denn dieſer beſteht blos in einer Art länglichtrunder, von Baumrinde verfertigter Gefäße: die beyden äuſſern Ende der Rinde aber ſind mit Ruthen zugebunden. Auſſer dieſem Gefäß, das ihnen vielleicht zum Waſſerſchöpfen dienet, haben ſie einen kleinen Sack, ohngefähr ſo groß als ein kleines Handnetz, welcher aus einer Art Gras netzförmig geflochten iſt, und den ſie gemeiniglich an einer dünnen Schnur auf dem Rücken tragen. Er enthält meiſtentheils ein paar Stückchen Schminkfarbe, etwas Harz, etliche Angelhaken von Muſchelſchale, Spitzen für Wurfſpieße und ihren übrigen Putz in ſich. Ihre Angelhaken ſind ſehr ſauber gearbeitet. Die Schildkröten fangen ſie mit einem eigenen Werkzeuge, welches von Holz, einen Fuß lang, und mit ſtarken Widerhaken verſehen iſt. Zu dieſem Werkzeug gehört ein Stecken, ſo dick als der Vorderarm am Handgelenke, und ſieben bis acht Fuß lang, deſſen unteres Ende bis auf eine gewiſſe Tiefe zylinderförmig ausgehöhlt iſt, in welche Oeffnung das vorgedachte Werkzeug hinein paſſet. Nun haben ſie eine drey bis vier Klafter lange Schnur, von welcher das eine Ende an den Stecken, das andre an das darein geſteckte Werkzeug gebunden wird. Wenn das Thier nun getroffen iſt, bleiben die Widerhaken ſtecken, der Stecken aber fährt hinweg, und dient, da er an die Schnur befeſtigt, und aus

einem leichten Holz gemacht iſt, zu einem Anzeigen, wodurch ſie der Schildkröte ſolange nachſpüren können, bis ſie dieſelbe einholen und ans Land bringen. Die Schnuren ſind von verſchiedener Dicke, und beſtehen gleich den Angelſchnuren aus den Faſern einer Pflanze.

Fiſche ſind ihre vorzüglichſte Nahrung, und die einzige Pflanze, die man als ein wirkliches Nahrungsmittel anſehen kann, iſt die Yamwurzel, wiewohl ſie auch ohne Zweifel die verſchiedenen Baumfrüchte ihres Landes eſſen mögen. So viel ſich vermuthen läßt, eſſen ſie keine Fleiſchart roh, ſoudern röſten es entweder auf Kohlen, oder backen es, vermittelſt heis gemachter Steine. Die Neu-Holländer, welche die Engländer ſahen, hatten auch beſtändig einige Blätter im Munde, welche dem Anſchein nach von einer Art Betel waren.

Feuer wiſſen ſie in der größten Geſchwindigkeit hervorzubringen, und, ſo weit ſie wollen, auszubreiten. Zu dieſem Ende nehmen ſie zwey Stücken dürres, weiches Holz, von denen das eine rund, das andre flach iſt. Das runde machen ſie an dem einen Ende etwas ſpitzig, ſtellen es alsdann mit dieſer Spitze auf das andre Stück, und drehen es dann ſo geſchwind ſie können, kreisförmig herum. In weniger als zwey Minuten fängt dann das Holz an zu glimmen, und dann iſt ihnen ein kleiner Funken genug, das größte Feuer im vollen Laufe hervorzubringen. Sie nehmen dann einen Funken, wickeln ihn in eine Hand voll dürres Gras, und fangen aus Leibeskräften an zu laufen: ſobald nun das Gras brennt, bücken ſie ſich, legen es nieder, wickeln einen neuen Funken ein, und wiederholen dieſes Experiment ſo lange, bis eine ganze große Strecke in vollen Flammen ſteht. Auf dieſe

Art

Art zündeten ſie einmal das Gras an, als ihnen die Engländer keine Schildkröten geben wollten, und die Flamme ward ſo heftig, daß die Waldungen auf den benachbarten Bergen alle in Brand geriethen.

Die Waffen der Neu-Holländer beſtehen in Spießen oder Lanzen, von denen ſie verſchiedne Arten beſitzen. Einige haben vier Zacken, deren jede mit einer Spitze von Knochen, und dieſe wieder mit Wiederhaken verſehen iſt. In dem nördlichen Gegenden hat die Lanze nur eine Spitze. Der Schaft beſteht aus Rohr, und wird von acht bis vierzehn Fuß lang gemacht, beſteht aber nicht aus einem einzigen Stück, ſondern iſt aus mehrern Abſätzen zuſammen gefügt, die einer in den andern geſteckt, und dann feſt gebunden werden. Die Spitzen ſind theils aus einem harten, ſchweren Holze, theils aus Fiſchknochen gemacht, und ſtatt der Wiederhaken, kleinere Gräten oder ſcharfe Stücken von zerbrochnen Muſchelſchalen daran befeſtigt. Eine ſolche Lanze iſt in der That ein ſehr fürchterliches Gewehr, und wenn ſie einmal eingedrungen iſt, ſo kann man ſie nicht wieder aus der Wunde reißen, ohne das Fleiſch mit zunehmen, oder gar zu verurſachen, daß die Splitter der Gräten und Muſchelſchalen in der Wunde zurückbleiben. Die Neu-Holländer wiſſen dieſe Lanzen mit eben ſoviel Stärke als Geſchicklichkeit zu ſchleudern, und können ſechszig Fuß weit aus freyer Hand damit werfen. Wenn ſie noch weiter werfen wollen, ſo bedienen ſie ſich eines ebenen glatten Steckens, von glattem, röthlichtem Holze, welcher zween Zoll breit, einen halben Zoll dick, und drey Fuß lang, und an deſſen einem Ende ein kleiner Haken, an dem andern aber ein ohngefähr drey bis vier Zoll langes Querholz befindlich iſt. Der am vorderſten Ende befind-

liche Haken greift in eine kleine Fuge oder Rinne ein, die zu dieſem Behuf am Schaft der Lanze, nicht weit von der Spitze eingeſchnitten iſt, und aus welcher er auf den geringſten Stos leicht herausfähret. Wenn die Lanze der Länge nach auf dieſe Maſchine gelegt, und durch den Haken in der gehörigen Richtung feſt gemacht wird, ſo legt ſie derjenige, welcher ſie werfen will, über ſeine Schulter, und wirft ſowohl die Lanze als den Wurfſtock aus allen Kräften; da aber der leztre, vermittelſt des Queerholzes, welches wider die Schulter fährt, aufgehalten wird, ſo fliegt die Lanze mit der größten Geſchwindigkeit fort, und ſo gerade nach dem abgezweckten Ziele, daß ſie auf hundert und funfzig Fuß weit viel richtiger trift, als wir mit einer Kugel zu thun vermögen. Auſſer dieſen Lanzen haben ſie Schilder von Baumrinde verfertigt, auch glaubten die Engländer in der Ferne, Pfeile und Bogen bey einem Manne zu erblicken.

Die Kähne der Neu-Holländer ſind ſo ſchlecht als ihre Hütten: am Südtheile der Küſte beſtehen ſie blos aus einem Stück Baumrinde, das ohngefähr zwölf Fuß lang, an den Enden zuſammengebunden, und in der Mitten durch kleine Stecken aus einander getrieben wird. Im ſeichten Waſſer werden dieſe elenden Fahrzeuge mit Stangen fortgeſtoßen, und wo es tiefer iſt, gebrauchen ſie flache Ruder, welche ohngefähr achtzehn Zoll lang ſind, und von denen der Schiffer in jeder Hand eines hält. Die Bequemlichkeit dieſer Kähne beſteht darinnen, daß ſie nicht tief im Waſſer gehen, und ſo leicht ſind, daß man damit bis auf die ſeichteſten Schlammbänke hinkommen, und Schalenfiſche aufleſen kann. Gegen Norden haben die Kähne ſchon ein beſſeres Anſehen, denn dort beſtehen ſie

nicht

nicht aus Baumrinde, ſondern aus Baumſtämmen, welche vermuthlich durch Feuer ausgehöhlt ſind. Dieſe Kähne ſind ohngefähr vierzehn Fuß lang, aber ſehr ſchmal. Sie werden mit langen flachen Rudern fortgetrieben, die von der gewöhnlichen und gehörigen Größe ſind, ſo daß der Ruderer mit beyden Händen daran arbeiten muß. Wie ſie die Bäume dazu fällen und ſonſt bearbeiten, iſt unbekannt, weil die einzigen Werkzeuge, welche man bey ihnen gefunden hat, ſteinerne elende Beile und Keile, und hölzerne Hämmer ſind.

In der Gegend dieſes großen, noch wenig bekannten Landes, liegen die Kumberlands, Franklands und andre Inſeln, welche theils bergigt, theils flach, theils öde, theils mit Menſchen bewohnt ſind, die ſich durch nichts in ihrem Aeuſſern von den Neu-Holländern unterſcheiden. Auf einer dieſer Inſeln fanden die Engländer ein ungeheuer großes Vogelneſt, welches mit langen dünnen Knüppeln auf der Erde erbaut war, und ſechs und zwanzig Fuß im Umkreiſe, zwey Fuß acht Zoll aber hoch war.

II.

Neu-Guinea.

Im Norden von Neu-Holland, von welchem ſie durch die Endeavours Straße getrennt wird, liegt die Inſel Neu-Guinea, nach Neu-Holland das größte unter allen im Südmeer gelegenen Ländern. Dieſes Land iſt vor mehr denn zweyhundert Jahren von den Spaniern entdeckt worden, die ihm entweder, weil ſie glaubten, daß es dem afrikaniſchen Guinea gerade gegen über liege, oder weil die Einwohner den Bewohnern jenes Landes gleichen,

chen, den Namen Neu-Guinea beylegten. Die Holländer haben die Küſten dieſer Inſel gleichfalls mehreremal beſucht, demohngeachtet aber iſt Neu-Guinea uns faſt noch unbekannter, als es Neu-Holland iſt. Alles, was man davon weiß, ſchränkt ſich vornehmlich auf folgendes ein.

Die Küſten dieſes Landes ſind meiſt mit einem dicht verwachſenen Walde bedecket, auch bringt es ſonſt noch Kokos, Brodfrucht, Plantanen und andre fruchtbare Gewächſe hervor, welche die Südſeeinſeln, Neu-Seeland und Neu-Holland mit einander gemein haben. Als Cook auf die Küſte dieſes Landes kam, widerſetzten ſich die Einwohner ſeiner Landung, und da er, um alles unnöthige Blutvergießen zu ſparen, von der Landung wieder abſtand, ſo ſind unſre Kenntniſſe über Neu-Guinea auch nicht weiter vermehrt worden. Dieſe Einwohner waren faſt von einerley Anſehen mit den Neu-Holländern, ohngefähr von derſelben Leibesgeſtalt, mit eben ſo kurzen Haaren; auch giengen ſie gleich jenen völlig nackend, die Farbe ihrer Haut aber ſchien nicht ſo ganz braun, wie jener ihre zu ſeyn. Sie hatten einen kurzen Stock, der wahrſcheinlicherweiſe ein hohles Rohr war, in den Händen, welches ſie etlichemal im Kreiſe herumſchwenkten, worauf man augenblicklich Feuer und Rauch herauskommen ſah. Was dieſes ſeyn mochte, konnten die Engländer nicht unterſcheiden. Auch hatten ſie eine Art leichter Wurfſpieße, vier Fuß lang, deren Schaft von Bambusrohr, die Spitze aber von Holz, und mit Wiederhaken reichlich verſehen war. Sie warfen dieſe Lanzen mit ſo großer Stärke, daß ſie bey den Engländern vorüber flogen, ohngeachtet dieſe auf hundert und achtzig Fuß weit von ihnen entfernt waren. Aeltere Reiſende wollen

len auch Spuren eines ordentlichen Landbaues auf der Küſte dieſes Landes wahrgenommen haben.

III.

Neu-Brittannien.

Nordwärts von Neu-Guinea lieget Neu-Brittannien, Neu-Jreland und Neu-Hanover, drey Jnſeln, welche wir hier unter dem gemeinſchaftlichen Namen, Neu-Brittannien, zuſammen nehmen wollen.

Die Küſte von Neu-Brittannien iſt meiſt felſigt, das Land aber hoch, bergigt und mit einer Menge Bäume, welche zum Theil ſehr hoch ſind, bedeckt. Vorzüglich bemerkt zu werden verdienen, der Muſkatenbaum, der Kokosbaum, Arekabaum, das Betelkraut, mehrere Arten Aloe, Rottings, Bambus und viele andre unbekannte Gewächſe. Jn den Wäldern giebt es allerhand Vögel, als Tauben, Dohlen, Papagoien u. a. m. Von vierfüſſigen Thieren hat man keine, als eine Art kleine, den Hunden ähnliche Thiere entdeckt, welche zu ſcheu ſind, als daß ſie gehörig hätten unterſucht werden können. Fiſche hat die See häufig, auch viele ſehr große Muſcheln, und von Jnſekten ſind Tauſendfüße, Skorpionen und Schlangen nicht ſelten. Die wenigen Einwohner gehören zu der elendeſten Klaſſe von Wilden.

Zwiſchen Neu-Brittannien und Neu-Jreland iſt die St. Georgs Straße, in welcher noch mehrere Eylande liegen. Neu-Jreland iſt ebenfalls bergigt, und hat mit der vorigen Jnſel ohngefähr dieſelben Produkte. Die Einwohner kamen in Kähnen, welche zierlich gebauet, ſchmal und auf neunzig Fuß lang waren, an das Schiff des engli-

ſchen

ſchen Kapitain Carteret. Sie waren gleich den Negern ſchwarz, ihr Haar war auch eben ſo wolligt, nur hatten ſie weder flache Naſen noch dicke Lippen. Sie giengen ohne alle Bekleidung, hatten aber einige wenige, aus Muſcheln verfertigte Zierrathen um die Arme und Beine befeſtigt. Sonderbar genug iſt es, daß man bey dieſen rohen Kindern der Natur einen Gebrauch fand, den unter uns die Mode geheiligt hat, den Gebrauch des Puders nämlich: denn ſie hatten ſich nicht nur die Wolle auf ihren Köpfen, ſondern auch die Bärte ſchneeweiß gepudert, welches gegen ihre übrigen ſchwarzen Figuren, einen ſonderbaren Kontraſt machte. Außer dieſer Kopfzierde hatten ſie noch eine andre, indem die meiſten von ihnen gerade über dem einen Ohr Federn ſtecken hatten, welche den Schwanzfedern eines gemeinen Haushahns vollkommen ähnlich waren. Ihre Waffen waren Spieße und lange Stangen, Bogen und Pfeile aber ließen ſie nicht ſehen. In ihren Kähnen lagen auch Fiſchernetze, welche ſehr künſtlich geſtrickt waren.

Von Neu-Ireland wird Neu-Hanover durch die Byronsſtraße geſchieden. Dieſe letztre Inſel iſt groß, und mit vielen fruchttragenden Bäumen bedeckt, zwiſchen denen man überall angebaute Felder gewahr wird. Weiter iſt Neu-Hanover noch nicht bekannt, ſo wenig als die in den beyden Straßen, und an den dortigen Küſten herumliegenden Inſeln.

IV.

Die Admiralitätsinſeln.

Nord-Weſtwärts von Neu-Brittannien liegt ein Archipelag von zwanzig bis dreyßig großen, und

und kleinen Eylanden, welche von ihren Entdeckern, den Engländern, die Admiralitätsinſeln benennt worden ſind, einzeln aber wieder verſchiedene beſondre Namen führen. Alle dieſe Inſeln, von denen eine ſo groß ſeyn ſoll, daß ſie für ſich allein ein beträchtliches Reich ausmachen würde, haben eine überaus angenehme Anſicht; das Land iſt allenthalben mit dem ſchönſten Grün bedecket, die Wälder ſind hoch und groß, mit dazwiſchen gelegenen Stellen, wo das Holz ausgereutet, das Land im Gegentheil aber angebaut iſt. Die Einwohner ſcheinen zahlreich, und weit kultivirter als in Neu-Irland zu ſeyn. Noch hat man nicht mit ihnen in freundſchaftliche Verbindungen treten können, denn als ſich das engliſche Schiff dee Küſte näherte, wurde es von einer Menge Kähne angefallen, aus denen die Wilden ihre Wurfſpieße aus aller Macht nach dem Orte auf dem Verdecke warfen, wo die Engländer am dickſten ſtanden. Sie waren auch ſo erbittert, daß ſie ſich nicht eher zum Rückzug bequemten, bis mit Muſketen unter ſie gefeuert, und einer von ihren Leuten getödtet ward. Darüber ſprangen die andern in großer Beſtürzung in die See, und ließen ihren Kahn im Stiche. Dieſer war vollkommen funfzig Fuß lang, dennoch aber einer der kleinſten von allen; er war ſehr plump aus einem einzigen Baume verfertigt, hatte aber eine Seitenrahme. Die Engländer fanden darinnen ſechs ſchöne Fiſche und eine Schildkröte, einige Yamwurzeln, eine Kokosnuß und einen Sack voll einer Art Pflaumen, die von ſüßem Geſchmack waren. Ferner zwey irrdene Töpfe, die weite Mündungen und kleine Handhaben hatten; auch lag eine beträchtliche Anzahl Matten in dem Kahne, deren ſich die Inſulaner als Segel und Schirmdächer gegen üble Witterung bedienen. Die Inſulaner wa-

ren von dunkler Kupferfarbe, hatten wolliges Haar, und waren nicht nur gepudert, ſondern auch noch mit weißen Streifen im Geſichte gemahlet.

Auf einer andern Inſel waren die Einwohner deſto friedliebender; ſie kamen ſogleich an Bord des engliſchen Schiffes, und unterſchieden ſich auch von den vorigen durch ihr äuſſeres Anſehen. Ihre Farbe war kupferfarben, auch hatten ſie langes, ſchwarzes Haar, angenehme Geſichtsbildungen, und weiße ebene Zähne. Sie waren von Mittelgröße, äuſſerſt gewandt und hurtig in ihren Bewegungen, und ſo freymüthig in ihrem ganzen Betragen, als ob ſie alte Bekannte der Engländer wären. Sie hatten wenigſtens einige Bekleidung, welche in einem Stück um den Unterleib gewundener Matte beſtand. Ihre Kähne waren aus einem hohl gemachten Baume, und die Seitenwände ordentlich von Bretern verfertigt. Einer von ihnen blieb freywillig auf dem engliſchen Schiffe, ſtarb aber auf den moluckiſchen Inſeln.

V.

Neu-Kaledonien.

Die große Inſel Neu-Kaledonien, welche auf der Oſtſeite von Neu-Holland und Neu-Guinea gelegen iſt, wurde im Jahr 1774 von den Engländern entdecket. Es iſt eines der unfruchtbarſten von den Südſeeländern, und der Boden in den mehreſten Gegenden nicht urbar. Da, wo die Engländer zuerſt landeten, war das Land mit einem weißlichten Graſe nur ſparſam bedecket; Buſchwerk war nirgends zu ſehen, auf den Bergen aber ſtanden hie und da einige einzelne Bäume, die meh-

mehrentheils weiße Rinde, und viele Aehnlichkeit mit unſern Weiden hatten. Am Fuß der Gebirge dehnte ſich eine ſchmale Ebene hin, in welcher hin und wieder Kokosbäume und Piſangs ſtanden. Auch in den meiſten andern Gegenden hatte das Land eine ſehr öde Geſtalt, entweder moraſtig und mit Manglebäumen überwachſen, oder ſo dürr, daß kaum ein paar magre Grasarten darinnen fortkommen können; auf den Bergen aber findet man an manchen Orten nicht einmal eines Zolls hoch Erde, ſondern den bloßen eiſenſchüßigen Glimmer, und große nackte Quarzſtücken. Doch wachſen Kokos, Feigen und andre Bäume, und die Bewohner von Neu-Kaledonien haben ordentliche Pflanzungen, welche mit Muſchelkalk gedüngt werden, und zum Theil eine große Mannigfaltigkeit von Pflanzen enthalten. So ſahen die Engländer eine, wo förmliche Alleen von Piſangs mit Yam und Arumwurzelfeldern, mit Zuckerrohr und andern Pflanzen abwechſelten, ſo, daß alſo dieſe Leute ſchon mehrere Fortſchritte in der Kultur gemacht haben, als alle diejenigen, von denen bisher die Rede geweſen iſt.

Wir wollen nun bey den übrigen wenigen Nachrichten von dieſer Inſel, den Nachrichten der erſten Entdecker folgen, und ſoviel möglich, ihre eignen Worte beybehalten: Als ſich die Engländer der Küſte näherten, ſahen ſie verſchiedene Kähne, welche zwey Segel, eines hinter dem andern führten, von welchen ihnen die Inſulaner, ſtatt wie auf mehrern andern Inſeln ſich drohend und feindſelig zu bezeigen, mit aller Freundlichkeit zuwinkten. Sie ſahen auch Hütten am Lande, welche kegelförmig, faſt wie große Bienenkörbe geſtaltet waren, und ſtatt der Thüre blos eine Oeffnung hatten. Sobald

das Schiff geankert hatte, kamen viele der Inſulaner ſogleich an Bord, und da die Engländer an das Land geſtiegen waren, begegneten ihnen die Einwohner völlig als Freunden. Dieſe Einwohner waren große, wohlgewachſene Leute mit ſchwarzen, beynahe wolligten Haaren, und von ſehr dunkler Kaſtanien-Farbe. Einige trugen das Haar auf dem Scheitel zuſammengebunden, andre ließen es blos an den Seiten wachſen, und hatten das übrige abgeſchnitten. Statt aller Kleidung trugen ſie blos eine Schnure um den Leib, an welcher ein kleines Stückchen braunes Zeug, aus der Rinde ihrer Feigenbäume verfertigt, befeſtigt war. Um den Hals hatten ſie eine andre Schnur, an welcher kleine kugelrunde Stückchen eines hellgrünen Steines hiengen. Einige trugen eine Mütze, welche bald wie eine Huſarenmütze ausſahe, aus einem Stücke groben ſchwarzgefärbten Zeug beſtand, und mit einem Buſch von allerhand Federn geſchmückt war. In den Ohrläppchen trugen ſie mehrere, aus Schildkrötenſchale verfertigte Ringe. Ihre Waffen beſtehen aus Keulen, Spießen und Schleudern. Die erſtern haben ſie von mancherley Geſtalten und aus verſchiedenen Holzarten gemacht, ſämmtlich aber kurz und kaum über drey Fuß lang. Die Speere ſind funfzehn bis zwanzig Fuß lang, und von ſchwarzem Holz, oder wenigſtens mit ſchwarzer Farbe angeſtrichen. Die zierlichſten haben in der Mitte einen Höcker, daran bisweilen eine Art von Menſchengeſicht ausgeſchnitzt iſt. Dieſe Speere werfen ſie vermittelſt eines kurzen Riemens, der an dem einen Ende einen Knoten, an dem andern aber einen Ring hat, und aus der rothen Wolle einer großen Fledermaus verfertigt wird. Die Schleudern beſtehen aus dünnen Schnüren, und die Steine, welche damit geworfen werden, ſind eine Art von weichem

chem Seifenſtein, länglicht geſtaltet, und an beyden Enden zugeſpitzt.

Die Weiber, welche die härteſte Arbeit verrichten müſſen, welche ſie an einer andern Stelle ſahen, waren von eben der Farbe wie die Männer, durchgehends plump gebauet, und durch ihre Tracht noch mehr verunſtaltet. Dieſe beſtand aus einem kurzen Rocke, der aus einer Menge an einen langen Strick befeſtigten Schnüre verfertigt war. Dieſer Strick ward mehreremal um die Hüften gewickelt, ſo, daß die kurzen Schnüren ſchichtweiſe über einander zu liegen kamen, folglich von der Mitte des Leibes an, gleichſam ein dichtes Strohdach ausmachten. Vor einer der räuchrigten Hütten, in welcher dieſe Weiber waren, lag ein irrdener Topf, welcher ohngefähr fünf Kannen halten mochte. Vor den Hütten lagen gewöhnlich zwey bis drey beyſammen, und zwar gewöhnlich unter hohen Feigenbäumen, deren Aeſte ſo dicht in einander verſchlungen waren, daß man den Himmel kaum durch das Laub erblicken konnte. Von Hausthieren bemerkte man nichts als Hühner von großer Art und ſchönen Federn, und überhaupt ſpürte man bey dieſen gutherzigen Leuten ſehr große Armuth, daher ſie auch den Engländern nur ſehr wenig Lebensmittel überlaſſen konnten. Vierfüßige Thiere kannten ſie gar nicht, daher kamen die Engländer auf einer dicht an der Küſte liegenden Inſel Balabia, als ſie von einem Rinderknochen aßen, in den Verdacht, als ob ſie Menſchenfreſſer wären, und die Neu-Kaledonier ließen ſich mit vieler Mühe bereden, etliche Schweine anzunehmen, mit welchen ihnen von den Engländern ein Geſchenk gemacht wurde.

Aus der Nachbarſchaft mit Neu-Holland, ſagt der Schriftſteller, aus dem wir dieſe Nachrichten gezogen haben, hätte man vermuthen ſollen, daß die Neu-Kaledonier mit den daſigen Einwohnern einerley Urſprung hätten, allein zwiſchen beyden iſt auch nicht die mindeſte Aehnlichkeit.

VI.

Die Neuen Hebriden.

Auf eben der Reiſe und in eben demſelben Jahre, in welchem Neu-Kaledonien entdeckt ward, wurde auch ein Archipelag von Inſeln entdecket, oder wenigſtens genauer bekannt, von denen ſchon ein ſpaniſcher Seefahrer Quiros, und ein franzöſiſcher Bougainville einige Nachrichten gegeben hatten, und welche die Engländer mit dem Namen der Neuen Hebriden oder Neu-Hebridiſchen Inſeln belegten.

Die erſte dieſer Inſeln, zu welcher die Engländer von Oſten her kamen, war Aurora-Eyland, welches Bougainville zuerſt entdeckt hatte, eine kleine, reichlich mit Palmbäumen beſetzte Inſel. Die Einwohner waren zum Theil vom Kopf bis auf die Bruſt ſchwarz gemahlt, giengen nackend, außer daß ſie einen Strick um den Leib, und etwas weiſſes auf dem Kopfe hatten. Nur einer von allen trug ein Stück Zeug wie ein Ordensband, von der einen Schulter zu der gegenüberſtehenden Hüfte, von da es in Geſtalt einer Scherfe um die Lenden geſchlagen war. Von Farbe waren dieſe Leute dunkelbraun, und mit Bogen und langen Pfeilen bewaffnet. Auf dem Abhange eines Hügels lag eine umzäunte Plantage, und an den Bäumen hatte ſich eine Menge Schlingpflanzen angerankt,

welche natürliche Guirlanden bildeten. Pfingſt-Eyland und die Inſel der Auſsätzigen, welche beyde Bougainville gleeichfalls entdeckt hat, liegen in demſelben Striche und dem Anſcheine nach leben ihre Bewohner vom Landbau. Von da kamen ſie an eine Inſel, von welcher ihnen die Einwohner mit grünen Zweigen ans Land zu kommen winkten, ob ſie gleich mit langen Spießen, Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, alſo auf Krieg und Frieden gefaßt zu ſeyn ſchienen. Dieſe Leute waren von auſſerordentlich ſchlankem Wuchs, dabey aber nicht gut geſtaltet. Arme und Beine waren gemeiniglich dünne und lang, die Farbe der Haut ſchwarzbraun, und die Haare ebenfalls ſchwarz und wie Wolle gekräuſelt. Sie hatten flache breite Naſen, eine kurze Stirn, und giengen nackend, ein Stück Zeug ausgenommen, welches um den Unterleib gewickelt war. Sie waren äuſſerſt geſchwäßig und fröhlich; auch begriffen ſie die Gebehrden der Engländer ſo ſchnell und richtig, als ob ſie ſchon lange mit ihnen umgegangen wären. Sie hatten Löcher in den Ohren und dem Naſenknorpel, durch welche ſie zur Zierde ein Stückchen Holz oder auch ein Stück weißen Selenit oder Alabaſter geſteckt hatten. Am Obertheil des Arms trugen ſie Armbänder von ſchwarzen und weißen Muſcheln, welche recht artig an einander gereihet waren. Ihre Bogen beſtanden aus dunkelbraunem Holze, und die Pfeile ſteckten in runden, von Blättern geflochtenen Köchern, und waren aus zween Fuß langen Rohrſtäben, die mehrentheils eine zwölf Zoll lange Spitze von Ebenholz hatten, verfertigt. Etliche dieſer Pfeile waren auch vergiftet. Auſſerdem hatten ſie noch Keulen, an einem dicken von Gras zuſammengedrehten Strick über die rechte Schulter hangen,

gen, welche ſehr ſauber gearbeitet und ſchön geglättet, aber nicht über dritthalb Fuß lang waren.

Die Weiber, welche die Engländer ſahen, waren klein von Statur, und von der unangenehmſten Bildung. Einige trugen Schürzen, welche von den Hüften bis auf die Knie reichten, andre aber blos eine Schnur um den Leib, an welche ein Strohwiſch gebunden war. Einige hatten ſich das Haar mit gelbem Puder beſtreuet, andre hatten ſich das Geſicht, und noch andre den ganzen Körper damit beſtrichen. Dieſe gelbe Schminke machte den ganzen weiblichen Staat aus, andres Putzwerk ſchien blos den Männern erlaubet zu ſeyn.

Ihre Hütten waren bloße Strohdächer von Palmblättern, die auf einigen Pfoſten ruheten, aber ſo niedrig waren, daß man nicht aufrecht darunter ſtehen konnte. In der Nachbarſchaft derſelben liefen zahme Schweine und zahmes Federvieh im Graſe herum.

Dieſe Inſel hat der Spanier, Quiros, **Manicolo** genennt; die Einwohner aber nennten ſie **Mallicolo**. Im Innern des Landes liegen groſſe, mit Wald bedeckte Berge, aus denen gute Quellen und Bäche entſpringen mögen. Der Boden iſt fruchtbar, und es ſchien alles in demſelben ſehr gut zu gedeihen. Kokosnüſſe, Brodfrucht, Piſangs, Arumwurzeln, Kurkuma und Orangen fanden die Engländer häufig. Von vierfüßigen Thieren entdeckte man nichts, als die zahmen Schweine, Vögel aber gab es in Menge, und zum Theil von ganz unbekannten Arten. Die Einwohner, deren Anzahl ohngefähr auf funfzigtauſend geſchätzt wird, wohnen auf den freyen Plätzen der ungeheuern Waldung, welche die ganze Inſel bedecken.

decken. Sie müſſen, wie ihre Bildung, Sprache und Sitten beweiſen, von ganz andrer Abkunft ſeyn, als die Bewohner der weiter oſtwärts gelegenen freundſchaftlichen und Societätsinſeln. Ihre Nahrungsmittel müſſen gröſtentheils aus dem Pflanzenreiche genommen ſeyn, wie ſie denn auch förmlichen Landbau treiben. Sie pflegen aber nicht leicht eher zu arbeiten, als bis ſie von der Noth dazu getrieben werden, und einen großen Theil ihrer Zeit mit Muſik und Tanz zu verbringen.

Eine andre Inſel iſt Ambrrym, auf welcher ein feuerſpeyender Berg befindlich iſt: die vorzüglichſte von allen Hebriden aber, iſt die Inſel Tanna, die auch, wie das Betragen der Einwohner, während der Anweſenheit der Engländer zeigte, noch von keinem europäiſchen Schiffe beſucht geweſen war. Schon den Tag vorher, ehe die Engländer dieſes Eyland entdeckten, hatten ſie auf einer andern Inſel mit den Indianern Händel, ſo, daß ſie ſich genöthigt ſahen, ſie mit Muſketen und Kanonenfeuer zu begrüßen, und hier hatten ſie ebenfalls nicht eher Frieden, bis ſie den Inſulanern durch einige Schüße Achtung gegen ſich gelehrt hatten. Sobald dies geſchehen war, kamen ihnen auch die Einwohner mit grünen Zweigen in den Händen entgegen. Sie waren ſchwarzbraun von Farbe, mittler Größe, aber weit ſtärker und beſſer gebaut als die Mallikoleſer. Sie haben ein männliches, offenes, gutherziges Anſehen, ſtarke gekräuſelte Bärte, und ſchwarzes dickes Haar, das ſie in lauter kleine Zöpfe gewickelt tragen, und mit Piſangblättern oder einer ordentlichen Art von Müße bedecken. Der Naſenknorpel iſt faſt bey allen durchbohrt, und durch die Oeffnung ein Rohrſtab

oder

oder ein Stein geſteckt. Statt der Ohrgehänge tragen ſie Ringe von Schildkrötenſchale. Um den Hals binden ſie zuweilen eine Schnure, von welcher eine einzelne Muſchel oder ein Stückchen Talkſtein auf die Bruſt herabhängt. Am Obertheil des linken Arms tragen ſie meiſt ein Armband, welches aus einem Stück Kokosſchale beſtehet, und entweder künſtlich geſchnitzt, oder auch nur ganz glatt, allemal aber ſchön polirt iſt. Einige gehen mit einer Binde von grobem Zeuge umgürtet, andre begnügen ſich mit einer dünnen Schnur um den Leib, auſſerdem aber gehen ſie völlig nackend. Zu ihren Zierrathen gehören auch noch verſchiedene Arten von Schminke, und allerhand in die Haut geritzte Figuren. Die erſte iſt blos fürs Geſicht, und beſteht entweder aus rother Ochererde, oder aus weißem Kalk, oder aus einer ſchwarzen, wie Bleyſtift glänzenden Farbe. Dieſe werden mit Kokosöl eingemacht, und in ſchrägen, zwey bis drey Zoll breiten Streifen aufgetragen. Das Aufritzen der Haut geſchieht vorzüglich am Obertheil des Arms und auf dem Bauche. Die Waffen der Tanneſer, ohne welche ſie ſich niemals ſehen laſſen, beſtehen in Bogen, Pfeilen, Keulen, Spießen und Schleudern. Die Bogen ſind ſehr ſtark, vom ſchönſten elaſtiſchen Holze gemacht, und ſehr gut geglättet, Die Pfeile beſtehen aus einem, beynahe vier Fuß langen Rohrſtab, und die Spitze aus eben der Art, von ſchwarzem Holze, welche von den Mallikoleſen zu gleichem Behuf gebraucht wird. Die Spitzen ſind dreyeckigt, über zwölf Zoll lang, und mit Widerhaken verſehen. Die Schleudern werden aus Kokosfaſern gemacht. Zu ihren Spießen nehmen ſie knotige, ungeſtaltete Stecken, kaum eines halben Zolls dick, aber neun bis zehn Fuß lang, deren Spitze dreyeckigt und mit ohngefähr zehn Widerha-

ken verſehen zu ſeyn pflegt. Dazu haben ſie auch eine Art Wurfriemen, und damit ſind ſie in einer Entfernung von dreyßig bis vierzig Fuß im Stande, einen vier Zoll dicken Pfahl zu durchbohren. Auſſer dieſen Waffen haben ſie noch fünferley Arten Keulen, von denen die längſten fünf, die kürzeſten aber anderthalb Fuß lang ſind.

Die Weiber ſind kleiner als die Männer. Sie tragen einen kurzen Rock von Blättern gemacht, einige auch nur vorne und hinten einen Büſchel Gras, an einem Strick befeſtigt. Ihre Ohrgehänge beſtehen aus Ringen von Schildkrötenſchale, und die Halsbänder aus aneinander gereiheten Muſcheln. Sie waren weit ſchüchterner als die Männer, wurden aber nach und nach immer dreuſter, und überhaupt merkte man bey den Tanneſen einen hohen Grad von herzlicher Gutmüthigkeit, der ihrem moraliſchen Karakter viele Ehre macht. Daß ſie mistrauiſch gegen die Engländer waren, und ihnen gewiſſe Gegenden der Inſel nicht zu betreten erlaubten, darf ihnen nicht zum Vorwurf angerechnet werden; ſie betrugen ſich doch übrigens weit gemäſſigter, als ſie den Begriffen des Naturrechts zufolge dazu berechtigt waren, indem ſie den Tod eines ihrer Leute, den ein engliſcher Soldat erſchoſſen hatte, an niemand rächten, ob ſie dies ſchon an etlichen Herrn, die im Lande auf Entdeckungen in der Naturgeſchichte ausgegangen waren, gar leicht hätten thun können.

Von der ganzen Inſel überhaupt wiſſen wir ohngefähr Folgendes: In der Mitte derſelben liegt ein feuerſpeyender Berg, der damals, als die Engländer auf der Inſel waren, gerade in vollem Aus-

bruche war. Alle fünf Minuten wenigſtens ſtieg mit einem dem Donner ähnlichem Geräuſch eine hohe Feuerſäule aus demſelben; er warf Felſenſtücke von der Größe eines Schiffsbootes in die Höhe, und die Luft war beſtändig mit einer ſcharfen beißenden Aſche angefüllt, mit welcher auch die ganze Inſel bedeckt lag. Eben dieſe volkaniſche Aſche mit einem Zuſatz von guter ſchwarzer Erde, macht den trefflichen fruchtbaren Boden dieſer Inſel aus. Den Volkan näher zu unterſuchen, erlaubte das Mistrauen der Einwohner nicht, doch entdeckte man etliche heiße Quellen, und gediegenen Schwefel in einer Gegend, von welcher beſtändig ein weißer Dampf in die Höhe gieng.

Das Pflanzenreich iſt hier von großem Umfange. In den Wäldern gab es viele ganz unbekannte Gewächſe, und in den Plantagen wurden mehr als vierzig verſchiedene Arten gezogen. Unter den wildwachſenden verdient die Muſkatennuß beſonders erwähnt zu werden, auch gab es Orangen, Feigen, Yams, Piſang, Kokos u. ſ. w. Hühner und Schweine ſind das einzige Zuchtvieh der Einwohner, und von wilden giebt es blos Ratten und Fledermäuſe. In den Wäldern halten ſich unzählig viel Vögel auf, Fiſche ſind in großer Menge und Mannigfaltigkeit vorhanden, Muſcheln aber ſind ſelten.

Die Bevölkerung mag ſich höchſtens auf zwanzigtauſend Seelen belaufen, mit dem Anbau des Landes aber iſt man noch nicht weit gekommen, und überhaupt kennen die Bewohner von Tanna ungleich weniger Bequemlichkeiten des Lebens, als die Einwohner auf den freundſchaftlichen oder Societätsin-

tätsinſeln. Ihre Häuſer ſind bloße Schoppen, von Kleidung wiſſen ſie noch gar nichts, ja es fehlt ihnen ſogar an der Reinlichkeit, deren Mangel für die Aufnahme des geſelligen Lebens immer ein groſſes Hinderniß iſt. Nur in der Kochkunſt und in der Muſik hat man es hier weiter als auf andern Südſeeinſeln gebracht. So wiſſen ihre Weiber Paſteten zu backen, deren Teig aus Piſang und Arumwurzeln, die Fülle aber aus Kokoskernen und Blättern beſtehet, und welche ſelbſt den engliſchen Herrn ein köſtliches Eſſen zu ſeyn ſchienen. Ihre Staatsverfaſſung ſchien völlig patriarchaliſch zu ſeyn; von Religion aber ſpürte man nicht das Mindeſte, auſſer daß die Engländer jeden Morgen in einer Gegend, wohin man ihnen nicht zu gehen verſtattete, einen langſamen, feyerlichtönenden Geſang anſtimmen hörten.

Andre zu dieſem Archipelag gehörige Inſeln ſind Irronan, Annatom, welche ein ſehr fruchtbares Anſehen hat, Irromanga, Apih und Tierra del Espiritu Santo, eine ſehr große, ſchon von Quiros entdeckte Inſel, welche die größte unter allen Hebriden, von den Engländern aber nicht beſucht worden iſt. Was ſie ſahen, beſtand auf viele Meilen weit, theils aus Hügeln von mittelmäßiger Größe, theils aus breiten, fruchtbaren und dem Anſcheine nach gut bewohnten Thälern. Die Kähne, welche von der Küſte nach dem Schiffe kamen, hatten dreyeckigte Segel. In jedem ſaßen vier bis fünf Mann, die ganz nackend waren, auf dem Kopf einen Federbuſch trugen, oder eine weiße Muſchel an die Stirne gebunden, oder ein Sagoblatt um den Kopf gewickelt hatten. Sie nahmen die Geſchenke, welche ihnen vom

Schiffe

Schiffe heruntergelaſſen wurden, mit großer Freude an, und gaben einen Zweig des Pfefferbaumes wieder dafür zurück.

Soviel für jetzt von den Inſeln Südindiens, der letzte Theil unſers Werkes wird uns mit andern Inſeln bekannt machen, welche unſtreitig unter allen die kultivirteſten und merkwürdigſten ſind.

EIGENTHUM DES COLLEGIUMS ST. ANNA IN AUGSBURG

1